Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerke0000ebne_h4n4

Marie von
Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Band 3

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Dritter Band
1.–20. Tausend

Verlegt bei Gebr. Paetel
(Dr. Georg Paetel) in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A. G.
in Berlin-Grunewald

Marie von Ebner-Eschenbach

Lotti die Uhrmacherin/
Miterlebtes/Margarete/
Drei Novellen/Rittmeister
Brand/Prinzessin Leiladin/
Hirzepinzchen/
Parabeln und Märchen

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

PT 1853. A1 1920 Bd. 3

Dieses Werk wurde gedruckt in der Offizin G. Kreysing in Leipzig.
Einbandzeichnung und Innentitel sind entworfen von Bernhard Lorenz.
Den Einband fertigte H. Filentscher in Leipzig.

Inhalt des dritten Bandes

Seite

Lotti, die Uhrmacherin 1

Miterlebtes

Wieder die Alte 127
Ihr Traum. Erlebnis eines Malers 214
Der Muff 249
Die Kapitalistinnen 261

Margarete 279

Drei Novellen

Oversberg. Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder 383
Der Nebenbuhler 432
Bettelbriefe 465

Rittmeister Brand 485

Prinzessin Leiladin 597

Hirzepinzchen 629

Parabeln und Märchen

Die Mußmenschen 657
Ein Vergleich 664
Zwei Gräber 664
Prometheus 665
Eine Begegnung 666
Die Fremde 667
Das Blatt 668
Die Siegerin 669
Verlorene Zuversicht 670
Am Ziel 670

Seite

Eine dumme Geschichte 671
Der junge Fürst 677
Kosmogonie 680
Brautwahl 682
Wertbestimmung 687
Geschieden 687
Des Kleinen Lob 688
Besessen 688
Die Nachbarn 689
Der gute Feind 692
Ohne Vorschule 692
Palemon 693
Das Beste 695
Ein Glücklicher 698
Der Gottesleugner 698
Die Verfemte 699
Die Anhänger 699
Die Ausgestoßene 701
Der Verwöhnte 702
Prophetenlos 703
Ungelöste Aufgaben 704
Die Untrennbaren 705
Die Brüder 709

Lotti, die Uhrmacherin

Erzählung

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

I.

Fräulein Lotti war soeben erwacht. Die Repetieruhr, die an einem zart geschweiften Schnörkel am rechten Kopfende des altertümlichen, reich geschnitzten Bettes hing, schlug mit zartem Klange sechsmal an. Gleich darauf begann die deutsche Stockuhr, eine solide Arbeit Meister Anton Schreibelmeyers, von der Kommode am Pfeiler aus, die Morgenstunde zu verkünden. — Auf, auf! befahl ihre gebieterische Stimme, an die Arbeit! der Tag beginnt! Ihre Glocken hatten kaum ausgezittert, als auch schon die französische Wanduhr in aller Bescheidenheit, eilig und leise zu melden begann: Sechs! sechs! gehorsamst zeig ich's an.

Eine kleine Pause — und am linken Kopfende des Bettes erhob das Seitenstück der Repetier-, eine Spieluhr, ihre Silberstimme und gab ein Schäferliedchen zum besten, so lieblich, als hätten kleine Engel es gesungen.

Mit unendlichem Wohlgefallen lauschte das Fräulein dem Konzerte, das ihre Uhren abhielten, und hätte in den Schlußgesang beinahe mit eingestimmt, so fröhlich war ihr zumute. An dem Lichte, das durch die herabgelassenen Vorhänge in das Zimmer drang, erkannte sie, daß es heute einen schönen Tag gebe — war das nicht genug, um den reichen Quell von Heiterkeit in ihrer Seele zum Überströmen zu bringen?

Sie stand auf und kleidete sich an; sehr sorgfältig zwar, aber ohne dabei mehr als durchaus nötig war, in den Spiegel zu sehen, denn — sie war sich kein angenehmer Anblick. Die Zeit, in der sie ihren Mangel an Schönheit gar schmerzlich und

fast wie eine Schmach empfunden, war freilich vorbei. Jetzt, mit fünfunddreißig Jahren als ehrenfeste alte Jungfer, hatte sie längst aufgehört, ihr Äußeres gehässig anzufeinden, aber so ganz erloschen war das letzte Fünkchen Eitelkeit in ihrem Frauenherzen doch nicht, wenn es sich auch nur in dem Gedanken aussprach: Es ist ein Glück, daß ich anderen anders vorkomme, als mir selbst, sonst könnte mich niemand leiden.

Nach beendeter Toilette begab sie sich aus dem Schlaf- in das Wohnzimmer. Es war ein trauliches Gemach, dessen Fenster auf einen kleinen Platz sah — einen sehr kleinen, denn er wurde von nur vier Häusern gebildet; doch war er luftig und hell und gewährte den Anblick eines beträchtlichen Stückes Himmel, was gewiß kein geringer Vorzug war. Es will etwas heißen, im Herzen der Zivilisation zu wohnen, im Mittelpunkt der Hauptstadt, tausend Schritte vom Dome, den zu sehen viele Leute tausend Meilen weit hergezogen kommen, und dabei von seinem Fenster aus Wetterbeobachtungen fast wie Knauer, und das Studium des Sternenlaufes, fast wie ein Chaldäer, betreiben zu können, Wolken und Vögel ziehen, und der Sonne und dem Mond ins Gesicht zu sehen.

Dieses Stück Himmel, obwohl nur aus einem Fenster sichtbar, erhellte dem Fräulein die ganze im übrigen ziemlich finstere Wohnung und ließ ihr das Erklimmen der drei Stockwerke, die zu derselben hinaufführten, als eine höchst anmutige Promenade erscheinen, weniger beschwerlich als eine Bergbesteigung, und beinahe ebenso lohnend.

Aber nicht nur der Himmel über dem Platze, auch die Häuser auf dem Platze und die Menschen, die in ihnen wohnten, nahmen das Interesse Fräulein Lottis in Anspruch. Die Fenster des gegenüberliegenden Hauses, das den Platz gegen Osten in einem stumpfen Winkel abschnitt, glänzten schon im Sonnenschein. Bei den reichen Leuten in der Beletage sind die Gardinen noch nicht aufgezogen; dort schläft man in den Tag hin-

ein, sieht den Himmel nie in seinem ersten, sanft umflorten Blau, in seiner duftigsten Schönheit. Im dritten und vierten Stock hingegen gibt's freien Eintritt für Licht und Luft des goldenen Maimorgens.

Auf den Mauervorsprüngen der beiden Häuser nebenan trippeln dicke graue Tauben in großer Aufregung. Sie warten voll Ungeduld auf das Frühstück, das ihnen Lotti auf dem Fenstergesimse zu servieren pflegt. Kaum weniger gespannt als sie sehen noch andere Geschöpfe dem anziehenden Schauspiel der Taubenfütterung entgegen. Es sind die nächsten Nachbarn des Fräuleins, und sie gehören zu ihren Bekannten, wenn auch nicht zu ihrem Kreise. Der Nachbar zur Linken erhält ihren ersten Gruß, dann kommen die Nachbarn zur Rechten. Jener, ein gebrechliches Männchen, engbrüstig und kahl, das Urbild eines alten Damenschneiderleins, diese, drei frische Jungen, mit runden, dank der frühen Morgenstunde, sauber gewaschenen Gesichtern. Prächtige Bursche, noch zu jung für die Schule und doch beinahe der weiblichen Zucht entwachsen; mit Worten wenigstens richtet die Mutter nichts mehr bei ihnen aus, obwohl sie dieselben nicht spart, die brave Frau. Der Mann und Vater hat seine Werkstätte nebenan in den Hof hinaus und plagt sich an der Drehbank vom Morgen bis zum Abend. Er ist Pfeifenschneider, aber im Rohre scheint er nicht zu sitzen und Überfluß hat er nur an Kindersegen. Die drei Erstgeborenen haben angefangen, sich um den besten Platz am Fenster zu balgen, die Mutter tritt unter sie, ein zweijähriges Mädchen auf dem Arme, zieht den Pantoffel vom Fuße und schlägt wacker auf die Buben los. Der Pantoffel fällt, gleich der Hand des Schicksals, ohne Unterschied auf das Haupt des Gerechten wie des Ungerechten, und bald herrschen Ruhe und Frieden. Die neuen Horatier liegen still nebeneinander im Fenster und beobachten die grauen Tauben, mit innigstem Verständnis für ihre Raufluft und ihren guten Appetit.

Die Aufmerksamkeit des Schneiderleins hingegen ist auf das Fräulein gerichtet. Das braune Mohairkleid, das seine Gönnerin heute zum erstenmal angetan hat, ist seiner Hände selbsteigenes Werk. Der Schnitt hat sich seit wenigstens zehn Jahren als vortrefflich bewährt, und genäht und ausgefertigt ist das Kleidungsstück mit einer Sorgfalt, die ihresgleichen sucht. Alles solid und geschmackvoll. Der Rock so faltenreich, die Taille weder zu lang noch zu kurz, sondern gerade dort angebracht, wo der liebe Gott sie hingesetzt hat. Sie wird von einem breiten Gürtelband umgeben, aus reiner Seide fein, weich und dauerhaft. Aus demselben Stoffe bestehen auch die Biais, die den Kragen und die enganliegenden Ärmel schmücken. Von diesen heben sich die glatten Manschetten, die das Fräulein zu tragen pflegt, gar schön ab, und bilden die schneeweiße Einfassung der zarten schlanken Hände. Ach, diese Hände! das Schneiderlein vermag sie niemals ohne innere Rührung zu betrachten. Sie waren das Erste, was er erblickte in jenem unvergeßlichen Momente, in dem er die Augen aufschlug, die er für immer geschlossen zu haben meinte, freiwillig geschlossen, nach schwerem entsetzlichen Kampfe. Der Alte besinnt sich nur noch wie eines bösen Traumes des hoffnungslosen Elends, das ihn zu einer Tat der Verzweiflung getrieben; er hat die Ursache fast vergessen und begreift ihre Wirkung nicht mehr. „Ich muß wahnsinnig gewesen sein!" sagte er jetzt, wenn er der Stunde gedenkt, in der er sein kleines Töchterchen zu sich gerufen, Tür und Fenster desselben Zimmers, das er heute noch bewohnt, verriegelt, und das Kohlenbecken entzündet hat.

Damals hatte der Zufall Fräulein Lotti zur Retterin des armen Schneidermeisters gemacht, ihre Güte machte sie zu seiner Beschützerin. Nachdem er unter ihrer Pflege gesund und wieder erwerbsfähig geworden, sammelte sie allmählich für ihn einen kleinen Kundenkreis. Der Schneider befand sich jetzt in guten Verhältnissen, war sogar imstande, einen Sparpfennig

zurückzulegen. Er hätte das ruhigste Leben gehabt, wenn nur die revolutionären Ideen seiner Tochter nicht gewesen wären. Aber die Leopoldine, ein ehrgeiziges junges Ding, ein Feuerkopf, hatte an den Arbeiten des Vaters immer etwas auszusetzen und schwärmte, zu seinem Grauen und Entsetzen, für die unsinnigsten, lächerlichsten, abscheulichsten Moden, nämlich für die neuesten.

Soeben haben sie wieder einen scharfen Streit gehabt und sitzen jetzt einander gegenüber im Fenster und nähen an einer schwarzen Seidenmantille mit einem Eifer, den ihr nicht ganz ausgebrauster Zorn beflügelt. Die Mantille braucht erst morgen fertig zu werden, wird es aber gewiß heute noch, wenn die Furie anhält, mit der Vater und Tochter die Nadel führen.

Inzwischen hat sich das Dachfenster über der Schneiderwerkstätte geöffnet; eine Frau und eine Katze sind an demselben erschienen, beide wohlgenährt und weißhaarig. Die Katze schleicht zur Morgenpromenade auf das Dach hinaus, bleibt öfters stehen und wirft begehrliche Raubtierblicke nach den Tauben, die von Fräulein Lotti gefüttert werden. — Wer eine von euch erwischen könnte! denkt sie. Saubere Weltordnung, in der wir leben! — Gäb's eine Gerechtigkeit — ich hätte Flügel!

Frau Katze schüttelt den Kopf, schließt die Augen, leckt die fadendünnen Lippen und gähnt wie ein Tiger.

Ihre Gebieterin hakt den Fensterflügel ein, damit die Spaziergängerin bequem eintreten könne, wenn es ihr genehm sein würde, heimzukehren. Die Rückkunft ihres Lieblings kann die Bewohnerin der Dachstube nicht abwarten, sie muß an ihren Posten, in den kleinen Laden im Durchhause nebenan, wo sie im Winter altgebackenes Brot, im Sommer auch Obst feilbietet, und zu allen Jahreszeiten Näschereien, die ihre Katze verschmähen würde, die aber an den Schulkindern beharrliche Abnehmer finden.

Fräulein Lotti sandte bereits viele Grüße zu der dicken Frau empor, die so freundlich aussah wie des Teufels Großmutter, und sich's lange überlegte, bevor sie mit einem kaum merkbaren Nicken dankte. Aber auch damit ist Lotti zufrieden. An Zuvorkommenheit von Seite der Frau Brotbesitzerin wurde sie nie gewöhnt und hat auch kein besonderes Herzensbedürfnis danach. Sie wünscht nur, konservativ wie sie einmal ist, daß alles beim alten bleibe, und daß sie sich täglich sagen könne, was die Potentaten jährlich einmal in ihren Thronreden sagen: „Unsere Beziehungen zu den Nachbarstaaten sind die freundschaftlichsten."

II.

Lotti schloß ihren unersättlichen Tauben das Fenster vor den Schnäbeln zu und zog sich in das Zimmer zurück. Auf einem Tischchen, in der Nähe des Kamins, hatte Agnes, die goldene Säule des kleinen Haushalts, schon alle Vorbereitungen zum Tee getroffen. Lotti begann nun, ihn zu bereiten. Dabei musterte sie ab und zu ihr Stübchen mit wohlgefälligen Blicken.

Je länger sie es bewohnte, desto gemütlicher erschien es ihr, desto mehr mußte sie selbst die geschickte Benützung des Raumes bewundern, die es möglich gemacht, so viele Tische, Schränke und Schränkchen in dem schmalen Zimmer unterzubringen. Sehr frei bewegen konnte man sich darin freilich nicht, am wenigsten dann, wenn zufällig mehrere Schranktüren zu gleicher Zeit offen standen. Doch — was lag daran? Lotti empfing ja keine Gäste, hatte auch für solche nicht vorgesorgt. Außer dem Fauteuil, den sie bei ihren Mahlzeiten benützte, war nur noch ein Sitzmöbel vorhanden, ein altdeutscher, geschnitzter Holzsessel, ein wahres Ausbund von Schwerfälligkeit. Er überragte, kaum beweglicher als ein Berg, einen Arbeitstisch, auf dem

mehrere zerlegte Uhrwerke unter Glasglocken, und alle erdenklichen Uhrmacherwerkzeuge lagen. Auf der linken Seite des Fensters, in der dunklen Ecke, welche das Zimmer dort bildete, befand sich ein großer, bis an die Decke reichender Schrank. Der glich einer gotischen Kapelle, war aber ein Schreibtisch, sehr schön, sehr merkwürdig und sehr unbequem — der Schreibtisch einer Person, die nicht schreibt. Um so zweckmäßiger war der niedrigere Bücherschrank, der den größten Teil der Längenwand, dem Eingange zu Agnesens Zimmer gegenüber, einnahm. Schlanke Säulen mit korinthischen Kapitälchen verzierten die Glastüren des Aufsatzes, hinter dessen blanken Scheiben eine sehr gemischte Gesellschaft friedlich beisammen wohnte.

Da standen Schillers Werke in einem Bande, im allerdings ziemlich abgenützten Prunkgewand aus rotem Saffian, neben zwei kleinen dicken Büchlein in schweinsledernen Schlafröckchen, den Mémoires du Maréchal de Bassompierre. Goethes Benvenuto Cellini hatte zwei ganz unähnliche Nachbarn, Dom Jacques Martins Histoire de Gaules und ein ehrwürdiges Inkunabel: Unser lieben frawen psalter, gedruckt zu Augspurg. Von Luca Zeisselmair. Am mitwoch nach Jakobi. In dé iar als man zelet 1495. Gibbons Geschichte des Verfalles des römischen Reiches blickte gnädig auf den Herrn Quintus Fixlein herab, Krummachers Parabeln lehnten sich mit naiver Zutraulichkeit an die Annalen des Tacitus. Lessings Laokoon war durch ein Versehen mitten hinein geraten zwischen den Barometermacher auf der Zauberinsel und die Familie von Halden; Prinz von Gotland, der Bramarbas und Himmelstürmer, hielt sich ruhig neben dem weisen Paskal. Viele Klassiker der Weltliteratur, alte und neue, fanden sich durch irgend ein Hauptwerk vertreten: vollständig vorhanden jedoch waren alle Lehrbücher der Uhrmacherkunst. Ihre lange, majestätische Reihe wurde durch Hieronymus Cardani (1557) eröffnet und schloß mit M. L. Moinet's: Traité général d'Horlogerie.

Kein einziges von allen diesen Büchern war seiner Eigentümerin ganz fremd, mit manchen stand sie auf dem vertrautesten Fuße, und gerade in diese vertiefte sie sich mit dem größten Vergnügen immer von neuem. Denn, meinte sie, ein schönes Buch nicht wieder lesen, weil man es schon gelesen hat, das ist, als ob man einen teuren Freund nicht wieder besuchen würde, weil man ihn schon kennt.

Übrigens — ein gutes Buch, einen guten Freund, die lernt man nicht aus. Ein weises Buch ist eben so unergründlich wie ein großes Menschenherz.

Viele dieser Werke besaßen außer ihrem eigenen, auch noch einen besonderen, für Lotti unschätzbaren Wert. Sie waren mit Randbemerkungen von der Hand eines Mannes versehen, der ihr unter allen Lebenden am höchsten gestanden hatte — ihres Vaters.

Sie meinte ihn sprechen zu hören, wenn sie die kurzen, zierlich geschriebenen Sätze, Früchte reiflicher Überlegung und solider Fachkenntnis, überlas.

Meister Johannes Feßler hatte nicht zu den Leuten gehört, die einen Gedanken deshalb schon für gut halten, weil er in ihrem Kopf entstanden ist. Das Handwerk, das er ein halbes Jahrhundert hindurch getrieben, hatte ihn gelehrt dreißig „vielleicht" und „ich glaube" leichter auszusprechen, als ein: „So ist's," oder ein: „Das steht fest."

Ein gewissenhafter Uhrmacher, wie er gewesen war, ein Mann, der so oft erfahren hatte, daß am Ende einer Reihe scheinbar richtiger Schlüsse ein Irrtum lauern kann, der hütet sich wohl, leichtsinnig Behauptungen aufzustellen. Dafür haben die seinen aber auch bei allen Leuten, die es verstehen, einen Ausspruch auf dessen Feingehalt an Wahrheit zu prüfen, ihr gehöriges Gewicht.

Aus den Randglossen des Meisters ließ sich erkennen, wie ernst es ihm war mit seinem Beruf, und welche Liebe er für

ihn hegte. Man sah es wohl, was er auch gelesen hatte, wie sehr ein Buch seine Aufmerksamkeit gefesselt haben mochte, seines Handwerks hatte er dabei nie vergessen. Niemals war ein bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte der Menschen zu seiner Kenntnis gekommen, ohne daß er gesucht hätte, es mit einem eben solchen in der Geschichte der Uhren in Verbindung zu bringen. So fand sich zum Beispiel in einem historischen Werke, an einer Stelle, wo die Rede war vom Tode Kaiser Rudolfs von Habsburg, von Feßlers Hand die Anmerkung: — In demselben Jahre erhielt die Kirche von Canterbury eine Schlaguhr, für welche 30 Pfund St. bezahlt wurden. Weiter, als der „goldenen Bulle" Erwähnung geschah, hatte der Meister seinerseits erwähnt: Gleichzeitig ehrte die Stadt Bologna sich selbst, indem sie die erste öffentliche Uhr aufstellen ließ. — Noch weiter: Eduard III. entsagt seinen Ansprüchen auf den französischen Thron — und — fügte Feßler hinzu: erteilt dreien Uhrmachern aus den Niederlanden Schutzbriefe, damit sie nach England kommen können. Anno 1368. In demselben Geschichtswerke war der Beiname König Karls V., der Weise, nachdrücklich unterstrichen und daneben stand: Muß, wie der gleichnamige große deutsche Kaiser, eine besondere Freude an den Werken der Uhrmacherkunst gehabt, ja vielleicht selbst dabei Hand angelegt haben. Der berühmte Meister Jouvence hätte sich sonst schwerlich erlaubt, eine seiner Uhren mit der Inschrift zu versehen:

Charles le Quint, Roi de France
Me fit par Jean Jouvence.

Der nämliche weise König ließ auch (1364) Herrn Heinrich von Wick nach Paris kommen, wo dieser eine Uhr für den Turm des Königlichen Schlosses verfertigte. Er erhielt Wohnung in demselben Turm und eine Besoldung von sechs Sous täglich. —

Noch andere Randglossen machten darauf aufmerksam, daß Luther seine Bibelübersetzung zu derselben Zeit geschrieben hat,

zu welcher Peter Hele, Andreas Heinlein und Caspar Werner in Nürnberg die ersten Taschenuhren zustande brachten; daß, im Jahre des Unterganges der spanischen Armada, Andreas Landek, Schüler Abraham Habrechts und Verfertiger der ersten Kirchenuhr in Nancy, zu Wertheim in Franken geboren wurde; daß Anno 1690 — glorreichen Andenkens für Deutschland wegen der Gründung der Universität Halle, und für Frankreich wegen der Siege Luxemburgs, Catinats und Tourvilles — in Paris, wo bisher nur kleine Taschenuhren beliebt gewesen, plötzlich sehr große in die Mode kamen ... Und so weiter! noch viele wichtige und höchst seltsame Zusammenstellungen, die jedem, der ein Herz hat für die Uhrmacherei, gar viel zu denken geben.

Was ihm selbst dabei eingefallen, hatte Meister Johannes niemals verraten, sehr oft aber sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er nur ein ungelehrter Mann war und nicht imstande, eine ausführliche und genaue Geschichte der Entwicklung der Uhrmacherkunst zu schreiben. Das beste Material, das es geben kann — wenigstens zu einem Hauptzweig eines solchen Werkes — besaß er selbst. Er hatte im Laufe seines langen Lebens eine Sammlung von Taschenuhren zusammengebracht, wie sie vor ihm so vollständig und lückenlos, schwerlich ein Privatmann (Herrn Asthon Levers ausgenommen, das versteht sich!) besessen haben dürfte. Lauter seltene und auserlesene Exemplare, jedes der Vertreter einer eigenen Gattung, jedes wertvoll an und für sich, und doppelt wertvoll als Teil des Ganzen, zu dem es gehört. Wäre diese Sammlung bekannt, sie wäre gewiß auch berühmt geworden, sie hätte die Bewunderung aller Kenner erwecken müssen. Aber dem Meister Johannes war um Berühmtheit gar nicht zu tun, und was die Bewunderung betrifft, die ihm eigentlich ganz recht gewesen wäre — wer hört nicht gerne loben, was er liebt? — so hat sie doch meistens Neid und Verlangen in ihrem Gefolge, die

Feßler um keinen Preis zu erwecken wünschte. Er freute sich im stillen an seinem Schatze, was nicht heißen soll, daß er sich allein daran freute. Es gab zwei Getreue, die keine anderen Interessen kannten als die seinen, für die sein Wort das Evangelium war, sein Beifall das Ziel aller Wünsche, seine Zufriedenheit das höchste Lebensgut. Die beiden waren seine Tochter Lotti und sein Ziehsohn Gottfried. „Meine Gesellen" nannte er sie in ihrer Kindheit, und später mit Stolz: „Meine Gehilfen." Endlich schien ihm auch diese Bezeichnung nicht mehr ehrenvoll genug, und er sprach sie niemals aus, ohne sich dabei in Gedanken zu verbessern: „Ich sollte eigentlich sagen: Meine Berufsgenossen ... solche noch dazu, die im besten Zuge sind, mich zu überflügeln."

Daß sie es doch möchten, und recht bald, und recht weit — sein liebster Traum wäre erfüllt. Aber nicht allein dieser, jeder Traum von Erfolg und Glück, den er für seine Kinder im treuen Vaterherzen hegte, schien in Erfüllung gehen zu wollen. Ihr Lebensweg lag so glatt geebnet vor ihnen, sie waren so ganz geschaffen, die Bahn, die das Schicksal ihnen vorgezeichnet, eines auf das andere gestützt, ohne Abirrung, ohne Wanken und Straucheln zu verfolgen. Sie waren beide brav und talentvoll, hatten ein und dasselbe geistige Interesse und dienten ihm mit dem gleichen Eifer. Niemals war ihre Einigkeit getrübt worden. Von dem Augenblick an, in welchem Feßler den kleinen Gottfried, den Sohn eines in der Fremde verstorbenen Verwandten, in sein Haus aufgenommen, hatte sich dieser, so jung er selbst war, zum Beschützer des noch jüngeren Mühmchens aufgeworfen. Gottfried war völlig verwaist, Lotti hatte vor kurzer Zeit ihre Mutter verloren.

Die beiden Kinder wuchsen munter heran. Er wurde ein kräftiger, ernster Jüngling von nachdenklichem, etwas zurückhaltendem Wesen, sie ein hochaufgeschossenes, schlankes Mädchen, verständig, sanft, und dabei immer lustig und guter Dinge.

Sie bewunderte und verehrte ihren Vetter und fürchtete seinen Tadel mehr als den ihres Vaters. Ihren ersten großen Schmerz erfuhr sie, als Gottfried nach London geschickt wurde, um dort seine Lehrjahre durchzumachen. Er selbst hatte die Stunden der Abreise kaum erwarten können, aber als sie herankam, war sie so düster und leidvoll, wie sie aus der Ferne licht und freudig erschienen. Lotti schluchzte bitterlich. Der frohe Mut, mit dem sie bisher der Trennung von ihrem Jugendgespielen entgegengesehen, war plötzlich verschwunden, sie wollte nicht mehr begreifen, warum er denn fort müsse, und wie es sich ohne ihn leben lassen solle.

Feßler jedoch bestand auf seinen Sinn. Er umschloß seine beiden Kinder in einer Umarmung, dann trennte er sie sanft: „Leb wohl, Gottfried," sagte er, „in drei Jahren bist du wieder bei uns. Geh, lieber Sohn. Im Vaterlande eines Harrison," — in seinen feuchten Augen leuchtete es begeistert auf — „eines Mudge, eines Arnold müssen unsere künftigen Meister leben. Wenn du heimkommst, werde ich von dir lernen."

Allein dieses Wort sollte nicht zur Wahrheit werden. Als Gottfrieds Lehrzeit um war, und er nach Hause zurückkehrte, behauptete er, bei seinen neuen Meistern nichts so gut gelernt zu haben, als seinen alten Meister und dessen Kunst zu schätzen. So berühmt jene auch seien, so teuer ihre Arbeiten bezahlt werden, Feßler dürfe sich mit dem größten von ihnen messen. Eines nur verstände auch der Geringste unter allen besser, nämlich seine Geschicklichkeit geltend zu machen und zu verwerten. Diesen Vorwurf wies Feßler lächelnd zurück. Beehrten ihn nicht die vorzüglichsten Uhrmacher mit ihren Bestellungen? zögerten sie, ihren Namen in eine Uhr schreiben zu lassen, die aus seinen Händen kam?

Aber Gottfried schüttelte den Kopf und meinte, das sei es eben, was ihn kränke. — „Ihr Name auf deinem Werk! wo steht denn der deine? Wer kennt dich, wer weiß von dir? ...

Was haſt du von deinen unvergleichlich ſchönen und genauen Arbeiten?"

„Die Freude, ſie zu machen!" war die Antwort Feßlers, und das Herz ſchwoll ihm vor Wonne über die Anerkennung, die ſein weitgereiſter Sohn ihm zollte.

Die kleine Familie verlebte damals eine herrliche Zeit. Eine Zeit voll beſeligenden Friedens und erfolgreicher Tätigkeit. Feßler war mit der Vollendung eines Chronometers beſchäftigt, den er ſelbſt für ſein beſtes Werk hielt. Gottfried lieferte dazu eine Kompenſationsunruhe von ſo einziger und zarter Ausführung, daß Meiſter Johannes bei ihrem Anblick laut ausrief: „Unübertrefflich!" — Dieſes Lob hatte er noch nie einer Leiſtung geſpendet, die aus ſeiner Werkſtatt hervorgegangen war. Lotti hingegen gelang es, eine höchſt merkwürdige und komplizierte Taſchenuhr aus dem XVI. Jahrhundert in Gang zu bringen. Es bedurfte dazu außerordentlicher Geſchicklichkeit, unſäglicher Geduld — aber welche Freude, als ſie belohnt wurden, und das ſeltſame kleine Ding ſeine abenteuerlich geformten Räder in Bewegung zu ſetzen begann. Feßler und Gottfried lachten, ſtaunten, bewunderten; das Herz des jungen Mädchens pochte vor Entzücken ... Ja, es war eine herrliche Zeit! — warum mußte ſie ſo raſch vergehen? Warum mußten ihr, die ſo erfüllt war von ſtillem und harmloſem Glück, Tage folgen voll Pein und Qual? Böſe Tage, in denen die fleißigen Hände Lottis ruhten, aus ihrer Seele jedoch die Ruhe gewichen war. Tage, in denen alles, was ſonſt ihr Leben erhellte, ihr gleichgültig geworden, und das Leben ſelbſt — eine Laſt.

III.

Dieſe ſchreckliche Zeit war nun längſt vorüber; doch hielt Lotti die Erinnerung an ſie in ihrer Seele wach. Sie wollte

nicht vergessen, daß auch ihr ein gehöriges Maß an Leid und Enttäuschung zugeteilt worden, sie wäre sich sonst im Vergleich mit anderen Menschenkindern ungerecht bevorzugt erschienen. Wie vielen wird es denn so gut, mit ihr sagen zu können:

Ich habe das Leben, das ich brauche!

Ihrer alten Beschäftigung, zu der sie zurückgekehrt war, verdankte sie täglich neue Freude, verdankte ihr Frieden, Frohsinn und Unabhängigkeit. Wäre ihr Vater nur noch dagewesen, um dies alles mit ihr zu genießen! Aber leider, Meister Johannes ruhte schon seit geraumer Zeit in der kühlen Erde.

Er hatte keine Mühseligkeit des Alters kennen gelernt; niemals hatten ihm Auge und Hand bei der Ausführung der Gedanken seines erfinderischen Kopfes ihre Dienste versagt. Wohl waren seine Haare weiß geworden, hatten seine Wangen sich entfärbt, aber aus seinen klaren Zügen leuchtete der Glanz einer unverwelklichen Jugend. Die Jugend des mit Bewußtsein Werdenden. Unermüdlich strebend und lernend, hatte er sich nicht Zeit genommen, recht zu überlegen, wieviel er schon erstrebt und erlernt — da plötzlich, ohne auch nur einen seiner Vorboten geschickt zu haben, trat der Tod an ihn heran.

Und jetzt, im Angesicht der ewigen Trennung, fiel dem Meister der Gedanke schwer aufs Herz, daß er seine Tochter fast mittellos in der Welt zurücklassen müsse. Er hätte ihr so leicht eine behagliche Wohlhabenheit sichern können! — Vor einem Jahre noch fand sich die beste Gelegenheit dazu, da bot ein reicher Kenner, der sich in die Uhrensammlung Feßlers vernarrt hatte, eine Summe dafür, eine lächerlich hohe Summe, wahrhaftig ein Vermögen. Allein Johannes hatte nicht einmal geschwankt, war ruhig dabei geblieben: „Die Uhren sind mir nicht feil!“

Über diesen Leichtsinn, diese törichte Selbstsucht machte er sich in seiner letzten Stunde bittere Vorwürfe und bat noch

sterbend seinen Sohn Gottfried, jenen abgewiesenen Käufer aufzusuchen und ihm zu melden, die Sammlung, nach welcher er so heißes Verlangen trage, stehe ihm nun zur Verfügung. Lotti jedoch erklärte, daß sie ebenso gern ihre Seele verkaufen leße, wie diese Uhren.

So blieben sie denn in ihrem Besitze, wenn auch nicht ohne manchen harten Kampf. Die Sammlung Meister Feßlers war allmählich doch in einem Kreise von Kennern und Liebhabern zu dem ihr gebührenden Rufe gelangt. Es fehlte nicht an zudringlichen Leuten, die trotz der standhaften Zurückweisungen, die sie erfuhren, immer wieder erschienen, immer neue Bewerbungen anstellten, immer glänzendere Anerbietungen machten. Das war denn oft herzlich langweilig, trug aber nur dazu bei, die Liebe, welche Lotti für ihre Uhren empfand, noch zu erhöhen. Sie hörte niemals auf, ihnen ihre Sorgfalt angedeihen zu lassen, und wenn es noch so viel zu tun gab, und wenn die Zeit noch so sehr drängte, ging sie nicht an ihr Tagewerk, ohne ihren Uhren einen Besuch abgestattet zu haben. Hätte sie das jemals unterlassen müssen, die rechte Begeisterung, die rechte Lust zur Arbeit hätte ihr gefehlt.

Auch heute war sie an das Schränklein getreten, das in der Ecke stand neben der Schlafzimmertür, dem großen Schreibtisch gegenüber. Eben fiel ein Sonnenstrahl schräg durch das Fenster auf das Kästchen, auf Lottis Hände, und als sie die erste Lade öffnete, schlüpfte er sogleich hinein. Prächtig war's, wie er die kleinen ehrwürdigen Meisterwerke beleuchtete, welche darin auf einem Bettlein von purpurrotem Samt lagen.

Die glatten Gehäuse aus Messing, Kristall, Silber und Gold und die reich verzierten, und die durchbrochenen und in diesen so sorgfältig geputzten, polierten und wieder zusammengesetzten Werke erglänzten und gaben dem leuchtenden Strahl des Lichtes, der sie in ihrer Verborgenheit und Ruhe besuchen kam, seinen Gruß zurück. Das war Lade Nummer Eins!

Sie enthielt drei sogenannte „lebendige Nürnberger Eier“ und drei „Halsorln.“ Kein einziges Stück jünger als dreihundert Jahre, manches noch älter und gerade die ältesten von der künstlichsten Beschaffenheit. Was wollten sie nicht alles können, diese kleinen Maschinen, was trauten sie sich nicht zu? Sie begnügten sich keineswegs damit, die bürgerlichen Stunden anzuzeigen und zu schlagen, und den Schläfer zu wecken, wann immer es ihm beliebte, auch den Wochen- und Monatstag verzeichneten sie, kontrollierten die Aspekte und Phasen des Mondes und behaupteten, den Stand der Sonne nachweisen zu können. Sie wandten den Himmelszeichen ihre Aufmerksamkeit zu, wußten Auskunft zu geben über die Sternzeit und nahmen Notiz vom türkischen Kalender ...

Wahrhaftig, die braven Männer, denen sie ihre Entstehung verdankten, hatten sich Schweres vorgesetzt — und mit wie geringen Mitteln gedachten sie es zu erreichen! Mit Spindelechappements — mit Löffelunruhen, deren kläglich humpelnder Gang von einer Schweinsborste reguliert wurde! Sie verfertigten alle Räder aus Eisen, und von einer Schnecke war ihnen nicht einmal die Ahnung aufgekommen.

Aber so ärmlich ihre Kunst, so reich war ihr Vertrauen. Sie wußten — das heißt, sie glaubten, und weil sie glaubten, wußten sie — daß Schwäche zur Stärke erwachsen kann, wenn nur der rechte Segen auf ihr ruht. Kühn und demütig zugleich riefen sie die Hilfe desjenigen herbei, dem nichts unmöglich ist, und stellten die Werke ihres Fleißes unter seinen allmächtigen Schutz, empfahlen sie auch wohl der Fürsprache der Mutter Gottes oder eines vornehmen Heiligen. Einer der alten Meister hatte in den Boden des Federhauses, das die Kraft umschließt, von der alle Bewegung ausgeht, die das ganze Getriebe gleichsam beseelt, den Namen Jesu eingegraben. Von einem andern war, aus dem feingeschnittenen, prächtig ornamentierten Monogramm der heiligen Jungfrau Maria, der Schutzdeckel des

Zifferblattes gebildet worden. Auf der Innenseite des Gehäuses standen die Worte eingraviert:

Kasper Werner hat mich gemacht
Vnd der heiligen Jvngfrav dargebracht
Da · man · zelt · 1541.

Immer reichere Schätze gelangten zum Vorschein, als Lotti Lädchen um Lädchen öffnete und schloß. Taschenuhren in den verschiedensten Formen, achteckig, rund, oval, elliptisch, sternförmig, in Gehäusen aus Gold und Silber, aus Smaragd, Rauchtopas, Bergkristall. Unter andern gab es eine Uhr in Kreuzform, mit dem Augsburger „Stadtphyr," „Wardein- und Wichszeichen" versehen. Das Gehäuse, das Zifferblatt und der innere Deckel waren mit Darstellungen des Leidens Christi bedeckt, die dem besten Künstler zur Ehre gereicht hätten. Leider fehlte das Meisterzeichen. Aber mit Blindheit hätte man geschlagen sein müssen, um nicht sogleich zu erkennen, daß die prächtige deutsche Arbeit aus der Zeit Kaiser Rudolfs II. stammte und vermutlich von Hans Schlotheim hergestellt worden war.

Über den Ursprung ihrer nächsten Nachbarin, gleichfalls kreuzförmig, mit Gehäuse aus einem Stück Rauchtopas, konnte kein Zweifel obwalten. Ihr Schöpfer hatte sie nicht namenlos in die Welt geschickt, sondern neben dem Stellungsrade brav und deutlich sein „Konrad Kreizer" eingeschrieben.

Eine ganze Schar anmutiger Französinnen folgte. Köstliche Ührchen, geschmückt mit Emailmalereien von den Brüdern Huaut, oder mit erhaben geschnittenen Blumen, mit buntem Blattwerk, mit durchbrochenen Arabesken aus vielfarbigem Golde. Die Sammlung enthielt nicht minder merkwürdige Arbeiten von Tompion in England, Albrecht Erb in Wien, Gerard Mut in Frankfurt, Matthäus Degen, Christoph Strebell. Kurz, es fehlten wenig große Namen, und wer die vorhandenen mit recht scharfen Augen betrachtete, der sah mehr, als nur

Namen in eine Metallplatte eingeritzt, der sah das Wesen des Meisters sich deutlich in seinem Werke spiegeln.

Nach all den köstlich verzierten Stücken erschienen die einfachen Taschenuhren von Pierre le Roy, Berthoud, Breguet, eine Emmery ... Ach, die weckt traurige Erinnerungen, mahnt an die große Enttäuschung in Lottis Leben. Mit einer solchen Uhr in der Hand trat dereinst ... Hinweg! — Schlafe du nur ruhig weiter. Hinweg von dir zu dem unerhörtesten Kuriosum der Sammlung — zu der Seetaschenuhr von Mudge dem Ersten.

Die Geschichte will wissen, daß dieser berühmte und unsterbliche Mann in seinem Leben nur drei Seeuhren verfertigt hat, und zwar die erste im Jahre 1774, und die beiden andern, der blaue und der grüne Zeithalter genannt, im Jahre 1777. Nun, die Geschichte hat einmal wieder geirrt. Hier war sie auf die gründlichste Art der Welt widerlegt, durch eine Tatsache — hier war eine vierte Mudge. Zwillingsschwester der älteren, der von Maskelyn in Greenwich geprüften und sicherlich in demselben Jahre mit dieser entstanden, wie denn auch die beiden jüngeren in einem Jahre gemacht worden waren.

Die weltbekannten Beschreibungen, die wir von der ersten Seeuhr Mudges besitzen, paßten genau auf die, welche sich in Lottis Händen befand.

Die Uhr war echt, ihr edler Ursprung über jeden Zweifel erhaben, es war eine ganze Mudge — die Leistungsfähigkeit ausgenommen. Die durfte man freilich nicht mehr von ihr verlangen, der über hundert Jahre alten Greisin.

Die letzte Lade, die von Lotti geöffnet wurde, enthielt schöne Arbeiten von Arnold, Richard, Recorder, Robert, Courvoisier, Ruderas von hölzernen Unruhen Simon Henningers und Lorenz Freys und eine vollständig erhaltene hölzerne Taschenuhr von Andreas Dilger aus Gütenbach.

Ein Familienerbe! — Als Bräutigam hatte sie der Urgroßvater Lottis ihrer Urgroßmutter zugleich mit seinem Herzen

dargebracht. Gottfried nannte sie die Majoratsuhr. Sie war nie getragen worden, hatte als Schaustück im Glasschranke der Urgroßmutter geruht. Nur an hohen Festtagen wurde sie hervorgeholt und zur Freude des Enkelchen Lotti aufgezogen. Dann setzte sie sich aber auch stracks in Bewegung und vollführte einen so akkuraten und energischen Gang und bimmelte so fleißig fort, als ob sie noch in der Blüte ihrer Jahre stände, und als ob sie all die Zeit einholen wollte, die sie in unfreiwilliger Muße versäumt.

Wie war sie nett! Wie waren ihre hölzernen Räder, Platten, Kolben so bewunderungswürdig ausgearbeitet. Wie sauber ausgestochen der Unruhkolben und die Stellungsflügel, und wie schön verziert die beiden und die Kolbenplatte. Man sah der kleinen Dilger gar deutlich die Liebe an, mit der sie ausgeführt, und auch die, mit der sie zeitlebens gehegt und gepflegt worden war. Ihr gehörte Lottis letzter und zärtlicher Blick, bevor sie die Lade zuschob und dabei dachte: „Ja, meine Uhren — die machen mir noch das Sterben schwer!"

In diesem Augenblicke wurde die Zimmertür geöffnet.

„Guten Morgen," sprach eine tiefe und wohlklingende Stimme.

Lotti wandte sich rasch: „Du, Gottfried? Ist es denn schon acht Uhr?"

„Noch nicht," war die Antwort, „ich bin heute unpünktlich."

„Zeichen und Wunder," rief Lotti, „was ist geschehen? Was gibt's?"

Gottfried war an den Arbeitstisch getreten. Er hob die kleinen Glasglocken von den Uhren, die darunter lagen, und nahm jedes einzelne Werk auf das allergenaueste in Augenschein.

„Du bist ja fertig," sagte er nach einer Weile.

„Beinahe — aber antworte mir doch — was gibt's?"

Er richtete sich empor, sah Lotti mit geheimnisvoller Miene, halb freudig, halb zweifelnd an und sagte: „Eine Überraschung."

IV.

„Eine Überraschung?" wiederholte Lotti mit einem Anfluge von Sorge, „wenn ich Überraschungen nur zu schätzen wüßte."

„Diese wird dir gefallen," entgegnete Gottfried. „Ich habe einen Laden gemietet und bereits eingerichtet."

Lotti schlug die Hände zusammen und konnte vor Staunen nur die Worte herausbringen: „Aber nein! ... Aber wo?"

Nun, nirgends anders, als gleich nebenan in der breiten belebten Straße, die zum Domplatze führt. Ein allerliebster kleiner Laden, an dessen Ausschmückung seit acht Tagen eifrigst gearbeitet wurde, der ein schönes Fenster bekommen hatte aus einem Stück tauklaren Glases, und eine geschmackvolle Vitrine mit feiner Einfassung aus Ebenholz. In dieser lagen seit gestern eine Kalenderuhr von Audemars und ein Chronometer von Dent inmitten anderer Uhren aus den vornehmsten Häusern.

Lotti war bewundernd vor ihnen stehen geblieben, aber heute erfüllte deren Kostbarkeit sie mit Schrecken. „Ein solcher Wert!" meinte sie, „ein so großes Kapital!" es schien ihr fast zu kühn, daß Gottfried die Bürgschaft dafür übernommen hatte.

Er jedoch war durchdrungen von Ruhe und Zuversicht.

Seit langer Zeit hatte er seine Vorbereitungen getroffen. Der Meister, der ihn beschäftigte, die Freunde, die er sich noch während seiner Lehrzeit erworben, unterstützten und förderten ihn dabei auf das kräftigste. Als ob es sich an ihm erproben sollte, daß nicht bloß diejenigen Vertrauen erringen, die es nicht wert sind, sondern manchmal doch auch einer, der es verdient, fand er allenthalben bereitwilliges Entgegenkommen. Es wurden ihm so billige und günstige Bedingungen gemacht, daß er, um in seinem Geschäfte zu bestehen, keineswegs auf ein besonderes Glück zu rechnen, sondern nur auf das Ausbleiben eines raffinierten Unglücks zu hoffen brauchte.

Das setzte er Lotti auseinander, die ihm aufmerksam und immer freudiger zuhörte und endlich meinte, in der ganzen Geschichte gäbe es zwei verwunderliche Dinge; erstens, daß er sich zu dem jetzt gefaßten Entschluß solange nicht gebracht, und zweitens, daß er sich doch dazu gebracht. Was sie von der Sache halte, wisse er; hatte sie ihn nicht schon vor Jahren beschworen, sich auf eigene Füße zu stellen?

Gottfried erwiderte, seine Pedanterie sei schuld, daß es nicht früher geschehen. Er hatte sich's einmal vorgesetzt, sein Geschäft nicht anzufangen, wenn er dazu auch nur einen Heller fremden Geldes brauchen würde. Um jedoch alles aus Eigenem bestreiten zu können, dazu habe es eben viel Zeit gebraucht.

„Und gut angewandte, das weiß Gott," meinte Lotti. „Heil dir, daß du gleich so stattlich ausrücken kannst an der Spitze von Dents und Audemars' ..."

„Die beide schon halb und halb verkauft sind," fiel er ihr ins Wort.

„Gottfried, du machst mich übermütig! Einen Wunsch hast du mir erfüllt, der schon vor Altersschwäche erloschen war — jetzt wird ein zweiter, dem es ähnlich ergangen, lebendig. Du mußt heiraten Gottfried."

Er richtete seine kleinen, glänzend braunen Augen fest auf sie und sprach ganz unternehmend:

„Warum nicht?"

„Das sag ich ja," rief Lotti, „warum nicht? Warum solltest du die brave Frau nicht finden, die du verdienst? Nur suchen heißt es, nur sich ein wenig bemühen, nur nicht, wie du es bisher getan hast, jeder Gelegenheit aus dem Wege gehen, mit einem jungen Mädchen zusammen zu kommen, das vielleicht denken könnte: dieser Gottfried Feßler wäre kein übler Mann für mich."

Er lachte. „Ein junges Mädchen denkt das nicht."

„Ich meine auch kein sechzehnjähriges."

Lotti hatte sich an den Arbeitstisch begeben und begann die reparierten Uhrwerke in ihre Gehäuse einzusetzen.

Gottfried stand im Fenster und sah ihr zu. „Wann wird die Bestellung abgeliefert werden?" fragte er nach einer kleinen Weile.

„Kann morgen geschehen."

„Tu es selbst, ich bitte dich, und nimm zugleich Abschied von dem Meister. Du darfst für ihn nicht mehr arbeiten."

Lotti blickte ein wenig betroffen empor. „Abschied nehmen — das wäre schon gut, aber — so plötzlich, so ohne weiteres? Ich bin ihm Dank schuldig, er hat immer Rücksicht auf mich genommen, mich nie ohne Arbeit gelassen, immer gut und rasch bezahlt."

„Rasch ja, gut — nein. Mache dir keine Sorgen. Ich habe den Herrn bereits darauf vorbereitet, daß er jetzt seine beste Arbeiterin verliert. Wie leid ihm ist, mag Gott wissen, aber begreiflich muß er's finden, daß du dich von nun an für niemanden mehr plagen wirst als für mich, was so viel heißt, als für dich selbst, denn — nicht wahr?..." Er war plötzlich in heiße Verlegenheit geraten und stockte. „Oh," nahm er bald wieder das Wort, „da hätte ich beinahe vergessen! Der Herr bittet dich nur noch um einen letzten Freundschaftsdienst. Du möchtest so gut sein, diese Uhr anzusehen. Ist sehr fein, sagte er, hat dein Lieblingsechappement."

„Duplex also."

„Jawohl. Er weiß gerade keinen Arbeiter, dem er sich getraut, sie in die Hand zu geben. Überdies hat's Eile. Morgen abend möchte er sie wieder haben."

Lotti wandte einem hölzernen, mit Messing eingelegten Kästchen, das Gottfried vor sie hingestellt hatte, den Blick eines teilnehmenden Arztes für einen Patienten zu und fragte:

„Was fehlt denn?"

„Weiß nicht," erwiderte Gottfried, „aber ich glaube, nicht

viel. Der Herr hat mir eine lange Geschichte erzählt, er hat die Uhr von einem, der sie aus Leichtsinn oder aus Not losschlug, um ein Spottgeld. Will sie jetzt sehr teuer verkaufen, deshalb sollst du die Herstellung besorgen. Er schwatzte ein langes und breites, ich habe nicht zugehört. Es wäre auch überflüssig gewesen, nachdem ich wußte, was mich dabei anging."

Lotti, die das Kästchen nicht mehr aus den Augen gelassen, hatte es geöffnet und dann auch — mit seltsamer Spannung und Hast — die Uhr, welche darin gelegen. Unverwandt starrte sie den Namen F. Alexi & Sandoz frères auf der Küvette, und die Zahl an, die darunter stand.

„Verkauft — wie sagtest du? — aus Leichtsinn oder aus Not," sprach sie gepreßten Tones.

„Freilich, freilich," versetzte er, lehnte sich tiefer in das Fenster zurück, sah auf den Boden nieder und schien ernstlich und scharf nachzudenken. „Du wirst mich doch heute im Geschäft besuchen!" rief er plötzlich aus.

Lotti nickte bejahend; sie hatte bereits begonnen, die Uhr zu zerlegen.

„Das Schild ist noch nicht aufgemacht," fuhr Gottfried langsam und zögernd fort, „aber fertig ist es schon. Es wird nicht aufgemacht, bevor du die Erlaubnis dazu gibst." Er hielt inne, er wartete, aber vergeblich. Lotti schwieg, und so hub er denn nach abermaliger Pause von neuem an:

„Denke nur, welche Freiheit ich mir genommen — denk nur — ich habe auf das Schild schreiben lassen ... wie gesagt, oder nicht gesagt, auf jeden Fall, wie selbstverständlich — es kann geändert werden, wenn du es wünschest ..."

Jetzt erst wagte er es wieder, sie anzusehen. Sie war ganz versunken in ihre Arbeit — eine unbegreiflich schwere Arbeit für sie, die Meisterin! Ihre sonst so sichere Hand zitterte, ihr Gesicht war hochgerötet, eine mühsam unterdrückte Erregung gab sich in ihrem ganzen Wesen kund.

Was ist ihr denn? dachte Gottfried. — Ahnt sie, was er ihr zu sagen hat und versetzt sie das in eine Befangenheit, die aussieht wie Bestürzung? Wär's doch so! dann nimmt sie wenigstens die Sache ernst, und er braucht nicht zu fürchten, mit einem Scherze heimgeschickt zu werden, das Ärgste, das ihm geschehen könnte, dem alten Menschen. Ihre sichtbare Unruhe befreit ihn von dieser Sorge und zugleich von aller Ängstlichkeit. Er atmet auf und spricht mit einem gewissen unbeholfenen Humor, dabei aber höchst bedeutsam und nachdrücklich: „Es wäre schade, wenn an dem Schilde etwas geändert werden müßte; es ist sehr hübsch ausgefallen ... Macht sich wirklich gut, auf glänzend schwarzem Grund, das G. u. L. Feßler ... G. und L.... Gottfried und Lotti ..."

Ihre Stirn glühte, ihre Wangen brannten, sie beugte sich tiefer über ihre Arbeit und wiederholte mechanisch und ausdruckslos: „Gottfried und Lotti?"

Nein! Ihre Gedanken waren nicht bei ihm. In der Weise hätte sie ebensogut fremde Namen ausgesprochen. Die Worte, die sie vernommen, waren an ihr Ohr gedrungen, die schüchterne, inständig bittende Frage, die in ihnen lag, nicht an ihr Herz ...

Jetzt trat von allen Pausen, die während dieses Gespräches gemacht wurden, die längste ein. Still war's im Zimmer, nichts hörbar, als das Ticken der vielen Uhren und endlich ein tiefer, tiefer Seufzer aus Gottfrieds Brust.

Lotti erhob den Blick und sah trotz des feuchten Schleiers, der sich vor ihre Augen gelegt hatte, den Ausdruck leidvoller Enttäuschung in seinen Zügen.

„Was ist dir, Gottfried?" sprach sie.

„Du hörst mich nicht an," entgegnete er unmutig.

Sie nahm sich mit Gewalt zusammen: „Doch, ich habe alles gehört."

„Hast du? Wirklich? und — hast nichts einzuwenden? ... Es ist dir recht — du weißt ..."

„Es ist mir recht, gewiß. Aber wenn du, Lieber, auf dein Schild auch nur G. Feßler hättest schreiben lassen, für uns hätte es dennoch und immer ‚Geschwister Feßler' bedeutet."

„Geschwister — so? — — ja, Geschwister," murmelte er und zögerte, die Hand anzunehmen, die Lotti ihm reichte. Allein er ergriff sie doch und drückte sie fest und treuherzig, als Lotti sagte:

„Es versteht sich ja von selbst, daß wir zwei nach wie vor treu zusammenhalten."

„— Das Schild wird also aufgemacht," sprach er, mit einem herzhaften Versuch, vergnügt zu scheinen. „Komm es bewundern, komm bald!"

Er nahm seinen Hut und verließ das Zimmer.

Lotti war wieder allein und setzte ihre einen Augenblick unterbrochene Beschäftigung emsig fort. Sie hatte an der Uhr, die Gottfried mitgebracht, alle Brücken abgeschraubt, alle Räder ausgehoben, bis auf das Minutenrad. Das haftete noch, festgehalten vom Viertelrohr. Aber auch dieses muß nun weichen, das letzte Rad liegt bei seinen Kameraden, und Lotti hat gefunden, was sie suchte, was sie zu finden gewiß war. Ihren eigenen Namenszug und das Datum des 12. Mai, mit fast unsichtbar kleiner Schrift in die Bodenplatte eingeritzt und verborgen durch die Zähne des Rohrs.

Am 12. Mai, an dem Tage, der sich heute zum fünfzehnten Male jährte, hatte sie diese Zeichen da hinein geschrieben und diese Uhr ihrem Verlobten geschenkt und dabei gesagt:

„Sie kann uns gute, sie kann uns traurige Stunden anzeigen, aber keine, in der unsere Treue gewankt hätte."

So vermessene Behauptungen wagt die Jugend aufzustellen, solche Schwüre schwört die kindische Liebe, die kaum erwacht, auch schon die Kraft in sich fühlt, ewig zu leben. Torheit ohne Gleichen! Ebensogut könnte die Rose schwören, daß sie niemals welken wird, denkt Lotti, und halb erloschene Erinne-

rungen tauchen in ihrer Seele auf. Bleiche Schatten ringen sich los aus der Nacht der Vergessenheit und gewinnen allmählich Farbe und Gestalt. Sie ziehen langsam vorüber, mächtig genug, um noch eine leise Wehmut, nicht mehr mächtig, einen Schmerz zu erwecken. Sie gleichen dem Gedanken, an einen dunklen, peinvollen Traum, aus dem der Schläfer zum Licht und zum Frieden erwacht.

V.

Vor fünfzehn Jahren, an einem Winternachmittage, war ein junger Mann in der Werkstätte Feßlers erschienen und hatte ihm eine alte Uhr gebracht, mit der Bitte, sie zu schätzen. Während Feßler die Uhr betrachtete, betrachtete der junge Mann *ihn* so aufmerksam, wie ein Maler tut, der sich das Bild eines Menschen, den er aus dem Gedächtnis malen soll, einzuprägen sucht.

„Dies ist," sprach Feßler, nachdem er eine lange und sorgfältige Untersuchung beendet hatte, „ein kostbares Stück." Er rief seine Tochter herbei, um auch ihre Meinung zu hören.

„Wie?" sprach der Fremde ein wenig spöttisch und sehr erstaunt, „sind Sie Kennerin, mein Fräulein?"

Lotti fühlte den Blick auf sich ruhen, mit dem fast alle jungen Männer, denen sie zum ersten Male begegnete, sie ansahen; den Blick, der deutlich fragt: Was willst du in der Welt? und an den ein nicht hübsches Mädchen sich gewöhnen muß.

Sie nahm die Uhr aus der Hand ihres Vaters und erkannte in dem kleinen Kunsthandwerk sogleich ein Taschenchronometer von Emmery mit Mudgescher Hemmung.

Der Fremde lachte herzlich auf, als sie das sagte.

„Ist's richtig, Herr Feßler?"

„Ganz richtig," erwiderte der, unangenehm berührt von dem über Gebühr zutraulichen Wesen des jungen Mannes, der an die Seite Lottis tretend, in seinem früheren Tone fortfuhr:

„Sie können mir vielleicht auch sagen, was diese Uhr wert ist?"

Lotti schüttelte den Kopf. „Was sie jetzt wert ist, kann ich nicht sagen; als sie neu war, sind gewiß nicht weniger als 150 Guineen für sie bezahlt worden."

„Als sie neu war? Und wann mag das gewesen sein?"

„Vor siebzig Jahren etwa."

„Ich bewundere Sie!" rief der junge Mann äußerst belustigt; „das alles erkennen Sie so auf den ersten Blick?... Jetzt aber die letzte, wichtigste Frage: Wieviel ist sie heute, wieviel ist sie Ihnen wert?" fügte er zu Feßler gewendet hinzu.

„Sie wäre mir sehr viel wert, wenn ich nicht eine ganz ähnliche besäße."

„Ah! in Ihrer Sammlung?... Wenn Sie doch wüßten, Herr Feßler, wieviel Gutes und Schönes ich schon von ihr gehört habe, von dieser Sammlung, und wie glücklich ich wäre, sie kennen zu lernen... Wenn Sie das wüßten — Sie würden mir den elenden Vorwand verzeihen, den ich gebraucht habe, um mich bei Ihnen einzuschleichen."

Er legte eine gründliche Beichte ab.

Er hieß Hermann von Halwig, war ein kleiner Beamter und nebenbei ein ganz kleiner Poet und arbeitete eben an einer Novelle, in der eine alte Uhr eine große Rolle zu spielen hatte. Die mußte geschildert werden, und um das zu können, brauchte er Modelle, brauchte er vor allem einige fachmännische Kenntnis.

„Nehmen Sie mich ein wenig in die Lehre, bester Meister," schloß er, „würdigen Sie mich eines Einblicks in Ihre Sammlung — Ihr Heiligtum, wie ich höre. — Daß ich ein ausgezeichneter Schüler sein werde, das verspreche ich nicht, aber ein dankbarer bin ich gewiß!"

Feßler sah den hübschen blonden Gesellen ein Weilchen nachdenklich an. Ihm gefielen seine fröhlichen blauen Augen und die sorglose Sicherheit, das muntere Selbstvertrauen, mit denen er sich auf die Reise durchs Leben zu begeben schien. Schweigend holte der alte Mann aus der Sammlung einige schöne Exemplare herbei und begann ihre Eigentümlichkeiten und Vorzüge mit der Wärme eines Liebhabers auseinanderzusetzen.

Halwig unterbrach ihn anfangs sehr oft; er konnte die Scherze nicht unterdrücken, die ihm alle Augenblicke auf die Lippen traten. Allmählich jedoch wurde er still. Das herablassende und oberflächliche Interesse, das er für einige „Favoritinnen aus dem Uhrenharem" gezeigt hatte, verwandelte sich in ein gespanntes. Den Kopf in die Hand gestützt, sah er bald die Uhren auf dem Tische, bald den Meister, zuletzt nur noch diesen an, und dabei erhellte der Ausdruck einer so innigen Freude und Verehrung seine Züge, daß Feßler dachte: dem Burschen könnte ich gut sein — trotz des Leichtsinns, mit dem er vorgab, eine Emmery verkaufen zu wollen.

Der Bursche aber richtete sich plötzlich auf. „Was für Augen haben Sie!" rief er, „was kann Ihnen ein Rädchen, eine Spindel, ein Ornament, ein Stückchen Email nicht alles erzählen!... Was für Augen und was für ein Herz... Sie sind ein Künstler!..."

Er deutete nach dem Schranke, dem Feßler die Uhren entnommen. „Das Kästchen dort ist für Sie, was für einen Poeten ein Schrein voll der köstlichsten Werke großer Dichter, die vor ihm gelebt haben. Eine schweigende, tote Welt, die ein Blick zum Dasein erweckt, zu einem mächtigern, schönern Dasein, als das sogenannte wirkliche... Ein Blick — ein sehender, der Blick des Verständnisses muß es sein... Nicht wahr, lieber Meister? — Verständnis ist alles — Weisheit, Liebe, Poesie... Nach dem allein haben wir zu ringen, die wir uns einbilden, Dichter zu sein... An Stoffen fehlt's, höre ich die Leute sagen,

— Begreife das Begreifbare und aus allem, was dich umgibt, dringt die Fülle bildsamen Stoffes auf dich ein, und wenn es dir an etwas fehlt, so ist's an Kraft, die wogenden Quellen zu fassen und sie zu leiten an ein gewolltes Ziel!"

Er sprang auf, ergriff die Hand Feßlers, nannte ihn einen edlen, einen seltenen, einen herrlichen Mann und verabschiedete sich mit der Bitte, recht bald wiederkommen zu dürfen. Und er kam wieder, kam täglich, ganze Wochen hindurch, und wenn er ja einmal ausblieb, bedauerte dies niemand mehr als Feßler. Lotti sprach überhaupt nicht von ihm, vermied es sogar, seinen Namen zu nennen, und was Gottfried betraf, der meinte, es sei nicht übel, zwölf Stunden lang Ruhe zu haben in der Werkstatt. Er leugne nicht, daß Halwig eine große Unterhaltungsgabe besitze, allein für seinen Geschmack machte der „Poet" einen übermäßigen Gebrauch von ihr.

„Wenn ich am Sonntag Unterhaltung habe, ist mir's genug, täglich Unterhaltung ist mir zu viel," sagte er und bewies es, indem er begann das Haus zu den Stunden zu verlassen, in denen Halwig es zu besuchen pflegte. Dieser zeigte sich darüber gekränkt. Er war nicht gewöhnt, gemieden zu werden; er tat sich etwas zugute auf die Macht, die ihm über die Gemüter der Menschen gegeben war. Keiner, um dessen Neigung er sich beworben, hatte ihm widerstanden, er hatte immer gehört und geglaubt, daß man ihn lieb haben müsse, wenn er es darauf anlegte. Bitter beklagte er sich bei Lotti über die Steifheit und Kälte ihres Vetters, versicherte, trotzig wie ein verwöhntes Kind, er werfe seine Freundschaft niemanden an den Kopf, und wenn Gottfried ihn nicht möge, so zahle er ihn mit gleicher Münze. Sobald sich jener aber blicken ließ, kam er wieder mit der alten und — darüber konnte kein Zweifel sein — aufrichtigen Wärme entgegen. Er bemühte sich, sein Interesse zu erwecken, ihm Teilnahme einzuflößen, er warb förmlich um ihn. Alle liebenswürdigen Eigenschaften seines beweglichen, frischen,

herzgewinnenden Wesens kamen dabei zum Vorschein, rührten aber den nicht, dem zu Ehren sie sich in ihrem vollsten Glanze zeigten.

Eines Tages war Gottfried, mit einer dringenden Arbeit beschäftigt, von früh bis abends daheim geblieben und hatte im Eifer seines Fleißes die Stunde versäumt, zu der er jetzt regelmäßig seinen Rückzug vor dem „Luxusartikel," wie er Halwig nannte, anzutreten pflegte.

Zum Bewußtsein der Zeit wurde er durch Lotti gebracht, die eine Lampe auf den Tisch stellte und ihn mahnte, Feierabend zu machen.

„Ist es denn so spät?" fragte er.

„Spät und nicht mehr hell, du verdirbst dir die Augen."

„Was liegt daran? — Was liegt an mir?" sprach er halblaut vor sich hin, wie einer, der plötzlich geweckt, aus dem Schlaf redet. Er stöhnte schmerzlich auf und preßte beide Hände gegen die Stirn.

Lotti wurde feuerrot; schweigend, mit einer Gebärde der Mißbilligung wandte sie sich ab. Der Vater hatte seine allabendliche Zimmerpromenade unterbrochen, war vor Gottfried stehen geblieben und fragte, was ihm fehle?

„Nichts," erhielt er zur Antwort, „nur die Augen sind mir ein wenig müde geworden."

„Gönne dir Ruhe," sagte Feßler, „mache es mir nach, ich spaziere schon lange müßig auf und ab und hätte ganz gut noch eine Weile schaffen können — die Tage wachsen, der Frühling kommt heran ... Ja, der kommt, man darf auf ihn zählen, der kommt. Wer aber ausbleibt," schloß der alte Mann seine Betrachtungen, „das ist unser Hofpoet ... In drei Tagen hat er sich nicht blicken lassen, und auch heute — seine Stunde ist vorbei — er kommt nicht mehr."

„Um so besser!" rief Gottfried, „ich wollte, wir wären für immer von ihm befreit."

„Befreit! — Ist das dein Ernst?..."

„Leider ja," versetzte Lotti, und ein tiefer Groll sprach aus ihrer erregten Stimme.

Gottfried erhob den Kopf: „Was sagst du?"

„Daß du unrecht bist, zum erstenmal in deinem Leben; ungerecht und grausam gegen einen edlen und guten Menschen ... Es ist herzlos und tut ihm weh — gerade von dir — denn du bist es ja ..." Ihre Lippen zitterten, ein Ausdruck von schmerzlicher Bitterkeit zuckte über ihr Gesicht — „der ihm der Liebste ist von uns allen ..."

Sie hielt tief atmend inne, Gottfried murmelte ein zorniges Wort, und der Vater stand in stummer Betroffenheit vor seinen beiden Kindern. In seiner bisher ahnungslosen Seele dämmerte das Bewußtsein zerstörter Hoffnungen, eines nahenden Unglücks auf. Ehe er sich's versah, bevor ihm zu einer Befürchtung Zeit geblieben, war der Friede aus seinem stillen Hause entwichen und aus dem Herzen seiner Kinder ...

In dem Augenblicke wurde an der Hausglocke gestürmt, bald darauf durcheilten leichte Schritte das Vorgemach.

„Da ist er doch," sagte Feßler.

Halwig erschien auf der Schwelle, er schwenkte seinen Hut und sah so glücklich aus, als ob er eben eine Welt erobert hätte.

VI.

„Vater Feßler," rief er, „da ist es, da haben Sie's, mein Büchlein, mein erstgeborenes! ... Sieht es nicht nett aus in seinem purpurroten mit Gold geputzten Kleidchen? ... Lesen Sie, was hier steht, auf der ersten Seite: „Johannes Feßler, meinem Lehrer, meinem Vorbild, meinem Freund ..."

Es ist Ihnen gewidmet, Ihr Eigentum, ich bringe, was aus meinem Herzen floß und Ihnen gehört, und lege es Ihnen zu Füßen."

Er machte Miene, das Büchlein wirklich auf den Boden vor Feßler hinzulegen; der aber hinderte ihn daran: „Geben Sie es mir in die Hand, das ist Ehre genug," sprach er und lächelte seinem Liebling zu, bei dessen Erscheinen der trübe Ernst verschwunden war, der eben noch die Stirn des alten Mannes umdüstert hatte. Er ließ sich erzählen, wie der Poet seit drei Tagen in verzehrender Erwartung seines Werkes gelebt, wie er jede freie Minute auf dem Postbureau zugebracht und durch die Ausbrüche seiner Ungeduld den Ärger eines Expeditors und das Mitleid zweier Briefträger erregt habe. Jetzt aber sei alles gut, meinte er und flehte, die Familie möge ihm diesen Abend schenken und sich den Vortrag seiner Dichtung gefallen lassen. Er stellte die Lampe auf den Tisch inmitten der Werkstätte und trug vier Sessel herbei. Lotti sollte ihm gegenüber sitzen, Feßler und Gottfried neben ihm.

„Auf diese Stunde," sagte er, als alle Platz genommen hatten, „habe ich mich gefreut von dem Momente an, in dem mir der erste Gedanke meines Gedichts aufgegangen ist, bis zu dem, in welchem ich am letzten Verse gefeilt ... Wie jetzt in der Wirklichkeit, umgaben Sie mich immerwährend im Geist, Sie geliebten drei!"

Seine Augen ruhten vor Innigkeit und Wärme leuchtend auf seinem kleinen Auditorium, dann öffnete er das Buch und begann zu lesen.

Was er las, war nur eine einfache Herzensgeschichte — ähnliche sind wohl tausendmal berichtet, millionenmal erlebt worden. „Abgedroschen!" wollte Gottfried schon ausrufen, aber er unterdrückte das Wort. Offenbar hatte der Dichter nicht durch das Interesse an seiner Fabel zu wirken gesucht; was da fesselte und bezwang, das war der Schönheitszauber, der in dem schlich-

ten Bilde webte, das war die Wahrheit und die Leidenschaft, die es atmete, und wen man darin am liebsten gewann, das war der Dichter selbst. Absichtslos, ja wider seinen Willen hob seine Gestalt sich verklärt aus seinem Werke und erschien so liebenswürdig wie die verkörperte Jugend. Er war von Begeisterung durchglüht, von Talent getragen; eine Unendlichkeit wogte in seiner Seele. Für Ernst und Scherz, für Zorn und Wehmut, Haß und Liebe, für jede Stimmung und Empfindung der menschlichen Brust lag das Verständnis in seinem Herzen und der Ausdruck auf seinen Lippen. Kein Zweifel an sich selbst hemmte seinen Schwung, kein Mißtrauen in seine Kraft lähmte ihn, er hatte sie, er wußte es, er war ihrer Wirkung gewiß und baute auf sie mit der unerschütterlichen Zuversicht, die dem Erfolg vorangeht, die ihn oft erzwingt.

Und so fragte er denn auch, als er geendet, voll freudiger Unbefangenheit: „Was sagen Sie ... Ist es mir nicht gelungen?"

„Vollkommen," erwiderte Feßler, „es klopft ein Herz darin."

„Nicht wahr? ... Und Sie, Gottfried — Ihre Meinung?"

Gottfried war die ganze Zeit hindurch dagesessen, den Ellbogen auf den Tisch und die Stirn in die Hand gestützt. Jetzt lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sprach, ohne Halwig anzusehen: „Es ist schön, ganz schön."

„Ich danke Freund! Ein solches Lob von Ihnen, das tut wohl ... Aber Sie — Fräulein Lotti ... Sie schweigen — Sie sagen mir nichts ..."

In glühender Verwirrung blickte Lotti zu ihm auf.

„Ich kann nicht — Sie sehen ..." stammelte sie, ein schmerzliches, vergeblich unterdrücktes Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Lotti! ... Ist es mir gelungen, Sie zu rühren, zu ergreifen? ... Soll mein schönster Traum mir heute ganz in Erfüllung gehen?" Er sprang auf und eilte jubelnd auf sie zu.

Lotti streckte abwehrend die Hände aus; sie weinte, nicht sanft

befreiende Tränen — Tränen qualvoller Beschämung und Empörung über sich selbst.

Halwig trat bestürzt zurück. Einen Augenblick stand er zweifelnd vor ihr, plötzlich aber leuchtete das Bewußtsein des Sieges, den er über diese Seele errungen hatte, mit süßem Triumphe aus seinen Augen, und er rief in einem Tone, aus dem Rührung, Entzücken und ein letztes Zagen zugleich herausklangen: „Sie zürnen mir? soll ich dafür büßen, daß mein Gedicht Sie bewegte?"

„Zürnen? Wie können Sie glauben? ... Eine neue Welt hat sich vor mir aufgetan ... Ich weiß nicht, ich kann nicht sagen, was ich am meisten bewundere — ich sehe nur wie groß, wie herrlich, und wie fern ..."

Ihre Stimme brach, sie erhob einen raschen, hilflosen Blick zu ihm, den er einsog wie himmlischen Tau.

„Nicht fern," rief er, „o nein! Ihnen ist sie es nicht, sie lebt von Ihrem Leben, ist von Ihrem Atem durchhaucht ... Schöpferin meiner Welt, haben Sie sich in ihr nicht erkannt?"

Und schon lag er vor Lotti auf den Knien, bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen, nannte sie seinen Engel, seine Geliebte, seine Braut. Er pries die Stunde, in der sie ihm zum ersten Male begegnet war, und die noch schönere, ewig gebenedeite, in der er's zum erstenmal empfunden hatte, daß sie ihn liebe. Das war nicht heute, war nicht vor kurzem, das war sehr bald gewesen, nachdem sie einander kennen lernten — er wollte gar nicht gestehen, wie bald ... um nicht allzu vermessen zu scheinen, so vermessen wie man eben wird, wenn man sich geliebt weiß von dem edelsten und reinsten Herzen.

„Jetzt aber sprich!" bestürmte er sie, „bestätige mir mein Glück vor diesen teuren Zeugen ... deinem Vater, deinem Bruder, den meinen von nun an — ein Wort, Geliebteste!"

„Was soll ich sagen — du weißt alles," war ihre Antwort, und jauchzend faßte er sie in seine Arme. — —

Seine Seligkeit war laut und beredt; unwiderstehlich brauste der Feuerstrom der Worte, die er ihr lieh, dahin, und vermochte die Einwendungen Feßlers zu übertäuben, und vermochte Gottfried, sich ein Wort der Fürsprache für den abzuringen, dem Lotti ihr Herz geschenkt. Freimütig erzählte Halwig die Geschichte seines Lebens, sprach von dem Leichtsinn, mit dem er das Erbe seiner Eltern zersplittert, gestand, daß er im Begriffe gewesen, auf schlechte Wege zu geraten, als sein schützender Stern ihn in das Haus Feßlers geführt hatte. Von dem Augenblick an war er ein anderer Mensch geworden. Er beschwor Feßler und Gottfried, Erkundigungen über ihn einzuholen. Seine Vorgesetzten im Amte, seine Freunde und Bekannten sollten entscheiden, ob er verdiene, hoffnungslos verworfen zu werden.

„Davon ist nicht die Rede," sagte Feßler, und Halwig rief: „So lasset denn die Geliebte das Erlösungswerk vollenden, das sie an mir begonnen hat."

Sie wurde seine Braut; und der Mann, der ihr wie ein höheres Wesen erschien, machte sie zur Herrin seines Schicksals. Er unterordnete sich ihr, er wollte ihr alles danken, was er besaß, er wollte alles, was er war, nur durch sie geworden sein. Sein junges Haupt, das schon von der Morgenröte des Ruhmes umglänzt wurde, beugte sich vor ihr, schmiegte sich demütig an ihre Kniee.

„Das heißt verwöhnen," sagte Vater Feßler, aber Gottfrieds Meinung war: „Bete sie nur an, sie verdient's."

Einige Monate vergingen, da fiel der erste Schatten auf die bisher ungetrübte Seligkeit der Verlobten. Halwig hatte plötzlich den Staatsdienst aufgegeben, um sich ganz und gar seinem dichterischen Berufe widmen zu können, der ihm täglich neue Erfolge brachte. Ein zweites Büchlein war dem ersten gefolgt. Es erfüllte reichlich die schönen Erwartungen, die jenes erregt hatte. Die kleine Gemeinde von Bewunderern, die sich

um den Dichter zu sammeln begann, wußte seines Lobes kein Ende und begrüßte auch sein drittes Werk mit unbegrenztem Entzücken. Und gerade dieses, das er, um eine übernommene Verpflichtung zu erfüllen, in fieberhafter Hast begonnen und beendet, war ihm vor allen anderen ans Herz gewachsen. Er hatte daran erprobt, daß er zu jeder Zeit Herr seiner Stimmung, seiner Phantasie, aller seiner Gaben sei, daß sein Talent ihm leiste und gewähre, was immer er von ihm verlangte. Er wußte jetzt, daß sein Wollen unumschränkt über sein Können gebot. Ganz erfüllt von dem Gefühl eines so vollkommenen Gelingens erschien er bei seiner Braut, und Lotti schwelgte im Anblick seiner stolzen Glückseligkeit. Als es jedoch hieß, ihre Meinung über die Arbeit aussprechen, welche Hermann seine beste und reifste nannte, zagte sie und antwortete mit Befangenheit nach langem Zögern:

„Alles, was du schreibst, gefällt mir."

„Dieses," rief er, „müßte dir auch gefallen, wenn ein anderer es geschrieben hätte."

„Vielleicht — gewiß ...," erwiderte Lotti, erschrocken über den Ausdruck von Enttäuschung, der sich in seinen Zügen malte.

Er fuhr erregt fort: „du mußt lernen, ganz von mir abzusehen bei der Beurteilung meiner Arbeiten. Daß Schönes geschaffen werde, daran liegt alles; ob ich es geschaffen, ob Hinz oder Kunz, daran liegt nichts ... Der Standpunkt ist der einzig richtige — der soll der deine sein. — Deine Liebe zu mir darf sich nicht durch blinde Bewunderung äußern. Du mußt wissen, warum du bewunderst — mußt Gründe haben für dein Lob. Aufrichtigkeit verlange ich vor dir und will hoffen, daß du mich ihrer würdig hältst."

„Hermann — wie könnt ich anders?" fragte sie mit einem ängstlichen Lächeln. „Ich sage dir, was ich denke, aber das hat keinen Wert ... Mein Urteil zu begründen, muß ich erst lernen ... jetzt bin ich noch nicht imstande, dir zu sagen, warum ich dir

dieses Mal nicht so leicht — nicht mit so voller — wie soll ich's nennen? — so voller Hingerissenheit folgen konnte wie früher, wie besonders bei deinem ersten, allerschönsten Gedicht ..."

Nun brauste er auf. Er fragte, ob sie denn immer auf seine Anfänge zurückkommen wolle, ob ihr das unbedeutendste am nächsten liege?

„Wenn du bei dem Punkte stehen bleibst, von dem ich ausging, indes ich vorwärts jage, werden wir bald auseinander gekommen sein!" rief er, war nicht zu beschwichtigen und verließ sie im Zorne.

Freilich war er am nächsten Tage wieder da, demütigte sich vor ihr und weinte vor Reue, als sie ihn, womöglich noch liebreicher als sonst, empfing und ihm versicherte, nicht zu wissen, was sie ihm verzeihen solle. Er war so beschämt und in seiner Beschämung so ausbündig und unwiderstehlich liebenswürdig, daß Lotti ihn bat, sich nur recht bald wieder einzubilden, er habe ihr weh getan.

Diese Bitte wurde erfüllt, aber in anderem Sinne, als sie gestellt war. Hermann ließ es an Gelegenheit nicht fehlen, ein gegen sie begangenes Unrecht gut machen zu sollen, aber diese Gelegenheit zu benützen, verstand er bald nicht mehr.

Ein leiser Zweifel, eine Frage vermochten alle Dämonen in seiner Brust zu entfesseln, und Lotti erkannte mit Entsetzen, daß es Augenblicke gab, in denen er sie haßte. Da legte er den Ausbrüchen seines Zornes keinen Zügel an. Er litt und fand es natürlich und gerecht, daß sie, die ihn liebte, mit ihm leide. Wenn er sich von ihr mißverstanden oder im stillen getadelt glaubte, warf er ihr ihre untergeordnete Tätigkeit, ihren beschränkten Wirkungskreis vor.

„Von dem, was ich anstrebe, steht freilich nichts im „Le Paute!" rief er eines Tages, und Gottfried, der bisher männlich an sich gehalten, fuhr empor: „Noch ein solches Wort, und ich schlage dir den Schädel ein!"

Dem heftigen Auftritt zwischen den beiden Männern, der darauf folgte, wurde mühsam genug von Feßler ein Ende gemacht; aber von nun an begann Gottfried sein passives Benehmen dem Brautpaar gegenüber aufzugeben.

„Du bist ein ungebärdiges Kind," sagte er zu Halwig, „du wärst imstande, das Liebste, das du hast, in einem Anfall übler Laune zu zerstören; ich will strenge Wache über dich halten."

Halwig drückte ihm die Hand, er begab sich gern unter den Schutz seines besten Freundes.

„Verschwören wir uns gegen alle meine Fehler!" rief er ganz beseelt von den edelsten Vorsätzen, „wenn du mir treulich hilfst, will ich ihrer schon Herr werden!"

Lotti war mit diesem Bündnisse nicht zufrieden, sie wußte, daß Hermann die Selbstbeherrschung, die es ihm auferlegte, ebensowenig zu bewahren vermochte, wie er die Aufrichtigkeit vertrug, nach der er immer verlangte. Seine ganze Natur empörte sich gegen den Zwang, die leiseste Mißbilligung fraß ihm am Herzen, erbitterte ihn, machte ihn unglücklich und überzeugte ihn nie. Was ihn stählte, was alle seine Kräfte entfaltete, das war der Kampf gegen Haß und Verfolgung und der Genuß überschwänglichen Lobes und verhimmelnder Liebe.

„Ich kann nur im Lichte gedeihen, und ihr lebt im Halbdunkel," rief er einmal nach einer langen Kontroverse mit Gottfried und verließ das Zimmer ohne Abschiedsgruß. Lotti erhob sich lautlos und ging ihm nach. Eine Weile darauf hörte man aus dem Vorgemache sein zorniges Sprechen herübertönen, manchmal unterbrochen durch ihr sanft beschwichtigendes Flehen. Dann wurde die Haustür zugeschlagen, und eine lange Zeit verfloß, bevor Lotti, noch bleich und zitternd, in die Werkstatt zurückkehrte.

Am Abend sprach Feßler zu Gottfried:

„Was ich dir sagen wollte: Gib dein Erziehungswerk auf. Den Halwig änderst du nicht. Laß ihn. Ihr ist er ja recht, wie er ist."

„Aber Vater, er mißhandelt sie."

Feßler seufzte und zog bedauernd die Achseln in die Höhe. „Seine Mißhandlungen sind ihr lieber, als die Liebkosungen eines andern. Das ist so Weiberart."

Gottfried schwieg und ließ fortan die Dinge gehen, wie sie gingen.

Die Besuche Halwigs wurden immer seltener, und wenn er kam, war er entweder düster und verschlossen, oder von einer aufgeregten und erzwungenen Lustigkeit, die unter allen seinen wechselnden Stimmungen Lotti am peinlichsten berührte. In eine solche geriet er einmal, als Feßler über einige Vorbereitungen zur nahenden Hochzeitsfeier sprach, und bald darauf erklärte Lotti ihrem Vater, die Vermählung müsse hinausgeschoben werden.

„Hat er den Vorschlag gemacht?" rief Gottfried.

„Ich wünsche es!" entgegnete sie rasch.

„Warum ... Mißtraust du ihm?"

„Vielleicht nur mir," war ihre Antwort. Scheinbar völlig ruhig begab sie sich an die Arbeit.

Kurze Zeit, nachdem Lotti diesen Entschluß gefaßt, schien Hermann ganz zu ihr zurückzukehren. Er hatte eine große Täuschung erlitten, er fand Trost bei ihr, die seinen Schmerz tiefer empfand, als er selbst. Sein gesunkener Mut wurde indessen bald wieder durch neue Erfolge gehoben, und die unausbleiblichen Früchte derselben stellten sich ein. Die Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, wollten bezahlt werden, sie forderten ihren Lohn, machten Ansprüche auf die Persönlichkeit, auf die Zeit des Dichters. Verwandte, die sich vor Jahren von ihm losgesagt hatten, erinnerten sich plötzlich, und erinnerten ihn, daß er zu ihnen gehöre. Wenn er von seiner Verlobung mit der Tochter eines Uhrmachers sprach, hörten sie ihn mit der überlegenen Nachsicht an, die gescheite Leute für Künstlerlaunen zeigen. Halwig begann sich einzubilden, daß er seine Braut nur

um den Preis schwerer Opfer, harter Kämpfe werde heimführen können. Er ersparte und verschwieg ihr nichts; kein noch so herbes Urteil, das Menschen über sie fällten, die sie nie gesehen hatten, kein Bedenken derer, denen er früher aus dem Wege gegangen war, und die er jetzt „die Seinen" nannte. Er schrieb diese grausame Offenheit dem unbegrenzten Vertrauen zu, das er für Lotti empfand, und die bestärkte ihn darin. Sie wußte, daß sie seine Liebe verloren hatte, aber den Schatten derselben, dieses Vertrauen, das ihr sein Herz öffnete, sie seine geheimsten Gedanken kennen ließ, an dem hielt sie fest, das hütete sie wie das heilige Feuer, wie ihr Lebenslicht. Als ob ihre Liebe in dem Maße wüchse, in dem die seine abnahm; als ob er sie durch Qual fester an sich ketten würde, wachte sie über dem kleinen Reste seiner Neigung in übermenschlicher Treue und Geduld. Ein Aufflackern seiner erlöschenden Empfindung war ihr, was der Mutter ein Lächeln ihres sterbenden Kindes ist.

Endlich kam die Stunde, in der sie ihre Kraft erlahmen fühlte, in der ihr glühender Entsagungsmut sie verließ. Nach jahrelangem Ringen erwachte in ihr die unwiderstehliche Sehnsucht nach Frieden. Aber sie wollte ihn nicht mit einem Selbstvorwurf in der Seele dessen erkaufen, den sie so sehr geliebt hatte. Sie führte die Entscheidung an einem Tage herbei, an dem er sich einmal wieder ihr gegenüber so herzlich, so warm, so voll Hingebung und Innigkeit gezeigt, wie in der Frühlingszeit ihrer Liebe.

Er war länger verweilt, als er beabsichtigte und sprang erschrocken auf, als einige Uhren zugleich die fünfte Nachmittagsstunde schlugen.

„Ich sollte längst fort sein!" rief er, „aber gleichwie ... Bei dir versäume ich nichts, ich gehe immer reicher, besser, als ich gekommen bin ... Ich bin ein Narr, so selten zu kommen."

Sie traten beide an das geöffnete Fenster, durch das die sanft bewegte Luft des lauen Herbstabends hereinflutete. Die

Sonne hatte sich hinter einer schweren Wolke verborgen, aber ihr Widerschein säumte den Horizont mit Purpurstreifen. Breite, goldige Lichter lagen auf den Dächern der Häuser und behaupteten sich noch siegreich gegen die grauen Dünste, die von den Bergen herzogen und den östlichen Teil der Stadt schon in ihre wallenden Schleier gehüllt hatten. Drüben am Kai jagte Wagen an Wagen vorbei, drängte und tummelte sich das Menschengewühl, indes der Strom lautlos und träge seine trüben Wellen rollte.

„Die Aussicht hab ich lieb," sprach Halwig, „ich sehe gern das Treiben der großen Stadt so tief unter mir ... Dein Vater hat recht, seine hohe, alte Warte nicht zu verlassen, wenn es ihm auch manchmal schwer fallen mag, sie zu erklimmen ... Leb wohl — das heißt auf Wiedersehen!"

„Nein, nein," sagte Lotti hastig, „es heißt Leb wohl ..." Eine brennende Röte bedeckte ihre Wangen, und sie umspannte mit beiden Händen die Hand, die er ihr gereicht. „Wir wollen scheiden, wir müssen ... als gute Freunde, aber für immer. Gib mir mein Wort zurück, wie ich dir das deine zurückgebe, Hermann ..."

„Was ficht dich an?" fragte er.

Sein Ton klang vorwurfsvoll, allein ein Blitz freudiger Überraschung, kaum sichtbar für ein anderes Auge als das ihre, hatte während ihrer vorhergehenden Rede in seinem Angesicht aufgeleuchtet.

„Ich kann deine Frau nicht werden," fuhr sie rascher und mit fliegendem Atem fort: „Schon lange wollte ich dir das sagen ... Ich ringe schon lange mit mir ... Ich kann mich von meinem Vater nicht trennen, kann auch die Lebensweise nicht aufgeben, an die ich gewöhnt bin, von Kindheit an ... die mir sehr lieb ist ..."

„Ich meinte dir noch viel lieber zu sein!" rief er, und setzte in unaussprechlicher Verwunderung hinzu:

„Du gibst mich auf?! ... Du — mich?!"

„Du wirst dich darein fügen — nicht wahr? ... Sage nicht, daß es dir unmöglich ist!"

Sie richtete die Augen fest auf ihn, und die seinen senkten sich.

Es flog ihm durch den Sinn, daß sie ihm untreu geworden, daß sie einen anderen liebe, aber sogleich mußte er lächeln über diesen Verdacht. Er fragte sich, ob sie ihn auf die Probe stellen wolle, fragte sich auch, ob sie nicht vielleicht seinem Glück, seiner Zukunft, ein ungeheures Opfer bringe? Die ruhige Haltung, in der sie vor ihm stand, machte ihn aber auch an dieser Vermutung irre.

Er fuhr aus seinem Brüten auf und sagte mit dem Ausdruck eines echten Schmerzes:

„Und wir sollen uns niemals wiedersehen?"

„Doch ... wenn wir ganz vernünftig geworden sind."

„Du bist es schon jetzt!" entgegnete er voll Bitterkeit.

„Und du wirst es werden — wirst mir danken. ... Laß mir deine Hand! wende dich nicht ab ... Du hast keinen Grund, mir zu grollen. Ich befreie dich von einer traurigen Braut, bei der keine Freude zu holen ist —" sagte sie mit einem schwachen Versuch zu lächeln.

Er unterbrach sie, er wollte nicht weiter hören: er erklärte, daß er einmal ein gegebenes Wort nie wieder zurücknehme, und wenn es sein Unglück wäre ...

„Wenn es aber auch das meine ist?" fragte sie, und er rief halb zornig, halb verlegen:

„Wie du mich mißverstehst! ... Wie du nur glauben, es nur für möglich halten kannst, daß ich dich aufgeben werde, ohne Grund ... Weißt du denn einen? ... Daß ich mich von dir trennen werde — so plötzlich ..."

Sie erhob das Haupt. „Wir sind längst getrennt," sprach sie. „Es ist aus. Frage dich selbst, ob du recht hättest, mich mitzuschleppen durchs ganze Leben, weil du einmal geglaubt hast, mich zu lieben."

„Geglaubt? ... Ich habe dich unaussprechlich geliebt — meine Liebe zu dir war ..."

„Sie war!" fiel ihm Lotti mit einem schneidenden Schmerzenston ins Wort, der die Qual ihres Innern verriet. „Täusche dich nicht ... Wir wollen die Kraft haben einzugestehen, daß eine Empfindung, die wir für ewig hielten — erloschen ist. Und wir wollen nicht unsere Zukunft auf die erloschene bauen, nicht erwarten, daß ein Glück aus ihr erblühen könne ..."

Er starrte sie an und schwieg. Sein Verstand gab ihr recht, sein Herz stimmte ihr bei. Was sich in ihm regte und sträubte, das war ein leiser Gewissensvorwurf. Allein auch den vermochte Lotti zu beschwichtigen, indem sie sagte:

„Nur die Geliebte scheidet sich von dir — die Freundin bleibt. Die wirst du immer finden. Komm zu ihr, wenn du ein Leid zu klagen hast, wenn du verdrossen bist und dein Mut sinken will. Bedrückte Seelen warten — das verstehe ich, das ist die Kunst, die ich ausübe, das ist meine Virtuosität ..."

„Lotti!" rief er überwältigt und zog sie an seine Brust. Plötzlich jedoch ließ er sie aus seinen Armen, warf sich in einen Sessel nieder und brach in heftiges Schluchzen aus. Sie trat zu ihm, beugte sich, ihre Lippen ruhten lange auf seiner Stirn ... regungslos, mit geschlossenen Augen, empfing er ihren schwesterlichen Kuß, und ihm war, als senke sich aus seinem innigen Berühren Frieden und Versöhnung in seine kämpfende Seele. Als er aufblickte, fand er sich allein: Lotti war in ihr Zimmer geeilt, und er hörte sie den Riegel vorschieben. Er sprang auf, rannte zur Tür und pochte und rüttelte daran wie ein Verzweifelter. Kein Laut antwortete seinem Drohen und Flehen.

Endlich mußte er sich ergeben — mußte sich fassen.

„Ich komme wieder, hörst du mich? Ich komme wieder!" sprach er und schritt nach einem letzten Zögern, einem letzten, vergeblichen Erwarten, langsam aus dem Gemach.

VII.

Allein so oft er wiederkam, so ungestüm er nach ihr fragte — Lotti ließ sich nicht sehen. Er schrieb an sie, er bat sie um eine Unterredung, und sie entgegnete, sie wolle dieselbe gern gewähren, wenn er zuvor verspreche, ihres früheren Verhältnisses mit keinem Worte zu erwähnen. Auf diese Bedingung konnte er nicht eingehen, das erklärte er offen in einem zweiten Briefe, der unbeantwortet blieb.

Damit war zwischen ihnen alles zu Ende.

Als sie einander nach langer Zeit zufällig auf der Straße trafen, senkte Lotti die Augen, und Halwig wandte die seinen ab. Später vermieden sie es nicht mehr, einen raschen Blick zu wechseln. Hast du mir nichts zu sagen? fragte der ihre und wurde durch ein kaltes Lächeln, eine Miene spöttischer Gleichgültigkeit erwidert. Nach solchen flüchtigen Begegnungen kehrte Lotti heim mit fliegenden Pulsen und brennender Stirn, und am nächsten Morgen erzählten ihre müden und geröteten Augen von einer durchgeweinten Nacht.

Aber auch diese letzte, törichte Schwäche ward überwunden. Lotti gewöhnte sich, an dem einst Geliebten vorbei zu gehen, wie an einem Fremden; sie errötete nicht mehr, wenn sein Name in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde; sie las auch seine Bücher nicht mehr. Sie wurde von ihnen allzu peinlich berührt. Es gab sich darin ein Haschen nach dem Absonderlichen und Unerhörten kund, ein Streben, gemeine Neugier zu wecken, eine Vorliebe, das Krasse, oft sogar das Widerliche zu schildern, die Lotti entsetzten und ihr wie Lästerungen an dem Gotte erschienen, den Halwig selbst sie verehren gelehrt hatte: am Gotte des Schönen.

Jahre vergingen. Feßler starb — kurze Zeit nachdem ihm angekündigt worden, daß er seine „hohe Warte" verlassen müsse, weil das Haus zum Umbau bestimmt sei. Lotti bezog eine

andere Wohnung. Gottfried mietete sich bei dem Uhrmacher ein, für den er seit dem Tode seines Pflegevaters arbeitete. Des erlittenen Verlustes immer eingedenk, führten beide still ihr Leben fort; Lotti war von ihrer ersten und einzigen Liebe so vollkommen geheilt, daß sie die Nachricht von Halwigs Verheiratung, die Gottfried eines Tages brachte, mit unbefangener Heiterkeit aufnahm.

Vor drei Jahren hatte sich das ereignet, und Lotti besann sich heute noch des verstörten Gesichts, mit dem Gottfried damals bei ihr erschienen war, der Verlegenheit, der unnötigen Schonung, mit denen er, nach langem Hin- und Herreden seine Neuigkeit plötzlich hervorgestoßen und dabei so beschämt und elend ausgesehen, als ob er eben eine schändliche Handlung begangen hätte.

„Ich muß es dir sagen," entschuldigte er sich, „du hättest es vielleicht auf eine unangenehme Art erfahren können ... unvorbereitet vielleicht ..."

Lotti sah ihn freundlich an und sagte:

„Nun — was hätte das gemacht?"

„Wenn du ihnen aber begegnet wärest, wie ich — ganz unerwartet — beim Biegen um eine Ecke ... Arm in Arm."

„So hätte es mich gefreut," sagte Lotti.

„Hätte es? ..." Sein Gesicht hatte sich verklärt, er geriet in Begeisterung, und jetzt kam es heraus, daß er schon seit einigen Tagen von der Verheiratung Halwigs unterrichtet war, daß er auch gehört hatte, die junge Frau sei arm, vornehm und schön.

„Das Letztere kann ich bezeugen," sprach Gottfried mit gedämpfter Stimme, als ob er ein Geheimnis anzuvertrauen hätte, „du und ich, wir haben nie etwas Schöneres gesehen. Sie ist groß — um ein Haar vielleicht größer als du, und so zart, so ätherisch, als wäre sie aus Mondesstrahlen gewoben ... aber nein, das Bild paßt nicht; die Strahlen des Mondes sind kalt, und sie sieht aus wie das junge, rosige Leben ... Ein Kind

sag ich dir, und hat doch schon etwas in den Augen ... Ich war eilig und ging in Gedanken so hin, wäre beinahe an sie angerannt ... Er rief: „Holla!" und sie blickte mich mit diesen prächtigen, sonderbaren Augen unaussprechlich verwundert an, als ob sie sagen würde: Geben Sie doch acht! Ich bin es ja! ... so, daß ich außerordentlich erschrocken stehen blieb und den Hut rückte. Da bemerkte ich erst, daß er den seinen abgenommen hatte. Gesprochen wurde nichts, wir haben beide nur getrachtet, so bald als möglich fortzukommen."

Gottfried nahm seinen gewohnten Platz in der Fensterecke, dem Arbeitstisch Lottis gegenüber ein, und sie begann von anderen Dingen zu sprechen. Sie erzählte mit einer Art Entrüstung, daß der Uhrenliebhaber, der einst für ihre Sammlung jenes hohe Angebot gemacht, das Feßler bereute von der Hand gewiesen zu haben, sich wieder melde. Von Amerika aus, wo er lebte, — er war ein Deutscher, der dort Glück gemacht hatte — erneuerte er seinen Antrag in einem Briefe, den sein Agent Lotti überbrachte. Sie sann jetzt über ihre Antwort nach, konnte nicht Worte finden, scharf und bestimmt genug, um ihren unerschütterlichen Vorsatz, sich nie von ihrer Sammlung zu trennen, auszudrücken. Sie hatte Lust, dem „Amerikaner" mitzuteilen, was bisher niemand außer Gottfried wußte, daß der Hausschatz nämlich, im Testamente Lottis dem Museum ihrer Vaterstadt vererbt sei, wo er unter dem Namen: „Feßlerische Sammlung" auf die Nachwelt übergehen sollte zum Nutzen und zur Freude künftiger Generationen.

Gottfried gab ihr, etwas zerstreut, in allem recht, sprang aber plötzlich von dem Gegenstand ihres Gespräches ab, und sagte: „Findest du es nicht verwegen von ihm, ja sehr verwegen, in seinen doch schon reifen Jahren ein Mädchen zu heiraten, wie gesagt, fast noch ein Kind und so wunderschön!"

„Von — ihm? ... du sprichst von Halwig —" erwiderte sie mit einem verweisenden Blick. — Die sanfte Lotti war gegen

Gottfried ausnahmsweise immer ein wenig streng. „Das muß man wissen ... Reife Jahre? Ach was! Künstler bleiben immer jung, nur wir altern, wir Arbeitsleute."

So hatte sie vor drei Jahren die Kunde von Hermanns Verheiratung aufgenommen und seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Und jetzt, nachdem sie alles verschmerzt, vieles vergessen, kam ein Bote aus der langentschwundenen Zeit und weckte sie aus ihrer tiefen Ruhe. Sie staunte selbst über die Gewalt des Eindrucks, den sie plötzlich empfangen hatte, über die Pein, die er verursachte. Doch versuchte sie nicht, sich ihr zu entziehen, dazu kannte sie sich zu gut. Ihre Leiden wollten völlig durchlebt sein, bevor sie sterben konnten. Da half kein Wegschieben, keine Überredungskunst, sie forderten ihr ganzes Recht, und wichen erst, nachdem es ihnen zuteil geworden.

Sie nahm ihre Arbeit vor. Gleichförmig wie immer spann ihr Tagewerk sich ab. Nachmittags besuchte sie Gottfried in seinem Laden. Allein, was sie auch tat und sprach, unablässig summten ihr die Worte: „Aus Leichtsinn oder Not" im Ohr, und der Gedanke an Halwig verließ sie nicht eine Sekunde. Sie durchwachte eine böse Nacht.

Am nächsten Morgen kam Gottfried und mahnte sie noch einmal, die bei ihr bestellten Arbeiten dem früheren Meister heute selbst zu überbringen.

Sie versprach es, lehnte aber Gottfrieds Antrag, sie zu begleiten, auffallend hastig ab.

„Wie du willst," sagte er und verabschiedete sich ohne eine Spur von Empfindlichkeit.

Sie blickte ihm eine Weile nach. „Der beste Mensch!" murmelte sie leise vor sich hin und begann ganz gegen ihre Gewohnheit müßig, mit gekreuzten Händen, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Ihre alte Dienerin trat ein und wunderte sich über die Maßen, ihre Herrin unbeschäftigt zu finden. Aber sie freute sich noch mehr, als sie sich wunderte. Der Himmel selbst, meinte sie, beschere ihr eine Gelegenheit, sich so recht nach Herzenslust über die interessanten Neuigkeiten auszulassen, die sie vom Markte mitgebracht hatte. Leider fand sie nur geringe Teilnahme und wurde plötzlich durch die Worte unterbrochen:

„Agnes — ich gehe jetzt aus."

Das war freilich leichter gesagt als getan. Ausgehen? Jetzt? — die Alte entsetzte sich über „diese Idee". Vor dem Essen war das Fräulein nie ausgegangen, warum denn heut!

Die Frage und die seltsam forschende Miene, mit der sie gestellt wurde, machten Lotti erröten; sie wandte das Gesicht verlegen ab und sagte: „Warum? — ja — — ich könnte eigentlich auch später — wenn du dich beeilen wolltest ..."

Agnes entfernte sich, erschien jedoch bald wieder. Sie überbrachte die Visitenkarte eines fremden Herrn, der das Fräulein dringend zu sprechen wünschte.

Der Agent des „Amerikaners" kam einmal wieder, die Anerbietungen seines Chefs in bezug auf die Uhrensammlung zu erneuern.

Er wurde selbstverständlich abgewiesen. Allein statt sich damit zu bescheiden und sich — zufrieden oder nicht — zu empfehlen, nahm er auf das breiteste Platz in dem Fauteuil und ließ alle fünf Minuten einige wegwerfende Worte über alte Uhren fallen. Nach einer tödlich langen Stunde erhob er sich endlich mit der Versicherung, er wolle vor seiner Abreise noch einmal vorsprechen. Lotti erlaubte sich zu bemerken, das sei ganz überflüssig, worauf er verbindlich erwiderte, er danke und werde sich gewiß einfinden.

Dieser Besuch schien Lotti den Appetit verdorben zu haben denn sie ließ ihr Mittagsmahl, das von Agnes endlich aufgetragen wurde, unberührt.

Sie kleidete sich rasch und hastig zum Ausgehen an und blieb dann zögernd an der Tür stehen ... sie eilte die Treppe hinab und schritt langsam durch die Straßen ... immer langsamer, je näher sie ihrem Ziele kam.

Sie wollte sich Gewißheit über die Umstände verschaffen, unter denen ihr einstiges Geschenk verkauft worden war. Sie wollte es. Und doch erhoben sich Einwendungen in ihr gegen den unwiderruflichen Entschluß. — Was soll die Gewißheit, nach der du strebst, dir bringen? fragte sie. — Was hast du zu erwarten? Du wirst von einem Leichtsinn hören, den du nicht heilen kannst, oder von einer Not, der abzuhelfen du nicht vermagst. Laß ab! Was quälst du dich? ... Zu wessen Frommen? Du bist längst vergessen — vergiß auch du!

Lotti horchte den leisen, abratenden Stimmen und — mit Bewußtsein handelte sie ihnen entgegen.

Jetzt stand sie an der Tür des Uhrmacherladens, jetzt drückte sie die Klinke.

Der Laden war leer, aber aus dem anstoßenden offenen, mit Gaslicht hell erleuchteten Raume schallte ihr ein lauter Wortwechsel entgegen.

„Ich weiß ja, daß ich eine Gefälligkeit von Ihnen verlange!" rief eine Stimme, deren Ton Lotti seit fünfzehn Jahren nicht mehr gehört hatte, und die sie dennoch augenblicklich erkannte.

„Ich aber bin nicht in der Lage, Gefälligkeiten zu erweisen. — Entschuldigen Sie, da ist jemand ..." sagte der Uhrmacher, der den Eingang zum Gewölbe nicht aus den Augen gelassen hatte: „ah — Fräulein! — eben recht ..." Er eilte auf Lotti zu, indem er fortfuhr zu sprechen: „Vierundzwanzig Stunden bin ich im Wort gestanden; jetzt sind drei Tage vorüber; und mit dem besten Willen — wenn ich noch so gern möchte — ich könnte die Uhr nicht herschaffen, denn sie ist" er warf Lotti einen Blick des Einverständnisses zu, „bereits in anderen Händen. Diese Dame kann es bestätigen."

Derjenige, dem diese Rede galt, hatte sie mit Äußerungen des Unglaubens begleitet. Als Lottis Zeugnis angerufen wurde, richtete er plötzlich die Augen auf sie, verstummte und starrte sie so vernichtet, so völlig überwunden und ratlos an, wie ein Kind, das auf einer schlimmen Tat ertappt wird.

„Mein Gott — Sie ..." stammelte er, „was werden Sie von mir denken?"

Lotti hatte sich rascher gefaßt als er; sie erwiderte:

„Nichts anderes, als daß es schön von Ihnen ist, sich so herzlich nach Ihrer alten Uhr zurückzusehnen."

Beide schwiegen und sahen einander an. Sie ihn mit leiser, etwas peinlicher Überraschung; er sie, halb wehmütig, halb freudig. Seine Verlegenheit war wie durch Zauber verschwunden, und ihm wurde leicht und wohl ums Herz. Ihm schien es, als träte ihm die Erinnerung an die beste Zeit seines Lebens verkörpert entgegen ... nicht die glänzendste, o, bei weitem nicht! Aber die beste gewiß.

„Fräulein Lotti — Fräulein Lotti," wiederholte er mehrmals, ohne den Blick von ihr zu verwenden.

Er fand in ihrem Gesicht den Ausdruck, den er einst geliebt hatte, wieder. Hübsch war sie nie gewesen, doch konnte sie schön sein, wenn ihre Seele sich in ihren Zügen spiegelte, wenn der Abglanz ihrer reinen Gedanken auf ihrer Stirn sichtbar wurde, wenn eine Gemütsbewegung ihre Wangen rötete — so wie jetzt ... Was lag daran, ob leichte Falten diese Stirn furchten, ob diese Wangen schmaler geworden waren? Die Augen blickten so gütig wie je; die rosige Farbe der Lippen hatten die Jahre verwischt, den Zug von Sanftmut und stiller Heiterkeit, der sie umspielte, jedoch nur tiefer eingeprägt ... Ja, sie war es, war dieselbe noch! und — sie hat sich wenig verändert, dachte er.

Lotti hingegen dachte: er hat sich sehr verändert. Worin aber? fragte sie sich. Die Zeit ist ja doch schonend an ihm vorüber gezogen. Seine Gestalt hatte sich jugendlich schlank erhalten.

Die Haare und das Gesicht hatten eine dunklere Färbung angenommen, der Bart war leicht ergraut. Die Augen lagen tiefer, und schon begannen Halbkreise sich unter ihnen zu bilden, doch funkelten sie noch feurig wie sonst; Halwig war noch immer ein Bild männlicher Schönheit, sein Wesen noch immer anziehend und gewinnend. Allein der Charakter seiner Erscheinung hatte eine gewaltige Änderung erfahren. Keine Spur des Künstlers war mehr an ihm. Er sah wie ein vollendeter Weltmann, sogar ein wenig stutzerhaft aus. Das Haar war kurz gehalten, der Backenbart nach englischer Mode zugeschnitten, und die nämliche allerneueste Mode hatte auch die Form des langen lichten Oberrocks, den er trug, bestimmt, hatte bei der Wahl des glänzenden Zylinders, der sportsmäßigen Krawatte, der Handschuhe aus Hundsleder, den Ausschlag gegeben. Wenn Kleider Leute machen würden, hätte man ihn für ein Mitglied des Jockei-Klubs halten müssen. Er hatte jedoch nur die äußere Hülle eines Engländers, nicht dessen Art und Weise angenommen — vielleicht nicht anzunehmen vermocht. Es war nichts von steifer Gleichgültigkeit in dem Tone, in dem er sich an Lotti wendete und ihr versicherte, er freue sich des Wiedersehens, trotz der ihn beschämenden Umstände, unter denen es stattfand. Er bat sie, ihn anzuhören, bat, ihr seine törichte und leichtsinnige Handlung, die allerdings unverzeihlich sei, wenigstens erklären zu dürfen.

Lotti unterbrach ihn und meinte, daß sich wohl mehr werde tun lassen. Sie wandte sich an den Kaufmann, und ihrer eindringlichen Fürsprache gelang es nach einiger Bemühung, den Handel rückgängig zu machen. Sodann verabschiedete sie sich von dem alten Geschäftsfreunde und verließ das Gewölbe zu gleicher Zeit mit Halwig.

„Ihre Uhr ist bei mir," sagte sie zu ihm, „in drei Tagen schicke ich sie hierher, da kann sie abgeholt werden."

Er wollte in Worte des Dankes ausbrechen, sie aber grüßte so deutlich verabschiedend, daß ihm nichts übrig blieb, als diesem

Winke zu gehorchen. Er verneigte sich, trat zurück, und sie schlug den Weg nach ihrer Wohnung ein.

Sie war schon eine ziemlich große Strecke gewandert, als sie durch rasch hinter ihr hereilende Schritte eingeholt wurde, und Halwig an ihrer Seite erschien.

„Verzeihen Sie mir," sagte er, „verzeihen Sie, Fräulein Lotti ... eine große Bitte ..."

„Nun?"

„Erlauben Sie mir, meine Uhr selbst bei Ihnen abholen zu dürfen?"

„Das steht Ihnen frei!" antwortete sie.

„In drei Tagen also! ... Um diese Zeit, nicht wahr? Ich komme, ich danke Ihnen ... das ist eine Freude!"

„Die hätten Sie sich längst machen können."

„Können? ..." wiederholte er fragend, „haben Sie mir nicht dereinst gesagt, nur wenn ich ein Leid zu klagen hätte, mög ich kommen? Nun, Fräulein Lotti, ich hatte keines zu klagen, außer dem, das Sie selbst mir damals angetan haben .. und das ich allein tragen und überwinden mußte ... In allem übrigen bin ich glücklich gewesen ..."

„Und davon sollte ich nichts wissen?" unterbrach sie ihn.

„Davon wollten Sie nichts wissen ..."

„O wie kindisch! Ist es möglich, Halwig, so kindisch sind Sie geblieben?"

Er fiel sogleich in den heitern Ton ein, den Lotti angestimmt hatte. Erst die Frage, die sie an ihn stellte, wie es denn komme, daß sie ihm seit Jahren nicht einmal mehr auf der Straße begegnet sei, stimmte ihn ernster.

„Ach," sagte er mit einem Seufzer, „ich bin ja wie der Vogel der Minerva. In der Dämmerung beginne ich meinen Flug. Tags über schmiedet mich die Arbeit an meine Stube fest ... freilich keine unnütze Arbeit — eine lohnende und erfolgreiche ..." Er warf den Kopf stolz zurück. „Überdies," setzte er, als

Lotti schwieg, mit veränderter Stimme hinzu, „habe ich diesen Winter und den vorigen in England zugebracht, die Gesundheit meiner kleinen Frau machte einen längeren Aufenthalt in der kräftigenden Seeluft notwendig."

„Ist Ihre Frau leidend?"

„Nichts von Bedeutung. Gott sei Dank, nichts, das mir den geringsten Grund zu Besorgnissen gäbe."

„Sie müssen mir von Ihrer Frau erzählen, Halwig."

„Ich will sie Ihnen bringen!" rief er, hielt aber sogleich inne, wie jemand, der ein übereiltes Wort gesprochen hat, und setzte zögernd hinzu: „Das heißt, wenn meine Frau — ich wollte sagen, wenn Sie es mir erlauben."

„Erlauben — wie denn? — ich bitte Sie darum."

Sie waren bei dem Hause Lottis angelangt, und diese blieb stehen. „Hier wohne ich," sprach sie, „hoch oben im dritten Stock."

„Hier also — gut — hier suche ich Sie auf, in drei Tagen ... Wie glücklich wäre ich, unser kaum begonnenes Gespräch jetzt schon fortsetzen zu können — aber ich bin ein Sklave ... ein freiwilliger natürlich — einer der vernarrt ist in seine Sklaverei ... Auf Wiedersehen denn!" Er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Wärme: „Fräulein Lotti — so haben wir uns doch endlich wieder gefunden!"

„Und wie mir scheint," antwortete sie, „als ganz gute Freunde."

VIII.

Am dritten Tag, zur bestimmten Stunde, fand Halwig sich ein.

„Agnes, kennen Sie mich noch?" sprach er, ins Vorgemach tretend, dessen Tür die Alte ihm geöffnet hatte.

Agnes erwiderte ausweichend: „Das Fräulein hat mir schon gesagt, daß Sie kommen werden." Der harte Blick, mit

dem sie ihn empfangen hatte, wurde allmählich milder. „Aber ich hätte Sie auch so erkannt; Sie sehen ja prächtig aus."

„Sie noch besser, Agnes, Sie noch viel besser!"

Die Alte schmunzelte und dachte: jetzt geht es mir wieder mit ihm, wie es mir immer gegangen ist.

Im Grunde ihres Herzens hatte sie von jeher eine tiefe Abneigung gegen ihn gehegt. Sie war eifersüchtig auf die Geltung, die er im Handumdrehen im Hause erlangt, sie verabscheute seine Tätigkeit. „Was tut er?" meinte sie, „er schreibt: Er kritzelt? Saubere Arbeit für einen Mann — nähen wäre ebenso gut. Ich möchte einen Schreiber gerade so wenig wie einen Schneider." Da sie niemals Gelegenheit gehabt, diese Behauptung zu beweisen, war es ihr freigestellt, ihren Haß maßlos zu überschätzen. Trotzdem blieben Halwigs Bewerbungen um ihr Wohlwollen nie ohne Erfolg. Wenn er sie freundlich gegrüßt, wenn er fünf Minuten lang mit ihr geplaudert hatte, gestand sie es regelmäßig zu: „Er ist doch halt ein lieber Mensch."

„Darf ich eintreten?" fragte er, „oder wollen Sie so gütig sein, mich anzumelden?"

„Nicht notwendig, das Fräulein erwartet Sie, und Herr Feßler auch."

„Gottfried auch?"

„Ja, ja," bestätigte Lotti, die auf der Schwelle des Zimmers erschien, „zwei alte Freunde heißen Sie willkommen."

Gottfried stimmte nicht sehr laut in ihre Worte ein, zeigte sich anfangs ein wenig abweisend, aber das dauerte nicht lange. Bald empfand auch er jenes eigentümlich freudige, Herz und Zunge lösende Gefühl, das in reifen Jahren durch das Wiedersehen mit einem Genossen der Jugendzeit erweckt wird.

„Und wie lebst du jetzt?" fragte er, nachdem sie genugsam in Erinnerungen geschwelgt hatten.

Halwig lehnte sich in den altertümlichen Sessel zurück, der

ihm eingeräumt worden war, und kreuzte die ausgestreckten Beine. „Freund," lautete seine langsam gesprochene Antwort, „ich lebe nicht — ich schreibe."

Lotti sah ihn befremdet an, und ein tiefes Mißbehagen schien sich seiner unter diesem Blicke zu bemächtigen; die Stimme erhebend fuhr er fort: ... „Ich schreibe vom Morgen bis zum Abend, oder — zur Abwechselung — vom Abend bis zum Morgen ... Es gibt einmal nichts so Unpoetisches, wie das Dasein eines Poeten im neunzehnten Jahrhundert ... Aber was ist zu tun, wenn man einen Haushalt mit der Feder bestreiten muß?"

„Das kann dir nicht schwer werden," meinte Gottfried, „ein gefeierter Dichter wie du ..."

„Heuchle nicht, Gottfried! Was weißt du davon, ob ich ein gefeierter Dichter bin?"

„Nun — man nimmt doch auch einmal eine Zeitung zur Hand."

„Daher schöpfst du deine Nachrichten? Gehst zum Fasse, statt zum Quell ... Und Sie, Fräulein Lotti, verschmähen Sie es gleichfalls, sich selbst zu überzeugen, ob ich den Ruf verdiene, den man mir macht?"

„Verschmähen?" wiederholte sie, „nein. Aber, lieber Halwig, ich altmodische Person lese schon seit langer Zeit nichts Neues mehr."

„Sie tun vielleicht sehr gut daran," sprach er nicht ohne leisen, etwas ironischen Verdruß.

Er erhob sich, trat an den Bücherschrank und las halblaut die Titel einiger darin aufgestellten Werke. „Da sind sie noch alle, die alten Bekannten ... Ja, ja, Ihre Umgebung hat sich ebenso wenig verändert, wie Sie selbst. Der Raum ist kleiner geworden," sprach er und blickte sich in der Stube um, „die Gegenstände sind dieselben geblieben. Aber — wo ist denn die Sammlung, der Schatz des Hauses?"

Lotti deutete nach der Ecke des Zimmers. „Dort steht sie."

„Unvermindert? In ihrer ganzen Herrlichkeit?"

„Jawohl, in ihrer ganzen, unvergleichlichen Herrlichkeit."

„Wirklich?"

„Wie können Sie daran zweifeln? Ein Geizhals würde sich leichter von Hab und Gut trennen, als ich mich von einer meiner Uhren."

„Nicht einmal eine wäre Ihnen feil? — Um gar keinen Preis? Nicht um Wohlhabenheit, nicht um Reichtum?"

„Welche Fragen!" erwiderte Lotti beinahe verletzt.

Halwig nahm seinen früheren Platz wieder ein; er stützte die Arme auf seine Knie und sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. Da plötzlich erhob er die Augen zu Lotti:

„Idealistin! Sie wohnen in einer Nußschale unter dem Dach, plagen sich ums tägliche Brot, verzichten auf alle Annehmlichkeiten des Lebens, um einen eingebildeten Wert nicht zu schmälern ... Sie haben recht! ... Bewahren Sie sich, was Ihnen unschätzbar ist!" schloß er wehmütig, schlug jedoch gleich darauf mit einem der unvermittelten Übergänge, die ihm immer eigen gewesen waren, einen heiteren Ton an. Er nannte sich einen glücklichen Menschen und pries sein Schicksal, das ihn endlich wieder mit seinen alten Freunden zusammenführte. Der Verkehr mit ihnen sei das einzige gewesen, wonach er eine Sehnsucht empfunden, die sich oft bis zum Schmerze gesteigert. Jetzt war auch diese erfüllt. Ihm fehlte nichts mehr. Er begann von seiner Frau zu erzählen, und wie er sie im Sturm gewonnen, trotz des Widerstandes, den ihre Eltern, ihre Geschwister, „die ganze hochadelige Sippe" gegen ihre Verbindung mit ihm aufgeboten habe. Anfänglich wurde sein Haus von den Verwandten seiner Frau gemieden — nur anfänglich ...

„Seitdem sie sich überzeugt haben, daß meine Kunst keine brotlose ist," sprach er lachend, „bin ich merkwürdig in ihrer Achtung gestiegen, und das freut mich, obwohl ich keinen Grund

habe, viel Gewicht auf ihre Meinung zu legen. Es sind sehr ehrenwerte Leute, aber durchaus keine überlegenen Geister. Ein wirkliches Band besteht nicht zwischen uns ..."

„Einfluß nehmen sie aber doch auf dich," versetzte Gottfried. „Dein Äußeres hat sich völlig dem der Weltmenschen anbequemt. Der Tausend! was bist du nobel geworden ... ich bewundere dich schon die ganze Zeit im stillen."

„Spotte nur," sagte Halwig. „Übrigens, lieber Alter, die Zeiten sind vorbei, in welchen man den Dichter am wallenden Lockenhaar und am abgeschabten Flausrock erkannte. Den Wunsch, genial auszusehen, habe ich allerdings aufgegeben. Aber nicht infolge äußerer Einflüsse, sondern dank meines verbesserten Geschmacks."

Gottfried blinzelte ihn freundlich an. „Sehr gescheit," sprach er; „deine Leute können mit deiner stattlichen Erscheinung zufrieden sein. Und deine Bücher, sage mir, finden die bei ihnen gehörige Anerkennung? Gefallen sie ihnen, wie du selbst ihnen gefallen mußt?"

„Meinen Leuten — Bücher? ... meinen Leuten? — Freund, ich frage mich manchmal, ob sie lesen können," entgegnete Halwig, und fuhr nach einem Blick voll Verwunderung, den Lotti auf ihn geworfen hatte, rasch fort: „Das gilt nur von den Männern! Die Frauen lesen, die — ja. Und zwar die alten französische, und die jungen englische Romane. Welche Früchte diese Lektüre den ersten trägt, weiß ich nicht; die zweiten holen sich aus der ihrigen Begeisterung für englische Sitten und Gebräuche, und für alle Arten von Sport. Sie verstehen sich auf Pferde trotz eines Maquignons, reden wie die Jockeis, und — sind reizend. — Ja, ich muß gestehen, daß ich sie reizend finde, obwohl ich mich nicht im geringsten täusche über ihre stupende Oberflächlichkeit ... Aber — was geht die mich an? Mich unterhalten, mir gefallen diese Amazonen in Schleppkleidern; meinetwegen dürfen sie bleiben, wie sie sind ... Die Klagen über die Fehler

der Aristokraten, über ihre Frivolität, Genußsucht und Unwissenheit hört man bis zum Ekel wiederholen; allein, wer hat jemals freundschaftlich mit ihnen verkehrt und sich dabei nicht wohl gefühlt? — Man hat überhaupt keinen Sinn für das Anmutige und Schöne, wenn man keinen hat für die Anmut und Schönheit ihrer Umgangsformen ... freilich, eine Ahnung von Talent zu dergleichen Dingen muß man mitbringen, um sie als Vorzüge gelten lassen zu können ... diese Ahnung fehlt — nicht dem großen Publikum, das unsere ist vortrefflich, keine Nation der Welt vermag ein besseres zu bilden, — es fehlt den Wortführern des Publikums, meinen Herren Kollegen und lieben getreuen, immer dienstbeflissenen Feinden."

„Deine Kollegen und Feinde?" fragte Gottfried betroffen über diesen plötzlichen Ausfall.

„Nun ja! — Ich habe zu viel Glück und habe stets zu viel Glück gehabt, um ohne Neider zu sein. Sie tun, was sie können, um mir meine Erfolge zu verkümmern, allein die Mühe ist verloren. Noch befinde ich mich im Vollbesitze meiner Kraft und hoffe, nicht so bald zu erlahmen — geschähe das — erwachte ich eines Tages und wäre kein Dichter mehr — wie man behauptet, daß es geschehen könne, anderen schon geschehen sei, — versiegte plötzlich der Quell, aus dem ich gewöhnt bin, ohne Maß zu schöpfen — ja dann ..." Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf, „dann wäre ich verloren ... denn alles, was ich bin und habe, steht und fällt mit meinem Talent. Mein Haus ist darauf gegründet, die Zukunft meiner Frau ... geistige Verarmung hätte für mich so viel zu bedeuten, wie materielle Not — und das hieße sie betrogen haben, die mir in unbegrenztem Vertrauen gefolgt ist ... Närrische Gedanken —" unterbrach er sich mit einem gequälten Lachen, „ich kenne mich und fürchte nichts. Aber die Phantasie, die uns beseligt, will auch peinigen. Nur zu ... In der Einbildung müssen wir das Furchtbare durchmachen, das uns die Wirklichkeit erspart — das ist der

Tribut, den der Glückliche dem allgemeinen Menschenelend bezahlt ... Und, daß er reichlich bezahle, dafür sorgen die eigenen, in dem Geschäft, das ich betreibe, bis zum Zerreißen gespannten Nerven, und die Bemerkungen der süßen Neider, oder die Ratschläge der weisen Freunde. Auf dem Wege hierher bin ich dem weisesten von allen begegnet ... Was der nicht alles wußte, nicht alles kommen sah! Wie der so eindringlich bat, als hänge sein eigenes Heil davob ab: Gönne dir Ruhe! Sündige nicht auf dein Talent — du brauchst Sammlung, Erholung ... Wohl brauch ich sie, aber sie mir gönnen heißt abtreten, anderen Platz machen ... O nein, ich weiche nicht, ich bleibe und fühle Nerv und Stärke genug in mir, der ganzen heranwachsenden Epigonen-Generation stand zu halten ... Ich traue mir's zu, sie alle zu überdauern, diese altklugen Kinder mit ihrem riesigen Wollen und ihrem zwerghaften Können ... Aber ich ermüde Sie mit diesen literarischen Misèren ... Lassen Sie uns von angenehmeren Dingen reden ..."

Er gab dem Gespräch eine andere Wendung, er bemühte sich, die frühere Heiterkeit wieder zu gewinnen. Es war vergeblich. Endlich erhob er sich und nahm Abschied. Sehr bald, so bald, als es ihm nur irgend möglich sei, wollte er mit seiner Frau wiederkehren, die er im voraus der Freundschaft und Güte Lottis empfahl.

„Wie kommt er dir vor?" sprach Gottfried zu Lotti, als sie wieder allein waren.

Sie sah an ihm vorüber durch das Fenster und antwortete zögernd: „Wie dir."

„Schad um ihn."

„Ja traurig."

Wenige Tage darauf schrieb Frau von Halwig an Lotti einen zierlichen kleinen Brief. Sie war im höchsten Grade ungeduldig, Fräulein Feßler kennen zu lernen. Sie forderte ihren Anteil an der Freude, die ihrem Manne durch das Wiederfinden seiner

Jugendfreunde beschert worden war. Es machte sie wirklich trostlos, nicht dem Zug ihres Herzens folgen, und statt dieser in Eile hingeworfenen und schlecht geschriebenen Zeilen selbst bei Fräulein Feßler erscheinen zu können; aber ein Unwohlsein und die Unerbittlichkeit des Arztes machten das unmöglich. Ja, wenn Fräulein Feßler großmütig sein, und eine arme, an das Zimmer gefesselte Kranke mit ihrem Besuche beehren wollte, wie glücklich würde diese sein ... Auf ein solches unverdientes Entgegenkommen wage freilich diejenige nicht zu hoffen, die sich mit herzlicher und wärmster Verehrung nannte: Lottis ergebenste Agathe Halwig.

Die Empfängerin dieses Schreibens las und las es wieder, und ein Gefühl von entzückter Beschämung bemächtigte sich ihrer. Es stieg ihr heiß in die Wangen, sie meinte plötzlich tief in der Schuld der jungen Frau zu stehen, deren sie bisher entweder gar nicht, oder wenn — ohne das geringste Wohlwollen gedacht, und die ihr jetzt so liebenswürdig nahte, mit solcher Bescheidenheit, ja man konnte sagen, mit kindlicher Ehrfurcht ... Sie wollte sofort schriftlich antworten, besann sich aber eines andern. Nein, mit ihrer schwerfälligen und altmodischen Schrift dürfte sie nicht ausrücken, der Besitzerin der schönsten „grande anglaise" gegenüber, die Lotti jemals gesehen hatte. So beschloß sie denn, eine mündliche Antwort zu geben und trat in das Vorzimmer, um dieselbe dem wartenden Boten aufzutragen.

An der offenen Tür der Küche lehnte nachlässig, mit gekreuzten Armen und Beinen, ein Mittelding zwischen Groom und Lakai, ein untersetztes, glotzäugiges Bürschchen im grünen Leibrock mit gelben Wappenknöpfchen, eine blanke, goldbetreßte Tellerkappe zwischen den Fingern. Von der Höhe seines herrlichen Selbstbewußtseins herab beobachtete er das Walten Agnesens in ihrem kleinen Bereiche. Er veränderte seine lümmelhafte Haltung nur wenig, als Lotti rasch und in großer, freudiger

Erregung auf ihn zukam und ihn bat, seiner Gebieterin zu melden, sie gedenke heute noch bei ihr vorzusprechen.

„Heute nicht," versetzte das Bürschchen und lächelte mit dem ganzen impertinenten Gesicht. „Morgen lassen die Frau Baronin bitten, morgen um ein Uhr."

„Morgen? — Gut denn, morgen."

Es schien Lotti ein wenig befremdlich, daß die junge Frau, die nicht den Mut hatte, sie um ihren Besuch zu bitten, doch mit Sicherheit auf ihn gerechnet haben sollte; aber sie machte sich nicht lange darüber Gedanken. Sie kehrte wieder zu ihrem lieben, Auge und Herz gewinnenden Brief zurück. Da lag er, sorgfältig gefaltet in seinem schimmernden Kuvert und duftete köstlich nach Ylang-Ylang. Von neuem erquickte sich Lotti an seinem Anblick. Nein, es gab nichts Gutes und Schönes, das man ihr nicht zutrauen müßte, die ihn geschrieben. Lotti drückte ihn an ihre Wange, hielt ihn zärtlich in ihren flachen Händen und legte ihn endlich in das Kästlein, in welchem sie ihre teuersten Erinnerungen bewahrte: das Miniaturbild ihrer Mutter, Andenken an den Vater, Briefe, die Gottfried aus der Fremde gesandt, die Eheringe ihrer Eltern, ihren eigenen Verlobungsring.

Aber aus diesem Reliquienschreine zog sie ihn am nächsten Morgen wieder hervor, um ihn Gottfried mitzuteilen.

„Lies!" rief sie, als er erschien, und hielt ihm das Blatt entgegen. Er gehorchte, nachdem er zuerst nach der Unterschrift gesehen und ein verwundertes „Oho!" ausgestoßen hatte. Seine Miene blieb ganz gleichgültig.

„Hast geantwortet?" fragte er, nachdem er zu Ende gekommen.

„Natürlich! Ich gehe zu ihr."

„Das ist beschlossen?" Gottfrieds Ton klang mißbilligend, und er warf das Schreiben mit einer Gebärde voll Geringschätzung auf den Tisch.

„Es ist beschlossen," entgegnete Lotti ärgerlich.

Er murmelte einige unverständliche Worte.

„Was sagst du?"

„Nichts. — Wenn es schon beschlossen ist, nichts."

„Und der Brief gefällt dir nicht? Freut dich nicht."

„Mich freut nur die Freiherrnkrone auf dem Papier. Wann ist Halwig denn baronisiert worden?"

„Gottfried!" rief Lotti, „es ist deiner ganz unwürdig, so kleinlich zu sein."

„Ist das kleinlich?" sagte er, nicht ohne einige Beschämung.

„Ungeheuer! So ungeheuer, als etwas Kleines nur irgend sein kann."

Er lachte und war wieder der gute, liebe Gottfried, der „beste Mensch". Er konnte übrigens nur einige Augenblicke verweilen, es gab sehr viel zu tun. Das neu errichtete Geschäft ließ sich vortrefflich an, und doch wollte er nicht so ganz Kaufmann werden, daß er am Ende seine Uhrmacherei darüber vernachlässigte. Fortschritte meinte er freilich unter den jetzigen Umständen nicht mehr machen zu können, aber verlernen wollte er nichts, und schon das forderte ein ganz knappes Wirtschaften mit der Zeit.

Lotti hatte seiner raschen Auseinandersetzung herzlich zugestimmt. „Du bist recht zufrieden?" fragte sie plötzlich.

„Recht zufrieden," wiederholte er, vermied aber dabei dem freundlich forschenden Blick zu begegnen, den sie auf ihn heftete.

Gottfried hatte das Zimmer kaum verlassen, als Agnes mit der Meldung erschien, Herr von Halwig sei da und wünsche das Fräulein zu sprechen.

„Es muß ihm etwas sein," flüsterte die Alte, und ihr vertrocknetes Gesicht geriet in das blitzende Zucken, das bis zum Äußersten gespannte Neugier darauf hervorzurufen pflegte. „Was ihm wohl sein mag?"

„Laß ihn doch kommen!" rief Lotti, und nach einem leichten Pochen an der Tür trat Halwig so eilig ein, wie die alte Agnes sich langsam und zögernd entfernte.

„Entschuldigen Sie die frühe Stunde, ich werde Sie nicht lange stören," sprach er, „ich bin nur da, um Ihnen für Ihre Güte gegen meine Frau zu danken und um Ihnen zu sagen, wie sehr leid es mir tut, bei Ihrer ersten Begegnung mit Agathe nicht gegenwärtig sein zu können ... Nein, nein!" fügte er ablehnend hinzu, da ihm Lotti einen Sessel anwies, „ich setze mich nicht, ich bleibe, mit Ihrer Erlaubnis, hier an dem Platze Gottfrieds stehen, Ihnen gegenüber, Fräulein Lotti ..."

Er sprach hastig und abgebrochen, mit sichtbarer Mühe die raschen Atemzüge zu verbergen, die seine Brust ängstlich beklemmend hoben.

„Was fehlt Ihnen, Halwig?" fragte Lotti und trat an seine Seite, „Sie sehen schrecklich aufgeregt und übermüdet aus."

„Die natürliche und völlig unschädliche Folge einiger am Schreibtisch durchwachten Nächte ... das geht vorüber ... Sehen Sie mich nur recht an — nur recht tief, nur recht lang, mit Ihren milden, frommen, friedlichen Augen — es tut mir wohl und beruhigt mich, und ich brauche Ruhe zu dem schweren Gang, den ich heute zu machen habe ..." Er hielt inne, und Lotti sagte nach kurzem Schweigen sanft und eindringlich:

„Fahren Sie fort, schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen ... Sie wissen, Sie müssen sich noch erinnern, wie großen Wert ich auf Ihr Vertrauen lege. Darin, lieber Freund, habe ich mich nicht verändert."

„Ja, ja! fordern Sie Vertrauen von mir, lehren Sie mich wieder Vertrauen haben," rief er, „ich habe das inmitten der Mißgunst, die mich umgibt, verlernt."

„Halwig, diese Mißgunst — besteht sie nicht vielleicht einzig und allein in Ihren selbstquälerischen Einbildungen? ... Ich frage nur —", beeilte sie sich entschuldigend einzuwerfen, als er im Begriffe schien, heftig aufzufahren. „Weisen Sie mich zurecht, wenn ich irre ... Halwig, — Sie haben neulich von je-

mandem gesprochen, der Ihnen riet, sich Ruhe zu gönnen — dem stimm ich bei, sein Rat war gut."

„Er wäre gut, wenn sich ein Zeichen des Überreizes, des Verfalls in meinen letzten Arbeiten finden ließe ... Das läßt sich darin nicht finden! Mit jedem Werke, das ich in die Welt schicke, wächst meine Popularität, es gibt keine Zeitschrift, kein Journal, das nicht um meine Mitarbeiterschaft buhlt; wenig Autoren dürfen sich rühmen, so viel gelesen zu werden, wie ich. — In faden Harmlosigkeiten freilich darf ich mich dabei nicht ergehen, auf einige Verblüffung läuft es immer hinaus — dem Geschmack der Zeit muß man Konzessionen machen ... man muß ... Welcher Künstler ist groß geworden und hat das nicht getan? ... Lesen Sie, lesen Sie doch einmal eines meiner Bücher und sagen Sie dann, ob ich mich, wie der schöne Ausdruck lautet: ‚ausgeschrieben' habe? Ob ich verwässere und verflache?"

Er stieß ein kurzes Gelächter aus und versank in Gedanken, aus denen ihn Lotti mit den Worten weckte:

„Sie sprachen von einem unangenehmen Gang, den Sie zu machen haben ..."

„Unangenehm ist ein milder Ausdruck. Abscheulich, gräßlich soll es heißen ... Ich will Ihnen sagen, was ich zu tun habe: einem Menschen gute Worte geben, dem ich am liebsten einen Fußtritt gäbe ... aber ich stehe in seiner Schuld, und mir bleibt nichts übrig, als —" die Augen funkelten ihm vor Zorn, und er warf die Lippen verächtlich auf — „als mich vor ihm zu demütigen."

„Eine — eine Geldschuld?" fragte Lotti zaghaft.

„Nein — ja — wie man will ... Ich habe mich herbeigelassen, eine Vorauszahlung von ihm anzunehmen auf einen Roman, der im Feuilleton seiner Zeitschrift erscheinen soll ... und kann dieser Verpflichtung nicht nachkommen ... es ist mir unmöglich, trotz all meiner Arbeitskraft, all meines Fleißes. Heute soll ich meinen ersten Band abliefern, und heute muß ich

das Geständnis ablegen, daß er noch nicht begonnen ist — muß um Zeit bitten, um Geduld — —"

„Wär's nicht besser, den peinlichen Vertrag ganz zu lösen, Halwig?" sprach Lotti.

„Das kann ich nicht —"

„Wenn Sie ihm die erhaltene Summe zurückerstatten würden ..."

„Das kann ich nicht!" wiederholte er übereilt und verbesserte sich sogleich: „darauf ginge er nicht ein — der Seelenverkäufer läßt mich gewiß nicht los ... Aber — darf ich's denn verantworten, daß ich Sie zu langweilen komme mit dem Berichte dieser Jämmerlichkeiten, die Ihrem Gesichtskreise so fern liegen, so tief unter Ihnen stehen?"

„Die Frage, Halwig, können Sie allerdings nicht verantworten," sprach Lotti. „Mir liegt nichts fern, was Ihnen Unruhe und Pein zu verschaffen vermag. Vergessen Sie das nie und nimmermehr."

Er fuhr mit der Hand über seine Stirn. „Ich habe es nicht vergessen ... Sie sehen ja ... Von jeher waren Sie bestimmt, mir Trost und Segen zu sein ... von jeher war ich bestimmt, Sie zu quälen ... Das Schicksal erfüllte sich ... Leben Sie wohl! ..." rief er, wandte sich plötzlich und schritt dem Ausgange zu. Mit einem Male blieb er jedoch stehen. Seine Augen hatten sich fest und starr auf ein kleines Bild gerichtet, das an der Wand über dem Arbeitstische hing. Das wohlgetroffene Bild Meister Feßlers.

„Ihr Vater ... Ihr Vater, das war ein Mann! Er hatte alles vom Künstler, nur nicht die Selbstsucht, nur nicht den Ehrgeiz. Er kannte die Affenliebe für seine Produkte nicht, und nicht die blinde Freude an dem Geschaffenen, sondern nur die große Freude an seinem Schaffen ... Er trieb sein Handwerk wie eine Kunst. Wir — treiben unsere Kunst wie ein Handwerk," sprach er dumpf und schmerzlich und verließ das Zimmer.

IX.

„Wohin geht denn unser Fräulein in solchem Staat?“ sprach das Schneiderlein im vierten Stock des Nachbarhauses.

„Macht gewiß Visiten,“ meinte Leopoldine und beugte sich recht weit aus dem Fenster, um Lotti nachzublicken, die soeben über den Platz schritt.

Der Alte folgte dem Beispiel seiner Tochter und rief in Begeisterung: „Schau, schau! Es gibt doch nichts Schöneres, als ein schwarzes Seidenkleid ... Aber Falten muß es haben, muß sich so gewiß ausbreiten, — das ist anständig, das ist elegant!“

„Nein, elegant ist es just nicht!“ erwiderte Leopoldine, ihr kleines, breites Näschen rümpfend.

„Nicht? Kannst du dir das Fräulein denken in so einer modernen Ofenröhre, wie du da hast?“ rief der Schneider, indem er verächtlich auf das enge Kleid deutete, das seine Tochter trug.

„Sie nicht — sie freilich nicht —“

„Freilich nicht!“ spottete der Vater ihr nach, „und hätte doch eher als tausend Jüngere die Gestalt dazu, ist ja gewachsen wie eine Tanne.“

„Nein, nein, sie soll nur bei ihren alten Moden bleiben, ihr steht's, ein anderer dürft's nicht tragen.“

„Und warum nicht? Weil es praktisch ist? Weil es geschmackvoll ist?“ polterte der Alte, und der Zank zwischen den beiden entbrannte.

„Sagt, was Ihr wollt!“ platzte das Mädchen plötzlich heraus, „wenn Ihr einmal tot seid, halte ich mir doch ein französisches Modejournal!“

„Dann kannst du's tun,“ schrie der Vater gereizt, aber nicht gekränkt durch diese brutale Äußerung.

Seine Tochter biß sich auf die Lippen, aus ihren dunklen

Augen schoß ein Strahl innigster Liebe: „Deswegen braucht Ihr noch nicht zu sterben," sprach sie.

„Fällt mir auch gar nicht ein."

Und sie gingen an die Beendigung eines höchst unmodern gestreiften Sommerkleides.

Im gegenüberstehenden Hause hatten die Horatier im Fenster gelegen und Lotti, als sie vorüberkam, mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Auch die weiße Katze hatte ihr vom Dache herunter nachgeschaut, und dabei ein so gescheites Gesicht geschnitten, als ob sie allerlei interessante Dinge wüßte, von denen andere sterbliche Wesen niemals etwas erfahren.

Lotti aber schritt dahin, erfüllt von den verschiedenartigsten und doch so gleich mächtigen Empfindungen, daß sie nicht vermocht hätte zu sagen, welche die vorherrschende sei. Vielleicht war es ein geheimer Tatendrang — der Wunsch, Einfluß auf die Frau Halwigs zu gewinnen, und die Hoffnung, wenn das gelang, durch sie dem Selbstzerstörungswerk Einhalt zu tun, in dem der Dichter begriffen war. Sollte seine Frau aber nichts wissen von seinen schweren Seelenkämpfen? Sollte sie, wenn er auch schweigt — nichts davon erraten haben? Ist es nicht offenbarer Unverstand, sich einzubilden, daß eine Fremde kommen müsse, um der Gattin die Augen zu öffnen? Und dennoch — dennoch — trotz aller Einwendungen ihres Verstandes blieb Lotti von einer Ahnung durchdrungen, für die ihr jeder Grund, jeder Anhaltspunkt fehlte, der Ahnung: die Frau, die er liebt, weiß nichts von seinem inneren Leben.

Lotti war im neuen Stadtteil vor dem neuen Hause angekommen, das Halwig bewohnte. Nett wie ein Schächtelchen stand es da. Alles darin frisch und blank und fast blendend vor Glanz und Farbenpracht, alles geschmackvoll und schön: die Malereien an den Wänden und am kuppelartigen Gewölbe des Stiegenhauses, die vergoldete Rampe, die schneeweißen Treppenstufen. Die einfache Lotti, die Freundin des Alten, sah sich um

in all der bunten, jungen Herrlichkeit und meinte im stillen, das Neue könne einem doch auch gefallen.

Sie bemühte sich, den Außendingen recht viel Aufmerksamkeit zu schenken, sie hoffte sich dadurch von der seltsamen Beklemmung zu befreien, die sich ihrer bemächtigt hatte. Doch half es wenig, und Lottis Herz pochte fast laut, als sie das erste Geschoß erreicht hatte und den Drücker neben einer hohen, hübsch stilisierten Tür berührte, die sich nach wenigen Augenblicken vor ihr erschloß. Derselbe Diener, der gestern das Billett Frau von Halwigs überbracht, starrte Lotti mit derselben dummdreisten Miene an, forderte sie jedoch auf, einzutreten.

Er schritt ihr voran durch ein getäfeltes Speisezimmer. Majoliken und Zinnschüsseln, Bierkrüge, Becher und Kelche auf dem Büfett, geschnitzte Stühle, schwerfällige Tische und Schränke: altdeutsch. Durch einen kleinen Salon mit hellgelben Figuren und blumenreichen Tapeten, Pagoden, Vasen, Lüster, Armleuchtern aus Porzellan, zahllosen Kästchen aus vieux laque: chinesisch. An der dritten Tür blieb der Bediente stehen, öffnete sie und rief laut: „Fräulein von Feßler," und gab der von ihm unversehens geadelten einen feierlichen Wink.

Lotti trat in ein großes, freundliches Gemach, in dessen Mitte auf einer mit lichtblauem Atlas überzogenen Chaiselongue eine junge Dame lag.

„Wie schön von Ihnen," sprach sie und richtete sich, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, mit dem Oberkörper auf. Eine kleine hilflose Kinderhand streckte sich aus der Flut von Spitzen, welche die Ärmel des weißen Schlafrocks umgaben, der Besucherin entgegen.

„Wie schön von Ihnen, daß Sie kommen ... aber ich hab's gewußt, ich habe wirklich auf die Erfüllung meiner Bitte gezählt ..."

„Sie sehen, wie recht Sie gehabt ..."

„Wenn sie so ist, wie ich glaube, dacht ich mir, als ich meinen

Brief fortschickte, kommt sie sogleich — und Sie wollten ja auch sogleich kommen?"

„Gewiß."

„Gestern konnt ich Sie aber nicht sehen — ich war zu leidend—"

„Das hörte ich mit Bedauern," erwiderte Lotti teilnehmend, aber auch erstaunt. Leidend, dieses schöne, blühende Geschöpf mit den rosig angehauchten Wangen, den frischen, schwellenden Lippen?

„Und — was fehlt Ihnen?"

„Ich bin sehr, sehr nervenkrank. Hermann weiß nichts davon, man darf es ihm auch nicht sagen; aber mein Arzt ist um mich besorgt," versicherte Agathe mit einschmeichelnder, klagender, um Mitleid bittender Stimme.

Sie verschönerte sich noch im Sprechen, ihren Mund umspielte dabei ein so lieblicher Zug, ein so kluger und unschuldiger Ausdruck, daß Lotti dachte: „Dich müßte ein mit Taubheit Geschlagener beredsam finden!"

Die Gesichtsbildung der jungen Frau erinnerte an die der Cäcilie von Albano, deren Bild Kestner seinen römischen Studien vorangestellt hat. Ihre reichen, dunklen Haare waren zurückgekämmt und in einem schweren Knoten am Hinterhaupte zusammengehalten. Sie schien groß; die edlen Formen ihrer vollen und schlanken Gestalt zeichneten sich deutlich unter dem weichen, anschmiegenden Stoff des langen, weit über die Füße reichenden Gewandes, in das sie sich, wie frierend, hüllte.

Lotti stand vor ihr und staunte sie mit jener reinen, fast demütigen Bewunderung an, die gute und warmherzige Menschen gerade den Vorzügen gegenüber, die ihnen selbst versagt geblieben sind, am lebhaftesten empfinden.

Diese Frau, wie war sie schön! und wie malerisch, und wie eigentümlich war ihre ganze Umgebung! Das Gemach glich einem Wintergarten von Blütenduft und Sonnenschein durchtränkt.

In den Vertiefungen der vier hohen, im rechten Winkel

aufeinanderstehenden Fenster prangten dichte, üppige Gruppen der seltensten Blumen. In einer Ecke breitete eine riesige Fächerpalme ihre zackigen Blätter aus, in der anderen wiegten sich in den Ringen ihrer vergoldeten Käfige ein Arras mit kühnem Schopf und ein blauer Papagei. Eine zierliche Volière beherbergte ein Dutzend brasilianischer Vögelchen mit schimmerndem Gefieder. In einem Aquarium schwammen Gold- und Silberfische, hockten langweilige Schildkröten, und aus den Spalten des kleinen künstlichen Felsens, der sich in der Mitte desselben erhob, guckten grüne Eidechsen und gelb gefleckte Salamander mit scheuer Neugier hervor. Zu Füßen der Herrin lag ein weißes Hündchen, dessen Stirnhaare höchst kokett mit einer blauen Schleife zusammengebunden waren. Einige Schritte von ihm befand sich seine Villa, ein Zelt, aus demselben blauen Seidenstoff, aus dem die Tür- und Fenstervorhänge bestanden. Mit diesen stimmte nur das Ruhebett überein. Alle übrigen Möbel schienen je ein Muster von ganz verschiedenen Gattungen. Persische, indische, türkische Stoffe und Stickereien schmückten reich geschnitzte oder eingelegte Gestelle, prangten auf den Kissen, waren über die Tische gebreitet. Das Zimmer war überfüllt, drei Dinge jedoch hätte man darin vergeblich gesucht, ein Gemälde, ein Buch und — eine weibliche Handarbeit. Dagegen waren mehrere Etagèren vorhanden, ganz bedeckt mit Rauch- und Reitrequisiten. Zigarettenvorräte hoch aufgespeichert, abenteuerlich geformte Pfeifchen, kleine Tschibuks mit kostbaren, edelstein-geschmückten Mundstücken, Reitpeitschen und Reitstöcke, köstlich damaszierte Pistolen, mit Schaft aus Elfenbein, daneben in einem Futteral ein goldener Sporn.

Die Besitzerin all dieser Herrlichkeiten sah voll Vergnügen das Interesse, das Lotti denselben schenkte.

„Es gefällt dir bei mir!" sagten ihre großen langbewimperten Augen, dunkelbraun wie der Flügel des Trauermantels, und mit denselben schwimmenden spielenden Lichtern . . .

„Nehmen Sie doch einen Fauteuil — nicht den, der ist unbequem, den andern — dort! So ist's recht. Und jetzt setzen Sie sich hierher — mir gegenüber, und lassen Sie uns schwatzen, liebes Fräulein."

Sie neigte den Kopf ein wenig zur Seite und sah vor sich nieder.

„Ich muß Ihnen sagen — ich war gestern nicht nur ungewöhnlich leidend — leg dich, Gipsy," unterbrach sie sich, um zu ihrem Hündchen zu sprechen, das sich auf den Hinterpfoten aufgerichtet hatte und die herabhängende Hand seiner Herrin mit ungestümer Zärtlichkeit leckte. Gipsy gehorchte.

„Ich muß Ihnen sagen," begann Agathe wieder, „ich war nicht nur leidend, sondern auch ..." sie zögerte ein Weilchen, „sondern auch sehr bekümmert."

„Um Ihren Mann?" fragte Lotti hastig.

„Ach — nein ..." lautete die Antwort, „ach nein, mein Mann macht mir keinen Kummer, der macht mir immer nur Freude und Ehre."

„Sie sind also stolz auf ihn — auf seinen Ruf, auf seinen Namen?"

„Seinen Namen? ... nun — die Halwigs sind gut, viel besser, als man in meiner Familie zugeben will ... Aber gerade stolz brauche ich ..."

„Ich meine seinen Namen als Schriftsteller," fiel Lotti ein. Sie lächelte über dieses seltsame Mißverstehen und dachte: ein Kind! — das ist ja ein Kind.

„Freilich, natürlich, auf den bin ich stolz," entgegnete Agathe, „man sagt," fügte sie halb nachlässig, halb altklug hinzu, „daß ich Ursache dazu habe, und ich glaube es ... Wenn Sie wüßten, wie seine Schriften honoriert werden, mit welchen Summen, Sie würden staunen!"

„So?" sprach Lotti; und nach einer Pause noch einmal „so?" — und dann stellte sie, mit viel weniger Zuversicht, eine zweite

Frage, sie erkundigte sich nach dem Anteil, den die Frau des Poeten an seiner künstlerischen Tätigkeit nehme, und war im voraus von der Wärme und Größe desselben überzeugt.

Darin hatte sie auch vollkommen recht. Agathe wußte alles, was in der Schreibstube ihres Mannes vorging; sie kannte zum Beispiel den Namen des Buches, das er eben unter der Feder hatte. Sie freute sich schon jetzt auf den begeisterten Brief, den der Verleger darüber schreiben werde. Sie würde „alle die Sachen" auch recht gern lesen, allein — der Doktor, dieser Tyrann — erlaubt es durchaus nicht, untersagt ihr durchaus jede Anstrengung ihrer Augen. Und sie fühlt leider, daß er weise daran tut, denn ihre Augen werden mit jedem Tage schwächer. Das kommt vom Aufenthalt in der staubigen Stadt. Agathe müßte aufs Land, und bald, sonst würde sie einmal blind, wie ihre Großmutter, die auch im zweiundzwanzigsten Jahre ...

„Perro! Perro! Perroquet!" rief sie plötzlich dem Papagei zu, der sich von Anfang an in das Gespräch gemischt hatte, und dessen Geschrei immer gellender wurde. „Der Vogel ist unerträglich!" Sie wand sich auf ihrem Ruhebett und preßte den Kopf in die Kissen. „O Fräulein, erbarmen Sie sich, haben Sie doch die Güte, den Schal dort, sehen Sie — den dort — über den Käfig dieses Untiers zu werfen."

„Danke, danke!" sprach sie, nachdem Lotti ihrem Wunsche nachgekommen war, und Perroquet, plötzlich in Dunkelheit versetzt, still geworden. „Und jetzt kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand. Aber ohne Handschuh."

Rasch und geschickt streifte sie selbst den Handschuh herab und hielt die unwillkürlich widerstrebenden Hände Lottis mit einer Kraft fest, die man ihr niemals zugetraut hätte.

„Diese Hand hat mein Hermann oft geküßt," sprach sie, „ich weiß es ... ich bin aber nicht eifersüchtig — da haben Sie den Beweis ..."

Sie hatte sich vorgebeugt und drückte nun ihre Lippen auf Lottis Hand. Sie tat es mit einer gewissen trotzigen Innigkeit, mit einer Gewalt, der sich Lotti nicht zu entziehen vermochte, so gern sie es getan hätte. Diese Huldigung war ihr qualvoll, sie meinte sich noch nie im Leben so geschämt gefühlt zu haben.

„Ich habe Sie lieb!" sagte die junge Frau und warf mit der anmutigsten Bewegung den Kopf in den Nacken, „und wünsche, daß auch Sie mich lieb gewinnen, und daß auch Sie es mir beweisen."

„Und wie könnte ich das?"

„Wenn ich es Ihnen sage, wollen Sie es dann tun... Wollen Sie es tun?" wiederholte sie und stieß, nachdem sie eine bejahende Versicherung erhalten hatte, einen leisen Schrei des Jubels aus. Wenn Lotti ihr half, dann war geholfen.

Und jetzt setzte sie dasjenige, um das es sich handelte, klar, deutlich, ohne die geringsten Umschweife auseinander.

Sie hatte einen liebenswürdigen, großmütigen, herrlichen Vater; allein — das war sein Unglück — leichtsinnig wie ein Leutnant, dieser arme Papa! Und die Mama, die ein Engel ist, und die beiden jungen Brüder, die Kadetten sind bei der Kavallerie, die haben auch alles andere eher erfunden, als die Sparsamkeit. Kein Wunder, wenn es Verlegenheiten ohne Ende gibt. Aus den größten hat bisher regelmäßig der ältere Bruder Papas geholfen, der vor fünfzehn Jahren eine unermeßlich reiche Fabrikantentochter aus Liverpool geheiratet und England seitdem nicht mehr verlassen hat. Die Ehe ist kinderlos geblieben, und seit langer Zeit bestehen der Onkel und die englische Tante darauf, daß Agathens Eltern, womöglich auch deren Söhne, zu ihnen kommen, sich ganz bei ihnen etablieren, nur eine Familie mit ihnen bilden möchten. Das soll auch geschehen, der Entschluß ist gefaßt, der Tag der Abreise schon festgesetzt. Allein, der sonst so vernünftige Onkel will nicht begreifen, daß Papa nicht so fort kann, ohne einige Zahlungen

beglichen zu haben, die wirklich dringend sind!... Ehrenschulden an Leute, denen man nicht sagen mag: warten Sie... die höchstens denken dürften, man habe nur augenblicklich die Kleinigkeit vergessen... Ein Mann wie Papa! — O, wenn Lotti ihn kennen würde!... Und, mit einem Wort, es steht so: Papa besitzt ein kleines Gut, sechs Stunden von der Stadt, in der reizendsten Gegend. Unvergleichlicher Reitboden! Er war immer Agathens Lieblingsaufenthalt. Das müßte verkauft werden — gleich, gleich — ohne Verzug und nicht unter seinem Wert. Der Erlös würde alle Differenzen decken. Leichten Herzens verlassen Papa und Mama die Heimat, und erhobenen Hauptes treten sie vor die fremde Schwägerin. Ihnen ist die Demütigung erspart, die gräßliche, mit einer Bitte auf den Lippen in dem Hause zu erscheinen, das sich ihnen gastfreundlich erschließt... Genug, das Gütchen muß verkauft werden, und der Käufer muß — Hermann sein, und Lotti, die er so unaussprechlich verehrt, deren Meinung ihm von höchster Wichtigkeit ist, muß ihn dazu bewegen... Will sie es tun? sie will, sie hat es versprochen, sie darf jetzt nicht nein sagen. Sie wird ihren Einfluß geltend machen...

„Sie wollen, Sie werden, Fräulein — nicht wahr? und bald — und heute noch?"

Agathens Blicke hingen an den Lippen der Schweigenden: „Antworten Sie mir — reden Sie!"

„Was soll ich sagen?" sprach Lotti in peinlicher Verwirrung. „Ich weiß nicht, ob man das von ihm verlangen darf — ob ihm die Mittel zu Gebote stehen..." Sie stockte, sie sah Halwig vor sich, wie er am nämlichen Morgen zu ihr gekommen war, alle Zeichen verzweiflungsvoller Pein und tiefster Erschöpfung in seinen Zügen.

„Die Mittel?" rief die junge Frau — „er ist so reich, als er sein will. Die Summe, die er braucht, um meinen allerhöchsten und innigsten Wunsch zu erfüllen, und um meine Eltern aus der

unangenehmsten Lage zu befreien — die Summe bietet sein Verleger ihm an ... Er braucht nur einen Kontrakt zu unterschreiben, in dem er sich verpflichtet ... Ich kann nicht sagen, wie viele Bände zu liefern in einer bestimmten Zeit ... und denken Sie! statt freudig auf den Vorschlag einzugehen, zögert er — kann zu keinem Entschluß kommen, ich —" eine plötzlich aufsteigende Röte, wie eine beschämende Erinnerung sie erweckt, bedeckt ihr Angesicht, „ich habe ihn vergeblich darum gebeten."

„Wie können Sie glauben," sagte Lotti, „daß er mir etwas zugestehen wird, das er Ihnen abschlug?"

„Er wird! Er hält so viel auf Sie! verehrt Sie so grenzenlos ... Er wird Sie nicht der Parteilichkeit anklagen, wie er es mir tut in seiner Eifersucht auf die Meinen ..." erwiderte Agathe melancholisch und fügte mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Ach, diese Eifersucht ist schrecklich bei ihm, ist schon eine fixe Idee ... und so schwer ich mich von meinen armen Eltern trenne — ich wünschte wahrlich, sie wären drüben über dem Meere, und ich sähe sie nicht mehr, und er hätte nie wieder Gelegenheit, mir vorzuwerfen, daß sie mir lieber sind, als er ... als er — um den ich sie verlassen habe!"

Was war das für eine kindische und gewiß ungerechte Klage, und dennoch, welches Mitleid erregte sie in ihr, der sie mit so weicher bezaubernder Stimme, und mit Tränen in den Augen vorgebracht wurde.

Und jetzt falteten sich die Hände der schönen Frau: „O Fräulein Lotti ..."

Da pochte es an der Tür, der Diener erschien und meldete: „Herr von Schweitzer."

Agathe schnellte empor.

„Soll warten, ich lasse bitten. Er kommt zwar sehr ungelegen, der gute Schweitzer," fuhr sie fort, nachdem der Diener sich entfernt hatte, „aber dennoch darf man ihn nicht wegschicken. Auch der könnte helfen! ... Einen Augenblick, liebstes Fräu-

lein!" Sie stand schon auf ihren Füßen — „in so tiefem Negligé will ich mich vor einem Herrenbesuche nicht sehen lassen. Empfangen Sie ihn an meiner Stelle; der gute Schweitzer, unser Advokat, ein Jugendfreund meines Mannes, bleibt nie lange. Sie aber müssen lange bleiben... Gehen Sie, ich komme Ihnen gleich nach. Ich bitte Sie! ich bitte!... Keine Einwendungen!... Sie dürfen nicht fort — wir behalten Sie zu Tische, das steht in den Sternen geschrieben, dagegen vermögen Sie nichts."

Sie sprach das alles rasch mit ihrer weichsten Stimme, und dabei mit einer Bestimmtheit, die nicht einmal den Versuch eines Widerstandes aufkommen ließ.

„Sei es denn!" sagte Lotti, und fügte in Gedanken hinzu: So laßt uns in einem fremden Hause einen fremden Besuch im Namen einer fremden Frau empfangen.

Mitten in dem chinesischen Boudoir, in das sie eintrat, stand ein Mann von etwa vierzig Jahren. Eine gedrungene, untersetzte Gestalt, dunkel, etwas nachlässig gekleidet. Ein mächtiger Kopf, mit dichten, schon ins Graue spielenden, bürstenartig zugestutzten Haaren und einem ebenfalls grauen Vollbart, der bis auf die Brust reichte, saß auf kurzem Halse, von athletisch geformten Schultern stolz getragen. An dem ganzen Menschen sprach alles, die Haltung, die Miene, die breite wie in Erz gegossene Stirn, die kräftige gerade Nase mit den scharf gezeichneten Nasenflügeln, der streng geschlossene Mund, es sprachen die energisch blickenden und tief liegenden Augen von Festigkeit und unbeugsamem Willen.

Das Befremden, das ihn ergriff, als er statt der erwarteten Hausfrau eine Unbekannte ins Zimmer kommen sah, gab sich in seinen Zügen deutlich und mit einem Mißfallen kund, das Lotti in Verlegenheit setzte. Sie fand nicht gleich ein erklärendes Wort, und so standen sie ein Weilchen in höchster Unbehaglichkeit voreinander.

Da öffnete sich ein klein wenig die Tür von Agathens Gemach. Schlank, weiß und schmiegsam, preßte sich die junge Frau, die sich in ihrem Morgenkleide vor einem Herrenbesuche nicht sehen lassen konnte, in den schmalen Zwischenraum.

„Lieber Freund," sprach sie, „das ist Fräulein Feßler! mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

Sie war verschwunden.

Er aber, an den sich die Worte gerichtet hatten, starrte die wieder geschlossene Tür mit einem so eigentümlich verlangenden und zugleich wütenden Blicke an, er hatte, als Agathe sich unerwartet in derselben zeigte, auf ihre Lichterscheinung einen so heißen Blick geworfen, einen Blick, so sprühend von Leidenschaft und Groll, daß Lotti, die unerfahrene, weltunkundige Lotti, mit plötzlichem und bangem Begreifen zusammenschrak. Sie dachte:

Was ist das? Hilf Himmel — der haßt oder — der liebt sie.

X.

„Fräulein Feßler?" sprach er, sah sie durchdringend an und verbeugte sich rasch. „Meine Verehrung. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich heiße Schweitzer und bin ein Tiroler." Er lachte, und dabei kamen zwei Reihen Zähne zum Vorschein, so weiß und dicht, daß es eine Freude war.

Lotti und er wechselten einige hergebrachte Redensarten.

„Ja, ich habe viel von Ihnen gehört," sagte Schweitzer plötzlich mit verändertem Tone, „am meisten vor acht Tagen. Da traf ich Halwig auf dem Wege zu Ihnen. Ein erster Besuch — nach vielen Jahren ..."

„Das waren Sie?" versetzte Lotti. „Sie haben ihm damals einen sehr guten Rat gegeben."

„Hat er mich verklagt? ... Ja, ja; mein Rat war gut, zu gut, um befolgt zu werden."

Lotti schwieg, und er fragte:

„Haben Sie sein letztes Buch gelesen?"

„Nein!"

„Lesen Sie es nie! ... oder doch — lesen Sie es, und sagen Sie mir dann, ob ich recht habe, zuzurufen: Halt ein!"

„Sie haben recht! Ich brauche, um davon überzeugt zu sein, das Buch nicht zu lesen."

„Ihnen graut! Sie wissen, was Sie zu erwarten hätten. Gut denn, lesen Sie nicht, aber helfen Sie mir. Wirken Sie in meinem Sinne auf ihn ein. Ihr Einfluß ist groß. Ich bin dessen inne geworden, als er neulich nach jener Unterredung mit Ihnen heimkehrte, so ruhig und vernünftig, wie er seit langem nicht mehr gewesen ist."

„Was soll ich tun?"

„Ihn vermögen, der Schriftstellerei für eine Zeitlang Valet zu sagen und eine andere, freilich minder einträgliche Beschäftigung, die ich für ihn im Auge habe, zu ergreifen." Er unterbrach sich: „Aber darüber sprechen wir noch ... Jetzt sagen Sie mir, warum sehen Sie mich so an?"

„Ich wundere mich —" erwiderte Lotti, ein wenig außer Fassung gebracht durch diese Frage.

Er ließ sie nicht weiter sprechen.

„Warum?" fiel er ihr ins Wort. „Weil Sie mir glauben? Nun das geschieht, weil zwischen zwei absolut redlichen Menschen eine Freimaurerei besteht."

„Vielleicht — aber seltsam scheint es mir, daß auch Sie meinen Einfluß ..."

Abermals unterbrach er sie:

„Auch ich? ... Ganz recht. Ihr Einfluß ist hier bereits angerufen worden — freilich im entgegengesetzten Sinne ... von einem schönen Vampyr ..."

Er hielt inne. Die Tür hatte sich geöffnet, und Agathe erschien auf der Schwelle.

Sie mußte die letzten Worte gehört haben, es war nicht anders möglich; doch suchte sie offenbar kein Arg in ihnen, denn sie begrüßte den Advokaten mit liebenswürdiger, sogar etwas koketter Freundlichkeit.

Sie hatte sich Zeit zur Toilette gelassen; diese war aber trotzdem nicht ganz beendet. Die Ohrringe fehlten noch und auch das Medaillon, und die Bandschleife am Halse, an welche es befestigt werden sollte. Sie hielt das alles in ihren Händen.

„Nun, lieber Rechtsfreund?" fragte sie, trat an den Pfeilerspiegel und begann eines ihrer zarten rosigen Ohrläppchen zu quälen, um ihm den Schmuck einer erbsengroßen Perle vom schönsten Orient aufzunötigen. „Wie steht unsere Angelegenheit? — Sie bringen eine gute Nachricht, — das sehe ich Ihnen an."

„Sie sehen schlecht, gnädige Frau," sagte Schweitzer trocken und blickte streng in den Spiegel, aus dem ihr zur Seite geneigtes Gesicht ihn anlächelte.

„Ist der Brief, den wir erwarten, angekommen?"

„Er ist nicht angekommen!"

„Und der Zweck Ihres Besuches, wenn man fragen darf?" Sie wandte sich um und sah spöttisch fragend zu ihm nieder, der sich bei ihrem Eintreten erhoben, jetzt aber seinen früheren Platz auf einem Fauteuil, Lotti gegenüber, wieder eingenommen hatte. „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß nichts anderes Sie hierher führt, als die Sehnsucht nach meinem Anblick?"

„Oder der Wunsch, Ihnen Langeweile ins Haus zu tragen? — Nein, ich komme aus einem andern Grunde."

„Bitte ihn auseinander zu setzen. In Gegenwart dieser teuren Zeugin da ... Ach, Fräulein Feßler, seien Sie doch so gütig ..."

So reichte Lotti die beiden Enden des Bandes, das sie durch den Ring des Medaillons gezogen hatte, und kniete plötzlich nieder. Lotti beeilte sich, die Schleife über dem schlanken Nacken festzuknüpfen, der sich ihr entgegen beugte, während Schweitzer dieser ganzen Prozedur mit stillem Grimm zuzusehen schien.

Agathe erhob sich von ihren Knien, um auf ein kleines Kanapee zu gleiten, in dessen Kissen sie sich zurücklehnte.

„Ihren Grund, mein Freund! Reden Sie doch. Sie spannen meine Neugier auf die Folter!" sagte sie, und ein maskiertes Gähnen hob ihre Nasenflügel.

„Ich höre von einem Kontrakt mit einem Buchhändler, den Halwig unterschreiben soll," begann Schweitzer in ruhigem, nachdrücklichen Tone.

„Daß Sie auch alles hören müssen!" warf Agathe dazwischen.

„Und will ihn daran hindern," fuhr Schweitzer fort. „Ich habe den Kontrakt nicht gesehen, aber ich weiß, wer ihn ausgestellt hat, und das ist mir genug. Es kann auch Ihnen genug sein. Glauben Sie mir, gnädige Frau, Sie sind eine so zärtliche Gattin, raten Sie Ihrem Mann, sich doch lieber an einen Sklavenhändler zu verkaufen, er kommt dabei weniger zu Schaden."

„Sie sind einzig, lieber Freund! Also, nicht gelesen — den Kontrakt? Da komme ich doch einmal im Leben in die Gelegenheit, Sie zu belehren. Der Verleger, den Sie verabscheuen — der Arme! — fordert zehn Jahre hindurch alljährlich drei Bände ... Ich erinnere mich jetzt!" schaltete sie ein, zu Lotti gewendet — „Ist das zu viel? ... Für Hermann, sage ich Ihnen, ist das nichts ..."

„Drei Bände!" rief Schweitzer, „und sie brauchen nicht einmal sehr dick zu sein, wenn sie nur recht viel Skandal enthalten, nur einige Seiten, auf denen das Unsagbare gesagt wird — nur ein einziges Kapitel, das von Dingen handelt ... Dingen

— die man in Gegenwart verehrter Frauen —" er sah Lotti fest an und neigte den Kopf, „nicht nennt."

„Da haben Sie den ganzen Schweitzer!" versetzte Agathe mit ihrem hellsten Lachen, und mit der siegreichen Überlegenheit des Gleichmuts über den aufbrausenden Zorn. „Sehen Sie, Fräulein Feßler, wie er mich mißhandelt, mein Freund, mein strenger, grausamer, aber alleraufrichtigster Freund."

Und dabei neigte sie sich vor und blickte ihm von unten hinauf ins Gesicht, lockend, herausfordernd, als wollte sie ihn ganz einhüllen in Bezauberung, sie, die junge, schöne, glänzende Frau, den alternden, schlichten Mann, dessen Züge etwas Steinernes annahmen, und der in hartem Tone sprach:

„An wem ist Ihnen mehr gelegen? An diesem aufrichtigen Freund, oder an Ihrem blauen Papagei?"

„Keine Gewissensfragen! Kommen Sie mir jetzt nicht mit Gewissensfragen! Bleiben wir bei der Stange. Aufrichtig! wenn ich bitten darf." Sie wurde ernst und sprach in kaltem und geschäftsmäßigem Tone: „Sie sind gegen die Unterschrift, weil Sie nicht zweifeln, daß uns bald auf andere Art aus der Verlegenheit geholfen wird... Leugnen Sie doch nicht! — Unser Prozeß steht gut — er kann nur gut stehen, sagt Hermann, der gewiß kein Sanguiniker ist..."

„Sagt Hermann, daß es mit dem Prozeß gut steht? — Das sagt er Ihnen? Warum nicht lieber mir, den es trösten würde? denn ich sehe schwarz in der Sache, ich halte sie für verloren, und Hermann wäre meiner Meinung, wenn er den Gang der Angelegenheiten verfolgt hätte. Aber dazu hat er keine Zeit. Er hört mich gar nicht an, wenn ich relationieren komme."

„Sie müssen wissen," fuhr Schweitzer, zu Lotti gewendet, fort, „daß Halwig eine sehr gerechte Forderung an die Enkel eines Gutsbesitzers in Mecklenburg stellt, dem sein Großvater dereinst ein ansehnliches Darlehn gemacht hat. Die Summe war auf dem Gute intabuliert, es scheinen Interessen davon

gezahlt worden zu sein, allein im Testamente des alten Herrn von Halwig blieb sie unerwähnt. Sein Sohn machte wohl sein Recht geltend, jedoch mit wenig Nachdruck, schläfrig und halb, wie er alles zu tun pflegte. Der Mecklenburger war inzwischen in zerrütteten Vermögensverhältnissen gestorben. Seine Kinder legten nicht besonderen Eifer an den Tag, sich der Schulden zu entledigen, die ihr Vater ihnen hinterließ ... und so vererbten sich Verpflichtung und Forderung auf die Kinder dieser Kinder, und auf den Sohn jenes Sohnes. Ich erspare Ihnen eine juridische Auseinandersetzung, ich sage nur, daß Halwigs Recht so klar ist, wie der Tag, und daß ich überzeugt war, es zur Geltung bringen zu können, als ich selbst ihn bestimmte, die schon aufgegebene Sache wieder aufzunehmen, und mir ihre Führung getrost zu überlassen ... Nun — ich habe vergeblich gerungen. Ich werde dem Rechte nicht zum Sieg verhelfen. Ich erkläre das meinem Klienten, so oft ich ihn sehe. Aber machen Sie einem Menschen etwas begreiflich, das er nicht begreifen will — entwurzeln Sie eine Hoffnung, welche durch die Furcht vor Verzweiflung eingepflanzt worden ist ..."

Agathe horchte seinen Worten mit verhaltenem Atem.

„Sie selbst," sagte sie jetzt, „haben die Hoffnung, die Sie ihm nehmen wollen, noch nicht verloren. Jener Brief von Ihrem Abgesandten, den Sie erwarten, kann günstige Nachrichten bringen ... Jenen Brief," sie blickte ihn forschend an, „erwarteten Sie, wenn ich nicht irre, schon gestern ...

Lieber Freund, wenn der Brief fortfährt auszubleiben — oder wenn er eintrifft mit schlechten Nachrichten beladen — dann liebes Fräulein Feßler —" Sie ergriff Lottis Hand und hielt sie angstvoll mit ihren Fingern umklammert — „dann muß Hermann den Kontrakt unterschreiben. — Meinen Eltern muß geholfen werden. Sehen Sie das nicht ein, Sie beide! ... Haben Sie nicht auch Eltern gehabt, die Sie liebten? ... Denken Sie an Ihren Vater, Fräulein Feßler, Hermann hat mir so-

viel von ihm erzählt, daß ich meine, ihn gekannt zu haben. — Denken Sie an Ihre Mutter, Schweitzer, der Sie so viele Opfer brachten ... Fragen Sie sich, hätten Sie nicht Ihre Seele für Vater und Mutter verkauft?"

Lotti wollte sprechen, aber Schweitzer schnitt ihr das Wort ab: „Meine Seele vielleicht, — die eines Andern? — Nein!"

„So spricht ein Junggesell. Mann und Weib sind eins, und ich erkläre denn ... aber wie lächerlich, wie lächerlich sind wir mit unserem Seelenverkauf! Als ob sich's darum handelte! ... Hören Sie meinen unwiderruflichen Entschluß: wenn der Prozeß günstig für uns entschieden wird, dann zerreiße ich den Kontrakt mit meinen eigenen Händen — die Sie dann küssen werden, Schweitzer! — Wir kaufen sofort das Gut meiner Eltern, ziehen uns dahin zurück, und sind glücklich, wie wir es schon einmal waren — in England auf dem Lande ... Mein Herr Gemahl wird mir zu Ehren noch ein Sportsmann. Man sieht ihn niemals anders als im roten Frack oder im Jagdrock mit grünen Aufschlägen ... und nirgends anders als bei mir ... und immer zu Pferd, zu Wagen oder auf der Pürsch, — immer nur bemüht, mich zu bezaubern ... Das gelingt ihm — hingerissen falle ich meinem Helden, meinem Ritter in die Arme. Unter einem Holunderbusch und vielen Wonnetränen schwören wir uns täglich ewige Liebe!"

Sie sagte das schalkhaft, übermütig, und dabei lag doch in ihren Augen eine geheimnisvolle Wehmut, eine sehnsüchtige Zärtlichkeit, die zu all den Scherzen nicht paßten.

Schweitzer saß aufrecht und steif vor ihr wie die Statue eines Pharaonen und starrte sie selbstvergessen an.

Sie fuhr fort: „Wir könnten selig sein. Selig, einander endlich anzugehören, endlich füreinander zu leben. Das geschieht hier nicht, in der widerwärtigen Stadt. Auf dem Lande, und wenn Hermann noch so viel zu tun hätte, bliebe ihm mehr Zeit für mich. Hier vergehen Tage, an denen ich ihn nicht sehe,

das halbe Stündchen ausgenommen, das wir bei Tische zubringen. Und wovon spricht er da? Von Büchern, Zeitungen, Rezensionen ... Ich frage mich oft: Habe ich einen Mann geheiratet oder eine Schreibmaschine?"

„Das fühlen Sie?" rief Schweitzer, „und könnten sich doch entschließen, dieser ohnehin überbürdeten Maschine, deren Motor ein Menschengeist ist, neue Lasten aufzudrängen?"

„Ich tu es nicht, Freund! ich nicht! — Die Notwendigkeit tut es. Was mich betrifft, ich hasse die Schreiberei. Hinge es von mir ab — — Hermann brauchte nie wieder eine Feder anzurühren ... Da kommen Leute zu ihm — Literaten, die sagen, schriftstellern sei unweiblich. Ich möchte immer erwidern: nein, meine Herren — unmännlich ist's! Männlich ist Löwen und Tiger jagen, auf einem Seil über den Niagara wegschreiten, Schlachten gewinnen, Städte bauen ... aber weißes Papier schwarz machen ... bah! ... O lieber, lieber Freund! wenn Sie nur recht wollten, Sie könnten uns aus aller Not und Drangsal erretten — man sagt, Sie hätten noch nie einen Prozeß verloren ..."

Wieder beugte sie sich zu ihm, sah ihm schmeichelnd ins Gesicht und legte ihre Fingerspitzen auf seinen Arm.

Er erhob sich rasch: „Daß doch alle Weiber ... verzeihen Sie, alle — Frauen gleich sind! daß doch jede meint, den Advokaten gewinnen, hieße den Prozeß gewinnen ... Ich blieb zu lange — kann Hermann leider nicht erwarten — so gern ich auch ..."

Er hatte seine Taschenuhr hervorgezogen, und Lotti sah, obwohl sie wahrlich in dem Augenblick nicht an Uhren dachte, daß es nur eine silberne Remontoir von einfachster Arbeit war.

Agathe stand auf und holte seinen breitkrempigen Hut herbei, den sie ihm mit einer feierlichen Gebärde reichte.

„Leben Sie wohl, Gebieter über unsere Schicksale!" sagte sie, „und nochmals! wenn Sie wiederkehren, bringen Sie uns

das Glück in Gestalt eines Briefes aus Mecklenburg in der Tasche Ihres wunderschönen Überziehers mit."

Er verbeugte sich, trat vor Lotti hin und sprach:

„Vergessen Sie nicht, daß wir Bundesgenossen sind."

Damit verließ er das Gemach.

XI.

„Seine Bundesgenossin wären Sie?" fragte Agathe, „indes ich mein Vertrauen in Sie setze? ... Nein, nein, das wäre Verrat, dessen Sie nicht fähig sind ... Sie halten mir Wort, und wenn Hermann kommt ... Aber," unterbrach sie sich mit einemmal äußerst beunruhigt, „warum ist er nicht da — nicht längst da — — er pflegt sonst nie des Morgens auszugehen und heute, als ich erwachte, und nach ihm fragte, hieß es, er sei fort ... in aller Frühe fortgegangen ... unbegreiflich ... unbegreiflich —" wiederholte sie, eilte an das Fenster, öffnete es und blickte in gespannter Erwartung auf die Straße hinunter.

Plötzlich überdeckte sich ihr Antlitz mit Purpurglut. „Er kommt!" rief sie jubelnd und schwang ihr Taschentuch in die Luft.

„Sie entschuldigen mich doch, Fräulein, wenn ich ihm entgegengehe? ... Ich muß die Freude haben, ihm anzukündigen, daß er Sie hier findet."

Ohne eine Antwort abzuwarten, war sie verschwunden.

Mit seltsam gemischten Empfindungen blickte Lotti ihr nach und dachte: „Sie liebt ihn — das ist ja viel ... für ihn wohl alles ..."

Eine Weile danach erschien Halwig — ein anderer als der, den Lotti am selben Morgen bei sich gesehen. Freudig und

sorglos begrüßte er sie, sprach viel, war der liebenswürdigste und aufmerksamste Wirt. Beim Dessert gab er eine lustige Geschichte zum besten, die ihm Papa, dem er unterwegs begegnet war, erzählt hatte.

Seine Heiterkeit schien natürlich und ungezwungen, und dennoch, ohne sich erklären zu können warum, vermochte Lotti ihrer nicht recht froh zu werden.

Das Mittagessen war vorüber, und man begab sich zum schwarzen Kaffee nach dem Zimmer des Hausherrn. Es hatte einen eigenen Eingang durch das Vorgemach,

Als Lotti dieses an Hermanns Arme betrat, erhob sich plötzlich ein kleines Männchen von einer der Bänke an der Wand und nahte mit höflicher Begrüßung.

Bei seinem Anblick fuhr Halwig leicht zusammen:

„Sie selbst? ... Sie warten? ..."

„O nicht lange. Die Herrschaften hatten schon beinahe abgespeist, als ich kam, und ich beschwor den Diener sie nicht zu stören."

„Treten Sie doch jetzt ein! ... Kommen Sie —" sprach Halwig, und Lotti fühlte seinen Arm zucken unter ihrer Hand.

„Wenn Sie erlauben, Herr Baron, allein ich habe Eile ... und nur weil der Zufall mich eben hier vorbeigeführt, und um Ihnen die Mühe des Schickens zu ersparen — bin ich da, um das Versprochene abzuholen."

„Kommen Sie denn! — Kommen Sie! ..."

„O, ich bitte! ... Erst die Damen —"

Er stellte sich mit einem langen Schleifschritt seiner schiefen Beine neben die Tür, die Halwig aufgestoßen hatte, und machte ein einladendes Zeichen. Seine vorquellenden Augen leuchteten vor zynischer Bewunderung, als Agathe an ihm vorüberschritt.

„Die Frau Gemahlin?" flüsterte er Halwig vertraulich zu — „ganz superb — ich gratuliere!"

„Einen Augenblick, Fräulein Feßler — Einen Augenblick,

Agathe," sprach Hermann gepreßt und scharf, und winkte den beiden, an dem Tische Platz zu nehmen, auf dem der Kaffee serviert war.

Er selbst trat an den Schreibtisch, zog die unterste Lade heraus, nahm ein versiegeltes Paket und reichte es seinem Besucher.

Der ergriff oder vielmehr riß es mit einer hastigen Bewegung an sich.

„Es ist doch das rechte? — Sie verzeihen — ich breche die Siegel ... Eine Irrung ist so leicht geschehen."

„Überzeugen Sie sich," sagte Halwig in einem Tone, den mühsam bezwungener Ingrimm beben machte.

Der Kleine hatte sich an die Fenstervertiefung begeben und begann dort den Inhalt des Pakets zu untersuchen.

„Alles in Ordnung. Hingegen da — auch alles in Ordnung." Er überreichte Halwig einen zusammengefalteten Bogen, den dieser auf den Schreibtisch warf. „Nicht so, Herr Baron, bitte sich gleichfalls zu überzeugen. Bitte um pedantische Genauigkeit in Geschäften. Bitte um Vorsicht, bitte sogar um Mißtrauen."

Er stieß ein leises, widerwärtiges Gekicher aus und blinzelte Halwig halb höhnisch, halb mitleidig an, während der das Schriftstück durchflog.

„Sie sind mit mir zufrieden, hoffe ich. Haben auch alle Ursache. Für Sie ist gesorgt. Wie ich dabei wegkomme, das ist eine andere Frage. Allein für Sie ... was täte ich nicht für Sie, Herr Baron?"

Er empfahl sich, von Hermann bis an die Tür begleitet.

Agathe lachte ihm herzlich nach: „Was war denn das für ein Ungeheuer? O, Fräulein Feßler, haben Sie seine Füße gesehen und seinen Gang bemerkt? ... Mir scheint nein. Warten Sie, ich will das herrliche Schauspiel vor Ihnen erneuern. Sie müssen sich noch einmal daran erquicken. Einwärts! noch einwärtser! so — nicht wahr?"

Sie begann im Zimmer umher zu humpeln, ihrem Manne entgegen und ließ sich mit Absicht ausgleitend, in seine Arme fallen. Er umschlang sie und drückte einen langen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Lippen.

„Meine Agathe! mein Herz, mein Glück, mein Leben!"

Mit schwerer Selbstüberwindung entzog er sich ihrer Umarmung und trat an ihrer Seite vor Lotti hin.

Diese fragte: „Halwig, war das der Mann, der Ihnen einen Vertrag anbietet, in welchem . . ."

Er fiel ihr ins Wort: „In welchem ich zehn Jahre meines Lebens verschreibe? Nein. Dem nicht einen Tag. Aber wer hat Ihnen gesagt — du?" wandte er sich an seine Frau, die bejahend nickte und dann sprach:

„War's nicht recht?"

„Ganz recht. Wir haben kein Geheimnis vor Fräulein Lotti."

„Das meinte ich auch und setzte ihr die ganze Angelegenheit auseinander. Sie wird dir ihre Gedanken darüber sagen."

Halwig hatte ihr zerstreut zugehört: „Ich vergesse, ich habe eine Botschaft von Papa an dich."

„Der arme Papa, du vergissest ihn immer."

Die Stirn Hermanns verfinsterte sich einen Augenblick, aber er fuhr fort, ohne etwas auf den Vorwurf zu erwidern: „Deine Eltern sehen heute einige Bekannte beim Tee. Sie zählen auf dich. Sie werden den Wagen schicken, um dich abzuholen. Ich habe in deinem Namen zugesagt. Du wirst meinem Wort doch Ehre machen?"

„Ungern, du weißt, wie lästig mir diese Soireen sind," entgegnete sie und lehnte die Wange an seine Schulter. „Laß mich bei dir bleiben, Hermann."

„Was fällt dir ein? Du darfst nicht bleiben. Nicht einmal stören darfst du mich, um mir Lebewohl zu sagen."

„Nicht einmal Lebewohl? . . . Fräulein Feßler, ist das nicht

hart, nicht unerträglich? ... Und diesen Zustand zu verewigen, soll ich noch beitragen, o, wenn ich das bedenke ..."

„Agathe," rief er heftig und gequält ... „Du weißt doch ... mein Gott, was willst du denn? Geh, liebes Kind," setzte er bittend hinzu, „du mußt ruhen, ein wenig schlummern, wenn du abends in Gesellschaft sollst. Geh."

Sie sah ihn traurig und gekränkt an und sprach nach kurzem Schweigen zu Lotti:

„Er ist ein Tyrann, und ich gehorche. Liebstes Fräulein. schenken Sie ihm eine Tasse Kaffee ein und ein Gläschen Chartreuse, und bleiben Sie noch ein wenig bei ihm."

Sie drückte Lottis Hände, bat sie recht bald, unendlich bald, spätestens morgen wieder zu kommen, und schritt dem Ausgang zu. Aber an der Tür blieb sie stehen, wandte sich, preßte die Finger an ihren Mund und warf mit einer Gebärde voll Innigkeit Hermann einen Kuß zu.

Er erwiderte ihren liebevollen Gruß, und als sie das Zimmer verlassen hatte, starrte er ihr nach, schien wie unwiderstehlich angezogen, ihr folgen zu wollen ... aber nach kurzem Kampfe trat er zurück, warf sich in einen Sessel und versank in dumpfes Hinbrüten.

„Sie haben mir noch nichts von dem Erfolg Ihrer heutigen Unterredung gesagt," begann Lotti zögernd, „und ich wünschte doch sehr ..."

„Was Sie soeben gesehen haben — das war der Erfolg," rief Halwig aus. „Der Ehrenmann, über den Agathe so herzlich gelacht hat, ist derselbe, zu dem ich sagen mußte: Ich kann Ihnen nicht Wort halten, Herr ..."

„Und was hat er ..."

„Gleichviel ... ich habe mich losgekauft. Ich bin frei ... Frei," wiederholte er mit einer Beklommenheit, die zu jedem anderen Worte besser gepaßt hätte.

„Halwig — Halwig — womit haben Sie sich losgekauft?"

„Beruhigen Sie sich, beste Freundin! — Auf die einfachste Art. Ich habe ihm ein Manuskript ausgeliefert, das schon vor Jahren in seinen Händen war, und das ihm damals abgerungen wurde — durch den tugendhaften Schweitzer, dem ich nebenbei ganz gern ein Zeichen von Unabhängigkeit gebe."

„Warum hat der es ihm abgerungen?... Antworten Sie nicht! Ich tu's für Sie — und mit mehr Wahrhaftigkeit, als Sie es täten: weil es Ihrer unwürdig ist, unwürdig eines Dichters eines Priesters, wie der Dichter sein soll, dem ein heiliges Amt hier auf Erden anvertraut ist."

Eine ungewohnte Strenge sprach aus ihrer Stimme und aus ihren flammenden Zügen. „O, glauben Sie nicht, eine verschämte alte Jungfer zu hören, die sich einbildet, ein Mann, ein Schriftsteller, der seine Zeit schildern will, werde die Feder immer nur in Blütenduft und Morgentau tauchen. Ihr habt Furchtbares zu zeichnen, zeichnet es denn mit furchtbarer Kraft und Deutlichkeit, aber auch mit dem tiefinnerlichen Schauder, den Euer Schüler, Euer Leser, bebend mit empfinden soll. Nur nicht mit dem eklen, im Häßlichen wühlenden Behagen, das sich vielleicht auch auf jenen überträgt... Mit dem Behagen, Halwig, das mich — verzeihen Sie mir, es muß ausgesprochen werden — das mich anwiderte aus dem ersten Buch, das Sie nach unserer Trennung geschrieben haben."

„Aus dem—," rief er, kämpfend zwischen Bestürzung und Hohn.

„Sie begreifen das nicht," fuhr Lotti unerbittlich fort, „jenes Buch ist von Ihnen seither so vielfach überboten worden, es ist ein Buch für Kinder im Vergleich zu denen, die ihm folgten. Ich weiß das!" kam sie der Frage zuvor, die er stellen wollte, „aus Anzeigen Ihrer Buchhändler, aus meist lobpreisenden Kritiken, die ich hie und da, so wenig ich danach suchte, in Zeitungen las... Ich weiß es, können Sie es leugnen?"

Er schwieg und starrte sie mit einem schwachen Lächeln an. Plötzlich warf er sich in seinen Sessel zurück und sagte: „Wissen

Sie, was Sie tun? Sie sprechen zu mir, wie mein eigenes künstlerisches Gewissen. Aber ich darf die Stimme nicht hören, nicht die Ihre, nicht die seine. Ich habe einmal den Pegasus vor den Pflug gespannt, und er muß pflügen, muß erwerben. Kann ich dafür, daß die Menschen von jeher die Giftmischer besser zahlten als die Ärzte?... Wär's umgekehrt, ich reichte ihnen Arzenei."

„Halwig!" schrie Lotti in schmerzlichem Entsetzen auf.

Er richtete sich empor, ein unterdrücktes Schluchzen hob seine Brust. Lotti sah sein Herz pochen gegen sein Gewand. „Beste Freundin, ich bin verloren, machen Sie das Kreuz über mich... Sie schütteln den Kopf, Sie verstehen mich nicht. Der Luxus, der uns umgibt, täuscht Sie, der Luxus lügt, wir leben eigentlich von der Hand in den Mund, ich verdiene viel, aber wir brauchen noch mehr, und ich stehe manchmal ratlos vor kleinen Verlegenheiten. — Ist's nötig, Ihnen das zu beichten?... Sie haben ja den sichtbaren Beweis davon erhalten. Das muß anders werden," setzte er nach einer Pause peinlichen Nachsinnens hinzu. „Morgen verschreib ich mich dem Teufel. Ich tu es nur deshalb heute noch nicht, weil eine kindische Hoffnung auf ein Wunder sich in mir festgenistet hat."

„Vielleicht braucht's kein Wunder," unterbrach ihn Lotti und erhob sich mit einer seltsamen Hast. „Leben Sie wohl."

„Wie gern möchte ich Sie zurückhalten, aber da," er deutete auf die Schriften, die seinen Schreibtisch bedeckten, „da ist Gesellschaft, die jede andere verdrängt."

Sie hörte ihn kaum, sie war mit einem Gedanken beschäftigt... Der Gedanke, der war das Wunder — ein anderes gab es nicht.

Eine Möglichkeit war ihr erschienen — eine Möglichkeit... Alles, was man unfaßbar und widersinnig nennt, wäre Lotti noch vor einer Stunde als selbstverständlich erschienen, im Vergleich zu dieser Möglichkeit.

XII.

Lotti ging heim, und als der Friede ihres stillen Hauses sie wieder umfing, atmete sie befreit auf. Sie trat rasch in ihr kühles, von einer Hängelampe freundlich erleuchtetes Stübchen und geraden Weges auf die Uhrensammlung zu. Eine Weile stand sie sinnend davor und wiederholte mehrmals in leisem Selbstgespräch: „Nein, nein, das könnte ich doch nicht."

Agnes trug das Abendessen auf und erzählte, daß Gottfried dagewesen sei und sich über das lange Ausbleiben des Fräuleins sehr gewundert habe. Er hatte etwas mitgebracht, ein Buch, ein neues, noch unaufgeschnittenes Buch — Halwigs letztes Werk.

Mit einer Empfindung des Mißmuts nahm Lotti es in Empfang.

Sie hätte sich jetzt gar zu gern des Gedankens an Halwig und an alles, was sich auf ihn bezog, entschlagen. Warum mußte sie von neuem an ihn gemahnt werden? Warum mußte sogar die liebevollste Hand sie in ein Bereich der Sorge und Peinlichkeit zurückleiten, aus dem sie sich eben erst mühsam genug losgemacht hatte?

Sie legte das Buch auf einen Schrank am Ende des Zimmers; doch holte sie es von dort wieder, aus Rücksicht auf Gottfried. Sie wollte ihm wenigstens sagen können, daß sie versucht, darin zu lesen. Sie tat es mit widerstrebendem Gefühl, aber mit stets wachsender Spannung. Sie war gefesselt, umstrickt, aber mit beengenden, mit unlauteren Banden. Ihr Blut erstarrte bei manchen Schilderungen.

Da war dem Tier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinander gesetzt. Da war eine erzwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wirklichkeit aus dem seichten Strom des gemeinen

Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Notbehelf, der armselige, einer lahmen Phantasie: das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Porträt; Persönlichkeiten, aus dem Schutz des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publikums, demjenigen verwandt, das sich zu den Hinrichtungen drängt.

Im großen ganzen — die klägliche Mißgeburt des schreiblustigen Jahrhunderts: der Sensationsroman.

Und dennoch! durch diese unreine Atmosphäre, diese matte, erschlaffende Luft, durch dieses fahle Farbenspiel der Fäulnis, brach es manchmal herein wie ein zitternder Strahl sonnigen Lichtes. Das mißbrauchte, zugrunde gerichtete Talent besann sich einen Augenblick auf sich selbst. Du armes Talent! dachte Lotti, wie hat sich an dir versündigt, der zu deinem Hüter bestellt worden war!

Der Morgen begann zu grauen, und sie wachte noch über ihrem Buche. Ihre Stirn, ihre Augen brannten, und ihre Hände bebten vor Frost.

Die Lampe knisterte und flackerte; vom verkohlten Docht stiegen Funken im angerußten Zylinder empor. Lotti löschte das sterbende Licht und suchte ihr Lager auf. Wie wohltätig wäre ein wenig Schlaf gewesen. Sie schloß die Augen und bemühte sich regungslos zu liegen; da begannen alle ihre Pulse zu pochen, eine fürchterliche Beängstigung beklemmte ihr den Atem. Ihr war, als riefe eine flehende Stimme um Rettung zu ihr, die klagte, die sprach: Du hast mich gekannt in meiner Reinheit, rette eine verlorene Seele! Verloren, weil du dich von mir gewendet hast. Du warst die Starke, und ich war schwach, du hättest mich nicht verlassen sollen. Aber du suchtest Ruhe, du rangst nach Frieden und gabst mich auf, und ich sank und sinke immer tiefer ohne dich. Beweine mich nicht nur — rette mich!

Eine lange Zeit verfloß — eine wie lange? ... Die Uhren

schwiegen alle, standen alle still. Lotti hatte vergessen, sie aufzuziehen, — zum ersten Male, seitdem es ihr überhaupt oblag, für Uhren Sorge zu tragen, ihrer vergessen. Wie spät war es denn? Wollte der Tag heute gar nicht kommen? Wollte eben heute die sonst so rührige Agnes nicht erwachen? Ja, wenn man die Zeit an Pulsschlägen abzählen könnte, wie die Alten taten. Oder wenn Lotti die Sanduhr besäße, welche sich dereinst das Fräulein in Schlesien verfertigt hatte, das Fräulein, das seine Lebenszeit abmaß an der verrinnenden Asche des verstorbenen Verlobten ... an diese Sanduhr erinnerte Lotti sich jetzt, und wie paßte der Einfall in das Gewirre von ganz anders wichtigen Gedanken in ihrem fiebernden Hirn? ...

Endlich wird die bange Stille im Hause unterbrochen. Agnes ist auf den Beinen und schaltet mit gewohnter Energie in ihrem Küchenbereiche.

Lotti erhebt sich, zieht die Vorhänge hinauf, ruft die Alte ins Zimmer und fragt nach der Zeit. Es ist noch sehr früh am Morgen, noch unmöglich, die Dienerin auszusenden, um die Wohnung des Advokaten Schweitzer zu erfragen, den Lotti besuchen will.

„Eines Advokaten!?" — Agnes fällt fast um vor Schrecken — das ist ja einer vom Gericht, was hat ihr Fräulein mit dem Gericht zu tun?

Und zwei Stunden später, nachdem Agnes die gewünschte Adresse richtig zustande gebracht, und Lotti schweigend und eilends das Haus verlassen hatte, wurde die Magd von solchen Qualen der Neugier erfaßt, daß sie — sie konnte sich nicht anders helfen — in Tränen ausbrach.

Der Weg, den Lotti zurückzulegen hatte, war kein weiter, bald schellte sie an Schweitzers Tür. Eine ältliche Dame öffnete und erklärte mit höflichem Bedauern, daß ihr Bruder jetzt nicht zu sprechen sei.

Allein nachdem Lotti sich genannt, und auf ihre dringende

Bitte, entschloß die Dame sich dennoch nachzufragen, und wenige Sekunden später erschien Schweitzer selbst.

„Fräulein Feßler!" rief er, „Sie kommen wie ein Schutzgeist."

Er führte sie durch ein einfach eingerichtetes Wohnzimmer in eine große Stube mit tiefem, dunklen Alkoven. In der Mitte des weitläufigen Gemaches stand ein großer Schreibtisch, und neben dem ein riesiger geöffneter Geldschrank. In hohen Stößen waren darin Wertpapiere aufgehäuft, hinter eisernen Gittern Geldsäcke und Rollen geschichtet. Er schien gewaltige Reichtümer zu bergen, und glich mit seinen schweren Angeln und seinen kunstvollen Schlössern einem Ungeheuer, das Schätze hütet und sie, trotz seines lockend aufgesperrten Rachens zu verteidigen sehr gesonnen ist.

Schweitzer bot Lotti seinen eigenen Lehnstuhl an, und sie nahm am Schreibtische Platz, während der Advokat, dessen ganzes Wesen die äußerste Aufregung verriet, vor ihr stehen blieb.

„Ich hätte mir Ihren Besuch nicht träumen lassen," sprach er, „aber weil Sie nun da sind, weiß ich auch, was Sie hierher führt... Es ist die Sorge um Halwig."

Er beantwortete ihr bestätigendes: „Ja" mit dem Ausrufe: „Und sie hat guten Grund!"

Der erwartete Brief war eingetroffen, Halwigs gerechter Anspruch abgewiesen.

„Es ist die schmählichste Niederlage meines Lebens!" rief Schweitzer. „Ich habe diesen Ausgang für unmöglich gehalten, und deshalb gestern noch — Sie waren Zeuge — nicht jede Hoffnung auf eine günstige Lösung der Sache vernichtet, der Sache, für die ich mich aus eigenem Antrieb begeistert habe. Ich, der vorsichtige, peinliche Geschäftsmann... Halwig hätte an die alte vergessene Geschichte nie gedacht."

Er stieß unzusammenhängende Worte hervor, er verwünschte

sich als den Urheber der Enttäuschung, die seinem Freunde bevorstand.

„Wissen Sie denn, was diese Enttäuschung bedeutet?" rief er.

„Ja wohl," unterbrach ihn Lotti beschwichtigend. „Halwig ist nur noch auf sein Talent angewiesen, und dieses ist erschöpft... Sprechen wir ruhig, ich bitte... Nehmen wir an, Herr Doktor, der Prozeß wäre günstig für ihn entschieden worden. Die Summe, deren er bedarf, um das Gut seiner Schwiegereltern zu erwerben, läge da in diesem Schranke, was dann?"

„Was dann?"

„Würden Sie sagen: Schließe den Kauf, ziehe dich auf das Land zurück mit deiner jungen verwöhnten Frau? — Ich kenne sie nicht, aber ich glaube, sie wird die Freuden der Geselligkeit, der Stadt, nicht missen können."

Schweitzer lachte laut auf.

„Nein, Sie kennen sie nicht. Die Stadt hat ihr nichts zu bieten; sie tanzt nicht... Theater, Konzerte, Kunstsammlungen, was bedeuten ihr die? Sie ist ja blind, sie ist ja taub, sie hat vor allem andern keine Seele und kein Herz, außer für ihren Mann, für Papa und Mama, und für die sauberen Brüder, den Kiki und den Koko, oder wie man sie nennt... Sie hat ja nichts, als die ganz tierische, ganz unmündige und gedankenlose Zärtlichkeit für das Nest, aus dem sie hervorgegangen ist... für eine Familie — welche Familie: mehr noch als jede andere eine Brutstätte des Vorurteils, das Grab der Nächstenliebe, denn was nicht zu ihr zählt, zählt überhaupt nicht... O, was gäbe ich, um Halwig aus dieser Familie zu lösen:... Ein Opfer wäre seinen Peinigern entrissen, das ihnen überantwortet ist für die Dauer des ganzen Lebens. — Fort nach England mit Papa und Mama, und auf das Land mit der Tochter und mit den seidenen Vorhängen, und mit der Menagerie, und mit den Reitpferden, und mit den Zigaretten...

Fort," brach er plötzlich aus, „wenn ich wieder frei atmen soll, fort — aus meiner Nähe!"

Er beugte sich zurück und drückte die geballten Fäuste an seine Augen.

Eine Pause tiefen Schweigens trat ein.

„Was wird geschehen?" sprach Lotti endlich.

„Er wird den Kontrakt unterschreiben, ihn nicht einhalten können, das Gut wird unter den Hammer kommen, und Halwig und die schöne Frau ... nun, er kann immerhin noch taglöhnern gehen bei irgend einem publizistischen Unternehmen, und sie wird sich an das Nadelgeld einer Tagelöhnersfrau gewöhnen, oder zu Papa und Mama nach England reisen müssen, wenn sie es nicht vorzieht, das Nächstliegende zu ergreifen und die teuflische Macht, die ihr innewohnt, auszuüben — O!... Führe uns nicht in Versuchung! das heißt, bringe uns nie in Gelegenheit, all das Schlechte, dessen wir im Fall der Not fähig wären — zu tun ... Eine nichtswürdige Empfindung in der Brust eines braven Menschen — Sie ahnen nicht, was die gebiert — Sie ahnen nicht einmal, daß es die geben kann. Gräßlich!" stöhnte er, nahm sich zusammen und fügte in scharfem Tone hinzu:

„Sehen Sie, Fräulein, in diesem Schranke liegen Schätze. Wirklich, Respekt einflößende Schätze. Und doch sind sie nur Bruchteile des Besitzes ihrer Eigentümer. Diese Eigentümer haben unbedingtes Vertrauen zu mir, sie haben mir noch niemals nachgerechnet ... Wenn ich einmal irrte, in einem Ausweis, beim Addieren, und das Unwahrscheinlichste geschähe, gerade der fehlerhafte Ausweis würde eingesehen, je nun! da würde es heißen: der gute Schweitzer hat eben einmal seinen Kopf nicht beisammen gehabt. Sind die Papiere nicht bei ihm? überhaupt nicht aufzutreiben? ... Je nun, der gute Schweitzer hat sie aus Versehen in den Ofen oder in das Kehricht geworfen, aber gestohlen, daß er sie gestohlen hat, würden seine Klienten

nicht glauben. Und wenn er selbst es ihnen erzählte, würden sie denken, daß er ein Narr, aber nicht, daß er ein Dieb geworden ist. Wenn ich mich denn irrte ... wenn ich mich genau um die Summe irrte, um die es sich handelt, was hätte ich dann getan? ... Etwas, das mich vielleicht zum Wahnsinn oder zum Selbstmord treiben würde, ein Verbrechen, das größte, das ich begehen kann, denn es wäre ein Verbrechen gegen meine eigenste, angeborene Natur, und doch nichts, im Vergleiche zu dem Elend, das über den unglücklichen Halwig hereinbricht, wenn ich ihn seinem Schicksale überlasse."

„Was denken Sie?" fragte Lotti, „sagen Sie es mir offenherzig, Herr Doktor."

„Offenherzig?" rief er. „Ich könnte das Geld stehlen, das er braucht, und als Sie an meiner Tür schellten," seine Stimme sank zu einem fast unhörbaren Flüstern herab, „war ich halb und halb entschlossen, es zu tun."

„Lieber Doktor," sprach Lotti, merkwürdig wenig erschüttert durch diese furchtbare Selbstanklage, „machen Sie sich nichts weiß. Den Vorsatz hätten Sie nicht ausgeführt. Es muß auf andere Art geholfen werden ..."

Sie seufzte tief auf: „Und jetzt sagen Sie mir, wieviel kostet das Gut?"

Schweitzer nannte den Preis, fügte aber hinzu: „Der Wert dürfte sich bald verdoppeln. Wollen Sie es kaufen?" rief er plötzlich aus, „ich höre, daß Sie im Besitz eines Nibelungenhortes sind, einer Uhrensammlung," er lächelte gutmütig, aber doch auch sehr spöttisch, „ein totes Kapital, das ist heutzutage fast eine Sünde. Fräulein Feßler, verkaufen Sie Ihre Uhren und kaufen Sie das Gut! Es wäre nicht völlige Hilfe, aber es wäre viel, die Eltern würden wir dadurch los ... und dann ließe sich weiter denken. Kaufen Sie das Gut! Für die Administration will ich sorgen. Kaufen Sie das Gut! Vom

alleinigen Standpunkte des Nutzens aus, ohne jeden Nebengedanken, kann ich Ihnen nicht genug dazu raten."

Der praktische Geschäftsmann in ihm kam mit einem Male zum Vorschein und führte eine Zeitlang ausschließlich das Wort. Die offenbaren, auf der Hand liegenden Vorteile jedoch, für die er sich bereit erklärte gut zu stehen, schienen Lotti kein Interesse abzugewinnen. Sie wollte etwas ganz anderes wissen. Sie fragte:

„Wenn Sie jetzt zu Halwig gingen und ihm ankündigten, daß sein Prozeß gewonnen ist, würde er nicht erfahren wollen, wie das zugegangen, den Brief nicht sehen wollen, der die Nachricht brachte?"

Schweitzer starrte sie mit aufgerissenen Augen an:

„Was soll das?"

„Antworten Sie mir! Ist er ein solches Kind in Geschäftssachen, daß man ihn glauben machen könnte ..."

„Den?" unterbrach sie Schweitzer, „alles kann man Dem aufbinden. Geschäftssachen! noch ganz andere Leute sind Kinder in Geschäftssachen ... aber um Gottes willen ... Sie haben einen Rettungsplan, ich seh's. Sie werden helfen, Sie!..." Er faltete die Hände, er vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Ich schaffe Ihnen in einigen Tagen das nötige Geld," sagte Lotti, „Ihre Sache ist es dann, Halwig damit zu betrügen. Aber — nicht einmal der Tod hebt das Versprechen auf, das ich von Ihnen fordere: Sie schweigen, Sie bewahren mir für immer das Geheimnis."

Sie erhob sich und streckte ihm die Hand entgegen, die er feierlich ergriff.

„Ich frage Sie nicht," sprach er, „welches Opfer bringen Sie? Auf welche Lebensfreude leisten Sie Verzicht, um das möglich zu machen? Ich frage: vermögen Sie die Wohltat zu ermessen, die Sie erweisen?"

Lotti schüttelte den Kopf: „Vielleicht nicht. Ich tue nur,

was ich nicht lassen kann: ich gebe ein im Grunde doch entbehrliches Gut hin, um die Seele eines Menschen zu retten, der mir einst teuer war."

Damit nahm sie Abschied.

Sie begab sich nach dem Laden Gottfrieds, fragte dort vergeblich nach ihm — er war nicht zugegen, war schon vor geraumer Zeit fortgegangen. Als sie nach Hause kam, fand sie ihn, ihrer in sehnsüchtiger Ungeduld wartend.

„Was geht vor?" fragte er und stellte sich eilends in seine Fensterecke. „Ein merkwürdiges Leben führst du seit einigen Tagen."

Er verfolgte mit den Augen jede ihrer Bewegungen.

Sie hatte den Hut abgenommen und beschäftigte sich mit dem Zusammenlegen ihres Tuches. Jetzt kam sie langsam auf den Tisch zugeschritten und ließ einen zerstreuten Blick über die ihrer harrende Arbeit gleiten. Gottfried hatte diese so appetitlich hergerichtet, daß ein echtes Uhrmacherherz dabei aufgehen mußte; allein dasjenige Lottis verleugnte sich in dem Momente gänzlich.

Sie nahm Platz, schob die kleinen Glasglocken samt ihrem zarten Inhalte beiseite und stützte den Ellbogen auf den Tisch. Mit trüben, etwas geröteten Augen betrachtete sie lange, wehmütig und wie fragend, das Bild ihres Vaters. Endlich wandte sie sich zu Gottfried. Aber nicht wie um gewöhnlich Auskunft zu erhalten über den Gang einer Pendeluhr, über die Leistung eines Echappements und ähnliche angenehme Dinge, sondern mit einer Erkundigung nach dem ihr unangenehmsten Menschen — dem Agenten des Amerikaners.

Der war noch da und behelligte Gottfried nur zu oft mit seinen Besuchen. Er kam unter allerlei Vorwänden, hatte jedoch nur einen Zweck, den unerreichbaren. Gottfried lächelte mitleidig.

„Die Uhrensammlung möchte er an sich bringen."

„Er soll sie haben. Ich verkaufe die Uhren."

Gottfried stieß einen Schrei des Erstaunens aus. Das war nicht im Scherz, war auch nicht obenhin, wie die Andeutung einer Möglichkeit gesagt, das war ein ernster, wohlüberlegter Entschluß, den Gottfried mit innerster Empörung vernahm.

„Das tust du für Halwig!" brach er plötzlich los, und Lotti senkte bejahend das Haupt.

„Ich kann nicht anders. Ich werde dir alles erklären, aber nicht jetzt. Jetzt möchte ich nur den Abschied von meinen armen Uhren schon überstanden haben. Du wirst — ich bitte dich — mit dem Agenten sprechen. Es bleibt bei dem Preis, den der Amerikaner damals dem Vater angeboten. Weißt du, ob er den noch bezahlen will?"

„Das will er gewiß."

„Bestelle ihn also ... und gleich, wenn du mir eine Wohltat erweisen willst."

Er blickte in ihr schmerzlich verzogenes Gesicht. „Ich werde dir die Wohltat erweisen, ihn nicht zu bestellen."

„Gottfried! ..."

„Lotti, Lotti! ... Wie kannst du — und für den? ... Warum denn alles für den?"

Sein ganzes Innere war im Aufruhr, und Lotti verlor fast das Gefühl ihres eigenen Leids über der Teilnahme mit der bittern Qual, mit der er rang, und die auszusprechen ihm nicht gegeben war.

„Ich muß, siehst du!" sagte sie, „ich darf nicht anders."

„Überleg's. Mir zuliebe ... versuch einmal etwas mir zuliebe zu tun, überleg's! ... Es wird dich gereuen."

„Es ist nicht mehr Zeit zu überlegen, ich habe mein Wort verpfändet — und gereuen? Ich glaube, daß es mich nie gereuen wird."

„Auch dann nicht, wenn du erfahren wirst, daß du es umsonst getan hast? — Und das wirst du erfahren!"

Lotti widersprach ihm nicht, und Gottfried fuhr eifrig fort!

„Ein solches Opfer ... o wahrhaftig, der ein solches Opfer annimmt, der ist's nicht wert!"

„Er würde es nicht annehmen, wenn er davon wüßte. Geh jetzt und komm bald wieder, mit dem Käufer."

Sie wollte sich erheben, aber die Knie versagten ihr den Dienst, und sie lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

Gottfried trat näher. „Du kannst nicht helfen, glaube mir, es ist hier nicht zu helfen."

„Aber eine Frist zu gewinnen, und in dieser Frist die Gelegenheit ..."

„Zu einem Wunder?" fiel Gottfried ein.

„Vielleicht."

Er wandte sich unwillig ab, und Lotti sagte entschlossenen Tones: „Darf der Arzt, selbst wenn er einen Kranken aufgegeben hat, ein Mittel, ihn zu retten, unversucht lassen? Er darf es nicht — wegen seines eigenen Seelenfriedens, wegen dieses furchtbaren „vielleicht," das dich böse gemacht hat."

„Mich böse?!" rief Gottfried. Mit unbeholfener Zärtlichkeit erfaßte er ihre Hand, und wie ein Erstickender flüsterte er: „Was würde der Vater sagen?... Lotti, denk an ihn."

„Ich habe zuerst an ihn gedacht und sage dir: er hätte es auch getan."

Sie suchte ihm ihre Hand zu entziehen, er hielt sie fest und rief:

„Mag sein ... aber der Vater hätte dabei auch ein Wort für mich gehabt ... Mißverstehe mich nicht!... ich habe ja gar kein Recht — ich meine nur, er hätte zu mir gesprochen: Das geschieht für einen andern — deshalb brauchst du nicht zu denken, daß mir der andere lieber ist als du."

Er stockte, wie erschrocken über seine eigene Kühnheit, und gab die Hand Lottis plötzlich frei. Sie sah ihn an, bestürzt und angstvoll, mit Schamröte übergossen. Der Schmerzens-

schrei des schweigsamen Mannes erweckte in ihrer Brust einen Sturm von Selbstanklagen. Ihre Verwirrung vergrößerte noch die seine.

„Verzeih," stotterte er, „ich gehe," und wandte sich zur Flucht mit einer so ratlosen und hastigen Eile, daß Lotti — es schien ihr selbst unglaublich — über ihn lachen mußte. Er blieb stehen, halb empört, halb erfreut:

„Du lachst?"

„Ich lache —" sie brach in Tränen aus: „Wir sind zwei alte, erbärmliche Weichlinge."

„Weichlinge . . ." wiederholte er, und näherte sich ihr schüchtern — „Lotti —"

„Gottfried —"

Und die „Geschwister Feßler" umarmten einander.

XIII.

Am Nachmittage fand in der Wohnung des Fräuleins Charlotte Feßler eine feierliche Handlung statt. Das Fräulein übergab Herrn C. B. Fischer, Agenten des Hauses F. O. Wager-Schmid in Neuyork, in Gegenwart der Herren G. Feßler, Uhrmachermeister, und W. Schweitzer, Advokat, eine Sammlung, bestehend aus dreihundert altertümlichen Taschenuhren. Durchschnittspreis per Stück fünfhundert Gulden. Summe des Kaufpreises: Einmalhundert und fünfzigtausend Gulden.

Herr C. B. Fischer, ungewöhnlich lang, ungewöhnlich breit, ungewöhnlich wohlgenährt, mit dem rundesten Bulldoggesicht und dem feuerfarbigsten Backenbart in ganz Amerika ausgerüstet, und dieser Vorzüge sich sehr gewußt, hielt den Katalog in seiner Rechten. Eine gewaltige Rechte, die mit Leichtigkeit einen

Suppenteller umspannt hätte. Er verifizierte jedes Stück, das Lotti aus dem Schränkchen nahm, sorgsam verpackte, und in eine Kassette legte, die Herr Fischer mitgebracht hatte.

„Fünfhundert?... auch die?... auch die fünfhundert?... Mir wäre das Ding nicht dreißig wert," sagte der Agent von Zeit zu Zeit; unter andern gerade bei der Mudge und bei der Majoratsuhr. Oder er rief: „Dieser Kauf! — Eine Millionärs-Marotte. Finden Sie nicht, Herr Doktor? — Was?"

Schweitzer verzog keine Miene. Gottfried war ruhig wie einer, der standhaft den ersten Grad der Folter aushält, und sprach alle zehn Minuten einmal: „Vorwärts, wenn ich bitten darf."

Lotti würdigte Herrn Fischer kaum eines Wortes, kaum eines Blickes. Der Mann erweckte ihr soviel Sympathie, wie eine Sabinermutter für einen töchterraubenden Römer empfunden haben mochte.

Nach fünf tödlich langen Stunden empfahlen sich die drei Herren. Der Agent trug die Kassette mit solcher Leichtigkeit unter dem Arm, als ob es ein Claquehut gewesen wäre, und bald hörte Lotti den Wagen, der ihre Uhren entführte, über den Platz rollen. Sie sah ihm nicht nach. Sie saß neben ihrem leeren Schränkchen, hatte seine Laden geschlossen und die kleinen Flügeltüren gesperrt.

Jetzt könnte ich mir einbilden, dachte sie, daß alles noch beim alten ist. Was braucht man denn, um Liebes, das man einst besaß, immer zu behalten? — ein gutes Gedächtnis und einige Phantasie. Das wollte sie Gottfried zum Trost sagen, dem Getreuen, für den es von jeher keinen Schmerz, keine Enttäuschung, keinen Verlust zu geben schien, als diejenigen, die sie erfahren hatte. Zum ersten Male, seitdem sie ihn kannte, das heißt so lange sie lebte, hatte sie heut eine eigensüchtige Regung bei ihm wahrgenommen. Allein wie rasch war auch diese erloschen, wie war er bestürzt gewesen über den unwill-

kürlichen Ausdruck eines Gefühls, das ihm bisher fremd gewesen wie die Sünde. Sie kannte ihn und wußte — jetzt quält er sich und kann sich's nicht verzeihen, daß er ihr eine schwere Stunde noch schwerer gemacht und in dem Augenblick, in dem sie ihr Teuerstes hingab, unedel ausgerufen hat: „Und ich?" ...

Und er! ... war's nicht ganz recht, daß er sie einmal gemahnt, er zähle mit in der Reihe der Wesen, die einen Anspruch an sie stellen durften? — Bisher hatte er keinen geltend gemacht. Er war gut und treu; daß er sich so zeigte, verstand sich von selbst, und wer denkt erst lang über selbstverständliche Dinge nach? — Manchmal wohl war es in der Seele Lottis aufgedämmert: da ist einer, dem verdankst du mehr, als du vergiltst. Da ist einer, dem hast du öfter weh als wohl getan. Aber die Fragen: Warum? Womit? scheute sie sich zu beantworten.

Es geht gar seltsam zu in der Wunderwelt der Seele. Empfindungen schlummern in ihr, die nie erwachen, wenn man sie nicht nennt, einmal genannt jedoch, nie wieder schlafen können. Lotti fürchtete sie und ihre unbekannte und unberechenbare Macht. — Wozu auch grübeln? — über ein Verhältnis zwischen Bruder und Schwester, zwei braven Leuten, die in Frieden miteinander alt geworden sind und also sterben wollen. Zugleich — geb's der Himmel! Denn ein Leben, in dem Gottfried fehlen würde, und seine nie ermüdende treue Sorgfalt, das wäre keine Freude mehr.

Allmählich war die Dunkelheit hereingebrochen. Lotti lehnte sich zurück und schloß die Augen. In leisen Halbschlaf versunken, hörte sie Agnes nach Hause kommen und draußen Zurüstungen zur Abendmahlzeit treffen. Die Alte kehrte von einem Besuch bei ihrer Schwester zurück, zu dem Lotti sie veranlaßt hatte. Mitten in der Woche und ohne jeden vernünftigen Grund war sie aufgefordert worden, die Vergnügungsreise in die Vorstadt zu unternehmen. Gewöhnlich kam sie von der-

selben in bester Laune heim; heute war sie gestimmt wie ein hungriger Wolf.

Schweigend zündete sie die Lampe an und beantwortete die Frage Lottis nach dem Befinden der Schwester mit einem undeutlichen Gemurmel. Die ganze Agnes war eitel Zurückhaltung, jede ihrer Mienen und Bewegungen sprach: Hast du deine Geheimnisse, hab ich die meinen.

Ihre mit großer Ausdauer zur Schau getragene Gekränktheit begann ihre Wirkung auf die Herrin auszuüben. Diese war hellmunter geworden. Es konnte auch nicht anders sein, denn schweigend verhielt sich Agnes, aber nicht still. Sie vollführte vielmehr mit einigen Tellern und einem Bestecke ein Gerassel, das in Anbetracht der geringen Mittel, mit denen es verursacht wurde, ganz merkwürdig zu nennen war.

„Liebe Agnes," begann Lotti sehr sanft und noch keineswegs im reinen über die Fortsetzung, welche diese Anrede erhalten sollte. Da erschallte die Hausglocke, und Agnes stürzte, abermals Unverständliches murmelnd, aus dem Zimmer.

„Das Fräulein zu Hause?" ließ eine laute Stimme sich im Vorgemach vernehmen, und im nächsten Augenblick trat Halwig ein:

Er war bleich und erregt: „Erlöst!" stieß er, kaum fähig zu sprechen, hervor. „Nehmen Sie teil an meinem Glück." Er preßte beide Hände gegen seine Brust. — „Ich bin erlöst — ich bin ein freier Mann!"

Lotti wagte nicht, ihn anzusehen ... absichtlich täuschen — es bleibt doch immer etwas Furchtbares. In äußerster Verlegenheit sprach sie: „Sie haben Ihren Prozeß ..."

„Gewonnen! ja, ja, meine Hoffnung, die kühne, die ich nie aufgegeben habe, ist erfüllt ... Fräulein Lotti — freuen Sie sich doch mit mir."

„Ich freue mich von ganzem Herzen, lieber Freund."

„Sehen Sie hierher! Erkennen Sie das?" Er zog ein Heft

aus seiner Tasche. — „Es ist dem Edlen, dem ich es gestern vor Ihren Augen übergab, zum zweiten Male abgerungen worden und soll vor Ihren Augen in Rauch aufgehen."

Er hielt einige Blätter des Manuskriptes über die Lampe, sie entzündeten sich; er schwang die Schrift hoch in die Luft, um sie in hellen Brand zu setzen und warf, nachdem dies geschehen, die lodernde in den Kamin. Mit wildem Behagen schürte er die Flamme, die sein Geisteskind verzehrte und rief:

„Was nie hätte geboren werden sollen, sterbe! Könnte ich alles so vernichten, was geschrieben zu haben mich reut! Ein Trost bleibt mir übrigens," fügte er mit bitterem Lachen hinzu, indem er sich am Arbeitstische Lottis niederließ: „Lange werden meine Werke den Unwillen der Freunde des Schönen nicht erregen. Mit dem Tage geht unter, was dem Tage gedient. O Fräulein Lotti! ich hatte anderes von mir erwartet. Erinnern Sie sich noch? Wissen Sie noch, was ich geträumt und angestrebt? Wissen Sie noch, wie fest entschlossen ich war, diese Erde, die mich getragen, nicht zu verlassen, ohne ihr die Spur meines Schrittes eingeprägt zu haben?"

Lotti senkte den Blick vor seinen fragend auf sie gerichteten Augen:

„Jawohl, — was haben Sie, was habe ich Ihnen zugetraut?"

„Vorbei!" er erhob von neuem sein gequältes Lachen. „Sie haben noch nie einen Menschen gesehen, mit dem es so völlig vorbei gewesen ist, wie mit mir ..."

„Es wird schon wieder anfangen," sagte Lotti.

„Sie wissen nicht, wie es in mir aussieht."

„Kommen Sie nur erst zur Ruhe."

„Die ist's ja, die ich fürchte!... Mit ihr kommt die Besinnung. In der rastlosen Tätigkeit, in der ich lebte, hatte ich wenigstens nicht Zeit zur Besinnung. Glauben Sie nicht, daß mir die Wohltat der Selbsttäuschung zuteil geworden ist. Immer

wieder, trotz allem, was ich tat, um ihn zu verscheuchen, immer wieder tauchte der Gedanke in mir auf: was du treibst ist Seelenmord. Ich habe Stunden des Rausches, des Triumphes gehabt, aber glücklich, liebe Freundin, war ich nicht mehr, seitdem ich mein Talent zwang, im Dienste irdischer Zwecke zu fronen."

Lotti suchte nach Worten der Beschwichtigung, aber alle, die sie fand, erschienen ihr schwach und kühl und nicht besser als Gemeinplätze. Zu trösten vermochte sie nicht, so bemühte sie sich den Gedanken Halwigs eine andere Richtung zu geben. Sie sprach von dem guten Einfluß, den das Landleben auf ihn nehmen werde, und da rief er plötzlich beistimmend:

„O ja, darauf zähle auch ich. Wonne und Wohltat wird mir die Stille des Landlebens sein. Vor allem wird es mich erquicken, meine kindische Frau am Ziel ihrer Wünsche zu sehen. Sie haßt die Stadt, diese kindische Frau ... Sie müssen sie draußen im Freien sehen ... Im Jagdgewand, den Stutzen in ihren kleinen Händen — ich sage Ihnen, sie schießt wie Wilhelm Tell. Oder man muß sie sehen, ein wildes Pferd bändigend, mit Weisheit und Geduld — oder den Wald durchstreifend, kühn wie ein Jäger und hold wie eine Fee. Das war mein Gram von Anfang an, daß ich sie aus ihrer grünen Heimstätte, in der sie aufgewachsen ist und aufgeblüht, wo sie sich gesund gefühlt hat, hierher bringen mußte, in dieses steinerne Grab, in dem sie das Dasein einer Lerche im Käfig führt."

Sein Gesicht hatte sich verklärt, während er von seiner Frau sprach.

„Ich liebe sie," fügte er hinzu, und wiederholte: „Ich liebe sie. Wie kann das sein? Denken Sie vielleicht, sie teilt ja deine geistigen Interessen nicht. Ein Kind, Teuerste, tut das auch nicht, und man liebt es doch. Sie ist das meine. Ein anderes wünsche ich nie zu haben, denn dieses würde gewiß lesen lernen wollen, und das — Sie begreifen — dürfte ich ihm nicht ge-

statten ..." Er unterbrach sich: „Immer mahnt es wieder!" rief er heftig aus und versank in Schweigen.

„Haben Sie Schweitzer gesprochen?" fragte Lotti nach einiger Zeit.

„Nein. Er schrieb nur einen Zettel mit der großen Nachricht, bat mich aber, ihn heute weder zu erwarten noch zu besuchen. Einer seiner Klienten schießt einen Teil der Summe vor, die ich erhalten werde — wann? ist wohl noch nicht bestimmt. Morgen soll der Kaufkontrakt unterschrieben werden, in acht Tagen reisen meine Schwiegereltern ab ... ein Schmerz für Agathe — ich möchte die Tränen nicht sehen müssen, die sie bei dem Abschied vergießen wird. Ist der Tag aber vorüber, dann habe ich sie erst ganz gewonnen, dann wird sie erst mein alleiniges Eigentum. Lachen Sie mich nicht aus, Fräulein Lotti, — wenn auch noch so viel Grund dazu vorhanden ist. Die Liebe ist einmal partieller Wahnsinn, und der meine scheint mir unheilbar, denn er verschlimmert sich von Tag zu Tag."

„Um so besser, lieber Freund; Sie haben mir da eine Menge Dinge gesagt, die mir wunderbare Beruhigung verschaffen. Bisher konnte ich eine leise Sorge nicht unterdrücken, daß Ihre Frau, noch so jung, so außerordentlich schön und gefeiert, wo immer sie erscheint, sich vielleicht doch auf die Dauer mit einem ganz stillen und einförmigen Leben nicht begnügen würde."

„Die Sorge war unbegründet!" rief er zuversichtlich aus. „Besuchen Sie uns, kommen Sie und bleiben Sie lange bei uns. Überzeugen Sie sich, ob ich recht habe zu sagen: auf dem Lande ist Agathe in ihrem wahren Element. Etwas viel Sport werden Sie finden — sich vielleicht wundern, daß eine junge Dame so leidenschaftliches Interesse an Dingen nimmt, die freilich nicht eben von idealer Natur ... allein, Beste, das werden Sie zugestehen, die Freuden, die ihr die höchsten sind, sind sehr unschuldige. Man spielt dabei manchmal um sein Leben, aber nie um mehr. Ich wollte, ich hätte keine andere

Begabung jemals in mir verspürt, als die, die man braucht, um ein tüchtiger Reiter oder Jäger zu werden. Bei Gott, das wollte ich ..."

Er biß die Zähne zusammen und starrte vor sich hin in die Luft. „So ist es," murmelte er, erhob sich und trat auf Lotti zu.

„Leben Sie wohl. Kommen Sie bald zu uns."

Sie ergriff die Hand, die er ihr reichte: „Leben Sie wohl, Halwig, und werden Sie gesund."

„Gesund?"

„Jawohl. Jetzt sind Sie's nicht."

Sie blickte mit der besorgten Teilnahme einer Mutter in sein Gesicht. „Eines sagen Sie mir noch: wie gedenken Sie Ihr Leben einzurichten?"

„Sehr einfach. Ich will bei meinem Pächter Landwirtschaft studieren. Ich will mit Aufmerksamkeit die Fortschritte der Dorfjugend in der Schule verfolgen. Ich will mit einem Worte allerlei nützliche Dinge betreiben. Da ich nie mehr etwas Schönes hervorbringen werde, will ich wenigstens versuchen, etwas Vernünftiges zu tun."

„Und warum sollten Sie nichts Schönes mehr hervorbringen?"

„Weil ich das Gefühl dafür verloren habe, dünkt mich ... das läßt sich nicht wieder gewinnen."

Er riß sich gewaltsam aus den trüben Gedanken, die ihn von neuem zu umweben begannen: „Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, lieber Halwig. Noch etwas muß ich Ihnen sagen ... Denken Sie sich, es wären Monate vergangen — Sie haben ausgeruht, haben einmal wieder tief und gewaltig empfunden, daß die Welt schön und das Leben etwas wert ist — und plötzlich beginnt es in Ihrer Seele zu tönen wie einst. Sie lauschen den Klängen, Sie wollen nichts, als sich umspinnen lassen von den lieblichen Harmonien, und festhalten, was die Ihnen vorgesungen. Und ohne Ihr Zutun,

fast ohne Ihr Bewußtsein, strömt ein harmloses Lied von Ihren Lippen, eines von denen, wie die Nachtigallen und die Dichter sie singen, und die Welt heute nicht mehr anhören mag, und die Verleger nicht mehr veröffentlichen. Ein solches, ein so ganz unpraktisches, muß es sein. Die Stunde, Freund, in der dieses Lied Ihnen gelingt, ist die Stunde Ihrer Wiedergeburt. Sie wird kommen. Ich will einmal Kassandra sein und prophezeien, aber lauter Gutes. Und jetzt gehen Sie. Auch ich bin erstaunlich müde und ruhebedürftig."

Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie. —

„Sie haben doch nicht ganz vergessen," sagte er leise und innig, „daß Sie einst die Braut eines Poeten waren — aber ich bin keiner mehr."

Er ging, und Lotti rief bald darauf die alte Agnes herein und wünschte ihr mit besonderer Freundlichkeit eine gute Nacht. Der Wunsch blieb von der zürnenden Dienerin unerwidert, und dennoch schlief Lotti bis zum Morgen in einem Zuge. Sie hatte von ihren Uhren geträumt, sich wieder in deren Besitz gesehen, und ihr wurde nichts weniger als froh zumute, als sie am folgenden Tage beim Frühstück saß, dem leeren Schranke gegenüber.

Gottfried kam, sah verlegen aus, machte im Gespräch noch längere Pausen als gewöhnlich, hatte eine Welt auf dem Herzen und war nicht imstande, ein befreiendes Wort zu sprechen.

„Was fehlt dir?" fragte Lotti.

„Brave Gesellen," antwortete er mit verstörten Blicken. „Es ist nichts an den Leuten. Kein Ernst, kein Geschick, keine Liebe zum Handwerk. Sie können nichts und wollen nichts lernen. Wenn das der Nachwuchs ist, wohin gelangen wir? In fünfzehn Jahren gibt es in der ganzen Stadt keinen tüchtigen Uhrmacher mehr."

Das war nun freilich sehr traurig, aber daß ihm die Sache so völlig seine Seelenruhe raubte, wie es nach und nach immer

mehr den Anschein gewann, nahm Lotti doch Wunder. Sie hatte noch sehr oft Gelegenheit zu fragen: „Was fehlt dir?“ erhielt aber nie einen ordentlichen Bescheid. Seit dem Tage, an dem sie ihre Uhren verkauft hatte, war Gottfrieds gleichmäßig heitere Laune dahin. Wie von jeher widmete er Lotti seine ganze Sorgfalt, suchte ihr alles Unangenehme fern zu halten, blieb immer der getreueste und aufmerksamste Freund, aber bei alledem äußerte sich doch manchmal, und gewiß ganz gegen seinen Willen, etwas wie ein stiller Vorwurf in seinem Wesen. Lotti hatte ihn wohl schon in früheren Zeiten so gesehen und bei solcher Gelegenheit eine gewisse Ungeduld niemals unterdrücken können. Jetzt empfand sie nur Rührung und Bedauern und staunte im stillen über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war.

XIV.

Die Tage vergingen einförmig. Lotti führte ihr stilles Leben fort. Die einzige Veränderung darin brachten die Besuche des Advokaten Schweitzer hervor. Er kam sehr oft, zu Gottfrieds großer Befriedigung. Dieser hatte für ihn eine Liebe gefaßt, kaum minder plötzlich wie die Romeos zu Julien und äußerte sie in seiner beredten Weise:

„Der ja! — ja der — das ist einer!“

Der Doktor brachte Nachrichten von Halwigs. Das junge Paar befand sich auf dem Gute; die Schwiegereltern waren nach England abgesegelt. Schweitzer beschäftigte sich mit dem Ordnen ihrer Angelegenheiten. Sobald er damit fertig geworden, wollte er eine Reise nach dem Norden unternehmen, die heißen Sommermonate in Norwegen oder gar in Island zubringen. Er sagte, seine Nerven bedürften der Stärkung.

„Ich bin nervenkrank wie alle Leute: Sie allein ausgenommen und Gottfried, und vielleicht Ihre alte Agnes."

„Nun, ich weiß nicht," meinte Lotti, und ließ ihre Augen von ihm auf Gottfried hinübergleiten.

Mit dessen Nerven, dachte sie, stände es auch nicht zum besten. Er war so eigen, schien oft selbst nicht zu wissen, was er wollte. Mehrmals schon hatte ihm Lotti Briefe von Halwig und Agathe vorgelegt, in denen Fräulein Feßler beschworen wurde, zu ihnen zu kommen und einige Tage bei ihnen zuzubringen.

Gottfried hatte nie etwas anderes dazu gesagt, als:

„Ja, sie sind sehr höflich," und: „Wann gehst du?" aber dies geschah in so gepreßtem Tone, daß Lotti immer wieder statt: „Morgen," wie sie gewollt hatte: „Ich weiß es noch nicht" antwortete.

Endlich kam ein so herzliches und warmes Einladungsschreiben, von den beiden Gatten unterzeichnet, daß Lotti, entschlossen, sich nicht länger bitten zu lassen, noch am selben Abend zu ihrer Dienerin sprach:

„Agnes, morgen fahre ich um 8 Uhr mit dem Frühzuge fort. Wenn Gottfried vormittags nach mir fragt, sagst du ihm, ich sei bei Halwigs und käme um sechs Uhr abends zurück. Wenn er mich auf dem Bahnhof erwarten will, so wird mich das sehr freuen."

Agnes war überaus zufrieden mit diesem Auftrage. In ihrer Einbildung schwelgte sie schon im Genusse des Erstaunens, mit dem Gottfried ihre Botschaft vernehmen und der Fragen, die er an sie stellen werde. Sie bereitete sich sogleich auf die Künste vor, mit denen sie seine Spannung noch erhöhen wollte, und schlief mit dem heißen Wunsche ein, daß ihr nur das Wetter keinen Strich durch die Rechnung machen möge.

Dieser Wunsch erfüllte sich vollständig. Der schönste Tag, den der junge Sommer dieses Jahres noch gespendet, brach

am nächsten, einem Sonntagmorgen, an. Die herrlichste Junisonne glänzte, der reinste Himmel blaute über dem schnaubenden, dampfenden Eisenbahnzuge, der Lotti aus der Stadt entführte.

Nach zweistündiger Fahrt war sie an der kleinen Station angelangt, in deren Nähe das Gut Halwigs sich befand. Dahin, wie Lotti durch Schweitzer wußte, führte ein bequemer Feldweg, und sie hatte sich vorgenommen, die kurze Strecke zu Fuße zurückzulegen. Irre zu gehen war unmöglich. Die Villa lag in dem grünen Wiesenland weithin sichtbar, wie eine Perle im offenen Schreine.

Munter begab sich Lotti auf die Wanderung. Sie fühlte sich erquickt durch die rasche Bewegung, und auch ein wenig berauscht von der ungewohnten kräftigen Luft. Sie war allmählich in die gehobene Stimmung geraten, die beinahe jedes Stadtkind erfaßt, wenn es plötzlich aus seiner ummauerten in die unbegrenzte Welt versetzt wird. Die atmet Frische und Freudigkeit und teilt einem empfänglichen Gemüt etwas davon mit. Alles so freundlich und üppig bewachsen oder bewaldet, die Weiden, die Auen und der Gürtel von wellenförmigen Hügeln, der die liebliche Gegend umschloß. Das Schönste aber, das war die gewaltige Bergkette im fernen Hintergrund. Kaum zu unterscheiden von den Wolkengebilden am Horizont lag sie in silberner Dämmerung wie ein Wunder da, und wie ein Wunder schien von ihr ein Sehnsucht weckender Zauber auszugehen. Lotti näherte sich der Villa. Zwei Fahnen wehten von ihren schlanken Türmchen und verkündeten, daß Herr und Frau vom Hause anwesend seien. Der Weg führte an der Umzäunung des Gartens, einem feinen Drahtgitter auf niederem Mauersockel, vorbei. Ihm entlang schritt Lotti und kam bei dem geöffneten Tor zugleich mit einem Reiter an, der sich vom Hause her genähert hatte. Dieser, ein kleines dürres Männchen, hielt seinen langhalsigen Braunen, der schnob, als ob er Feuer geschluckt hätte, ein wenig zurück, um Lotti eintreten zu lassen. Ohne

die Kappe zu rücken, aber mit gutmütigem Schmunzeln beantwortete er die Fragen der Fremden. Die „Herrschaften" wären ins nächste Dorf zur Kirche gegangen und dürften in einer Stunde zurückkehren. Länger blieben sie schwerlich fort, denn um zwölf Uhr wird gefrühstückt.

Eine Stunde warten also! — das ist im Grunde so schlimm nicht. Man kann die Zeit benützen, um den Garten anzusehen, und nebenbei um ein wenig auszuruhen.

Von dem breiten Kieswege der Avenue lenkte Lotti in einen schmaleren ein. Kein Mensch war sichtbar, so weit sie blickte, rings umher herrschte die echte, ländliche Sonntagseinsamkeit. Lotti kam an einem herrlichen Tulpenbaum vorüber und betrat einen Fichtenhain, dessen kühler Schatten sie lockte. Unter den Bäumen stand eine eiserne Bank, auf diese ließ sie sich nieder.

Es ist doch ein gutes Ding, das Land! dachte sie, und atmete tief und sah sich mit Entzücken in ihrer stillen Raststätte um. Die Fichten waren der unteren Äste schon veraubt, aber junger Nachwuchs bildete von außen einen Halbkreis um den Hain, exotische Topfpflanzen füllten die kahlen Stellen zwischen den Stämmen der alten Bäume. Zarte, südländische Palmen, Ficus, Daphnen, Begonien ließen sich's wohl sein im Schutze der nordischen Riesen. Die Königin der Araucarien, die Excelsia, breitete ihre farrenkrautähnlichen Zweige in majestätischer Anmut aus. Harzgeruch erfüllte die Luft, die Vögel sangen, im Grase schwirrte und summte es. Mit reichgefülltem Gurt kehrten emsige Bienen vom Besuche der blühenden Sommerlinden heim. Alles eifrig, alles beschäftigt, alles, was da schwebte, flog und kroch, sich selber so wichtig und so kühn in seiner Schwäche, so unverdrossen in der Ausübung seiner kleinen Kräfte.

Lotti lauschte und lauschte und gab sich völlig dem Gefühl der süßesten Ruhe hin. Still genoß sie die köstliche Stunde, dieses bewegte, rastlose und doch so friedvolle Leben und Weben

um sie her ... halb unbewußt, gedankenlos ... da plötzlich erklang aus der Ferne das Geläute eines Glöckleins.

Zwölf Uhr. — In zwei Stunden muß sie fort, Gottfried erwartet sie, und das darf nicht umsonst geschehen. Er hat eine herbe Enttäuschung gehabt, als er kam und sie nicht zu Hause traf. Er wird die Zeit sehr lange finden und sich gewiß mit der Vorstellung quälen, daß Lotti nicht kommt. Aber sie wird kommen! und wenn sie scheiden müßte ohne die gesehen zu haben, denen zuliebe sie eine Art Flucht unternommen hat. Diese sind übrigens vielleicht schon längst von ihrem Kirchgang zurück, warum bildet denn Lotti sich ein, daß sie gerade hier vorüber kommen müssen? Sie erhob sich, um den Hain zu verlassen, und im selben Augenblick vernahm sie das Gleiten langsamer Schritte über den Kies, und sah ein weißes Kleid durch die Zweige der kleinen Bäume schimmern.

Halwig und Agathe näherten sich, schon waren ihre Stimmen deutlich zu unterscheiden. Die Besucherin eilte ihnen entgegen, war aber noch nicht auf dem Wege angelangt, als sie zögernd stehen blieb.

Die beiden Menschen, die da einherwandelten, boten den seltensten Anblick, der auf Erden zu finden ist: den des vollkommenen Glückes. Sie hielten einander umschlungen. Sein Kopf war leicht geneigt, der ihre leicht erhoben, sie sahen einander in die Augen und flüsterten sich lächelnd und leise einzelne Worte zu. Sie schienen sich in Ausdrücken der Zärtlichkeit überbieten zu wollen, allein ihr Wetteifer hatte nichts Unruhiges, nichts Stürmisches. In diesem Kampf zu siegen oder zu unterliegen mußte gleich süß sein. Da war kein Ringen, kein Sehnen, kein banger Zweifel, da war Erfüllung mit ihrem himmlischen Frieden.

Sie kamen näher, ganz nah. Lotti meinte, von ihnen bemerkt worden zu sein ... doch irrte sie. Hermann und Agathe gingen vorbei, jedes blind für alles, was nicht das andere war,

jedes dem andern die ganze Welt. Nun waren sie am Ende des Weges angelangt, schritten über den Vorplan und verschwanden im Hause.

Lotti folgte ihnen nicht.

Was soll ich bei euch, dachte sie, ihr braucht keinen Dritten.

Einige Zeit verweilte sie noch, sinnend und träumend unter den Fichten, die ihr zuerst eine traute Gastfreundschaft und später, ohne daß sie es gewollt und gesucht, ein sicheres Versteck geboten hatten, dann trat sie ruhig den Rückweg an.

Die Hitze war drückend geworden. Lotti schlich mehr, als sie ging, sie hatte ja keine Eile; kam immer noch zu dem ausbündigen Vergnügen zurecht, eine gute Weile lang vor dem Stationshäuschen auf und ab zu wandeln. Weit und breit kein Schatten, nur Wiesen und Felder. Nichts, als schon in ziemlicher Nähe der Station, neben dem Grenzpfahl des Halwigischen Besitzes, ein steinernes Kreuz, von vier jungen Pappeln umgeben. Dort ließ sich ebenfalls ein wenig rasten, aber nicht im Schatten: davon war nicht die Rede, die Sonne stand ja noch im Scheitel. Gleichviel. Eine Landstreicherin, wie Lotti nachgerade eine geworden, dankt Gott auch für die Wohltat, auf steinerne Stufen gelagert, die Zeit, deren sie zu viel hat, an sich vorüberziehen zu lassen.

Sie trat an das Kreuz heran und bemerkte bald, daß sie keinen besseren Punkt hätte finden können, um Villa Halwig noch einmal recht nach Herzenslust zu betrachten. Das tat sie lange, und das innigste Gebet für die Erhaltung fremden Glückes, das einer Menschenbrust entsteigen kann, wurde zu Füßen des steinernen Kreuzes gesprochen.

Sodann setzte Lotti ihren Weg fort.

Sie begann ihre ganze Ausfahrt höchst drollig zu finden. Die Einladungen Halwigs und Agathens hatten sie mit dem Gefühl einer Verpflichtung belastet, der zu entsprechen ihr geboten schien. So hatte sie sich denn aufgemacht, war gekommen,

und hatte, statt der sehnsüchtig ihrer wartenden Freunde, ein Liebespärchen gefunden, das verspätete Honigwochen beging, und dem man keinen größeren Gefallen erzeigen konnte, als es allein zu lassen.

Sie kam sich ein wenig lächerlich vor, die gute Lotti, aber was schadete das einer so anspruchslosen Persönlichkeit wir ihr? — Nicht das geringste; und sie lachte im stillen und fühlte sich seelenvergnügt, obwohl von einem gewissen Unbehagen ergriffen, das — ein klägliches Ende ihrer poetischen Pilgerfahrt — durch ganz prosaischen Hunger hervorgerufen wurde.

Sie beschleunigte ihre Schritte. Ihre Absicht war, an der Tür des Stationshäuschens zu pochen und von seinen Einwohnern für Geld und gute Worte eine kleine Stärkung zu erlangen.

Das Pochen blieb ihr erspart. Die Frau des Bahnwächters, ein stämmiges, dunkeläugiges Weib, stand am Zaun ihres kleinen Gartens und nahm hier das Ersuchen der Fremden entgegen. Ihr Benehmen war anfangs nicht sehr ermutigend für den hergelaufenen Gast, wurde aber bald so zutraulich, daß Lotti sich fragte, ob dieses leutselige Wesen etwa der Freimaurerei, die nach Schweitzers Meinung zwischen ehrlichen Leuten besteht, zuzuschreiben sei.

Eine Stunde später saß sie so gemütlich, als ob sie zur Familie gehörte, in der Bahnwärterstube. Der Mann rauchte ihr gegenüber seinen schlechten Tabak aus einer hölzernen Pfeife, das Weib, an einer groben Jacke flickend, hatte neben ihr Platz genommen auf der Bank, und der pausbackige Sprößling des Ehepaares sich ohne weiteres auf den Schoß Lottis heben lassen. Sie fand, er habe Ähnlichkeit mit einem ihrer Horatier, und das hatte sie sofort für ihn gewonnen.

Die Frau war bereits mit der Erzählung ihrer ganzen Lebensgeschichte fertig geworden und schien nicht übel Lust zu haben, wieder von vorn anzufangen. Einleitende Betrachtungen wurden schon vorausgeschickt.

Ja, sie stand in ihrem zweiundvierzigsten Jahre, und ihr Bub hatte kürzlich erst sein drittes erreicht.

„Arme Leut kommen halt spät zum Heiraten. Auch darin, auch in so einer Sach haben's die Reichen besser."

Da erhob sich der Mann, der Schnellzug mußte bald auf die Strecke kommen, in einigen Minuten wurde es Zeit, den Signalflügel aufzuziehen.

Nachdem er die Stube verlassen hatte — er war ein alter Mensch und sah recht mürrisch aus — begann seine Gattin, ihn zu loben. „Er" war brav. „Er" war allgemein geachtet. Wunder wie viele Unglücksfälle hatte „Er" durch seine Wachsamkeit verhütet. Sein Bub gerät ihm nach, ist wirklich schon jetzt der ganze Vater. Sie zog den Jungen an sich, gab ihm einen schallenden Kuß und fuhr mit allen fünf Fingern durch seinen zerzausten Schopf. Ein rührender Ausdruck von Zärtlichkeit milderte und verschönerte die zarten Züge ihres sonnverbrannten Gesichts, während sie ihrem Kinde diese derben Liebkosungen erteilte.

„Heute ist ein rechter Sonntag," sagte Lotti zu ihr, „heute habe ich zwei glückliche Ehepaare gesehen."

Die Frau blickte sie befremdet an.

„Und Sie?... Sind doch auch glücklich?"

„Ich bin auch glücklich."

„So? und —" sie neigte den Kopf mit neugieriger Vertraulichkeit, „und was ist denn Ihr Herr?"

„Ich habe keinen; ich bin eine alte Jungfer."

„So? eine alte Jungfer," wiederholte die Frau, sichtlich erkaltet und enttäuscht. Und als der Mann nun ans Fenster klopfte, um der Reisenden zu bedeuten, daß es Zeit war aufzubrechen, stach der gleichgültige Abschied, den die Wirtin von ihrem Gaste nahm, von der früheren Freundlichkeit merklich ab. Sie hätte sich nicht anders benehmen können, wenn sie mit einem Male von Reue ergriffen worden wäre über ein übel angebrachtes Vertrauen.

Lächelnd über den Mißkredit, in den sie plötzlich bei ihrer neuen Freundin geraten war, stieg Lotti in den Waggon.

Es war darin nur noch ein Platz frei, und sie nahm ihn ein, zum offenbaren Verdruß einer geschlossenen Gesellschaft, die das Coupé besetzt hatte. Diese, ein übermütiges Völkchen, ließ sich, nachdem ihr erster Unwillen über den Eindringling verraucht war, in ihrer Unterhaltung nicht stören. Lotti verbrachte zwei unangenehme Stunden in dem lauten und lustigen Kreise. Ein Gefühl der Vereinsamung ergriff sie, das wegzuspotten sie sich vergeblich bemühte.

Endlich brauste die Lokomotive in den Bahnhof, und das erste, was Lotti erblickte, war Gottfrieds lange Gestalt. Er stand an die Mauer gelehnt — ein Bild der Hoffnungslosigkeit — starrte die Leute an, die dem Zuge entstiegen, und: Sie kommt nicht! Sie kommt nicht! klagte es in seinem Herzen.

Aber nun fuhr er zusammen. Sie war da — ihre Hand lag auf seinem Arme.

„Das hätt ich nicht gedacht... daß sie dich fortlassen... daß du ihnen widerstehen kannst."

Wie ein Verzückter blickte er sie an. „Ich hab einen Wagen."

Nein, für den dankte sie; sie war froh, dem Waggon entronnen zu sein, wollte zu Fuß mit Gottfried nach Hause gehen und ihm unterwegs ihre Erlebnisse erzählen.

Also geschah es. Er hörte ihr mit äußerster Spannung zu und ging schweigend neben ihr her. Erst als sie von der Empfindung der Überflüssigkeit sprach, von der sie beim Anblick Halwigs und seiner Frau überkommen worden, bot er ihr plötzlich seinen Arm und drückte den ihren fest an sich.

„Hier bedarf man deiner," sagte er. „Du warst dir dort zu viel, ich — war mir hier zu wenig."

Die letzten Worte sollten in scherzhaftem Tone gesprochen sein, kamen aber sehr wehmütig heraus. „Und was hast du getan den ganzen langen Tag?" fragte Lotti.

Gottfried räusperte sich: „Hm — gewartet."

„Sonst nichts?"

„O, es war genug! Ich weiß keine schwerere Arbeit."

Er ergriff ihre Hand, und sie wurde ihm nicht entzogen; darüber geriet er in eine Begeisterung, die zu schildern keine noch so hinreißende Beredsamkeit imstande gewesen wäre. Die seine beschränkte sich auf den leisen Ausruf: „Liebe Lotti!"

Der Druck seiner Hand wurde erwidert, und „Guter Gottfried!" sprach sie, die er im Herzen trug von seiner Jugend und von ihrer Kindheit an.

Ein Schauer der Wonne durchrieselte ihn. Wär's denkbar? Wär's möglich?... Sollte er am Ende doch noch das Ziel und den Inbegriff aller seiner Wünsche erreichen?...

Ja, ja, antworteten die milden Augen, in die er fragend blickte, und der Mund, den er liebte, sprach:

„Guter Gottfried, nicht erst seit heute weiß ich, daß du mir das Liebste auf der Welt bist."

Da hätte er beinahe laut aufgejauchzt. Es war ein Glück, daß sie vor Lottis Hause angelangt waren. Getreulich und jahrelang hatte er das Geheimnis seiner tiefsten Sehnsucht in sich verschlossen, der Jubel wollte ihm die Brust zersprengen. Ein seliger Mann faßte er seine Braut in seine Arme, und sie mußte abwehren, sonst hätte er sie wahrhaftig die Treppen hinaufgetragen. Oben angelangt, stürmte er derart an der Glocke, daß Agnes in voller Empörung herbeieilte:

„Wie kann man so anreißen?" rief die Alte.

„Ihretwegen, Agnes!" antwortete er, „ich kann es nicht erwarten, Ihnen zu sagen — Sie sind die Erste, die's erfährt. Sehen Sie uns an! Wir sind Brautleute!"

In aller Stille wurde einige Wochen später der Bund geschlossen, der Gottfried und Lotti für immer vereinigte. Mitten im lärmenden Treiben der Stadt spann sich ihr Dasein in

seligem Frieden ab. Eine kaum noch erhoffte Erhöhung ihres Glückes wurde ihnen zu teil, als nach zwei Jahren, an einem Spätsommerabend, ein kleiner Johannes Feßler gerade in dem Augenblick das Licht der Welt begrüßte, in dem draußen die Sonne wunderbar schön unterging, und im Zimmer die goldene Spieluhr, zum siebzehnten Male an dem Tage, ihr Schäferliedchen anstimmte.

Seltsam ergriff es die Eheleute, als sie später erfuhren, daß es auch derselbe Tag gewesen, an dem Villa Halwig neuerdings ihren Besitzer gewechselt. Das Reich Hermanns hatte kurze Dauer gehabt. Er und Agathe waren bald aus dem süßen Hindämmern erwacht, in das die Befreiung von ihren Sorgen sie versetzt hatte. Sie, auf dem Lande an das rege Treiben ihres großen Familienkreises gewöhnt, begann sich zu langweilen allein mit ihrem Manne. Und auch ihm verlangte, und vielleicht noch heißer, nach Zerstreuung. Er wollte die Sehnsucht betäuben, die ihn in seiner Ruhe, seinem Behagen störte, die ihn bis in die Arme des geliebten Weibes verfolgte, die Sehnsucht nach den Qualen und Wonnen seiner Lohnschreibernächte, nach dem Fieber, das ihn durchraste, wenn er seine Romanfiguren schuf, sie leiden, sündigen, in Blut und in Schlamm waten ließ, und den Zauber erfuhr, mit dem sie ihn umstrickten. Dazu die hastende Eile, in der ihr Schicksal gewoben und ihr Verhängnis erfüllt werden mußte; die Angst vor dem Mißlingen, und dann wieder die Glückseligkeit, wenn das Unerwartete geschah, wenn die Gestalten, die ihm unter der Hand lebendig geworden, zuletzt durch eigene Kraft einen Abschluß herbeiführten, kühner als er ihn geahnt hatte. Halwig erfuhr, daß wer solche Aufregungen kennen gelernt, sie nicht mehr missen kann und nach ihnen zurückverlangt, und wär's aus dem Himmel. So sandte er dem schwindenden, mit Hilfe Agathens und ihrer Brüder rasch aufgezehrten Wohlstand, kaum einen Gedanken des Bedauerns nach. Zur Zeit, in der das Gut ver-

kauft werden mußte, machte die Gesundheit Agathens einen Aufenthalt an der See notwendig. Hermann ließ sie allein zu ihren Eltern ziehen und kehrte zu den seligen Bitternissen seiner Schriftstellerei zurück. Die Früchte, die sie lieferte, wurden noch immer in gewissen Leserkreisen verschlungen, dem Advokaten Schweitzer jedoch sagten sie nicht zu, und er sprach einmal zu Lotti:

„Ich mache mir Vorwürfe. Das Opfer, zu dem ich Sie verleitet habe, war umsonst gebracht."

Aber Lotti erwiderte: „Nicht umsonst."

Ihr Mann blickte sie lächelnd an: „Ohne meine Entrüstung über dieses Opfer," sagte er, „wüßte sie vielleicht heute noch nicht, daß der Gottfried auch einmal etwas für sich wollen konnte."

Miterlebtes

Erzählungen

Erschüttern nicht, bewegen will ich euch,
Erheitern auch ein wenig — wenn's gelingt.

Wieder die Alte

I.

In der Hauptstraße einer freundlichen Vorstadt Wiens erhebt sich ein schmuckes Palais, Eigentum des Grafen Meiberg, der es mit seiner Familie bewohnt. Diese besteht aus der stattlichen Gräfin und aus sechs Kindern, von denen das jüngste, ein Sohn, fünf Jahre, das älteste, eine Tochter, zwanzig Jahre alt ist. Die Kinder werden sorgfältig erzogen, und den ganzen Tag über lösen die Leute sich ab, die ihnen Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit in das Haus tragen. So trafen einander regelmäßig zwischen zwölf und ein Uhr ein junger Mann und ein hübsches Fräulein im Vorzimmer oder auf der Treppe. Er kam von der Klavierstunde der großen Komtesse, sie ging zur französischen Lektion des kleinen Grafen; er sah gewöhnlich finster drein, sie schien immer munter und vergnügt. Sie war es auch, die zuerst lächelte, als er und sie einmal genau im selben Augenblick den mittleren Absatz der breiten, spiegelhellen Treppe betraten. Am Tage nach diesem Lächeln grüßte er und war entzückt von der anmutig zurückhaltenden Weise, in der sein Gruß erwidert wurde. Die beiden Leutchen ließen es bald nicht mehr bei der stummen Verbeugung bewenden, sondern illustrierten sie durch ein freundliches Wort: „Guten Tag, Fräulein," — „Guten Tag," — und schon das nächste Mal: „Guten Tag, Fräulein Dübois," — „Guten Tag, Herr Bretfeld."

Fräulein Dübois? dachte sie; er hat sich nach meinem Namen erkundigt. — Herr Bretfeld? dachte er; sie weiß, wie ich heiße.

Eine Woche später waren sie schon so vertraut, daß er einen scherzenden Ton anschlug und sagte: „Sie sind die Pünktlich-

keit selbst, Fräulein," worauf sie ebenso erwiderte: „Ja, meine Uhr richtet sich immer nach mir." — „Das sollten alle Leute tun," sprach er und erschrak derart über die Albernheit, die ihm da entwischt war, daß er sich ganz verlegen aus dem Staube machte.

Mangel an Hochachtung vor sich selbst gehörte sonst nicht zu seinen Schwächen; selten mißfiel ihm etwas so recht aus dem Grunde, das Arnold Bretfeld getan oder gesagt hatte; an dem Tage jedoch konnte er ein unangenehmes Gefühl nicht los werden, und wenn er sich fragte: Was hab ich denn? — kam die Antwort: Das Bewußtsein der Dummheit, die du gesagt hast. Seine Nachtruhe war gestört, und am folgenden Morgen wünschte er allen Ernstes, dem lieblichen Fräulein, vor dem er sich so schrecklich blamiert hatte, gar nicht mehr unter die Augen kommen zu müssen. Diesen Wunsch vergaß er plötzlich, als er, nach der Klavierstunde aus dem Salon ins Vorzimmer tretend, die Gefürchtete dastehen sah. Er half ihr, da sich zufällig kein Diener in der Nähe befand, ihr Mäntelchen ablegen, das sehr elegant, aber merkwürdig leicht und dünn war, ein schlechter Schutz gegen die Kälte und den fallenden Schnee.

„Fräulein kommen von zu Hause?"

„O nein, ich habe heute schon drei Lektionen gegeben."

Drei Lektionen! — Sie war früh aufgewesen, war schon gewandert durch Wind und Wetter, Straßen und Stiegen auf und ab, und sah dennoch so nett aus, als ob sie unter einer Glasglocke gestanden hätte, seitdem sie die letzte Hand an ihre Toilette gelegt.

Er wollte ihr sein Erstaunen und seine Bewunderung ausdrücken, aber sie ließ ihm dazu nicht Zeit; sie grüßte und trat in den Gang, der zu den Zimmern ihrer Schüler führte.

Das Kompliment, das Herrn Bretfeld damals auf den Lippen geschwebt hatte, brachte er einige Tage später an und beeilte sich, einmal im Zuge, gleich ein zweites hinzuzufügen

über die ganz besonders feine und schmucke Art, in der das Fräulein sich kleide.

„Je nun," erhielt er zur Antwort, „ein gewisser scheinbarer Luxus gehört mit zu unsern Obliegenheiten. Wir würden bald das Notwendige entbehren, wenn wir das Überflüssige nicht mehr anzuschaffen vermöchten."

„Ganz richtig!" bestätigte er und hätte sie gern gebeten, noch etwas zu sagen; es war so angenehm, sie sprechen zu hören und — zu sehen.

Sie trug, um den Hut geknüpft, einen kleinen schwarzen Schleier, der bis zum Munde reichte, dessen Atem ihn ganz leise bewegte. Wenn er sich hob, da kamen leicht aufgeworfene, rosige Lippen zum Vorschein, und schön gereihte Zähne schimmerten wie Apfelblüten im Tau.

Eine Viertelstunde später saß Arnold am Klavier neben der Fürstin L. und blieb bei den Schnitzern seiner durchlauchtigen Schülerin, die ihn sonst an den Wänden hätten hinaufjagen mögen, so gelassen wie ein geharnischter Mann vor der Mündung einer Erbsenschleuder. Und abends, während des Vortrags, den er im Konservatorium hielt, und nachts vor dem Einschlafen sah er den lieblichen Mund Fräulein Claire Dübois' vor sich, und sah, weniger deutlich, aber nicht weniger bezaubernd, ein Paar dunkle Augen und eine kluge Stirn, und er schrak aus dem Halbschlummer, in den er endlich gesunken war, plötzlich auf, weil er laut und unwillkürlich ausgerufen hatte: „Allerliebste Person!"

Der erste Tag der folgenden Woche war auch der erste des Monats. Bretfeld begegnete der Lehrerin nicht im Hause, er wurde sie erst gewahr, als er in den Torweg trat. Da stand sie und konferierte mit dem Portier.

„Keine Lektion, nein," sagte dieser eben zu ihr, „die jungen Grafen haben heute frei."

„Heute frei," wiederholte Claire mechanisch.

„Weil der Geburtstag des Grafen Baby ist, lassen die Frau Gräfin sagen."

Claire hielt ein Päckchen in ihrer Hand, auf das sie mit dem Ausdruck der Enttäuschung niederblickte. Es enthielt offenbar die mit Siegel versehenen Visitenkarten, Stück für Stück erworben im Laufe eines Monats, die Repräsentanten vieler mühseliger Stunden.

„Die Frau Gräfin haben Ihnen sonst keinen Auftrag für mich gegeben?" fragte das Mädchen nach einigem Zögern.

„Keinen, Fräulein," antwortete der Portier und trat in seine Loge.

Das Päckchen wanderte langsam in den Muff zurück und Claire noch viel langsamer dem Ausgange des Hauses entgegen. Auf der Schwelle blieb sie stehen und schien unentschlossen, wohin sich wenden. Von den Bergen herüber pfiff ein steifer Nordwest, der Himmel schillerte in grauen, die Erde in braunen Farben, und große Schneeflocken, schon im Fallen schmelzend, wirbelten in der naßkalten Luft.

„Schlimmes Wetter," sprach Bretfeld, der plötzlich an Claires Seite stand, „schlimmes Wetter, um eine Erholungsstunde im Freien zuzubringen. — Ich melde, daß ich gelauscht habe," fügte er hinzu, den fragenden Blick beantwortend, den sie auf ihn richtete.

Sie schwieg. Eine Weile wandten die jungen Leute ihre ganze Aufmerksamkeit dem Unwetter zu, das draußen tobte.

„Was fangen Sie jetzt an?" rief Bretfeld endlich, „Sie haben nicht einmal ein Parapluie!"

„Das ist ja mein Unglück," entgegnete sie mit einem Lachen, das ein wenig erzwungen klang, „ich habe es zu Hause gelassen. Der Morgen war so schön! Wer hätte dem Februar diese Aprillaune zugetraut?"

„Ich!" gab Bretfeld zur Antwort, spannte einen prächtigen Regenschirm auf und erbat sich die Gunst, das Fräulein unter

dessen Schutz zur Wagenstation auf dem Ring führen zu dürfen. Claire lehnte diesen Vorschlag ab, gestattete aber ihrem Herrn Kollegen, sie zum Hause einer Bekannten zu geleiten, bei der sie die Zeit bis zu ihrer nächsten Unterrichtsstunde zubringen wollte.

Die Wanderung kam den beiden sehr kurz vor und hatte ihnen doch Muße genug gewährt, einander ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Bretfeld erfuhr, daß Claire die Tochter eines in Wien in den hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft einstens wohlbekannten Paares war: Monsieur et Madame Dubois, Professor und Professorin der Tanzkunst. Er und sie Pariser vom reinsten Blute, solide Leute, die in schon ziemlich vorgeschrittenen Jahren nach Österreich gewandert waren, um da ihr Glück zu suchen und für das spätgeborene Töchterlein ein kleines Vermögen zu erwerben. Es war ihnen gelungen. Ihre Ersparnisse — dem Bruder Dübois' nach Frankreich zugesendet und von ihm verwaltet — waren allmählich zu einem Kapital angewachsen, von dessen Renten sich's leben ließ. Claire wurde aus dem Kloster genommen, in dem sie ihre Kindheit zugebracht und ihre Erziehung erhalten hatte, und man schickte sich zur Rückkehr in die Heimat an. Die Wohnung war gekündigt, das Mobiliar verkauft; die kleine Familie stand im Begriff abzureisen — da kam die Schreckensnachricht: Bleibt, wo ihr seid; ihr seid ärmer als ihr je gewesen, denn der Name, den ihr tragt, ist verunehrt. Euer Hab und Gut ist dahin mit ihm, dem es anvertraut war. Er hat seinem Leben ein Ende gemacht; nicht ihr allein wurdet betrogen, noch viele andre wurden es mit euch. Ihr bekämt hier nur Klagen, vielleicht Vorwürfe zu hören; bleibt, wo ihr seid, und versucht womöglich von vorn anzufangen.

Der Rat war leider unausführbar, so gern der alte Tanzmeister und seine Frau sich ihn auch zunutze gemacht hätten.

Die große Enttäuschung, die ihnen an dem Ziele zuteil wurde, zu dem sie sich so unverdrossen hingerungen, hatte sie zu schwer getroffen. Was sie bisher aufrecht erhalten, war ja längst nicht mehr das physische, es war das geistige Vermögen, der feste Wille, den die Hoffnung auf den nahen Erfolg beseelte. Wohl suchten sie eines vor dem andern und beide vor dem Kinde ihre Mutlosigkeit zu verbergen, aber es gelang nur halb. Der Augenblick, das treulos gewordene Glück von neuem heranzulocken, war auch gar zu ungünstig. Man befand sich im Beginn des Sommers; die Schüler der alten Leute hatten ihren Landaufenthalt angetreten, an Erwerb durfte man vorläufig nicht denken. Die Barschaft, die als Reisegeld zurückbehalten worden, ging zu Ende, Madame Dübois erkrankte, die ersten Schulden wurden gemacht. Es stand schlimm um die kleine Familie, als ihre früheren Gönner im Spätherbst wieder nach der Stadt zogen, scharenweise, wie sie davongeflogen waren. Monsieur Dübois holte seinen schwarzen Frack aus dem Versatzamte und ging in würdiger Haltung von Haus zu Haus, um seine Dienste neuerdings anzubieten. Man empfing ihn allenthalben etwas kühl, etwas verwundert. Man war froh gewesen, den guten Dübois mit seinem Cäsarenprofil und seinen steifen Beinen auf angenehme Art los geworden zu sein. Die Kinder lachten ja längst über ihn! — wie fatal, daß er nun wieder auftaucht, und — in traurigen Verhältnissen, wie es heißt. Unfaßbar eigentlich, die Leute haben so viel verdient. Die Frau soll sterbenskrank sein. — So möge der Mann doch daheim bleiben und sie pflegen.

„Er dauert mich im Grunde," sagte die Gräfin Mimi zu der Fürstin Lili; „nimmst du ihn wieder?" — „Ich nicht, ich danke, ich habe Monsieur Pombal engagiert."

Nun, wenn Fürstin Lili Monsieur Pombal engagiert, dann versteht es sich von selbst, daß Gräfin Mimi und ihre Freundin Loulou dasselbe tun und daß alle Gräfinnen und Fürstinnen der Stadt diesem Beispiel folgen.

So ward dem alten Tanzmeister sein Wirkungskreis verschlossen, und es wäre nichts übrig geblieben, als sich an die Straßenecke stellen und den Vorübergehenden mit möglichst zierlicher Gebärde seinen Hut entgegenzuhalten, wenn die Gunst, die man ihm entzog, sich nicht seiner Tochter zugewendet hätte. Aber fast alle Damen, die sich gegen Monsieur Dübois so unbarmherzig erwiesen, waren für seine Tochter die Güte selbst. Man kannte sie vom Kloster aus, in dem Claire zugleich mit einigen jungen Mädchen aus der großen Welt erzogen worden war. Mutter Niceta, die Oberin, ließ ihr ihren mächtigen Schutz angedeihen, empfahl sie, verschaffte ihr Lektionen.

„Man nahm mich auf ihre Fürbitte," schloß das Mädchen, „man behielt mich, nicht etwa um meiner Verdienste willen — ach nein, ich war und, aufrichtig gesagt, ich bin eine schlechte Lehrerin —, sondern weil ich immer heiter und zufrieden aussah. Worauf die Vornehmen den meisten Wert legen, ist, daß man ihnen freudig diene oder freudig zu dienen scheine; meine Lustigkeit, die gab uns Brot."

Claire hielt inne; der gleichmütige Ausdruck, mit dem sie bisher gesprochen hatte, veränderte sich, und sie brach plötzlich mit den Worten ab: „Meine Lustigkeit mußte ich mir denn um jeden Preis zu erhalten suchen. Das habe ich auch getan."

„Leben Ihre Eltern noch, Fräulein Dübois?"

„Nein, nein!" erwiderte sie rasch und gepreßt und wandte das Gesicht von ihrem Begleiter ab. Er wagte keine neue Frage.

Nach einer Weile richtete ihr Blick sich wieder auf ihn. „Sie wissen nun," sprach sie, „wie ich eine Lehrerin geworden bin; lassen Sie mich hören, wie Sie ein Lehrer wurden."

Er antwortete zögernd; er bemühte sich sehr, eine Art zu finden, in der er ihr den Unterschied zwischen seiner und ihrer Berufsausübung klar machen könnte, ohne dabei ihr Selbstgefühl zu verletzen. Lektionen geben war eigentlich nicht seine Sache, er tat es nur ausnahmsweise, wenn irgend eine ge-

sellige Rücksicht ihn dazu zwang, eine Fürbitte, die nicht abgewiesen werden konnte. Er brauchte nicht um seinen Lebensunterhalt zu ringen, er war der Sohn wohlhabender Kaufleute und hatte Musik von Kindheit an aus Liebhaberei getrieben. In Jünglingsjahren kam der Ehrgeiz über ihn, und er meinte das Zeug zum ausübenden Künstler in sich zu verspüren. „Aber der Traum verflog, und ich rief ihm nicht zu: Verweile!" sprach Arnold. „Ich bin zu meinem Glück nicht besessen von dem heißen und dämonischen Sterbedrang, der sich so oft dem unzureichenden Talent zugesellt. So ward ich denn ein Musikgelehrter, wenn Sie es so nennen wollen, ein Genießender im allertiefsten Sinne. Jede Schönheit, die in meiner Welt geboren wird, gehört mir, denn ich verstehe sie. Ich bin ein glücklicher Mensch, denn ich vermag Begeisterung zu empfinden und vermag meine Begeisterung zu rechtfertigen."

„Ein glücklicher Mensch!" wiederholte Claire, und eine edle Freude leuchtete aus ihren Augen. „Ein solches Wort zu hören, wie wohl tut das! Ich fühle mich gleich mit glücklich, wenn mir ein andrer sagt: Ich bin's!"

Sie wurde plötzlich neugierig. Wie lebte er? wie waren seine Familienverhältnisse beschaffen? Hatte er noch seine Eltern? — Nein, die waren tot. — Geschwister? — Ja, zwei Brüder; beide verheiratet, Geschäftsleute durch und durch.

„Wissen Sie, was das heißt: Geschäftsleute?" fragte er.

Eigentlich wußte sie es nicht, aber sie meinte, sich's ungefähr denken zu können. „Ihre Brüder sind die Stützen und Sie der Schmuck des ehrenwerten Hauses Bretfeld."

Er lachte. „Viel eher das ungeratene Kind, das man in Gottes Namen seinen eigenen Weg gehen läßt, nach vielen gescheiterten Versuchen, es auf den gemeinsamen zu lenken."

Claire blickte forschend zu ihm empor. „So haben Sie doch auch Ihre Kämpfe gehabt?"

„Sehr zahme," versetzte er. „Die Meinen lassen mich ge-

währen, seitdem es bei ihnen feststeht, daß ich nun einmal ein Sonderling bin."

Er suchte das Gespräch wieder auf sie zu lenken, und sie erzählte munter, wie freundlich das Schicksal sich gegen sie erwiesen hatte, indem es ihr zum Heil gereichen ließ, was dem natürlichen Lauf der Dinge nach ihr Unheil hätte sein müssen, nämlich — ihre Unwissenheit. „Die Kinder lernen nicht gar viel bei mir, und das ist es, was ihre Mamas so freut, denn die meisten dieser Damen sind im geheimen überzeugt — daß Gelehrsamkeit dumm macht."

Da unterbrach sie sich ganz bestürzt, wurde über und über rot und mußte das Geständnis ablegen, daß sie in unbegreiflicher Zerstreutheit an dem Hause vorübergegangen sei, in dem sie ein Obdach hatte suchen wollen. Ihr Begleiter war herzlos genug, sich dessen, was sie so tief beschämte, zu freuen, und sie kehrten um; sie rasch, er zögernd. Unter dem Tor gab es dann einen edlen Wettstreit. Er wollte ihr seinen Regenschirm aufnötigen, sie lehnte ihn mit Entschiedenheit ab und eilte nach wiederholtem Dank die Stiege hinan.

Und er stand im Treppenhause und sah ihr nach, lange nachdem sie nicht mehr zu erblicken war. Doch mußte er sie trotzdem sehen und in ihr den Inbegriff des Anmutigen und Schönen, sonst hätten seine Augen wohl nimmer mit dem Ausdruck eines so innigen Entzückens in das scheinbar Leere geschaut.

Drei Generationen im Hause Meiberg waren Claire in einer Neigung zugetan, die sich bei den Jüngeren oft stürmisch, bei den Älteren immer huldvoll äußerte. Die Damen fanden sie „so herzig und so amüsant!" „Und noch immer bildhübsch!" ergänzten die Herren. Man lud sie zu den kleinen Komtessen-Soireen, die Gräfin bat sie zu sich, wenn sie „nur einige Damen" hatte, und zu ihren Eltern, wenn ein Partner zum Boston

fehlte. Solange Claire im Salon verweilte, wurde sie von allen Anwesenden wie eine der Ihren behandelt, etwas höflicher, etwas zuvorkommender höchstens. Über die Schwelle des Salons jedoch reichte die Gastfreundschaft, die ihr erwiesen wurde, nicht. Niemand fragte, wenn der Abend zu Ende war: Wie kommt Claire nach Hause? Es gehörte mit zu den Vorzügen, die man ihr am höchsten anrechnete, daß sie keine Prätentionen machte, daß es ihr nie einfiel, auf die Begleitung eines Dieners oder gar auf die Benutzung der Equipage Anspruch zu erheben. Die Eltern, die ihren eigenen Töchtern nicht erlaubt hätten, am hellen Tage die Straße allein zu überschreiten, fanden es ganz natürlich, daß Claire Dübois ohne andern Schutz als ihren Mut bei Nacht den weiten Weg nach ihrer Vorstadt antrat. Sie pflegte, wie Aschenbrödel, sich aus der Gesellschaft davon zu machen, kurze Zeit vor den andern Gästen. Ohne Abschied war sie mit einem Male verschwunden, hatte im Vorzimmer den Mantel angelegt, das Hütchen auf den Kopf gestülpt und eilte, so rasch sie konnte, durch die Stadt und durch den Park, dem Hause zu, in dem sie wohnte. Näherte sich ihr einmal irgend ein Zudringlicher, verstand sie es, ihn gehörig abzuweisen. Im schlimmsten Falle verließ sie sich auf ihre gelenken Beine. Furcht und Bangen hatte sie noch nicht gekannt — und nun plötzlich lernte sie beide kennen.

Eines Abends — es war kurz nach der Promenade unter dem seidenen Dach ihres Kollegen Bretfeld — bemerkte sie, daß ihr vom Ausgang des Palais Meiberg bis in die Nähe ihrer Wohnung ein Mann in teils größerer, teils geringerer Entfernung folgte. In den belebten Straßen blieb er ziemlich weit hinter ihr zurück, beim Durchschreiten des Parks war er mehrmals dicht an ihren Fersen. Seine großen, regelmäßigen Schritte hallten auf dem gefrorenen Boden. Sie sah sich nicht um; sie rannte vorwärts, und himmelangst wurde ihr, als sie, vor ihrem Hause angelangt, das Tor schon verschlossen fand und

wußte: Nun gilt es warten, und nun kommt der hartnäckige Verfolger heran. Sie stürmte an der Glocke, und zitternd am ganzen Leibe legte sie sich die kühnen Worte zurecht, mit denen sie ihn abzufertigen gedachte, wenn er sie anspräche. Aber der Gefürchtete näherte sich ihr nicht; auch er schien stehen geblieben zu sein — und zu warten wie sie... Vielleicht auf das Öffnen des Tores? Vielleicht war der, vor dem sie geflohen, ein harmloser Hausgenosse, am Ende gar der brave Meister Dietl, „der zahlreiche Familienvater" und Inhaber der Schusterwerkstätte im vierten Stock? Claire staunte nur, daß der Meister so stumm blieb und so regungslos an der andern Seite der Straße. Jetzt war der Hausbesorger da, der Schlüssel drehte sich im Schlosse, und Claire sah sich, während sie ins Haus schlüpfte, nach ihrem stillen Begleiter um. Er stand im Schatten des gegenüberliegenden Hauses und schien eher bemüht, seine Anwesenheit zu verbergen als bemerkbar zu machen.

Derselbe Vorgang wiederholte sich von nun an in derselben Weise, so oft Claire einen Abend bei Meiberg zubrachte, und ihre Furcht vor dem geheimnisvollen Beschützer hatte sich allmählich verloren; hingegen war der Entschluß in ihr gereift, sich seine Begleitung nicht länger gefallen zu lassen.

Einmal wieder langten die schweigenden Wanderer im Parke an. Es war zu Ende des Monats März; der Mond leuchtete wie eine weiße Sonne. Die Bäume und Gesträuche trugen Knospen, frischer Erdgeruch entstieg den feuchten Wiesen, wie Sehnsucht und Verheißung lag es in der lauwarmen Frühlingsnacht. Claire hatte ihre Schritte verlangsamt; jetzt blieb sie stehen, wendete sich und sprach:

„Herr Bretfeld — was soll's? — Das muß ein Ende haben."

Er fuhr unwillkürlich mit der Hand nach seinem Hute, grüßte, und so, entblößten Hauptes vor ihr stehend, erwiderte er:

„Mein Fräulein — nein!"

„Wieso nein? Was heißt das?"

„Daß ich fortfahren werde, Ihnen aufzulauern und, wenn Sie des Abends Ihren Heimweg antreten, Ihnen zu folgen — in respektvoller Entfernung, wie bisher."

„Und wenn ich es Ihnen verbiete?"

„Werde ich es mir nicht verbieten lassen. — Habe ich mich Ihnen lästig gemacht?... Habe ich durch ein Wort, durch einen Gruß Ihnen zu bedeuten gesucht: Ich bin da? — Sie hatten bisher die Gnade, mich nicht zu sehen — fahren Sie so fort, mein Fräulein."

„Das ist nicht mehr möglich, Herr Bretfeld."

„Und warum nicht? O Fräulein, ich bitte Sie —!" Wie unterdrückter Trotz hatte es bisher aus seiner Stimme geklungen, jetzt wurde sie weich und flehend. „Tun Sie es um meinet willen — um meiner Ruhe willen, die gestört ist durch den Gedanken an Ihre weiten, einsamen Wanderungen bei sinkender Nacht... Ich bin ein Sybarit, ich bekenne es, das Unangenehme ist mir das Verhaßte, und gestörte Ruhe ist sehr unangenehm."

„Ein Sybarit sind Sie und ein Kasuist obendrein," sprach Claire. „Indessen gleichviel, man muß etwas für Sie tun."

„Und was!" rief er freudig,

„Sie von Ihrer Unruhe befreien, einen Vorsatz ausführen, der nicht von heute stammt: keine Einladung für den Abend mehr annehmen."

Claire setzte ihren Weg fort, und Arnold ging neben ihr her.

„Aber es ist doch schade," hob er bedenklich an; „Sie unterhalten sich gewiß sehr gut in den Gesellschaften bei Ihren Freunden."

„Meinen Freunden? — meinen Gönnern, wollen Sie sagen. Und dann: ich unterhalte mich? kommt das in Betracht? bin ich auf der Welt, um mich zu unterhalten? — die andern höchstens. Nun, das wird tagsüber besorgt — am Abend darf ich wohl auf meinen Lorbeeren ruhen. Es soll fortan geschehen."

„Und ich um mein bestes Glück gebracht werden?“ rief er aus.

„Welches Glück denn, Herr Bretfeld, ich bitte Sie?“

„Um das Glück, auf Sie zu warten, allabendlich, in Hoffnung und Ungeduld, und — ob Sie kamen, ob Sie nicht kamen — zufrieden heimzugehen. Dann sage ich mir entweder: Sie ist zu Hause, ruht aus, schläft wohl schon sanft und süß, oder — ich folge Ihnen, ein getreuer Eckart, dessen Nähe Sie beschützt!“

„Weit gefehlt!“ entgegnete sie lebhaft, „dessen Nähe mich gefährdet. Sie verfehlen Ihren Zweck gänzlich. Kein Bekannter, wenn er mich auf meinen einsamen Wanderungen trifft, denkt etwas Übles dabei. Ich bin eine arme Lehrerin, kann mir keine Magd halten, die mich abholt, kann mir den Luxus eines Wagens nicht gestatten. Wenn man Sie aber auf mich warten, Sie mir folgen sähe, was dächte man dann? Also: Dank für Ihre gute Meinung, und: Es bleibt dabei. — Warten Sie nicht mehr an der Straßenecke wie ein Kommissionär — ich komme nicht!“

Sie beschleunigte ihre Schritte. Er sah mit Schrecken, wie rasch die Strecke zwischen ihnen und ihrem Ziele sich verkürzte.

„Wann sehe ich Sie wieder?“ sprach er hastig.

„Nicht später als morgen.“

„Aber nur einen Augenblick. Sie gönnen mir in neuester Zeit kaum einen Gruß, kaum ein Wort, und ich habe Ihnen so viel zu sagen und so viel von Ihnen zu hören. Sie sind mir noch die Fortsetzung Ihrer Geschichte schuldig ... Sie wissen auch noch kaum etwas von mir — wollen Sie auch nichts wissen?“

Die Frage klang halb wehmütig, halb komisch; Claire blickte zu dem, der sie gestellt, lächelnd empor und sprach:

„Was war das nun? Scherz oder Ernst?“

Er aber antwortete mit einem plötzlichen Grimm, der ihr rätselhaft schien: „Wählen Sie!“

Das Mädchen schwieg. Man näherte sich dem Ausgang des

Parkes. Der einmal erreicht, und die günstige Gelegenheit, Fräulein Claire zu sprechen, ist versäumt, Gott weiß, auf wie lange!

„Fräulein," begann Arnold wieder, so ruhig wie im Anfang des Gesprächs und auch ein wenig mit überlegenem Ernst, „wir sollten nicht leichtsinnig aneinander vorübergehen ... Es ist nicht gescheit ... Wir gehen vielleicht beide an unserm Lebensglück vorbei ... Rauben Sie uns nicht die Möglichkeit, einander kennen zu lernen."

„Wozu?" erwiderte sie. „Was soll dabei herauskommen?"

„Daß wir einander gefallen, das heißt, ich Ihnen, denn Sie gefallen mir schon sehr."

„Nein, nein!" Sie rief es, ohne sich zu besinnen, und suchte seine Augen zu vermeiden, die bittend auf ihr ruhten. „Ich will nicht — ich kann das nicht brauchen, daß mir jemand gefällt — ich habe andre Sorgen."

„Und welche? Blicken Sie mich nicht so strafend an — ich habe ein Recht zu fragen, meine große Teilnahme für Sie gibt es mir ... Welche Sorgen, Fräulein?"

Sie war wieder stehen geblieben, sie schien mit sich selbst zu kämpfen und sagte endlich:

„Ich habe Verpflichtungen zu erfüllen, die alle meine Gedanken, meine ganze Kraft in Anspruch nehmen. Ich darf mich durch nichts von ihnen abziehen lassen ... Sie wollen das Ende meiner Geschichte hören, Herr Bretfeld? Hören Sie denn, da Sie sich nun einmal in mein Vertrauen gedrängt haben."

„Gedrängt?" fragte er vorwurfsvoll.

„Rechten Sie nicht mit meinen Worten. Wenn jemand, der immer heucheln muß, einmal aufrichtig sein will, wird er auch gleich derb ... Heucheln, natürlich!" bekräftigte Claire, die ihr Zuhörer durch einen Ausruf ungläubigen Erstaunens unterbrochen hatte. „Sie glauben doch nicht, daß meine Lustigkeit mir vom Herzen kommt? Meine Lustigkeit ist mein Metier, und ich bin eigentlich eine Spaßmacherin höheren Ranges. Jetzt

fällt es mir ja leicht, aber früher, z. B. in der Zeit, in der ich meine Mutter sterbend zu Hause wußte, damals war es schwer... heiter scheinen — ich mußte es können, aber ich verachtete mich, daß ich's konnte. — Wollen Sie das Traurigste wissen, das ich erlebt habe? — Als ich eines Tages von meinen Lektionen heimkam, bei denen mit verwöhnten, glücklichen Kindern gescherzt und gelacht worden, da lag meine Mutter tot auf ihrem Bette. Mein alter Vater war allein bei ihr gewesen in ihrer letzten Stunde. — Das verschmerze ich nie.

Ihre Stimme war immer leiser, ihr Gesicht ganz weiß geworden. „Mein Vater lebte noch einige Jahre," fuhr sie in gepreßtem Tone fort, „ich fristete ihm sein Dasein; elend natürlich, denn ich hatte wohl viel zu tun, aber ich verdiente wenig. Ihm aber habe ich die Augen geschlossen, und er starb ruhig, denn ich hatte in seine Hand geschworen, daß die Ehrenschulden, die er hinterließ — wir mußten sie machen während der langen Krankheit der Mutter, und man hatte uns geborgt, weil man uns vertraute —, von mir getilgt werden sollten. Daran arbeite ich nun."

„Daran?" rief Arnold. „Und wenn Sie damit zustande gekommen sein werden, stehen Sie vor nichts?"

„Vor einer gelösten Aufgabe; und das ist etwas! Und wenn ich nur gesund und guter Laune bleibe, habe ich nicht mehr weit dahin. Darum — der mir wohl will, störe meine Kreise nicht. Nicht zu viel Teilnahme, Herr Bretfeld, und gar kein Erbarmen. Es macht feige."

Er starrte sie voll Bewunderung an und voll des Mitleids, das sie sich eben verbeten hatte.

„Wie schäm ich mich vor Ihnen!" rief er plötzlich aus. „Wie schäm ich mich meines nutzlosen, müßigen Wohllebens!"

„Schämen? ei was! Das Unglück mag sich schämen, das erweckt Mißtrauen, das wirkt abstoßend. Das Glück zieht an, dem öffnen sich die Herzen. Es gibt ja nichts Besseres als den

Anblick eines guten Menschen, dem es wohl auf Erden wird." Sie suchte ihre Hand zu befreien, die er ergriffen hatte und festhielt. „Wir wollen jetzt Abschied nehmen."

„Noch nicht!... Entlassen Sie mich nicht so völlig hoffnungslos... sonst haben Sie keinen Grund mehr, sich zu freuen, daß es mir wohl auf Erden wird ... Sonst ist es damit vorbei, und für immer, glaube ich."

„Sie sind kindisch, Herr Bretfeld," sagte Claire. „Habe ich Ihnen denn umsonst gesagt, warum ich ganz frei, ganz unabhängig bleiben muß?"

„Sie bleiben beides, Fräulein!" rief er und führte ihre Hand stürmisch an seine Lippen; „frei und unabhängig bleiben Sie, aber schutzlos sind Sie fortan nicht mehr ..."

Schutzlos! — Das Wort geriet ihm zum Unheil. Sie sprach es mit Entrüstung nach und fügte hinzu:

„Sie sind der letzte, dem ich zugetraut hätte, daß er sich diese Schutzlosigkeit zunutze machen wolle."

Im selben Augenblick hatte er ihre Hand sinken lassen und war zurückgetreten — aber — mit welchem Ausdruck bitterster Gekränktheit in seinem Gesicht!

Er tat ihr leid, wie er so dastand, am Schnurrbart nagte, schwieg und sich elend zu fühlen schien.

„Herr Bretfeld —," begann sie. Da schlug die Uhr vom nächsten Turm zehn und dann ein Viertel nach zehn, du guter Gott! — „Herr Bretfeld, leben Sie wohl!" Und Claire eilte davon, so rasch man eilen kann mit einem schweren, pochenden Herzen.

Eine Woche lang gingen sie bei ihren täglichen Begegnungen stumm aneinander vorbei. Sie hielt die Augen hartnäckig gesenkt, er machte Riesenanstrengungen, eine souveräne Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, und grüßte das Fräulein ehrfurchtsvoll und kalt.

Trotz ihrer gesenkten Augen wußte indessen Claire, daß Arnold schmerzlich litt, und Arnold hätte lieber den Sonnenschein entbehrt als das Lächeln auf Claires Gesicht. Dessenungeachtet wurde sein Gruß immer eisiger, ihre Miene immer strenger, und sie hatten sich gegenseitig schon so rechtschaffen gequält, wie nur jemals ein Paar aufrichtig Liebende, als sie eines Tages beide, demselben übermächtigen Impuls gehorchend, voreinander stehen blieben und wie aus einem Munde sprachen:

„Fräulein Dübois!" — „Herr Bretfeld!" — „Können Sie mir verzeihen?" Da war der Bann gelöst, und für zwei bedrückte Menschenseelen gab es plötzlich keinen Mißklang mehr in der Welt, kein Dunkel, kein Weh, und die Erde war schön und das Leben leicht.

„Herr Bretfeld," sagte Claire, „was ich so gern verhütet hätte, das habe ich durch meine Rauheit erst recht heraufbeschworen. Statt an nichts andres zu denken als an meine Schulden, habe ich fortwährend an mein Unrecht gegen Sie denken müssen. Machen wir Frieden, Herr Kollege!"

„O wie gern!" rief Arnold, „die Verhandlungen sind eröffnet, wann soll er geschlossen werden?... Daß ich Bedingungen stellen muß, versteht sich von selbst."

Sie runzelte ein wenig die Stirn. „Bedingungen?... Und wie sehen die aus?"

„Ich habe mich erkundigt, Fräulein; ich weiß, daß Sie seit dem Tode Ihres Vaters bei einer Freundin wohnen, Baronin Reich, Rittmeistersgattin, und bitte, mich dieser Dame vorzustellen und mir zu gestatten, Sie, Fräulein, in deren Hause sehen und sprechen zu dürfen."

„Diese Dame," erwiderte Claire bedenklich, „wird Ihnen mißfallen, Herr Bretfeld, das sage ich Ihnen voraus."

„Und ich sage Ihnen voraus, daß mich dieser Umstand sehr wenig kümmern wird."

„Vielleicht doch mehr, als Sie glauben. Indessen — auf Ihre Gefahr!... Kommen Sie denn Sonntag, um zwölf Uhr."

So sprach Claire am Mittwoch.

Arnold begann sogleich die Stunden zu zählen, die ihn noch von der ersehnten trennten, und verwünschte alle zusammen und jede einzeln. Gern hätte er sich überredet, daß er eine ähnliche Ungeduld noch nie empfunden habe. Doch kamen unbequeme Erinnerungen und sprachen: Narr! Als wir Erlebnisse waren statt Schatten, da stand es nicht um ein Härchen anders mit dir. Du hast immer heiß und heftig gewünscht, was du später oft so leichten Herzens aufgeben konntest.

Es war mühsam, die Schwätzerinnen zum Schweigen zu bringen, gelang aber endlich doch. Und als der Sonntag herankam und Arnold an der Wohnung Claires schellte, da meinte er wirklich, es sei ihm so bang und glückselig zumute wie nie zuvor in seinem Leben. Er hörte wohlbekannte leichte Schritte nahen, die Tür wurde aufgemacht, und die Geliebte stand vor ihm.

Sie war sehr bleich und so bewegt, daß der Willkommgruß, den sie ihm bieten wollte, auf ihren Lippen erstarb.

Auch Arnold schwieg und betrachtete sie mit leiser Überraschung. Er hatte sie nie ohne Hut und Schleier gesehen und fand sie älter, als er gedacht. Ihr zartes Gesicht war nicht eben verblüht, aber doch schon des Schmelzes der ersten Jugend beraubt, und mit wehmütiger Beredsamkeit sprachen sich darin die Spuren überstandener Leiden aus.

Ein feuriges Mitleid ergriff ihn und täuschte ihn über seine Enttäuschung.

„Kommen Sie," sagte Claire, „und entschuldigen Sie, wenn der Empfang, der Ihnen zuteil wird, an Enthusiasmus einiges zu wünschen übrig läßt."

Er folgte ihr in ein geräumiges Zimmer, vor dessen mittlerem Fenster eine Frau, mit einer Handarbeit beschäftigt, an einem kleinen Tische saß.

Sie hatte einige fertig gemachte Herrenkrawatten vor sich liegen, faltete eben den Stoff zu einer neuen und nahm von dem Besuche auch dann noch keine Notiz, als er, herantretend, sich vor ihr verbeugte.

„Das ist der Herr Kollege, den ich dir angekündigt habe, Karoline," nahm Claire das Wort, und als keine Erwiderung erfolgte, ließ sie sich dadurch nicht beirren, sondern setzte, gegen Arnold gewendet, hinzu: „Meine Freundin und zweite Mutter."

Erst jetzt erhob die Dame den Kopf und richtete auf Arnold ein Paar hellgraue Augen, deren forschender Blick ihn maß vom Wirbel bis zur Sohle. Dieser Blick fragte unverhohlen: Was ist an dir? Was bist du wert? Du bist wohl nichts wert.

„Ich sollte nun sagen, daß ich mich freue, Sie kennen zu lernen," nahm Frau Karoline das Wort, — und Arnold dachte: Deine Stimme paßt zu deinen Augen — „verzeihen Sie, wenn ich es nicht tue; Phrasen machen habe ich verlernt. So sage ich denn nur: Ich wünsche, mich dereinst freuen zu können, daß ich Sie kennen lernte."

Sie nahm ihre Beschäftigung wieder auf und knotete einen fein gemusterten Atlasstreifen mit schlanken und raschen Fingern, deren jeder einen Verstand für sich zu haben schien.

„Möge der Wunsch sich erfüllen, gnädige Frau," antwortete Arnold. „Es wird nicht meine Schuld sein, wenn das Gegenteil geschehen sollte."

„Einen Fall, den wir gar nicht für möglich halten," sprach Claire, die für ihren Gast einen Stuhl an den Tisch gerückt hatte.

„Liebenswürdigkeit!" fiel die Baronin geringschätzig ein; — „lassen wir die aus dem Spiel — du weißt, was ich von ihr halte."

„Ich weiß es; dieser Herr muß es erst erfahren," erwiderte Claire. „Liebenswürdigkeit gilt bei uns für Falschheit, Feigheit und Gefallsucht."

Arnold verstand die ernst gemeinte Warnung, die sich hinter diesen scherzhaft gesprochenen Worten verbarg, und erwiderte munter: „Ich werde mich bemühen, aber — aus Gehorsam, nicht aus Überzeugung. Denn, gnädige Frau, wenn ich zugebe, daß ich Ihre Meinung von der Liebenswürdigkeit teile, würde ich mich all der Greuel schuldig machen, die Ihnen dieses Wort bedeutet."

Die Baronin richtete sich so gerade auf, als sie konnte mit ihren von der Last der Jahre und der Arbeit gebeugten Schultern, und sah ihn von neuem scharf an. Er fühlte, daß er einem strengen Richter gegenüber saß, und die Empfindung, mit der er den ungütigen Blick der alten Frau ertrug, war die der Abneigung und zugleich der widerstrebenden Ehrfurcht vor einer ungern zugestandenen Überlegenheit. — Arnold war Menschenkenner genug, um sich zu sagen: Die tiefen Furchen auf dieser Weiberstirn wurden durch unerbittliche Gedanken gegraben — Gedanken, die sich keine Rast gönnen, die nach den letzten Zielen streben, nach den letzten Gründen fragen. Der herbe Zug um den schmalen Mund deutet auf eine Kraft hin, die unbeugsam, auf einen Mut, der grenzenlos ist, und wenn die Fähigkeit zu denken und zu wollen unsern Rang unter den Menschen bestimmt, so ist der deine ein so hoher, wie er wenigen zukommt.

Den inquisitorischen Blicken, mit denen Arnold geprüft worden war, folgte ein förmliches Verhör.

„Sie sind ein Sohn des reichen Hauses Bretfeld?"

„Ja."

„Diesem Geschlecht entsprossen und kein Kaufmann?"

„Nein."

„Und sind doch zum Kaufmann erzogen worden. Ich setze das voraus, denn ich habe Ihre Eltern und Ihre Großeltern gekannt."

„Ich hatte aber weder Vorliebe noch Talent für diesen Stand."

„So zogen Sie es vor, ein Musiker zu werden, — Komponiteur sind Sie nicht?"

„Leider nein."

„Warum leider? Es sind heutzutage nur zu viel Leute produktiv oder glauben wenigstens, es zu sein. Ich danke jedem, der es sich versagt, zu erfinden, in diesem Jahrhundert der Mittelmäßigkeit. Besonders musikalisch zu erfinden — nichts verweichlicht und erschlafft so sehr und macht gefühlsselig und denkfaul wie talentlos betriebene Musik." Ein Ausdruck leidenschaftlicher Verachtung verzog ihre Lippen, sie brach ab. „Und was sagen die Ihren zu Ihrer Abtrünnigkeit vom hundertjährigen Familienbrauch?"

„Jetzt nichts mehr."

„Sie verlieren ihre Worte so ungern als ihr Geld. ‚Nichts umsonst!' ist die Devise des Hauses. — Auf welchem Fuß stehen Sie mit Ihren Verwandten?"

„Auf ganz freundschaftlichem."

„Ohne die ersten Bedingungen der Freundschaft — Sympathie, die gleichen Interessen?"

„In der Familie bleiben noch viele Interessen gemeinsam, wenn es auch die des Berufes nicht sind."

„Das leugne ich. Unser Beruf sind wir selbst. ‚Er geht auf in seinem Beruf', sagt die immer bewundernswürdige Weisheit der Sprache. Wir verstehen nichts vom Wohl und Weh derjenigen, deren Gedankenkreis uns fremd ist."

„Nicht völlig fremd! Die Anhänglichkeit an Jugendgenossen, die Erinnerung an die Jugendzeit bilden Vereinigungspunkte, in denen wir zusammentreffen."

„Um einander anzustarren und im stillen zu denken: So verschieden sind wir geartet, wir Zweige desselben Stammes? — Nein, Herr. Die Kluft zwischen Brüdern, die feindlichen Mächten dienen, wie Kunst und Erwerb, ist unüberbrückbar. Sie können es höchstens zu einem faulen Frieden bringen, und dem würde ich den Krieg vorziehen."

Claire hatte nicht versucht, dieses Gespräch zu unterbrechen,

aber Arnold sah deutlich, wie übel ihr zumute war, und wußte, was in ihr vorging, so gut, als wenn sie gesagt hätte: Siehst du nun, so wird man bei uns aufgenommen. Tat ich recht, dich zu warnen?

Während der Pause, die entstanden war, hatte sich im Nebenzimmer ein leises, ungeduldiges Pochen vernehmen lassen. Nun wurde die Tür ein wenig geöffnet, und durch den schmalen Spalt schlüpfte schüchtern und ängstlich ein alter Mann herein — eine Erscheinung von auffallender Schönheit.

Das feine, längliche Gesicht war glatt rasiert, und seine rosige Farbe hob sich zart ab von dem silberweißen Haar, das auf der Stirn in zwei hochgewölbten Bogen emporstrebte und, bis zum Halse niederhängend, das edle Oval der Wangen in weichen Wellenlinien umfloß. Er näherte sich langsam und blickte dabei aus weitgeöffneten blauen Augen scheu vor sich hin, ganz wie ein Kind, das trotz der Furcht, die es dabei empfindet, in Gegenwart seines Lehrers ein Unrecht begeht. Seine Kleidung bestand aus einem sehr eleganten Salonanzug, dem nur noch der Frack fehlte; statt dessen trug er einen bunten, seidenen Schlafrock, auch war die Halsbinde nicht geknüpft; der Alte hielt deren beide Enden zwischen seinen Fingern und rief einmal ums andre mit klagender Stimme: „Karolinchen! Karolinchen!"

Arnold hatte sich bei dem Eintritt des Greises erhoben, und sobald jener das gewahrte, geriet er in Bestürzung und begann zu winken:

„Sitzen bleiben! sitzen bleiben! — Was fällt ihm ein? Karolinchen, sieh doch ... Karolinchen, sag ihm doch ..."

Die Baronin war ihm ruhig entgegengetreten, faßte ihn an der Hand und sprach mit großer Sanftmut: „Wer hat dir erlaubt, dein Zimmer zu verlassen, Wilhelm? Komm, wir gehen wieder hin. Komm, sei gehorsam."

„Ich habe dich ja nur rufen wollen, Karolinchen, ich gehe schon," entgegnete der Alte, blieb aber stehen, wiederholte die

beiden letzten Worte mehrmals rasch nacheinander und richtete die Augen unverwandt auf Arnold. „Setzen!" rief er diesen plötzlich an. „Setzen! so — so ist's recht. Wer ist er denn, hübscher junger Mann!"

Jetzt bemerkte er die Krawatten auf dem Tische, und sein ganzes Gesicht strahlte vor Vergnügen. Er schnalzte mit der Zunge und glitt mit den äußersten Fingerspitzen schmeichelnd über die blanken Seidengewebe. „Für mich!" flüsterte er, „alle für mich!"

„Die nicht, Wilhelm, diese nicht. Laß sie. Du hast ja viel schönere in deinem Schrank!" sagte die Baronin mit einem Ausdruck gütiger Überredung, dessen man sie kaum fähig gehalten hätte; „die braune, denk nur, und die blaue. Komm, wir wollen sie ansehen!"

„Ansehen, die andern, die schöneren, die braune, die blaue," sagte er, schob die Gegenstände seines flüchtigen Wohlgefallens mit einer geringschätzenden Gebärde fort und ließ sich widerstandslos hinwegführen.

„Das ist der Mann dieser armen Frau," sprach Claire, als sie mit Arnold allein geblieben war.

„Irrsinnig?"

„Schwachsinnig. Er hat eine Gehirnkrankheit, er wird nicht mehr lange leben."

„Gott geb's unter solchen Umständen!"

„Nein, nein!" fiel Claire lebhaft ein. „Gott erhalte ihn; gleichviel wie, er vegetiert so gern, und sie wäre elend, wenn sie nicht mehr für ihn arbeiten, sich nicht mehr mit ihm zu plagen brauchte."

„Sie hat meine Eltern gekannt, sagte sie," versetzte Arnold, „und ich besinne mich jetzt, daß ich vor Jahren von ihr sprechen hörte. Stammt sie nicht aus uraltem, vornehmem Geschlecht? Hat sie diesen Mann nicht gegen den Willen ihrer Angehörigen geheiratet?"

„Ja, ja, das hat sie getan."

„Er aber war von niederem Adel, ein junger Offizier, der nichts besaß als seine große Schönheit und ein kleines musikalisches Talent, das er selbst freilich für ein außerordentliches hielt. — Stimmt das?"

„Es stimmt."

„Dann kenne ich auch den ganzen Roman!" rief Arnold. „Kaum vermählt, hing der Baron den Militärdienst an den Nagel, um nur seiner vermeinten Kunst zu leben, veranstaltete kostspielige Aufführungen seiner Kompositionen. Ich habe selbst einmal ein solches Monstrum zu Gesicht bekommen."

Er lachte, und in der Art seines Lachens lag etwas, wodurch sich Claire befremdet fühlte. „Allerdings," fuhr Arnold fort, „fand der martialische Komponist ein Publikum, das ihn bewunderte in dem Troß gescheiterter ‚Künstler und Künstlerinnen', mit dem er sich umgab, und den er herrlich und in Freuden leben ließ. Zuletzt geriet er in die Schlingen einer Opernsoubrette, wurde von ihr ausgeplündert, betrogen, verlassen. — So war es doch?"

„Ich glaube."

„Sie wissen es nicht?"

„Nein. Karoline erwähnt die Vergangenheit nie; so vermeide ich es denn, mich durch andre darüber unterrichten zu lassen. Mir ist nicht mehr bekannt, als daß sie ihren Mann nach Jahren der Trennung in Elend und Krankheit wiedergefunden hat; und daß sie nun für dieses arme Wesen wie eine Mutter sorgt, das sehe ich."

Eine Pause entstand: „Welches Leben," rief Arnold plötzlich aus, „welcher Anblick für Sie, wenn Sie nach vollbrachtem Tagwerk erschöpft heimkehren!"

„Was denn — warum denn?"

Er hatte ein Buch zur Hand genommen, das auf dem Tische lag, und blätterte darin. Es war ein neues englisches Werk über den esoterischen Buddhismus. „Wer liest das?" fragte er.

„Ich lese es meiner Freundin vor," erwiderte Claire.

Da fuhr er fast entrüstet auf: „Ist das eine gesunde Kost für Sie, ist das eine Erholung?"

„Ja — jawohl! Der Ernst ist Sonntagserholung für mich, die spielen muß die ganze Woche hindurch."

Arnold zuckte die Achseln, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah sie lange und liebevoll an. Sie hatte unter seinem Blick die Augen gesenkt, und eine süße und holde Verwirrung malte sich auf ihren Zügen. Er hätte aufspringen, sie in seine Arme schließen und ausrufen mögen: Du bist mein! Ich liebe deine Anmut, deinen Geist, ich liebe deine Seele und will sie fortan schützen und bewahren vor jeder rauhen Berührung. Dein Leiden ist zu Ende, es kommen goldene Tage, in denen ein glücklicher Mensch dich lehren wird, glücklich zu sein.

Doch sagte er von alledem nichts, sondern nur: „Sind Sie der Meinung, daß man mir vertrauen darf?"

„Ich bin der Meinung."

„Gut; und wissen Sie auch, daß ich mit sehr deutlichen, sehr bestimmten Absichten und Ansprüchen hierher gekommen bin?"

Sie errötete bis an die Schläfen und schwieg.

„Diese Ansprüche beziehen sich alle auf Sie, auf Ihr liebes Selbst, das ich zu meinem Eigentum machen will, wenn es mir nämlich gelingt, Ihre Neigung zu gewinnen — Claire, teure Claire!"

Er hatte seinen Stuhl dicht an den Tisch gerückt und reichte ihr über denselben die Hand; und langsam, aber ohne Zögern, legte sie die ihre hinein. Und diese kleine Hand verschwand beinahe in seiner großen, und gleich darauf verschwand sie ganz, denn eine zweite große war erschienen und hatte sie völlig umschlossen mit einer Zärtlichkeit und Vorsicht, als handle es sich darum, über einem zitternden Vögelchen ein bergendes Obdach zu errichten.

„Sie sind gut und großmütig," sagte Claire, „Sie haben

tiefes Erbarmen mit mir, und Ihr edles Herz treibt Sie, es zu betätigen."

„Erbarmen? Sprechen Sie nicht von Erbarmen! Ich liebe Sie!" brach er stürmisch aus; „und Sie, lieben Sie mich denn gar nicht, bin ich Ihnen denn ganz gleichgültig?"

„Nein, nein," entgegnete sie hastig, „das sind Sie mir nicht, und eben darum muß ich besser für Sie sorgen, als Sie selbst es verstehen. — Aufrichtig, Herr Bretfeld, finden Sie mich nicht schon verblüht?"

„Wären Sie's nur recht," rief Arnold, „daß ich mich freuen könnte, wenn ich Sie wieder aufleben sehe unter meiner Obhut, in dem Dasein, das ich Ihnen so schön gestalten will!"

„Aufleben — für wie lange? Sorgen und Kummer haben ihr Werk an mir getan; ich weiß, was leiden heißt. Noch schlimmer als das — ich weiß, was es heißt, sein Leiden zu verbergen. Das taugt nichts, es macht nicht besser. Sie sollen ein Mädchen zu Ihrer Gefährtin wählen, das keine trüben Erfahrungen hinter sich hat, nichts ahnt vom Gemeinen und Schlechten — das ist ja die wahre Lauterkeit. Sie sollen ein Mädchen aus Ihren Kreisen wählen," fuhr sie dringender fort, als er sie unterbrechen wollte, „eine Blume, nicht eine Nutzpflanze, nicht eine Arbeiterin und eine so arme, wie ich bin. Mein Gott, wie lange muß ich mich noch plagen, bis ich endlich werde sagen dürfen: Ich habe nichts!"

„O Claire!" versetzte Arnold, „ich habe mehr, als wir brauchen."

„Still, still," gebot sie ihm, „meine Schulden bezahle ich allein."

„Und was erreichen Sie damit? Sie verschwenden damit mein teuerstes Gut, das unwiederbringliche, das köstlichste: Ihre Gesundheit, Ihr Leben — um meine Pfennige zu sparen. Haben Sie Mitleid mit sich selbst, mit mir, und opfern Sie Ihren Stolz. Nehmen Sie meinen Überfluß, und schenken Sie mir das Unentbehrliche, Ihre Liebe."

Er preßte seine Lippen auf ihre Hand, und ihm war, als ob die Geliebte sich über ihn beuge, als ob eine zarte Wange sein Haar streife. Da machte er eine rasche Bewegung — von einer Seite des Tisches fiel polternd das schwere Nähkissen zu Boden, von der andern das Buch über den esoterischen Buddhismus. Zu gleicher Zeit ertönte im Nebenzimmer ein Laut des Schreckens, dem schmerzliches Ächzen und Stöhnen folgte.

Claire und Arnold sprangen auf. „Gehen Sie, um Gottes willen, gehen Sie!" flüsterte sie ihm flehend zu. „Wir sehen uns wieder, morgen. Jetzt muß ich fort, Karoline bedarf meiner bei ihrem Kranken ... Warten Sie nicht auf mich," bat sie, entschlüpfte ihm und verschwand in der Tür.

Einen Augenblick zögerte Arnold, unwillkürlich hatte seine Hand nach der Klinke gegriffen; bevor er sie jedoch niederdrückte, war das Schloß von innen versperrt worden.

Er stand und lauschte; das Ächzen und Stöhnen dauerte fort, dazwischen vernahm man eine sanfte, beschwichtigende Stimme, die Trostesworte murmelte, und ein Hin- und Hergleiten leichter und vorsichtiger Schritte.

In peinlicher Spannung wartete Arnold lange umsonst auf Claires Rückkehr und verließ endlich das Haus, die Seele voll der widersprechendsten Empfindungen: Grimm über die Behandlung, die er von der Baronin erfahren, und der heiße Wunsch, sich Genugtuung dafür zu verschaffen. Erbarmen mit Claire — ja, ja, sie hatte recht gehabt, obwohl er es aus ihrem Munde nicht hören wollte — Erbarmen war hinzugetreten zu seiner Liebe zu ihr, vergrößerte und vertiefte sie und verwandelte allen Egoismus der Leidenschaft in begeisterte Hingebung. Der glänzende und gefeierte Mann faßte den Entschluß, einem armen, schwachen, kämpfenden Wesen sein Leben zu weihen, ihm Schutz und Schirm und fürsorgliche Vorsehung zu werden. Und das Bewußtsein, etwas so Edles zu wollen, das Gefühl der Kraft, es vollbringen zu können, siegte zuletzt

über den Unmut, der noch in ihm gärte, und erfüllte ihn mit stolzer, mächtiger Freude.

Daß diese Freude nicht frei war von Selbstbewunderung, gestand und — verzieh er sich.

Am folgenden Nachmittag, zu einer Stunde, in der er Claire abwesend wußte, erschien Arnold abermals bei ihrer Freundin und bat sie, ihm eine Unterredung zu gewähren.

Die Baronin, die durch den unerwarteten Besuch in ihrer Arbeit unterbrochen worden war, nahm sie wieder zur Hand und lud Arnold durch einen Wink ein, Platz zu nehmen. Die einleitenden Redensarten, mit denen er das Gespräch eröffnet, blieben von ihr unberücksichtigt. Sie schnitt eine derselben mitten durch und sprach: „Sie sind also ein wohlhabender und unabhängiger Mensch, der sich in eine arme Lehrerin verliebt hat."

„Und sie zu heiraten beabsichtigt," fügte Arnold hinzu, „wenn sie ihn nämlich nimmt, was er von ganzem Herzen hofft."

„O, mit bestem Recht! Warum sollte sie ihn nicht nehmen? Er wird es ja doch verstehen, dem unerfahrenen Ding Neigung einzuflößen, Schwärmerei, alles, was er will. Da ist aber eine alte Freundin, unter deren Schutz sich das Mädchen befindet. Die hat in der Sache auch ein Wort mitzureden."

Arnold verbeugte sich beistimmend.

„Und dieses wird nicht nach Ihrem Sinne sein, denn es warnt."

„Darf ich um Gründe bitten?"

Die Baronin strich einen Büschel ihrer grauen Haare, das sich nicht glätten ließ, unter die häßliche, den ganzen Kopf einschließende Haube aus schwarzem Sammet zurück und sprach: „Heiraten ist überhaupt ein Unsinn, in Ihrem Fall aber ein ganz besonderer. Sie taugen nicht für Claire, und Claire taugt nicht für Sie."

„Wenn Sie das behaupten würden in einiger Zeit, nachdem Sie es der Mühe wert gehalten hätten, mich ein wenig kennen zu lernen, würde es mich sehr erschrecken," entgegnete Arnold gereizt.

„Und wenn ich Sie zehn Jahre kennte, mein Urteil bliebe unverändert. Bevor ich Sie sah, hatte ich ein Bild von Ihnen — Sie erraten, wer es entworfen in lauter Lob und Bewunderung. Nun stehen Sie da — jeder Strich paßt — nur der Gesamteindruck, den das Ganze auf andre und auf mich hervorbringt, ist grundverschieden. ‚Der edelste und höchste aller Menschen', sagt ein gewisser jemand. — Ein Glückskind, sage ich, das sein guter Stern von Kindheit an den geradesten Weg zum jeweiligen Ziel geführt hat. Ein Glückskind, in drei Gesellschaftskreisen, in bürgerlichen, in künstlerischen, in aristokratischen, heimisch oder mit Heimatsrechten aufgenommen. Überall wird ihm gehuldigt, überall ist er in entsprechender Weise maßgebend."

„O, o!" wandte Arnold halb geschmeichelt, halb spöttisch ein, „Sie erweisen mir zu viel Ehre!"

„Ehre? Ich rede von Glück, von dem Glück, das Sie Ihrer gewinnenden Persönlichkeit verdanken, den sympathischen und originellen Manieren, die Sie sich angeeignet haben; die Manieren des Künstlers, der zugleich ein Weltmann ist ... Fremdes Gut im Grunde, denn Sie sind keines von beiden ... Aber wer fragt danach? Herr Bretfeld gilt einmal für unwiderstehlich, weiß es und — bildet sich nichts darauf ein. Die Gewohnheit des Erfolges steht ihm mit sieghafter und dennoch unbefangener Heiterkeit auf dem Gesichte geschrieben! Das ist entzückend, besonders wenn dieses Gesicht schön und jung ist wie das seine. Und so braucht er sich nur zu zeigen, und wäre es auch mit zwanzig andern — nur er wird gesehen, man hört nur ihn —"

„Meint Fräulein Claire, von der Sie diese Nachrichten haben. Fräulein Claire irrt, übertreibt, es ist nicht so ... Wenn es aber

so wäre — ganz oder wenigstens ein bißchen, mit welchem Rechte, gnädige Frau, würden Sie mir einen Vorwurf daraus machen?"

„Keinen Vorwurf; ich gebe es Ihnen zu bedenken und frage: Glauben Sie eine Verminderung der Erfolge, auf denen Ihre Existenz recht eigentlich gebaut ist, ertragen zu können?"

„Wie kommt das hierher?"

„Es ist doch unmöglich, daß Sie sich darüber täuschen, wie sehr eine Verbindung mit Claire Ihre Stellung in drei ‚Welten' erschüttern würde," versetzte die Baronin mit geringschätzigem Lächeln, und Arnold rief:

„Gewiß, darüber täusche ich mich; das heißt, ich nehme es durchaus nicht an."

Die alte Frau erhob den Kopf, offenbar verwundert über diese Zuversicht, und entgegnete: „Abgesehen von allem andern, glauben Sie, daß die Familie Bretfeld die arme, kaum noch junge, kaum noch hübsche Tanzmeisterstochter Claire Dübois ohne weiteres in ihren Kreis aufnehmen wird?"

„Ohne weiteres — nein," lautete Arnolds zögernde Erwiderung, „aber meine Familie ist gewöhnt, mich meine eigenen Wege gehen zu sehen. Ich habe mich vor kurzem einem Heiratsplan, den die Meinen für mich geschmiedet hatten, widersetzt ... Eine Weile grollten sie, dann fügten sie sich ... Sie fügen sich mir immer, sie würden es nie übers Herz bringen, es ganz mit mir zu verderben ... Keine Einwendungen mehr, verehrte Frau!" fiel er der Baronin, die reden wollte, ins Wort. „Ungefähr dasselbe, was Sie mir heute sagen, hat mir Fräulein Claire gestern gesagt. Und ich kann darauf nur entgegnen: Ich liebe Claire, ich verehre sie, und was ich auch bis jetzt für die Aufgabe meines Lebens angesehen haben möge, von nun an habe ich keine wichtigere als die, das Dasein der Geliebten schön und glücklich zu gestalten ... Ich will gern auf alles, was Sie meine Erfolge nennen, verzichten, ich will an der Seite

Claires im Frieden meiner Hausgötter leben und meine Kinder, wenn mir solche zuteil werden, zu braven Menschen erziehen."

Mit einer Entrüstung, die etwas Komisches gehabt hätte, wenn sie nicht aus so tiefer Überzeugung hervorgegangen wäre, fuhr die Baronin empor: „Kinder, Kinder! ... Sprechen Sie mir von Kindern! Heilige Einfalt! Sehen Sie sich doch um! Geben Sie sich doch Rechenschaft davon, daß Leben erwecken das Elend auf Erden vermehren heißt. — Herr, Herr! Heiraten Sie nicht, ich warne Sie!"

„Sie warnen mich, meine menschliche Bestimmung zu erfüllen, dem Gesetze der Natur zu folgen?"

„Die Natur! Berufen Sie sich auf die!" zürnte die Baronin und warf ihre Arbeit auf den Tisch. „Die Natur, die uns betrügt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaften hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort elend verkommen zu lassen ... Die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zusammenträumt — ein rätselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam — manchmal unsäglich blöd ... Ja, die Natur — der Natur muß man folgen!" Sie ließ ihre Hände, die sie an die Schläfen gepreßt hatte, längs des Gesichtes herabgleiten und drückte sie nun fest verschränkt an die Brust. „Man muß nicht," sprach sie nach einer Weile ruhig und eindringlich, „wenigstens nicht, ohne sich zur Wehr gesetzt zu haben. Man muß niemals tun, was alle tun."

Höchst unangenehm berührt durch den Ausfall der Baronin, die ihm als törichte Auflehnung gegen das Unabänderliche, als frevelhafte Versündigung an einer ewigen und unergründlichen Weisheit erschien, sprach Arnold zum erstenmal zu dieser Frau im Tone ironischer Überlegenheit. Er erklärte ihr, daß er nichts voraus haben wolle vor seinen Menschenbrüdern, kein andres Schicksal verdiene und anspreche als das des nächsten Besten.

Die Baronin widersprach nicht mehr; sie hatte ihre Arbeit langsam wieder aufgenommen und schien in dieselbe ganz versunken. In der Stube herrschte nun solche Stille, daß man durch die nur angelehnte Tür des Nebenzimmers das tiefe und regelmäßige Atmen eines Schlafenden vernahm.

Arnold sah sich um in dem trostlos kahlen Raume, in dem er sich befand: ein geräumiges, zweifensteriges Gelaß, nackte, vom Rauch des eisernen Ofens geschwärzte Wände; links vom Eingang ein eichenfarbig angestrichenes Tafelbrett, über dem ein kleiner Weihbrunnkessel und ein Zweiglein der Palmweide an der Wand befestigt waren; ein Schrank, ein leeres Vogelbauer, der Arbeitstisch der Baronin, ein paar Stühle; daraus bestand die ganze Einrichtung.

Die Frau des Hauses schien nicht gewillt, die entstandene Pause zu unterbrechen; so begann denn ihr Gast: „Darf ich fragen, ob wir uns im Zimmer Fräulein Claires befinden?"

„Wenn sie heimkommt, wird es das ihre sein; bis dahin ist es mein Atelier, und dreimal im Tag betrachten wir es als unsern gemeinsamen Speisesalon," entgegnete die Baronin mit einem bitteren Lächeln.

Arnold dachte an seine auf dem Burgring herrlich gelegene, mit erfinderischem Schönheitssinn geschmückte Wohnung, die viel zu groß war für einen Junggesellen, und er malte sich im Geiste aus, wie er mit der Geliebten dort eintreten und ihr sagen würde: Schalte und walte in deinem Eigentum; ich habe nichts, das nicht dein ist. Und im voraus genoß er ihr Entzücken.

Die Baronin weckte ihn aus seinen Zukunftsträumen, indem sie nichts weniger als einladend sprach: „Beabsichtigen Sie meine Pflegetochter hier zu erwarten?"

„Wenn Sie, gnädige Frau, nichts dagegen haben — ja."

Ein unwirsches Achselzucken war die Antwort, die er erhielt, und nun hätte er für sein Leben gern einen Gesprächsstoff gefunden, der imstande gewesen wäre, das Interesse dieser sonder-

baren Frau zu erwecken. Redlich bemühte er sich danach. Er vergaß, daß es ihm sonst schon als hohes Verdienst angerechnet wurde, wenn er, Arnold Bretfeld, sich überhaupt herbeiließ, mit einer alten Frau, die weder eine Fürstin noch eine große Künstlerin war, mehr als zehn Worte zu sprechen. Er schlug einen scherzhaften Ton an, und als dieser nicht verfing, ging er in einen ernsten über; er entsann sich kluger Dinge, die er gelesen hatte, und brachte sie vor, er gab einige seiner viel angestaunten Lieblingsparadoxe zum besten. — Alles vergebens. Die unerbittlich ablehnende Zuhörerin war gefeit gegen den Zauber des Geistreichtums wie gegen den der Liebenswürdigkeit. Mehrmals schon hatte Arnolds Blick sich während dieses vergeblichen Ringens auf ein Bildchen gerichtet, das am Fensterpfeiler hing. Ein verblaßtes Aquarell, offenbar von Dilettantenhand, aber doch nicht ohne Reiz; die Liebe, mit der es ausgeführt worden, mußte der mangelnden Kunstfertigkeit nachgeholfen haben. Es stellte zwei Kinder dar, einen Knaben und ein Mädchen, und die lebensfreudigen, jugendlich holden Züge beider, ganz besonders aber die des Mädchens, hatten eine sprechende Ähnlichkeit mit denen des alten Mannes, dessen Anblick am Tage zuvor einen so ergreifenden Eindruck auf Arnold gemacht hatte.

„Bezaubernde Köpfchen," sagte er, auf das Bild deutend, und die Baronin erwiderte:

„Schlecht gemalt — von mir gemalt. Meine Kinder."

„Ich dachte es wohl, gnädige Frau, daß es Ihre Kinder seien ..."

„Waren —," fiel sie ein, „es waren meine Kinder — ja. Beide tot. Der Sohn gestorben, die Tochter verdorben ... also für mich so viel wie tot."

In der Brust Arnolds regte sich's wie Haß, als er diese mit herber Kälte ausgesprochenen Worte vernahm. Fast hätte er laut ausgerufen: Der Himmel wird ihm gnädig sein, dem unglücklichen Geschöpf, dem er eine solche Mutter gab. In den

Augen des Allbarmherzigen ist dem Kinde verziehen, das sich von dir abgewandt, und wär's zur Schmach und zur Sünd- ... Mit neuer Gewalt erfaßte ihn zugleich seine heiße Teilnahme für Claire, und nun war es nicht mehr Liebe allein, die ihn trieb, nach ihrem Besitze zu streben, es war auch Trotz gegen ihre Hüterin. Der erklärte er in diesem Augenblick einen unversöhnlichen Krieg, der wollte er Claire entreißen, der beweisen, wer in dem Kampf um ihre Schutzbefohlene der Stärkere sei.

Und während er, glühend vor innerer Bewegung, sich zuschwor, diesen Vorsatz auszuführen, durcheilten leichte, wohlbekannte Schritte das Vorgemach. Die Tür öffnete sich, und auf der Schwelle stand Claire und blieb wie festgebannt vor Überraschung, als sie den unerwarteten Besucher erblickte.

„Sie sind da?" sprach sie ihn an, als sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte. „Hat vielleicht zwischen euch beiden eine Konferenz stattgefunden?" setzte sie, rasch erratend, hinzu.

„Ganz recht," antwortete die Baronin, „wir haben eine Konferenz gehabt. Sie ist zu Ende, mit dem Resultat aller Konferenzen. Jeder bleibt bei seiner Meinung."

„Die der Frau Baronin ist, daß ich nicht zum Manne für Sie tauge. Ich bin vom Gegenteil überzeugt," sprach Arnold.

Claire betrachtete abwechselnd ihren aufgeregt aussehenden Bewerber und ihre starrsinnige Freundin und ließ sich dann vor dieser langsam auf die Knie gleiten. Sie umfaßte die knochige Gestalt der alten Frau mit ihren Armen. „Karoline," sprach sie, „gestern habe ich ihm Vernunft gepredigt; aber was ist mit einem Menschen anzufangen, der keine annimmt? Wir sind die Gescheiteren, tun wir, was uns als solchen zukommt, geben wir nach."

Sie wurde durch einen Freudenschrei Arnolds unterbrochen, unterbrach aber ihrerseits seine feurigen Dankesworte, indem sie sanft und bittend fortfuhr:

„Aber nicht unbedingt, nicht über Hals und Kopf. Er kommt als Bewerber, sagt er; sagen wir ihm: Kommen Sie einstweilen als Bekannter, der noch besser bekannt werden und auch noch besser kennen lernen will. Wenn wir ihm das Haus verbieten, wird er sich einbilden, ihm sei der Himmel verboten worden. Lassen wir ihn ruhig gewähren und geben ihm Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie es in Wirklichkeit bei uns aussieht, dann bleibt er wohl von selbst aus — wer weiß wie bald!"

Nach neuen Einwendungen, neuen Bedenken von seiten der Baronin, neuen Bitten und Vorschlägen von seiten Arnolds einigte man sich endlich. Er erhielt die Erlaubnis, das Haus wöchentlich zweimal für eine Stunde zu besuchen, gab aber sein Wort, daß er nach einer Unterredung mit Claire außerhalb des Hauses nicht trachten und seine täglichen Begegnungen mit ihr nicht dazu benutzen werde, sie zu einer Entscheidung zu drängen.

So selige Tage, wie die, die nun folgten, hatte Claire nie erlebt. Es war unmöglich, aufmerksamer, gütiger, in zarterer Weise liebevoll zu sein, als Arnold es war, auch unmöglich, ein Versprechen, Geduld zu üben, zu schweigen, gewissenhafter einzuhalten, ohne zugleich deutlicher durchblicken zu lassen, wie schwer einem das wurde. Freilich hörte Claire keinen Augenblick auf, das Wunder anzustaunen, durch das so unerwartet, so unverdient, wie sie meinte, in ihr stilles Dasein ein Glück ohnegleichen getreten war. Freilich fragte sie sich: Paßt es zum Übrigen? Kann es von Dauer sein? ... Aber indem sie diese Zweifel hegte, machte sie sich auch schon einen Vorwurf daraus, schalt sich selbst feig und kleinmütig und arm an schönem Vertrauen.

„Wisse," sagte sie zu ihrer Freundin, „seinetwegen, um ihn vor einem Schritt, den er später bereuen könnte, zu bewahren,

seinetwegen ganz allein spiele ich ihm diese Rolle der Dame der Klugheit vor. Was mich betrifft, mein Wohl oder Wehe würfe ich hin, um einer Laune von ihm genug zu tun. Das wäre töricht, närrisch, sündhaft, aber wenigstens aufrichtig und beseligend — es wäre wenigstens nicht Komödie, wie ich sie ihm jetzt aufführe, dem unbefangensten und wahrhaftigsten aller Menschen."

„Großer Irrtum," entgegnete die Baronin um so gelassener, als sie Claires Leidenschaftlichkeit sich steigern sah. „Er spielt auch eine Rolle, nur besser als du. Er hat es dahin gebracht, sich für das zu halten, wofür er sich gibt, und das gewährt ihm ein außerordentliches Vergnügen. Dir, die er anbetet, zu Ehren, mir, der alten Skeptikerin, die er nicht leiden kann, zum Possen will er beweisen: Seht, der Edelmut, die Hochherzigkeit, sie leben auf Erden, sie haben Zelte aufgeschlagen in der Brust Herrn Arnold Bretfelds, und ..."

„Nicht Zelte," fiel Claire ihr eifrig ins Wort, „sie sind dort heimisch, du wirst es endlich glauben müssen."

„Vorderhand glaube ich noch, daß wir ihren Auszug erleben werden," versetzte Karoline, und Claire schwieg, wie sie zuletzt immer tat der überlegenen Freundin gegenüber. Aber schreiender von Tag zu Tag fand sie deren Ungerechtigkeit gegen Arnold, und jeder gegen ihn ausgesprochene Tadel und Zweifel diente nur dazu, ihre Zuversicht zu nähren. Er sah es wohl; es war kein Kunststück, zu erraten, daß sie sich selbst die bitterste Entbehrung auferlegt hatte mit dem Gebot, ihren Verkehr als gute Bekannte fortzusetzen, die miteinander so geistreich als möglich von gleichgültigen Dingen sprechen. Er durchschaute sie völlig, und ihr Kampf erleichterte ihm den seinen; er schwelgte im Gefühl seiner Macht über die Geliebte und versagte sich das Genügen nicht, sie diese Macht empfinden zu lassen — etwas mehr vielleicht, als eben nötig gewesen wäre.

Sie machte ihm keinen Vorwurf darüber, und hätte sie es

getan, ein einziger bittender Blick würde alles gut gemacht haben. Kaum bemerkt, und wenn bemerkt, wie bald vergessen wurden von ihr diese kleinen Trübungen! Sie verflüchtigten sich wie Wölkchen an dem Himmel, den der Glaube an seine Liebe ihr erschlossen hatte.

Das Glück, das sie in tiefster Seele trug, spiegelte sich in ihrem ganzen Wesen wider; eine stille Verklärung lag über ihr. Nie hatte ihre Heiterkeit sich in so gewinnender und anmutiger Weise gezeigt, ihr niemals mehr Sympathien erweckt. In allen Häusern, in denen sie Unterricht erteilte, steigerte sich das Wohlwollen, das man von jeher für sie gehegt, am ausgesprochensten jedoch geschah das im Hause Meiberg. Dort wußte man der „guten kleinen Claire" nicht Dank genug dafür zu sagen, daß sie immer „scharmanter und amüsanter" wurde.

Der Graf munterte seine Töchter auf, sich ein Beispiel an ihr zu nehmen. „Laßt euch auch einmal etwas einfallen, über das ich lachen kann," sagte er ihnen. „Lernt was von der Claire, sitzt nicht immer da wie die Bilder ohne Gnad, zerstreut mich und die Mama."

Im Herzen der Gräfin stiegen bei solchen Äußerungen ihres Gatten Gefühle wahrer Empörung auf; aber sie widersprach ihm nie, sie hätte das für unvereinbar gehalten mit den Pflichten einer christlichen Ehefrau. Ihrer Schwester jedoch, der Stiftsdame Gräfin Eveline, machte sie das Geständnis: eine Fremde loben hören auf Kosten der eigenen Kinder, von dem eigenen Vater, sei traurig.

„Nu, nu," lautete die tröstende Entgegnung, „wie man's nimmt."

„Man kann es nur so nehmen," versetzte Gräfin Meiberg. „Mir darf wahrlich niemand vorwerfen, daß ich dem Familienegoismus huldige, aber die ewige Aufstellung Claires als Musterbild für meine Töchter stimmt mich — ich finde keinen bessern Ausdruck — traurig."

Gräfin Eveline hatte einen so guten Verstand, daß er sie immer Gründe finden ließ, selbst für die seltsamsten Erscheinungen, und auch jetzt sagte sie denn: „Das kommt daher, daß unsre Kinder langweilig sind, und daß Claire unterhaltend ist."

Nun rollten die Tränen, die seit dem Anfang dieses Gesprächs in den wassergrünen Augen der Gräfin gezittert hatten, wie zwei Glaskügelchen über ihre Wangen. „Ich hoffe, du weißt, wie sehr ich dafür bin, daß meine Töchter mehr lernen, als ich gelernt habe, und meine Söhne mehr, als ihr Vater gelernt hat," sprach sie sanft und leise. „Ich hoffe, du lässest mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich die Ansicht so vieler von uns nicht teile, auf der Jagd nach Gelehrsamkeit gehe der gesunde Menschenverstand verloren."

„Weil —" wollte Eveline erklären, aber ihre Schwester ließ sich nicht unterbrechen.

„Das liegt mir ferne," setzte sie abwinkend hinzu, „meine Kinder sollen sich bilden, ich wünsche es. Wenn ich es aber wünsche, darf ich ihnen die ernste Richtung, die ich selbst ihnen gab, nicht vorwerfen."

Eveline sagte, dagegen sei nichts einzuwenden, anderseits jedoch müsse man zugestehen, daß aus all dem Ernst ein Mangel an heiteren Elementen im Hause entspringe, und daß es klug und politisch wäre, diesem Mangel abzuhelfen.

Eine lange Beratung zwischen den beiden Damen entspann sich und brachte einen Entschluß hervor, der schon am nächsten Tag ausgeführt werden sollte.

Als Claire zur gewöhnlichen Stunde erschien, wurde sie sogleich zur Gräfin berufen, von ihr mit außerordentlicher Huld empfangen und eingeladen, auf einem Sessel neben dem Schreibtisch, an dem die Gräfin selbst saß, Platz zu nehmen.

„Ich habe mit Ihnen zu reden, ich habe eine Frage an Sie zu stellen, eine Bitte — ich falle gleich mit der Tür ins Haus," begann sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Sie

wissen, wie lieb Sie uns sind," vermochte sie nur noch tiefbewegt zu sagen, dann kippte ihre Stimme um.

„Noch besser weiß ich, verehrte Gräfin," erwiderte Claire, „daß ich von Ihnen und den Ihren nur Güte und Freundlichkeit erfahren habe."

„Und das wird immer so bleiben! Sie tun uns so wohl durch Ihre Heiterkeit, Sie zerstreuen uns, und wir brauchen das so notwendig bei unsern vielen Sorgen. Ach, wie schwer ist das Leben!"

„Es ist mitunter schwer," lautete Claires nicht ohne Vorbehalt zustimmende Antwort.

Die Gräfin streckte ihren Hals etwas vor und sah das Mädchen an, wie man ein Kind ansieht, das mitreden will in den Angelegenheiten erwachsener Leute. „Mögen Sie es nie erfahren," sprach sie, „und Ihre Munterkeit nie einbüßen, deren Anblick ein solches Labsal ist, besonders uns — ein solches Labsal, daß wir wünschen würden, es länger zu genießen. Deshalb, meine liebe Claire, stelle ich die Frage an Sie und hoffe, Sie mißverstehen mich nicht: Kann das sein?"

Claire bat um Entschuldigung und um eine deutlichere Erklärung, und die Gräfin erwiderte: „Wir bleiben bis Mitte Juli in der Stadt, unserm Emil zuliebe, der seine Maturitätsprüfung macht — zum zweitenmal. Im vorigen Jahre ließen wir ihn hier allein zurück mit dem Hofmeister. Das war nicht gut, die Trennung von uns drückte sein Gemüt — und so ehrenvoll er schließlich auch bestand, erhielt er doch das Zeugnis der Reife nicht. Heuer will er sich aber eines geben lassen, und wir harren denn aus an der Seite unsres Sohnes in der Stadt, die im Sommer so traurig ist, so einsam und auch so ungesund ... Wir tun's, wie gesagt, wir harren aus, wenn auch unter solchen Umständen den Mangel an einem heiteren Element im Hause besonders beklagend."

„O, Frau Gräfin," rief Claire, „und Chouchou und Baby, meine kleinen Schüler, zählen die für nichts?"

„Doch — ganz gewiß, sie zählen, aber sie gehen so früh schlafen, und dann dauert der Abend noch drei Stunden, und dann lassen Papa und Mama ihre Enkelinnen von den Aufgaben wegrufen und äußern sich mißbilligend, wenn die armen Studienmüden nicht belebend in die Konservation eingreifen oder der Whistpartie ihrer Großeltern nicht mit der Spannung folgen, die verlangt wird und verlangt werden darf, und das ist —" Die Gräfin hielt inne, erschrocken über die Voreiligkeit, mit der sie sich hatte hinreißen lassen, einen so tiefen Einblick in ihre Familienverhältnisse zu eröffnen vor den Augen einer doch Fremden. „Ich hoffe, Claire," sagte sie erregt, „daß mir niemand Geschwätzigkeit in den Angelegenheiten der Meinen vorwerfen kann, ich rede zu Ihnen wie zu einer Vertrauten; aber nun bitte ich, lassen Sie mich nicht weitergehen, erleichtern Sie mir meine Aufgabe, verstehen Sie mich!"

Claire versicherte, daß ihr nichts erwünschter wäre, als das zu können, worauf die Gräfin in lebhafte Dankbezeigungen ausbrach und so glücklich war, so sehr glücklich, daß ihr Antrag angenommen, und daß alles abgemacht sei, und Claire bereit, außer der Stunde, die sie täglich der jüngsten Generation widmete, den älteren Generationen regelmäßig den Nachmittag zu widmen.

„Den ganzen Nachmittag, Frau Gräfin?" sprach Claire betroffen, „verzeihen Sie — um das handelt es sich?"

Unbegreiflicherweise schien die Gräfin verletzt. „Handeln? welch ein Wort! — O, liebe Claire, wir zwei werden miteinander doch nicht handeln, o, nicht einmal rechnen!"

Das Mädchen senkte verwirrt die Augen und stammelte: „Ich habe jeden Nachmittag drei Lektionen zu geben."

„Drei Lektionen! Warum plagen Sie sich so sehr? Ist denn das notwendig?"

„Ich habe mich dazu verpflichtet, meine Schüler zählen auf mich."

„Verlegen Sie die Stunden auf den Vormittag oder sagen Sie ganz ab; arrangieren Sie das."

Wunderbar rasch hatte die zerschmelzende Weichheit der Gräfin sich in Strenge verwandelt und ihre Sentimentalität in eine trockene Schlagfertigkeit, die alle Bedenken und Einwendungen Claires kurz widerlegte und rücksichtslos zurückwies. Die Lehrerin, verblüfft, überrascht, suchte noch vergeblich nach dem rechten Mittel, sich dem Netze zu entziehen, in das sie sich unversehens verwickelt fand, als die Gräfin schellte und dem eintretenden Diener befahl, Chouchou und Baby zu holen. Die kleinen dicken Jungen erschienen, stürzten auf Claire los und überhäuften sie mit Vorwürfen. Sie hatten beide geschwollene Augen.

„Warum kommst du nicht?" fragte Chouchou, der ältere. „‚Mir' weinen schon so lang, ‚mir' haben sich gefürcht, daß du nicht mehr kommst." Er stellte sich vor sie hin und brach in ein lautes Geheul aus.

Baby aber hängte sich an ihren Hals, küßte sie und rief: „Wenn ich werd groß sein, und du wirst klein sein, werd ich dich anbinden bei uns im Zimmer, daß du nit mehr fort kannst."

„Sehen Sie, wie Sie geliebt werden," sagte die Gräfin, rief ihre Kinder zu sich und teilte ihnen mit, daß Claire von nun an den ganzen Tag bei ihnen bleiben werde. Die Kleinen erhoben ein Jubelgeschrei, und ein letzter Versuch, den Claire machte, sich der über sie getroffenen Verfügung zu widersetzen, scheiterte. Ihre Gönnerin beschwor sie, nicht neue Schwierigkeiten zu erheben, ihr Wort nicht mehr zurück zu nehmen. „Ich verlange ja kein Opfer; müssen Opfer gebracht werden, versteht es sich von selbst, daß ich sie bringen werde," erklärte sie mit einer Hoheit von Gesinnung, an der sie nicht umhin konnte, selbst ihre Freude zu haben. „Es gibt Gelegenheiten,

in denen Opfer keine Konsideration sind und man an sich nicht denken darf, vielmehr suchen muß zu vergessen, wie oft man sich schon etwas abgeschlagen hat. Aber das soll man können ... Nicht nur entsagen — so im großen" — sie schwenkte, indem sie also sprach, ihre lange schlanke Hand — „auch im kleinen muß man sich etwas versagen können. Was mich betrifft, ich kann's. Für mein persönliches Vergnügen bleibt nie etwas übrig. Wie habe ich eine Erweiterung meines armen Glashäuschens nebenan gewünscht! Der Kassier tut Einsprache, und ich — verzichte."

Claire schwieg, geblendet durch den Glanz einer so großen Tugend, und brachte es über sich, ohne Lächeln in den mächtigen, mit kostbaren Pflanzen reich gefüllten Wintergarten hinauszublicken, den eine geschmackvoll dekorierte Glastür von dem Schreibzimmer, in dem man sich befand, trennte.

Chouchou und Baby hatten der Rede ihrer Mutter die gebührende Aufmerksamkeit durchaus verweigert, Claire fortwährend am Kleide gezupft und ihr zugeflüstert: „Komm zu uns, komm, mir unterhalten sich hier nicht."

Endlich entlassen, stürmten sie geradewegs nach ihren Zimmern und verkündeten jedem, der ihnen begegnete, daß die „gute" Claire von jetzt an immer bei ihnen bleiben würde. Chouchous französische und Babys englische Bonne zogen bei der Kunde die erste ein schiefes und die zweite ein langes Gesicht, und Claire hatte Mühe, die beiden, die sich schon an die Luft gesetzt sahen, zu beruhigen. Spät erst konnte die Lektion begonnen werden und erfuhr dann fortwährende Unterbrechungen. Die Tante war die erste, die sich einfand, um Claire mitzuteilen, daß die Idee, sie dem Hause „dauernder zu gewinnen," mindestens zur Hälfte von ihr ausgegangen sei. Bald darauf erschienen die Eltern des Grafen Meiberg. Schon war in das von ihnen bewohnte zweite Stockwerk des Hauses die Kunde von dem Engagement Claires gedrungen und machte

ihnen eine Freude, fast noch größer als die der Kinder. Die munteren alten Leute hatten die Schachpartie, die die Reihe von Spielen eröffnete, mit denen sie den Tag auszufüllen pflegten, unterbrochen und waren, so eilig sie nur irgend vermochten, die Treppe herabgehumpelt gekommen.

Ein herzgewinnendes Paar! Ehrwürdig und freundlich, voll Wohlwollen und Höflichkeit. Mann und Frau von ganz gleicher Größe, beide hager und lebhaft, beide altmodisch, aber fein und sorgfältig angetan. Sie rühmten sich, in ihrer fünfzigjährigen Ehe nie länger als einige Stunden getrennt gewesen zu sein, und waren einander ähnlich geworden nicht nur im Benehmen und in der Sprechweise, sondern auch im kindlichen Ausdruck ihrer fein geschnittenen Gesichter.

Als Chouchou und Baby auf sie zugingen, um ihnen die Hände zu küssen, zog die Großmama, bevor sie diese Ehrfurchtsbezeigung gestattete, ihr Battisttuch aus der Tasche und wischte damit die rosigen Lippen der Knaben ab.

„Nur aus übler Gewohnheit," sagte sie entschuldigend, „nicht etwa, weil ich glaube, daß es notwendig ist."

Der Greis lüftete das Käppchen und verneigte sich mit liebenswürdiger Höflichkeit vor Claire. „Ah, Mademoiselle, Mademoiselle Gesellschafterin," rief er, „demoisselle de compagnie! Wir wollen uns gleich unsern Anteil versichern an der Gesellschaft der Gesellschafterin."

Ebenso munter wie er kündigte seine Gemahlin Claire an, daß sie täglich zum Tee und zur Whistpartie mit dem Strohmann geladen sei. Die schüchternen Entschuldigungen, die Claire vorbringen wollte, wurden mit der Aufforderung zurückgewiesen, keine Geschichten zu machen. „Nur keine Geschichten mit uns!" beschworen beide zugleich, und der alte Herr setzte lustig hinzu: „Sonst folgt die Strafe auf dem Fuß, und Sie müssen nach dem Whist noch mit jedem von uns eine Stunde lang Wolf und Lamm spielen. — Aber, Christine, wir ver-

plaudern uns," wandte er sich an die Gräfin; „die Pflicht ruft — die unterbrochene Schachpartie will beendet werden." Mit gutmütiger Ironie blickte er auf den Tisch, der mit den verlockendsten Rechenspielen bedeckt war, und sprach fröhlich lachend: „Lernt fleißig, Kinder, lernt was! ... Wenn man in der Jugend nicht zählen lernt, kann man im Alter nicht spielen."

Er reichte seiner Gattin den Arm und verließ mit ihr das Zimmer.

Der letzte Besuch, den Claire bei der sogenannten Unterrichtsstunde empfing, war der des Grafen Meiberg. Er kam, stattlich und verdrießlich wie immer, dankte ihr, daß sie den Antrag seiner Frau angenommen habe, und bat sie, sich vornehmlich seinen erwachsenen Töchtern zu widmen.

„Gewöhnen Sie ihnen das totschlächtige Wesen ab, machen Sie sich's zur Aufgabe, ihnen Heiterkeit beizubringen," empfahl er ihr, steckte die Hände in die Hosentaschen, sah eine Weile zum Fenster hinaus und fragte dann, ob etwas über „Bedingungen" vereinbart worden sei. Claire verneinte es, und er fuhr ungeduldig auf:

„Hätt mir's denken können! Ich brauch von meiner Frau nur zu hören: Alles in Ordnung, dann weiß ich schon, daß die Hauptsache fehlt ... Keine Bedingungen? Sie könnten aber auch praktischer sein, erlauben Sie mir. Oder sind Sie vielleicht überrumpelt worden? ... Leugnen Sie nicht, überrumpelt — und jetzt gehen Sie nach Haus, und morgen kommt ein Brief von Ihnen, in dem steht: Ich entschuldige mich, kann nicht annehmen, bin überrumpelt worden. Aber hören Sie, tun Sie das nicht, warten Sie auf einen Brief von mir. Von Nebeln und Schwebeln wird nichts drin stehen, aber wie Sie dran sind, das werden Sie wissen."

Noch am selben Abend kam eine Zuschrift, mittels welcher Graf Meiberg Fräulein Dübois in die glänzend besoldete Stellung einer „Gesellschafterin für den Nachmittag" in seinem Hause einsetzte.

Der Antrag war so vorteilhaft, Claires Überraschung so freudig, daß ihre Freundin nicht vermochte, sich absprechend über die neue Vereinbarung zu äußern. Claire vertiefte sich in die Gedanken an ihr Glück und hatte nur zu bedauern, daß es sich nicht etwas früher eingestellt. Gar leicht ließ sich ausrechnen: wenn das Anerbieten des Grafen ihr statt heute vor zwei Jahren gemacht worden wäre, stünde sie jetzt schuldenfrei da und könnte über sich verfügen.

„O, wenn meine Schulden nicht wären!" rief sie unwillkürlich laut aus, und die Baronin mit ihrem Seherblick für die geheimsten Vorgänge in der Seele ihrer Schutzbefohlenen verstand sie wohl und murmelte vor sich hin:

„Gepriesen seien deine Schulden."

In dieser Woche gab es Mühen und Verdrießlichkeiten in Menge. Claire brauchte viel Takt, viel Geschmeidigkeit und viel festen Willen, um die Eltern der Schüler, die sie beibehalten konnte, zu einer Verlegung der Stunden zu bewegen, und um es möglich zu machen, aus den Häusern, die aufzugeben sie gezwungen war, in guter Freundschaft zu scheiden.

Indessen — schwer oder leicht — alles das gelang; was Claire aber nicht gelingen konnte, das war, den Groll, ja die Entrüstung Arnolds zu versöhnen, als sie ihm von der Übereinkunft, die sie mit Meibergs getroffen hatte, sprach. Er begriff nicht, wie sie ohne seine Zustimmung einen solchen Entschluß hatte fassen können, er machte ihr den größten Vorwurf aus der Sklaverei, in die sie sich begab, sie, die ihm gegenüber so viel Unabhängigkeitssinn bewies.

An dem Sonntag schied er von ihr, ohne Herr seines Unmuts geworden zu sein.

Seine Verstimmung überdauerte die Nacht, und es lag ihm sehr daran, dies zur Kenntnis derjenigen zu bringen, die er liebte und die ihn kränkte. Am nächsten Morgen, bei der täglichen Begegnung auf der Treppe im Palais Meiberg, grüßte

er Claire wieder so kühl wie damals, als er ihr gezürnt, und wollte stumm vorübergehen. Sie aber blieb stehen und sprach:

„Herr Bretfeld, was heißt das? — Verderben Sie mir die Laune nicht, Sie bringen mich sonst um mein Brot. Sie wissen ja, ich habe mich hier als heiteres Element verdungen."

Die kleine Hand, mit der sie ihm dabei scherzend drohte, zitterte, ihre Wangen brannten, und gar schmerzlich zuckte es um ihren Mund, der sich zu lächeln zwang.

II.

Einige Wochen schon versah Claire ihr Vertrauensamt bei Meibergs und gestand kaum sich, am wenigsten aber den andern, wie schwer die übernommene Aufgabe ihr wurde, und welche Anstrengung es sie kostete, ihr nun in zwei so ungleiche Hälften geteiltes Tagewerk zu vollbringen. Die zweite, die ungewohnte, war auch die mühevollere. Claire hatte sich die fragliche Kunst angeeignet, spielend zu lehren; sie besaß auch die — und das war einer der Hauptgründe der Beliebtheit, deren sie sich erfreute —, den Eltern ihrer Zöglinge, wenn sie ihr von neuen Unterrichtsmethoden zu sprechen oder Winke zu geben kamen über die Art, wie man ihre Kinder „nehmen" solle, schlagfertig und witzig entgegenzutreten, ohne jemals die schuldige Ehrfurcht zu verletzen. Höchst unbehaglich jedoch fühlte sie sich in der Stellung einer mit den Pflichten und Rechten der Hausgenossin ausgerüsteten Fremden mitten in einer großen Familie.

Die jungen Gräfinnen Martha und Marie machten kein Hehl daraus, daß sie es von Papa „sehr komisch" fänden, ihnen Claires Gesellschaft zu oktroyieren. Die zweite, auf die der Vater sein Talent zur Verdrießlichkeit vererbt hatte, ein un-

schönes Mädchen von achtzehn Jahren, sprach zu Claire: „Ich habe Charakter, ich!... Ich sage, was ich denke!... Bei Chouchou und Baby habe ich Sie gern gehabt, bei uns mag ich Sie nicht."

Claire dankte ihr für ihren Freimut. „Sie sind im Besitze des angenehmen Vorrechts, rücksichtslos aufrichtig sein zu dürfen," meinte sie, „und machen davon Gebrauch."

Die Komtesse verstand, stutzte und fragte: „Sind Sie vielleicht nicht aufrichtig?"

„Ich bin es gewiß," entgegnete Claire, „wenn ich Ihnen versichere, daß ich trachten werde, Ihre eingebüßte Sympathie wiederzugewinnen."

Halb und halb entwaffnet durch diese Antwort, brauchte Marie einige Selbstüberwindung, um ihrem „Charakter" zu Ehren, auf den sie sich so viel zugute tat, standhaft zu bleiben und die trockene Antwort zu geben: „Bin neugierig, wie Sie das anfangen wollen."

Vorerst nun hatte Claire gar nicht angefangen, sogar den Schein einer Einflußnahme auf die jungen Damen gemieden und sich glücklich gepriesen, wenn ihre geistige Spannkraft und ihre vielgerühmte Unterhaltungsgabe ausreichten, um den Grafen und der Gräfin die langen Nachmittagsstunden zu verkürzen.

Man speiste der „Kleinen" wegen schon um vier Uhr und lud niemals Gäste zu Tische. Im Leben des Kindes ist alles Lektion; das Diner muß Lektion sein in der Kunst, anständig zu essen, die man nicht früh genug lernen kann, weil sie der Anfang allen Anstandes überhaupt ist. In dieser Meinung stimmten beide Eltern überein, und Tante Eveline gab ihren Segen dazu. So opferte sich denn der Graf, kam pünktlich um vier Uhr zur Tafel und befahl jedesmal, langsam zu servieren. Trotzdem mußte das Diner einmal zu Ende gehen, und sie brachen herein, die schrecklichen Zwei, und die eine hieß: von

fünf bis sechs, und die andre hieß: von sechs bis sieben. Fest wie eine Mauer stand die Zeit da und machte doch den Anspruch, vertrieben zu werden.

Chouchou und Baby hatten, der Hausordnung gemäß, schon vom Tafelzimmer aus mit ihren Bonnen zu verschwinden; die übrige Familie, begleitet von Erzieher und Erzieherin, betrat den Salon. Der Graf nahm Platz vor einer Fensternische unter den Zweigen einer Palme, die beinahe bis zur Decke reichte, kreuzte die Arme — er gehörte zu den seltenen Männern, die nicht rauchen — und überließ sich seiner üblen Laune mit dem Trotz eines Kindes und mit der Ausdauer eines Mannes. Unweit von ihm in einem bewunderungswürdig geschnitzten altdeutschen Lehnsessel ruhte die Gräfin als Zentrum des „blühenden Halbkreises," den ihre Kinder um sie bildeten, während Gräfin Eveline sich leutselig der Gouvernante und des Hofmeisters annahm und ihre beiden aufmerksamen Zuhörer über die Ursachen der Dinge belehrte.

Am ersten Tage, an dem Claire ihr neues Amt ausüben sollte, war sie zu ihrem Entsetzen nach dem Eintritt in den großen, heißen, durch schwere Vorhänge an den Fenstern verdüsterten Salon von einem unendlichen Ruhebedürfnis ergriffen worden. Sie hatte ihre Lider schwer werden gefühlt; ihr hatte geschienen, daß sich um die Menschen und die Gegenstände vor ihr eine Dunstatmosphäre bilde, in der sie sanft geschaukelt hin und her wiegten ... Lieber Gott, wer jetzt schlummern dürfte!... Du darfst nicht, dachte Claire, deine Aufgabe heißt unterhalten, dafür bezahlt man dich, bezahlt reichlich.

Plötzlich unterbrach eine Kinderstimme das lastende Schweigen. Thekla, die jüngste der Töchter, die zwölfjährige, stellte die Frage:

„Mama, sagt man Mohammed oder Mahomet?"

Auf den Zügen Mamas malte sich Ratlosigkeit, und sie erwiderte ausweichend und vorwurfsvoll: „Aber, mein Kind!"

„Man sagt Muhammed," rief die Tante, „weil Muhammed ein Muselmann war!"

Der Hofmeister räusperte sich, errötete, nahm das Wort und bemerkte bescheiden, Mu- und Mohammed seien ihm neu.

„Mais pas du tout neu," entgegnete die Gouvernante, so gereizt, als ob sie eine persönliche Beleidigung erfahren hätte. „N'avez-vous pas lu, monsieur, l'œuvre admirable de monsieur de Voltaire?"

Der Graf ersparte ihm die Antwort; er stand auf, kam auf Claire, die sich aufgerafft hatte, zu, den Kopf vorgebeugt, die Hände, wie er pflegte, in den Hosentaschen.

„Nun," sagte er, „da hören Sie nun, das ist ein Muster von der Unterhaltung, die ich in meinem Familienkreise genieße. Mohammed oder Mahomet! ... Ist Ihnen etwas so Langweiliges schon vorgekommen?... Ich laß mir ja die Langeweil gefallen, in einer Verdünnung, daß man dabei einschlafen kann, aber unsere Langeweil, das ist ein Extrakt, das ist eine Langeweil wie ein Löw, die macht einen wild."

Die Echtheit seiner Verzweiflung stand in so drolligem Verhältnis zu ihrer Ursache, daß Claire unwillkürlich lachen mußte. Die große Gestalt ihrer Freundin, deren Lippen sich auch den schwersten Schicksalsschlägen gegenüber nie zu einer Klage geöffnet hatten, tauchte vor ihr auf, und wie neu gestählt durch den Gedanken an die Starke, wies sie die Beschwerden des Grafen scherzend zurück. Sie machte die Taktlosigkeit, mit der er sie zum Schiedsrichter zwischen sich und den Seinen aufgerufen hatte, wieder gut, indem sie sagte:

„O, wie ungerecht sind Sie, Herr Graf; die Frage Komtesse Theklas ist ja interessant und besitzt überdies die schöne Eigenschaft, lösbar zu sein, und zwar zugunsten sowohl der Mowie der Ma- und der Mu-Partei."

„Wieso? wie meinen Sie das?" riefen einige.

Die Stiftsdame versicherte, es sei ganz natürlich, und sie

könne sich's erklären. Thekla umarmte ihre Beschützerin stürmisch aus Dankbarkeit dafür, daß sie sich ihrer angenommen hatte; Marie warf noch einige kühne Behauptungen hin, die Widerspruch erregten. Sogar Gräfin Martha und Graf Emil, die ältesten und zugleich die stillsten unter den Geschwistern, von denen selbst ihre Mutter gestand, daß man sie immer nur „schweigen höre," nahmen teil an der Debatte.

Nach einer Viertelstunde war Leben in die Gesellschaft gekommen. Vortreffliches leistete die Gräfin an Ausdrechselung zierlicher Phrasen. Sie suchte den Eindruck zu verwischen, den vorhin der heftige Ausfall ihres Gemahls hervorgerufen haben mochte. Sie tat es in ebenso zarter als indirekter Weise; sie verteilte gleichmäßig Balsam an alle die Ihrigen, sprach von der grazienhaften Unschuld ihrer Kinder und von der Süße einer Familieneinigkeit, die wie eine Oase auf dem Ozean des Lebens schwimme. Nicht umhin konnte sie, sich selbst das Zeugnis auszustellen, daß sie doch sehr gut spreche, und das gab ihr ein Hochgefühl, wie sie es lange nicht empfunden. Aber nicht sie allein, auch die übrigen waren mit sich zufriedener als sonst, und waren es demnach auch mit den andern gewesen. Vergnügt hatte man sich getrennt.

Diesem ersten Erfolge Claires schloß eine ganze Reihe von Erfolgen sich an, und wenn auch niemand im Hause Meiberg ahnte, wie schwer sie errungen wurden, so fiel es doch keinem ein, sie der wacker Ringenden zu verkümmern. Jeder erwies sich dankbar in seiner Weise. Der Graf in grämlicher, die Gräfin in schwülstiger, die Tante in kluger, Martha in melancholischer, Emil in schläfriger und so weiter. Nur Marie verhielt sich ablehnend und wurde manchmal sogar aggressiv.

„Ich durchschaue Ihren Kniff," sprach sie einmal. „Er besteht darin, jedem von uns Gelegenheit zu geben, sein Licht leuchten zu lassen — ich will nicht unhöflich sein, sonst würde ich sagen: sein Nachtlicht, denn über mehr haben wir nicht zu verfügen."

Und nun erging sie sich in beißenden Spottreden, zu denen Claire jedoch ein sehr ernstes Gesicht machte.

„Sie sind witzig, Gräfin," sprach sie, „aber in einer Art, für die der Sinn mir fehlt. Ein Witz, der sich nur auf fremde Kosten äußern kann, ist von geringer Qualität. Was mich betrifft, ich wäre zu stolz, um meinen Aufwand an sogenanntem Geist durch andre bestreiten zu lassen."

Marie wandte ihr den Rücken. Drei Tage lang grollte sie ihr. Am vierten stürzte sie während der Unterrichtsstunde in das Zimmer der kleinen Brüder, war hochrot im Gesicht, ergriff die Hand Claires und stieß hervor: „Ich habe noch nie einen Menschen so lieb gehabt wie Sie; zählen Sie von nun an auf mich."

Seit diesem Augenblick war Claire die Vertraute ihrer heiligsten Geheimnisse geworden und hatte erfahren, daß die junge Gräfin innerlich eine Revolutionärin sei, mehrere Kopien eines Bildes von Danton angefertigt und eine große Ähnlichkeit zwischen ihren eigenen Zügen und denen des Urhebers der Septembermorde entdeckt habe. Was alles in ihr gärte, niemand ahnte es; aber Claire, ihre Freundin, sollte es wissen. Ja, sie dachte sehr oft daran, wie notwendig ein Umsturz der Gesellschaft geworden sei, besonders in Österreich, und wenn sie dreinzureden hätte — Kammerherrnschlüssel und Sternkreuzorden würden abgeschafft werden. Und noch etwas: In ihrer Kindheit hatte sie „Klavier gelernt," es später aufgegeben, um sich leidenschaftlich der Zither zu widmen, kürzlich aber eingesehen, daß ihr Talent nach einer genialeren Ausdrucksform begehre. Einige Tage schon trug sie sich mit dem Entschluß, ihren Eltern zu erklären, daß sie sich entweder zur Violoncellvirtuosin ausbilden oder die Musik ganz aufgeben wolle, damit aber auch ihr höchstes Lebensglück. Alles oder nichts! So war sie, das war ihr Charakter. In der Freundschaft jedoch, da gibt es keinen Charakter, da gibt es nur Vertrauen. Zum

Beweis desselben verfügte sie auch etwas eigenmächtig über das Geheimnis ihrer älteren Schwester und teilte Claire mit, Martha habe im vorigen Jahre ein Handschuhknöpfchen, das Herr Bretfeld bei der Stunde verlor, im Medaillon getragen. Mit der Schwärmerei sei es jedoch vorbei, und zum größten Glück habe Herr Bretfeld gar nichts davon bemerkt, sich vielmehr immer kostbarer gemacht, die Stunden immer mehr abgekürzt, dadurch nämlich, daß er stets zu spät komme, den Augenblick fortzugehen aber pünktlich einhalte.

Die Aufmerksamkeit, mit der Claire dieser Mitteilung lauschte, schmeichelte der kleinen Schwätzerin. Sie fuhr eifrig fort, von der Exaltation vieler ihrer Freundinnen für Herrn Bretfeld zu sprechen, und bedauerte, daß er so furchtbar verwöhnt werde. „Es ist schrecklich dumm," meinte sie altklug und zog dabei ihre mageren Backfischschultern in die Höhe, „denn heiraten kann ihn ja doch keine von uns, und ich glaube, daß er sich's auch gar nicht verlangt... Er soll eine stille Liebe haben. Für eine deutsche Prinzessin, an deren Hof er jeden Sommer einige Monate verlebt, sagen die einen; für ein armes Mädchen, sagen die andern, das aber nie seine Frau werden darf, weil seine Familie, die stolz und reich ist, es nicht erlaubt."

Dieses Gespräch hinterließ einen Stachel im Herzen Claires. An die Hindernisse, die die Angehörigen Arnolds gegen seine Verbindung mit ihr erheben könnten, hatte sie nicht ernstlich gedacht. Nun tat sie's, tat's in Sorgen, die sie dem Vielgeliebten verschwieg. Nicht vorsätzlich, nicht weil sie Scheu trug, die kurze Stunde, die er bei ihr zubrachte, zu trüben, sondern weil sie von keiner selbstsüchtigen Regung mehr wußte, sobald er ihre Schwelle überschritten und seine Stimme sie begrüßt hatte. Geschah es in freundlicher Weise, sprach Ruhe und Zufriedenheit aus seinem schönen Gesicht, dann gab es in ihrer Seele keinen Raum mehr für eine andre Empfindung als die des Glückes. Lag ein Schatten auf seiner Stirn, klang leiser Unmut aus seinem Tone, gleich

faßte es sie mit peinigendem Gewissensvorwurf: Du bist schuld — und sie wünschte nichts, als gut zu machen, was sie unbewußt gefehlt haben mochte.

Er ließ ihrer freudigen und geduldigen Liebe nicht Gerechtigkeit widerfahren. Wie konnte sie noch freudig und geduldig sein, während er litt und sich sehnte?

Vier Wochen waren seit seinem ersten Besuche verflossen, Zeit genug, um ihm die Freude, Claire in Gegenwart ihrer Freundin sprechen zu dürfen, als eine sehr zweifelhafte erscheinen zu lassen. Abstoßend wirkten die Verhältnisse im Hause der Baronin, abstoßend sie selbst auf ihn. Er gab es auf, nach ihrem Wohlwollen zu ringen; er ließ sich in Wortwechsel mit ihr ein, bei denen er zu oft den kürzeren zog, um der Siegerin nicht zu grollen. Plötzlich erklärte er, sich nicht länger hinhalten lassen zu wollen, und drang auf Entscheidung. Es war ihm Folterqual, mit anzusehen, wie Claire alle ihre Kräfte anspannte, um Verpflichtungen abzutragen, deren er sie zu entheben brannte. Und nichts hätte es dazu bedurft, nichts als den Entschluß, ihren strafbaren Hochmut aufzugeben und als ihr Eigentum zu betrachten, was ihr ohnedies gehörte — das Seine. Er wiederholte es so oft, er war so gekränkt über die Weigerung, die sie ihm entgegensetzte, daß Claire endlich zu schwanken begann.

Freilich mahnte die Baronin: „Laß dich nicht überreden, um keinen Preis!" aber Claire gab im Herzen Arnold recht, wenn er sagte, daß ihm Schmach angetan werde durch diese ihre Scheu, von ihm eine kleine materielle Hilfe anzunehmen, von ihm, der ja sein Höchstes gegeben: seine Liebe, und das Höchste errungen zu haben hoffte: ihre Gegenliebe.

Ungewöhnlich früh kündigte in diesem Jahre der Sommer sich an; Maitage brachten drückende Hitze, die Luft lag schwül über der großen Stadt. Eine schlimme Zeit für die Leutchen,

die, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wandern müssen von Haus zu Haus, jetzt durch schmale Gassen, in die nie ein Strahl der Sonne dringt, dann über breite Plätze, auf die sie niederbrennt, daß die Pflastersteine zu rauchen und die Statuen und Brunnenfiguren zu glühen scheinen. Claire sah ermüdet aus, wollte aber nicht zugeben, daß sie es war, und scherzte über Arnolds Besorgnisse.

Eine ruhigere Zeit für sie rückte ohnedies heran; der Tag, an dem Emil Meiberg seine Maturitätsprüfung ablegen sollte, war nicht mehr fern. Dann zog die Familie fort und entschädigte sich für ein ungewöhnlich langes Verweilen in der Stadt durch einen bis über den Spätherbst hinausgedehnten Aufenthalt auf dem Lande.

„Und was gedenken Sie indessen zu tun?" fragte Arnold.

Dasselbe, was sie immer tat in der toten Saison, erhielt er zur Antwort. Ein paar Lektionen geben — zwei bis drei, nicht der Rede wert. Auf ihren Gängen durch die Stadt die Modemagazine studieren und sich durch den Anblick des dort Geschauten begeistern zu lassen. Hilf Gott, man braucht Ideen! Die Ferien sind da, um einen Staat herzustellen, zu dem der des vorigen Jahres zwar das meiste Material liefert, der jenem jedoch möglichst unähnlich sein muß. Einfach, wie es sich schickt für eine Lehrerin; geschmackvoll, wie die feinen Leute, mit denen sie verkehrt, es verlangen. Und wenn das zu Ende gebracht sein wird, dann sehr oft mit rechtem Behagen die Hände in den Schoß legen. Am Abend das Fenster öffnen und sich der Sternguckerei ergeben, die lauter Wonne und Erhebung ist.

„Schöne Ferien, die Sie sich da gönnen!" rief Arnold. „Wirklich, Sie verlassen die Stadt nie? Unternehmen nie eine kleine Reise? Sie haben niemals bei Sonnenuntergang auf einem Berg gestanden? Sind noch nie in das Geheimnis eines Waldes gedrungen? Sie haben den klaren Spiegel eines Sees nie erblickt?"

„Niemals," fiel die Baronin ein, „wie sollte sie?... Im Kloster, in dem sie erzogen wurde, herrschte Klausur. Aus dem Kloster trat sie in Verhältnisse, die sie teils am Lehrtisch, teils am Siechbett festhielten. Ohne Erholungspausen dazwischen. Das tägliche Brot wollte täglich erworben, die Kranken wollten täglich gepflegt werden. Man kann dem Hunger nicht sagen: Warte, und dem Leiden nicht: Setz ein wenig aus... Das ging so fort bis zum Tod der Eltern, und wie es seitdem geht, wissen Sie."

Wohl wußte er's, und er wußte auch, daß es nicht länger so fortgehen durfte.

In seine Wohnung zurückgekehrt, fand er einen eben aus Deutschland eingetroffenen Brief.

Er enthielt die alljährlich wiederholte Einladung an den kunstsinnigen Hof, an den Bretfeld dieses Mal früher als gewöhnlich berufen wurde. Man bereitete große musikalische Aufführungen vor und verlangte dringend die Gegenwart und den Rat des ausgezeichneten Kenners.

Die erste Regung Arnolds war: annehmen, sich losreißen, Claire ihrem Eigensinn überlassen. Bald jedoch erschien ihm das zu grausam gegen sie und unwürdig seiner selbst. Er wollte einen letzten, einen entscheidenden Versuch machen, sie zum Nachgeben zu bewegen. Widerstand sie — ihre Sache; dann hatte sie die Folgen sich selbst zuzuschreiben und mochte sehen, wie sie die monatelange Trennung von ihm ertrug.

Am nächsten Tag, zur Stunde, die Claire daheim zubrachte, bevor sie sich zu Meibergs begab, schellte er an der Wohnung der Baronin. Diese selbst öffnete. Er ließ ihr nicht Zeit, ihn zur Rede zu stellen über sein unbefugtes Erscheinen, entschuldigte mit kalter Höflichkeit, daß er durch Umstände gezwungen sei, die Konsigne zu brechen, und trat an ihr vorbei in das Zimmer. Ein Aufschrei freudiger Überraschung begrüßte ihn; Claire erhob sich vom Arbeitstisch, an dem sie gesessen, auf das emsigste

mit einer feinen Arbeit beschäftigt. Sie hatte an einem durch einen argen Riß beschädigten Spitzenschleier genäht, der Karoline zur raschen Heilung anvertraut worden und heute noch abgeliefert werden mußte. Die Baronin vermochte nicht, die kunstvolle Arbeit zu beendigen, da sie zu sehr in Anspruch genommen war von der Pflege ihres Kranken, und so leistete denn Claire hilfreiche Hand. Bestürzt über den ernsten und inquisitorischen Blick, den Arnold auf sie und ihre Arbeit geworfen hatte, brachte sie diese Erklärung hastig und errötend vor.

Er bat sie, sich nicht unterbrechen zu lassen; Claire nahm ihren Platz wieder ein; er setzte sich ihr gegenüber, wartete, schwieg und dachte: Du bist das Ärmste, das lebt.

Nun breitete Claire den Spitzenschleier auf dem Tische vor Arnold aus. „Sehen Sie hierher! Das nennt man flicken. Wer entdeckt da die Spur eines Makels?"

Er ergriff ihre Hand. „Wunderschön haben Sie es gemacht, Geliebteste, und in edler Selbstverleugnung habe ich Ihnen Zeit dazu gelassen. Jetzt ist's geschehen, und es gibt nichts mehr zu tun, als mich anzuhören."

Claire blickte mit offenbarer Bangigkeit zu ihm empor. „Was ist Ihnen? Sie sind so feierlich, ich bemerkte es schon früher. Habe ich etwas getan, das Ihnen mißfiel?... Sprechen Sie, sprechen Sie doch!"

„Mir ist auch feierlich zumute, liebe Claire. Ich habe einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt und bin da, ihn zu verkünden. Unsere Probezeit muß abgekürzt werden. Sie haben Ihre letzte Unterrichtsstunde gegeben. Ich kann und will nicht mehr zusehen, wie Sie sich im Dienst einer Pflicht aufreiben, deren Erfüllung ich Ihnen so leicht abzunehmen vermag. — Geben Sie mir ein Recht dazu — ich fordere es."

„Mein Gott, mein Gott!" sagte sie leise und gepreßt. „Was ficht Sie so plötzlich an? — Ich bin ja nicht frei — ich kann ja

nicht über mich verfügen ..." Die Stimme versagte ihr, sie rang nach Atem.

Arnold sprang auf, umschlang sie und drückte seine Lippen auf ihre Stirn. Sie ließ es geschehen. Einen kurzen Augenblick versank für sie die Welt mit all ihrem Leid, mit all ihren Anforderungen ... Ihm aber war, als hätte er sie nie heißer, nie besser geliebt.

„In vier Wochen sind wir verheiratet," sprach er, „und ich entführe Sie in unsre Alpen. Wir werden wandern, wohin es Ihnen gefällt, und wohnen, wo Sie wollen — am Saume des Waldes, am Ufer des Sees, im grünen Tal oder auf dem Gipfel des Berges ... Haben Sie sich noch nie in die herrliche Welt hinausgesehnt? Doch — nicht wahr?... Sie werden diese Welt jetzt sehen, diese fremde, nie gekannte, und Ihnen wird sein, als kämen Sie in die Heimat zurück."

Mit immer wärmeren Worten, hingerissen von seiner eigenen Beredsamkeit, malte er ihr die nächste Zukunft als eine Reihe von freudenhellen Tagen aus, und sie hörte ihn lächelnd an und sagte nur manchmal: „Träume! Träume!"

„Wirklichkeit!" rief er.

„Nein, nein — bevor ich ein neues Leben beginnen darf, muß ich mit dem alten abgeschlossen haben. Ich muß abgeschlossen haben," setzte sie zagend hinzu, da er sich unwillig abwendete. „Alles kann ich von Ihnen annehmen, nur das nicht, daß Sie meine Schuld gegen meine Toten abtragen."

Arnold trat einige Schritte zurück, kaum unterdrückte er den Ausdruck seines Zornes. So verletzt fühlte er sich, so gering geschätzt, daß er sogar verschmähte, ihr Vorwürfe zu machen, und nur leise und heftig sprach:

„Wenn Sie mich heute mit einem Nein entlassen, so haben Sie etwas getan, das kein später gesprochenes Ja wieder gut machen kann."

Auch Claire war aufgestanden. Ihre gesenkten Lider bebten, sie stützte sich mit den Fingern der rechten Hand leicht auf den Tisch, indes die linke an ihrer zarten Gestalt niederhing. Ein stiller Seelenkampf vollzog sich in ihr, der keinen Ausdruck mehr fand, vielleicht keinen mehr suchte, den nur das Zittern der fest aufeinander gepreßten Lippen verriet.

Und von neuem faßte es ihn mit unsäglichem Erbarmen. „Sie quälen sich und mich mutwillig," sagte er. „Wäre ich noch der, der ich war, bevor meine Liebe zu Ihnen mich zum Schwächling machte, würde ich Ihnen sagen: Geben Sie jetzt nach oder lassen Sie uns jetzt scheiden ... Aber ich spreche das Wort nicht aus, weil ich weiß: ich kann es nicht halten."

Die ganze Verwerfung seiner selbst, mit der diese Erkenntnis ihn zu erfüllen schien, klang aus seinem Tone, und trotziger setzte er hinzu: „Sie werden mich abermals vertrösten, und ich werde mich abermals vertrösten lassen ... Wenn es aber geschieht, wenn ich, heute abgewiesen, wiederkomme, dann mögen Sie mich mit dem Bewußtsein empfangen, einen unversöhnlichen Zwiespalt in mir erregt zu haben."

„Herr Bretfeld," stammelte Claire beschwörend, „Herr Bretfeld ..." Sie war leichenblaß geworden, starr und unverwandt ruhten ihre Augen auf ihm.

Und er sah, daß er nun endlich das rechte getroffen hatte, daß es ihm gelungen war, ihre Kraft und ihren Stolz zu beugen ... Er sah es triumphierend und gerührt und verschloß sein Inneres der Stimme, die ihm zuflüsterte: Die unbezwingliche Macht, von der du sprachst, besteht nicht — du könntest dich losreißen, du könntest!

Zärtlich umfing er die Geliebte, indes sie sagte:

„Das soll nicht sein, um Ihre Selbstachtung darf ich Sie nicht bringen. Lieber mich um die meine," schaltete sie fast unhörbar ein. „Ich sage ja zu allem; nehmen Sie mich denn, wie ich bin — ärmer als arm."

„Ärmer als arm, aber dennoch wird Verlobung gefeiert," wiederholte eine scharfe Stimme. Die Baronin war eingetreten.

„So ist es," erklärte Arnold, „heute Verlobung, in vier Wochen Vermählung."

Claire ergriff und küßte die Hände der alten Frau. „Verzeih," bat sie, „ich bin undankbar gegen dich; ich folge ihm, ich verlasse dich, du bleibst allein."

„Was läge daran," versetzte ihre Freundin; „aber du handelst unvernünftig und infolgedessen unrecht, und das ist schlimm. — In vier Wochen?" wandte sie sich an Bretfeld. „Da muß also von Ihnen aus alles in Ordnung gebracht worden sein. Da haben Sie aus eigener Machtvollkommenheit das Verhältnis zum Hause Meiberg, das Claires Zukunft gesichert hätte, gelöst. Da haben Sie auch schon für eine Ihrer Braut gebührende Aufnahme in der Familie Bretfeld gesorgt."

„Das alles wird geschehen, verlassen Sie sich darauf."

„Wird?" fragte die Baronin mit spöttischem Erstaunen, „ist noch nicht?"

„Nehmen Sie an, daß heute morgen sei," entgegnete Arnold rasch und gereizt, „dann wird es geschehen sein ... Übrigens bin ich kein Kind, das um Erlaubnis zu bitten braucht; ich bin gewohnt den Meinen mit fertigen Tatsachen entgegenzutreten; und was Claire betrifft, so ist sie keine Sklavin."

„Doch! entschuldigen Sie; sie ist, da sie redlich ist, Sklavin ihres Wortes," entgegnete die Baronin und setzte nach kurzer Pause hinzu: „bis zu der Stunde, in der Sie mit Ihren Verwandten gesprochen haben werden und mit oder ohne deren Zustimmung auf Ihrer Heirat mit Claire beharren, bleibt alles beim alten, das fordere ich — einen Schatten von Mutterrecht wird mein Pflegekind mir zugestehen ... Ich weiß, ich weiß —" wehrte sie die Beteuerungen Clairens ab und richtete wieder das Wort an Arnold: „Fügen Sie sich."

„Worein?" rief er. „In das Bewußtsein, daß Sie mir

mißtraut haben vom ersten Tage und mir mißtrauen werden bis zum letzten?"

Er wartete auf einen Widerspruch, der nicht erfolgte. „Und Sie —," brach er aus, „und Sie, Claire?"

„Und ich," lautete ihre Entgegnung, „vertraue Ihnen blindlings, grenzenlos; ich sage, was Sie tun, das ist das Rechte ... Aber aus Liebe zu mir überzeugen Sie auch diese Ungläubige, die — gleichfalls aus Liebe zu mir — gegen Sie fehlt. Erfüllen Sie ihren Wunsch."

Er ließ sich bewegen, er gab nach.

Von ihm geleitet, trat Claire, viel zu spät — wie sie bald mit einem Schrecken, der ihn lachen machte, entdeckte — ihren Gang zu Meibergs an. In der Stadt nahm er von ihr Abschied und schlug einen Weg ein, den er noch nie freudig gegangen war, den Weg zur Wohnung seines Onkels Johann Bretfeld. Das war der alte und kinderlose Chef des reichen Hauses, das Orakel, vor dessen Sprüchen und Beschlüssen die sonst so steifen Nacken der Kaufherren Bretfeld, seiner Neffen, Geschäftsteilhaber und einstigen Erben, sich unbedingt beugten.

Claire jedoch schritt weiter, von Träumen umwoben, die sich immer lieblicher gestalteten. In vier Wochen seine Frau ... War's denn wirklich möglich? Geschehen solche Wunder? Verwandelt diese gütige Vorsehung, an der sie nie gezweifelt hat, für manchen über alle Maßen Begnadeten den dornenvollen Weg zum Himmel in eine Wanderung so schön und wonnehell, daß Engel das Menschenkind darum beneiden könnten? ... Seligkeit ohnegleichen — seine Frau sein, seine Genossin ... Und durch dieses höchste Glück, das zu erkaufen kein Opfer groß genug gewesen wäre, zugleich auch befreit werden von aller Sorge und Mühsal, den bitteren Kampf nicht mehr kämpfen müssen, den jeder Morgen erneute, und zu dem nicht mehr jeder Morgen die alte Freudigkeit brachte ...

Als Claire an ihrem Ziel anlangte und die Treppe betrat,

auf der sie dem Geliebten zum erstenmal begegnet war, atmete sie tief und blieb einen Augenblick in stilles Sinnen versunken stehen.

„Fräuln!" wurde sie plötzlich angerufen. Der Portier war aus seiner Loge getreten und winkte ihr, den Hut im Genick, mit dem silberbeschlagenen Stock vertraulich zu. „Was ist's denn mit Ihnen? Die Herrschaften schicken schon in einem fort fragen, ob Sie nicht haben absagen lassen, die Herrschaften sind schon bei Tisch."

Eilends begab Claire sich nach dem Speisesaal und fand dort in der Tat die Familie schon versammelt. Feierliches Schweigen empfing sie, nur unterbrochen durch ein Freudengeschrei Chouchous, in das Baby einstimmte. Sie wurden zur Ruhe verwiesen. Die Gräfin heftete auf Claire, als diese, sie begrüßend, an der Tafel Platz nahm, einen langen, vorwurfsvollen Blick, senkte ihn dann auf ihren wohlbesetzten Teller und führte mit verächtlicher Leidensmiene einen Bissen nach dem andern langsam zum Munde. Die Komtessen und Gräflein guckten voll mehr oder minder unschuldiger Schadenfreude abwechselnd Mama und Claire an, und Chouchou und Baby, die seit dem Eintreten der letzteren in einen Kampf mit ihren Bonnen geraten waren, machten sich plötzlich von ihren Bändigerinnen los und stürzten jubelnd auf Claire zu. Mit Donnerstimme befahl der Graf die kecken kleinen Gesellen auf ihre Sessel zurück, und als die unversehens Angewetterten vor Schrecken in Geheul ausbrachen, wurden sie in ihre Zimmer geschickt.

Nach dieser Katastrophe trat eine wahre Kirchhofsstille ein. Unhörbar für jeden, außer für den, an den es gerichtet war, machte die Stiftsdame dem Hofmeister das Geständnis, daß „in ihr alles koche." Die Gräfin aber salzte den Spargel, den sie eben aß, mit einer Träne,

Nach kurzer Weile erlaubte sich Claire, beim Grafen Fürsprache für ihre Zöglinge einzulegen; er aber reagierte nicht

darauf, sondern sprach: „Sie unpünktlich, Fräulein Dübois! Die Welt steht nicht mehr lang ... Ei, ei, Fräulein Dübois, unpünktlich zum ersten Male im Leben!“

„Lassen Sie mir das als Entschuldigung gelten, Herr Graf,“ entgegnete Claire mit wunderbarer Gelassenheit.

„Was haben Sie denn für ein Gewissen?“ flüsterte Marie, ihre Nachbarin, ihr neckend zu. „Sie versündigen sich gegen die Hausordnung, richten ein Familienunglück an und geraten darüber nicht einmal ein bißchen in Verzweiflung.“

Nun erhob die Gräfin ihr betrübtes Angesicht. „Es ist doch außerordentlich merkwürdig, daß ...“ Der Satz blieb unvollendet, dank der stets geübten Selbstüberwindung der edlen Frau und ihrer Rücksicht gegen Untergebene. Erst zwei Stunden später, als sie mit ihrer Schwester ins Theater fuhr, begann sie von neuem: „Es ist doch außerordentlich merkwürdig, daß Fräulein Claire es nicht der Mühe wert gefunden hat, ihr langes Ausbleiben zu entschuldigen.“

„Das kommt daher,“ erwiderte die Stiftsdame, „daß ihr sie verwöhnt habt. Ich sage immer, man darf die Leute nicht verwöhnen.“

„Onkel und Tante zu Hause?“ fragte Arnold, in das große, kahle Vorzimmer der Wohnung Johann Bretfelds tretend.

„Jawohl,“ antwortete die Zofe, an die er seine Worte gerichtet hatte. „Die Herren August und Vincenz haben da gespeist und die Damen auch, und —“ setzte sie hinzu und zupfte schmunzelnd an ihrer weißen Schürze, „das Fräulein Josephine Bretfeld ist auch da.“

Josephine Bretfeld ... die einzige Tochter des Konsuls Bretfeld, die ihm von den Seinen bestimmte Braut, das junge Mädchen, mit dem zusammenzutreffen er sich bis jetzt so standhaft geweigert hatte, — sie hier?

„Ist heute aus Paris angekommen mit dem Herrn Papa

und bei uns abgestiegen," fuhr die Zofe fort, nicht ohne Ergötzen an der Bestürzung, die ihre Nachricht hervorgebracht hatte.

Arnold griff rasch in die Westentasche, zog ein Paar zerknitterte Guldenscheine heraus und drückte sie der Dienerin in die Hand. „Sagen Sie niemand, daß ich hier gewesen bin," sprach er, indem er sich hastig dem Ausgang zuwandte. — Da wurde die Tür des Speisezimmers aufgerissen, und August erschien.

„Nun, Musikus, bist einmal da?" rief er dem Bruder zu und wiegte dabei behaglich seine hohe, schmächtige Gestalt mit der eingedrückten Brust und den vorgebogenen Schultern. „Wir haben dich vom Fenster aus kommen sehen und alle gelacht über den Zufall, der dich gerade heute herführt. Nur herein also, nur herein." Er schwankte voraus wie ein Boot im Winde, die Türen hinter sich offen lassend, und Arnold blieb nichts übrig, als ihm durch eine Reihe steif und unwohnlich eingerichteter Gemächer bis in den Salon zu folgen.

Da saß der wohlbekannte Kreis in der wohlbekannten Weise. Auf dem altmodischen, mit rotem Brokat überzogenen Kanapee die alte Tante Johanna in silbergrauem Taffet mit einer gewaltigen weißen Haube auf dem noch hoch getragenen Kopfe. Rechts und links von ihr auf geradlehnigen Fauteuils ihre Nichten, die Zwillingsschwestern Elise und Bertha, zwei strenge Schönheiten, mittelgroß, wohlproportioniert, mit länglichen ebenmäßigen Gesichtern, die schon zur Üppigkeit neigenden Körperformen in eng anliegenden Taillen von gelbbraunem Atlas eingedämmt. Den Damen gegenüber verschwand beinahe in einem großen, tiefen Lehnstuhl der greise und winzige Chef des Hauses Bretfeld. Seine Füße, die nicht bis zum Fußboden gereicht hätten, ruhten auf einem Schemel. Er horchte, den Mund halb geöffnet, mit der Neugier der Tauben nach allen Seiten hin und schien kein Wort des geführten Gespräches verlieren zu wollen.

„Arnold ist da!“ rief August ihm nun zu und beugte sich zu ihm nieder.

„Wer?“ fragte der Greis.

„Arnold,“ wiederholte, ihm ins andre, ins bessere Ohr schreiend, sein Neffe Vincenz. Das war der „elegante“ Vincenz, das leibhaftige Widerspiel Augusts. Kurz und gedrungen, schwarzäugig, schwarzbärtig, zu sorgfältig gekleidet, zu gut frisiert, den kleinen Finger jeder Hand mit einem Ring geschmückt, dessen Brillant fixsternmäßig funkelte.

Der Anblick dieser Ringe genügte sonst, um Arnolds Spott zu reizen und in ihm die Lust zu erwecken, den kargen Vorrat von abgedroschenen Späßen, aus dem das Unterhaltungsbedürfnis der Seinen gedeckt wurde, mit einigen lustigen Witzen aufzufrischen. Heute fertigte er die Familie mit einer kurzen Begrüßung ab. Seine ganze, seine staunende Aufmerksamkeit wurde von der neuen Erscheinung in Anspruch genommen, die er bei seinen Angehörigen traf, von dem Mädchen, das er sich eben angeschickt hatte zu fliehen ... Himmel und Erde! wie schön war dieses schlanke Geschöpf, mit den herrlichen aschblonden Haaren, das ihn aus großen Augen ansah und seine tiefe Verbeugung so unbefangen erwiderte, daß kein Zweifel walten konnte über ihre Unkenntnis der Absichten, die ihr Vater mit dem Besuch der Verwandten in Wien verband — im vorigen Jahre wenigstens verbunden hatte. Damals war Arnold, der Wahl, die seine Brüder für ihn getroffen, mißtrauend, einer Begegnung mit Fräulein Bretfeld schnöde ausgewichen. Wer konnte aber auch den schwerfälligen Kaufleuten, den Männern ihrer Frauen, einen so ausgezeichneten Geschmack zutrauen? Sie waren aus Paris gekommen, entzückt von ihrer Nichte Josephine, und sangen ihr Lob in allen Tonarten. Arnold jedoch hatte aus ihren Hymnen nichts herausgehört als den Schrei der Sympathie der Millionen des Hauses Bretfeld senior für die Millionen des Hauses Bretfeld junior. Welch ein Irrtum,

welch ein Unrecht, an dem anmutigen Wesen begangen, das jetzt vor ihm stand, so natürlich, so einfach, so ernst — und so jung! ... so jung! — Welcher Kontrast zwischen der liebenswürdig ungezwungenen Art und Weise dieses weltgewandten Kindes und den hölzernen Manieren seiner Schwägerinnen, die immer verfangen in einem Netz von Ansprüchen und doch immer verlegen waren und zweierlei Benehmen hatten, eines für die Gesellschaft und eines für das Haus.

Arnold mußte bekennen: die Absicht, die seine Brüder mit ihm gehabt, war eine gute gewesen. — Unglaublich nur, unverzeihlich fast erschien ihm, daß er, der Bräutigam von drei Stunden, ein Auge haben konnte, ein waches und scharfsichtiges Auge für die Vorzüge eines andern Wesens als desjenigen, das er erkoren und errungen. Indessen war ja sein Schicksal besiegelt, und das Wohlgefallen, welches das schöne Mädchen ihm einflößte, ein rein künstlerisches. Immer behaglicher gab er sich dem Vergnügen, mit ihr zu plaudern, hin und fand die Störung höchst unangenehm, als der Vater Josephinens erschien, um sie zur Oper abzuholen.

Konsul Bretfeld kam vom Diner beim Handelsminister und war gar freundlich anzuschauen, wie er daherschnellte, federnden Ganges, im Schmucke seiner vielen Orden. Sein rundes, rötliches, von Selbstzufriedenheit strahlendes Gesicht verdüsterte sich, als er Arnold gewahrte, und ziemlich trocken erwiderte er auf dessen Anrede:

„Noch nicht zu Hofe gefahren, Herr Vetter? Hat es damit in diesem Jahre weniger Eile als im verflossenen? Oder ist keine Einladung erfolgt?"

„Doch," antwortete Arnold, „ich habe sie schon erhalten."

„Und ihr noch nicht entsprochen?"

„Noch nicht; es ist sogar wahrscheinlich, daß ich sie ablehnen werde."

„Hahaha!“ platzte August heraus und rieb sich geräuschvoll die knochigen Hände.

„Johanna, was hat er gesagt?“ rief der Chef des Hauses seiner Frau über den Tisch zu. Vincenz kicherte, Elise und Bertha sahen ihre Männer mit zur Ordnung verweisenden Blicken an. Der Konsul aber näherte sich der Tante, küßte ihr zierlich die Hand, versprach, nach dem Theater seine Tochter persönlich in das gastfreie Verwandtenhaus zurückzugeleiten, winkte dem Mädchen, voranzugehen, und empfahl sich, von August und Vincenz geleitet. Gern wäre Arnold dem Beispiel der beiden gefolgt, doch widerstand er dieser Versuchung und setzte sich auf den von Vincenz verlassenen Sessel an die Seite seines Oheims.

Der Greis hob den Kopf. „Nun, was sagst du?“ fragte er gespannt. „Sprich aber laut, daß ich's hören kann.“

„Hören Sie denn, lieber Onkel,“ nahm Arnold nach einer Pause, während der seine Brüder wieder in den Salon getreten waren, das Wort. „Ich bin gekommen, um Ihnen, meiner verehrten Tante und meinen Geschwistern mitzuteilen ...“ — die Ruhe, mit der er begonnen hatte, drohte ihn zu verlassen, und mit erzwungener Festigkeit schloß er: „daß ich mich heute verlobt habe.“

„Verlobt!“ Alle Lippen wiederholten das Wort, teils erschrocken, teils ungläubig, nur August lachte: „Dummer Spaß!“

Den Onkel überkam plötzlich eine große Lustigkeit. „Ei der Tausend — da schau einer den Burschen an!“ Er schlug mit dem geballten Fäustchen, so stark er konnte, auf Arnolds Knie. „Er macht Späße über seine Verlobung ... dürfte bald Ernst werden, was? Nun, wie sieht sie aus, die Braut? ... Ist sie reich? ist sie schön? wie heißt sie?“

„Sie ist nicht reich und heißt Claire Dübois.“

„Wie?“ fragte der Alte, der schlecht verstanden zu haben glaubte, und Arnold rief ihm den Namen noch einmal laut ins Ohr.

Es entstand eine allgemeine Stille.

Elise unterbrach dieselbe zuerst, indem sie mit schneidendem Spotte sprach: „Ich entsinne mich eines Tanzmeisters Dübois."

„Ganz recht," entgegnete Arnold, und seine Wimpern zuckten, „dessen Tochter ist meine Braut."

Der kleine Onkel wand sich vor Lachen in seinem großen Fauteuil, und Tante Johanna lachte mit, sehr erfreut, ihren alten Herrn so munter zu sehen. Die beiden Schwestern blieben stumm; August sagte noch einmal: „Dummer Spaß," und Vincenz brummte: „Willst du uns zum besten haben? ... Du — und eine Tanzmeisterin!"

„Das ist sie nicht ... lernt sie doch kennen ... erlaubt mir, euch meine Braut vorzustellen."

Ein ablehnender Ausruf der drei Damen beantwortete diese Zumutung. August und Vincenz traten dem jüngeren Bruder entgegen, der sich seinerseits erhob. Niemals, erklärten sie, werde Fräulein Dübois ihre Schwelle überschreiten; den Vorschlag, Erkundigungen nach ihr einzuziehen, wiesen sie entschieden von sich. Nicht einmal einen Tag lang sollte es heißen, die Familie erwäge das Undenkbare, fasse es als eine Möglichkeit ins Auge.

„Du irrst, Arnold," mischte Elise sich in den Streit, „wenn du glaubst, daß ich deine Erkorene niemals gesehen habe. Ich besinne mich jetzt, ihr in einem Hause begegnet zu sein, in dem sie Lektionen gab. Eine verblühte Person, mein Lieber, die sich auf die Jugendliche spielt."

„Verblüht auch?" polterte Vincenz, „dafür aber natürlich um so erfahrener. O, du Musikus! ... sich so fangen zu lassen, von einer Intrigantin, einer Tänzerin, einer Französin."

„Kein Wort über sie!" rief Arnold; aber er wurde überstimmt. Was wußte er von der Welt, er, ein Bewohner von Wolkenkuckucksheim, von Natur dazu verurteilt, hinters Licht geführt, betrogen und ausgebeutet zu werden.

Ein häßlicher Kampf entspann sich. Jeder Ausdruck von Gutmütigkeit war aus dem fahlen Gesicht Augusts verschwunden, der elegante Vincenz hatte sich in einen plumpen, Verleumdungen hervorstoßenden Gesellen verwandelt. Arnold öffnete den Mund nicht mehr. Wie fern stehen mir diese Menschen, dachte der Freund des Schönen.

Mit regstem Interesse horchte der greise Oheim dem laut geführten Streit seiner Neffen.

„Bleibst du trotzdem dabei?" ließ August seinen Bruder an.

„Ich bleibe dabei," erhielt er zur Antwort.

„Johanna, was hat er gesagt?" kreischte der Chef.

Seine Frau gab ihm einen Wink; sie standen auf und schritten Arm in Arm in das Nebenzimmer, wo man sie, trotz der verschlossenen Tür, sprechen hörte. Ihre Unterredung war bald zum Abschluß gelangt, und feierlich traten sie wieder ein und auf den Helden dieser Familienszene zu.

„Du heiratest also wirklich die Tänzerin?" fragte der Greis.

„Ich heirate Claire Dübois."

„Nun denn, Arnold, mein Junge" — die kleine Gestalt des Alten schien noch mehr in sich zusammenzuschrumpfen, und sein fahler, eckiger Kopf zitterte heftig — „nun denn, so muß ich dich enterben. Es tut mir leid, mein Junge, aber Bretfeldsches Geld darf nicht auf Tanzmeisterkinder übergehen."

„Es ist kein Geld wie ein andres," sprach die Tante, „es ist in ehrenwerter Arbeit erworbenes Geld, das wir nur ehrenwerten Händen anvertrauen wollen."

„Vincenz," befahl der Onkel, „geh hinüber ins Kontor und bringe mir Arnolds conto corrente."

Wenige Minuten später legte Vincenz ein großes Buch auf den Tisch, vor das der Chef sich stellte, und dessen lange Zifferreihen er musterte wie ein Feldherr seine Truppen. Jetzt sollte mit dem Musikus abgerechnet werden. Bisher hatte man es nicht getan, sondern ihm die Summen gegeben, die er verlangte.

Wenn er viel Geld ausgab für seine Musikinstrumente oder seine Bildersammlung, sagte August höchstens: „Bist ein Klavier- und Geigen-Don Juan," oder: „Schon wieder ein Bild gekauft? Mußt immer Bilderln anschauen wie ein kleines Kind."

Und immer war vom alten Herrn entschieden worden: „Zahlt, aber nicht von dem Seinen, ich streck ihm vor. So lang er's nicht ärger treibt, streck ich vor. Laßt ihm das Seine nur beisammen."

Der alte Herr hatte ihn ein für allemal akzeptiert als den Unmündigen in der Familie, für dessen Wohl gesorgt werden muß, weil er nicht selbst dafür zu sorgen versteht. Eine andre Gestalt jedoch nehmen die Dinge an, wenn der liebe Junge sich loslöst aus dem Verband des Hauses, wenn man nicht mehr den zukünftigen Erben in ihm zu schonen hat.

„Soll und Haben," murmelte der Greis.

August und Vincenz zogen Bleistifte und Blocks aus den Taschen und schrieben mit fast komischer Geschwindigkeit Zahlen auf; der Chef rechnete im Kopfe.

„39651 Gulden und 40 Kreuzer," sprach er nach kurzer Zeit, und zugleich legten August und Vincenz ihre Blocks vor ihn hin und wiederholten: „39651 Gulden und 40 Kreuzer."

„Wenn ich mich bezahlt mache — und ich werde mich bezahlt machen —, heute dein ganzes Vermögen, mein lieber Junge," sagte Onkel Johann.

„Wie?" rief Arnold in Bestürzung aus.

„Ja, ja, lieber Junge, du hättest das längst wissen können, wenn du dich um deine Sachen gekümmert hättest. Deine Eltern haben Vincenz und dich auf den Pflichtteil gesetzt, damit August das Geschäft in der alten glänzenden Weise fortführen könne. Der hier" — er wies auf Vincenz — „ist ein Mehrer, hat auch vernünftig geheiratet; das Seine ist gewachsen. Du bist ein Zehrer, willst nicht vernünftig heiraten; das Deine ist zusammengeschmolzen und wird bald nichts mehr sein. Die arme Tänzerin

ich muß sie bedauern. Sie hat sich verrechnet. Du wirst als Ehemann nicht so großmütig gegen sie sein können, wie du es gewiß als Courmacher gewesen bist."

„Onkel!" schrie Arnold gepeinigt; und der Alte hob sogleich wieder an mit seiner schrillen und zitternden Stimme:

„Ich bitte dich, überleg's! Wenn sie keinen der äußeren Vorzüge besitzt, die uns Männer blenden und hinreißen, Dummheiten zu machen; wenn ihre Reize dich nicht verführt haben, kannst du nur gefangen worden sein ... Sei doch kein Narr und sieh es ein: eine solche Verblendung ist kein Unglück mehr, ist eine Lächerlichkeit."

Die Zustimmung der übrigen begrüßte diesen Ausruf des Chefs, und Arnold wußte, daß er sich sechs Menschen und einer Meinung gegenüber befand, einer unerschütterlichen Meinung, in der Claire ungesehen gerichtet und ungehört verdammt wurde.

Jede gute Regung in ihm bäumte sich auf gegen diese engherzige grausame Ungerechtigkeit, und stolz aufgerichtet im Gefühl seines höheren Wertes sprach er:

„Ich bin nicht verblendet, ihr seid es, und zwar in der Weise, die eurer Phantasie entspricht. Ich hätte nichts andres erwarten sollen. Nun bleibt mir die ewige Reue, den Namen Claires vor euch genannt zu haben."

„Johanna, was sagt er?" rief der Greis, und Arnold, der sich schon zum Gehen gewendet hatte, sah, noch einen letzten Blick zurückwerfend, daß die Augen des Alten mit einem Ausdruck des Mitleids auf ihn gerichtet waren.

Am nächsten Tage beklagten sich die Eltern der Gräfin Meiberg darüber, daß Claire gestern bei der Partie sehr zerstreut und gar nicht wie sonst gewesen, auch ungewöhnlich früh fortgegangen sei. Was mag sie gehabt haben? Vielleicht Migräne?

Die meisten Lehrerinnen haben Migräne. Bisher war Claire von diesem Übel verschont geblieben; wie fatal, wenn es sich gerade jetzt, da man ein dauerndes Engagement mit ihr abgeschlossen, einstellte.

Von dieser Besorgnis erfüllt, begab sich die Gräfin nach der Kinderstube, in der Claire, wenn sie heute pünktlich gewesen, vor fünf Minuten eingetroffen sein mußte.

Sie war da. Sie saß am Tische zwischen Chouchou und Baby und erzählte ihnen eine Geschichte, eine durchaus nicht traurige, sondern eine lustige Geschichte, über welche die kleinen Jungen schon oft herzlich gelacht hatten. Heute aber lachten sie nicht. Sie sahen vielmehr ganz verdutzt drein und starrten regungslos und unverwandt auf den Mund der Erzählerin. Diesen hübschen und edlen Mund umspielte, während er von heiteren Dingen sprach, ein unstet flatternder Leidenszug, und so oft Claire auch versuchte, ihre kleinen Zöglinge freundlich und heiter anzublicken, immer wieder senkten sich ihre Lider rasch und unwillkürlich. Die Gräfin war an den Tisch getreten, nachdem sie Claire durch einige Worte aufgefordert hatte, sich nicht unterbrechen zu lassen. In der Art, in der Mama das tat, mußte etwas liegen, das Chouchou nicht gefiel, und das er gut zu machen wünschte. Plötzlich sprang er auf und klopfte mit seiner kleinen Hand derb und zärtlich die Wange seiner Freundin. Sie wollte es ihm verweisen, vermochte aber weder zu sprechen noch die Tränen, die ihr in die Augen traten, zurückzudrängen.

Das sehen, sich Claire an den Hals werfen und mit ihr weinen, war eins für Chouchou und für seinen getreuen Nachahmer Baby. Mit größter Mühe hätte die Gräfin eine bessere Gelegenheit, gerührt zu werden, nicht finden können. Seltsamerweise machte sie davon keinen Gebrauch. Ihre Ergriffenheit bildete nicht wie gewöhnlich einen feuchten Niederschlag, sondern kristallisierte zu Eis. Es wurde ordentlich kühl im Zimmer, als sie den Blick ihrer lichten Augen über Claire hinweggleiten ließ,

ihn auf eine sinnbildliche Darstellung der Charitas heftete, die an der Wand hing, und sprach:

„Gestern sind Sie zu spät zu uns gekommen und sind zu früh fortgegangen, heute machen Sie meinen Kindern eine Szene. Das geht nicht; es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß das nicht geht. Besonders nicht diesen Kindern gegenüber, denen ihr Vater vorwirft — und ihr Vater wirft immer nur mit Recht vor —, daß sie den ganzen Tag nichts tun als weinen."

„Sie werden nicht mehr weinen, es ist schon vorbei; nicht wahr, Chouchou und Baby?" sagte Claire, die wieder Herrin ihrer selbst geworden war, sich erhoben und diese Standrede schweigend angehört hatte.

Die Gräfin öffnete ihre schmalen, immer trockenen Lippen nur noch zu den Worten: „Wir wollen sehen," und schritt mit unnachahmlicher Hoheit aus dem Zimmer.

Noch eine Unterrichtsstunde gab Claire an dem Vormittage, dann eilte sie heim wie gejagt.

„Keine Nachricht?" war ihre erste hastig hervorgestoßene Frage an die Baronin, und diese schüttelte, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, verneinend den Kopf.

Claire setzte sich ihr gegenüber. „Er wird selbst kommen wollen," sagte sie, „er weiß, daß ich bis drei Uhr zu Hause bin."

„Möglich," erwiderte Karoline, und lange Zeit wurde kein Wort mehr gesprochen.

„Weißt du, was ich meine?" unterbrach Claire endlich das Schweigen. „Es ist so: Er hat gestern seiner Familie seine Verlobung mit mir angezeigt, und seine Familie hat die Kunde" — sie machte einen mißlungenen Versuch, einen leichten und scherzenden Ton anzuschlagen — „mit geringer Begeisterung aufgenommen."

„Wahrscheinlich."

„Und jetzt kämpft er für mich, um mich."

„Er kämpft? ... Sagte er nicht, daß er gewohnt sei, seiner Familie mit fertigen Tatsachen entgegenzutreten?"

„Er sagte es; aber er kennt mich, er täuscht sich nicht über die Qual, die der Gedanke mir verursachen würde, schuld zu sein an einer Entfremdung zwischen ihm und den Seinen. Darum bemüht er sich, mir die Pfade zu ebnen ... offene Arme sollen mich empfangen, das will er; und wie dank ich ihm! ... Ich könnte es ja nicht verwinden, seine Frau —" Claire wiederholte die letzten Worte mit dem Ausdruck des höchsten Stolzes, „seine Frau zu sein und nicht aufgenommen zu werden, wie es ihm gebührt, von denen, die ihm die nächsten sind."

An der Haustür wurde geschellt — Claire stieß einen leisen bebenden Schrei des Jubels aus und eilte ins Vorgemach. Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück — allein.

„Ein Diener der Gräfin Küstin," sprach sie, „hat das Geld für die Ausbesserung des Spitzenschleiers gebracht. Ich habe den Empfang in deinem Namen quittiert. Die Gräfin läßt sagen, die Rechnung sei sehr hochgestellt gewesen."

„Wenn Leute, die von Arbeit keinen Begriff haben, sich doch nicht unterfangen wollten, Arbeit zu taxieren," entgegnete Karoline und stickte weiter.

Claire schloß die Augen; ihre Hände ruhten müßig in ihrem Schoße. Das Bewußtsein der Zeit, die verstrich, ergriff sie beklemmend, wie etwas physisch Fühlbares. Entsetzlich langsam für die sehnsüchtige Erwartung, fürchterlich rasch für die getäuschte Hoffnung rannen die Stunden dahin.

Manchmal stand die Baronin auf, ging, nach ihrem Kranken zu sehen, und kam dann wieder an den Stickrahmen zurück. Claire wandte den Blick nicht zu ihrer Freundin; sie war gewiß, wenn sie es täte, würde sie einem strengen Antlitz begegnen, auf dem sich Unzufriedenheit malte.

„Halb drei Uhr," sprach Frau Karoline plötzlich, „du mußt nun fort."

Die Angeredete fuhr zusammen. „Und wenn ich nicht ginge?“ fragte sie zögernd.

„Tätest du eben unrecht,“ lautete die Antwort.

Eine Viertelstunde später befand sich Claire auf der Wanderung zu Meibergs. Sie ahnte nicht, als sie, die Brücke zum Stadtpark überschreitend, am Kastanienwäldchen vorüberging, daß sich von einer Bank in demselben ein junger schlanker Mann erhoben hatte, der nun auf den Weg trat, den sie eingeschlagen, und ihr nachsah, so lange er sie irgend erblicken konnte. Ihm war nicht wohl zumute, sein Mund bebte schmerzlich, seine Brauen zogen sich zusammen. Er stieß den Fuß heftig gegen den Boden, er dachte: Arme Claire! Mitleid mit ihr schwellte sein Herz, und Groll und Haß gegen die, die nicht zulassen wollten, daß sie glücklich werde.

Auch er hatte schwere Stunden gehabt und zum erstenmal in seinem Leben eine Nacht in heißem Seelenkampfe durchwacht. Von der Unterredung mit seinen Angehörigen war er in seine Wohnung heimgekehrt und rastlos auf und ab geschritten in den hellen, mit künstlerischem Schönheitssinn ausgeschmückten Räumen. Der Augenblick, in dem er Claire hierher führen und ihr sagen würde: „Tritt ein, schalte und walte, du bist in deinem Eigentum,“ der köstliche Augenblick, den er sich so freudig ausgemalt, sollte niemals kommen. Was Arnold der Erwählten jetzt zu bieten hatte, war nicht mehr Wohlstand; diese Wohnung paßte nicht mehr zu seinen Verhältnissen, wie sie sich heute gestaltet hatten; sie mußte aufgegeben und ihre besten Zierden, um die Reichere, als er je gewesen, ihn oft beneidet hatten, mußten verkauft werden. Es hieß Geld schaffen. Der neue Haushalt, wenn auch noch so bescheiden, mußte errichtet werden. Und dann sollte man leben, und daß man es von den schmalen Renten könne, die sein zusammengeschmolzenes Vermögen abwerfen werde, fiel Arnold nicht ein. „Verdienen“ galt's, beträchtlich verdienen! In welcher Weise, war genau vorgezeichnet.

Aber ein wahres Greuel war ihm diese Weise — schon damals, als er sie spielend, mit der hochmütigen Gleichgültigkeit des vielumworbenen „finishing master's" betrieb. Er pflegte über die Preise zu spotten, mit denen man den Vorzug erkaufte, sich des Unterrichts Herrn Bretfelds rühmen zu dürfen, und ließ das aufgedrungene Geld, das ihn für die Langeweile des „Stundengebens" doch nicht entschädigte, achtlos durch die Finger gleiten. Daß er auf Erwerb keinen Wert legte, das bewies die Lässigkeit, mit der er sein so überaus einträgliches Lehramt versah. Als er sich eine Zeitlang, den Begegnungen mit Claire zuliebe, regelmäßig bei Meibergs eingefunden hatte, erregte diese Pünktlichkeit den Neid aller seiner übrigen Schülerinnen.

Gewesen, diese Zeiten! eine neue Ära beginnt. Der interessante, der schöne, der reiche Herr Bretfeld versäumt keine Lektion mehr ... Wie merkwürdig! — Ja, er hat eine „dumme Heirat" gemacht und braucht jetzt sein Honorar. Steht es so? — Nun, wenn das Honorar gebraucht wird, dann wird es zugleich kleiner, das ist ganz natürlich; und mit seiner „dummen Heirat" und mit seinen kleinen Honoraren sinkt Herr Bretfeld von seiner Höhe, sinkt herab zum Lehrer, den man aus Höflichkeit „Herr Professor" nennt und — ausschließt. Die Zeit wird bald dahin sein, in der Arnolds Name sein Titel war und ihm die exklusivsten Kreise zugänglich gemacht hatte. Er sah ganz genau, was ihm bevorstand, er kannte die Menschen und das Leben besser, als seine Angehörigen sich's träumen ließen, die meinten, daß einer, der vom Weltmarkt nichts versteht, von der Welt überhaupt nichts weiß. Er gab keiner Täuschung Raum, gestand sich, daß alles verfehlt sei, auch der Geliebten gegenüber, alles. Eine glänzende Zukunft hatte er ihr zu bereiten versprochen, und was er ihr in Wirklichkeit zu bieten vermochte, war nichts andres als eine Fortsetzung ihrer jetzigen Existenz. Der Gedanke an Claire war ihm der bitterste; die lange Nacht hindurch quälte er sich damit, eine Hilfe, einen Ausweg zu suchen, ent-

warf die abenteuerlichsten Pläne, zog die unmöglichsten „Wenn" ins Bereich seiner Erwägungen, nur das eine nicht: Wenn die Meinen nachgeben würden! ... Die gaben nicht nach; die hatten gesprochen, und wie sie es heute getan, würden sie es in zehn Jahren noch tun.

Am Morgen verließ er seine Wohnung und wanderte ziellos in den Straßen umher. Er nahm sich vor, Claire nicht zu schonen, ihr die ganze Wahrheit zu sagen. Und werde sie dann, wie es ihr so ähnlich sah, zurücktreten wollen, dann werde er es nicht zugeben — um keinen Preis ... Was wäre ich, wenn ich das vermöchte, was wäre ich! wiederholte er zahllose Male leise vor sich hin.

In den Stunden, in denen sie so bang auf ihn gewartet hatte, war er zum Entschluß gekommen, die schlimme Kunde, die er zu bringen hatte, nicht ihr selbst mitzuteilen. Zu grausam für sie, zu peinlich für ihn erschien ihm das, und so hatte er des Augenblickes geharrt, in dem Claire die zweite Hälfte ihres Tagewerks begann, und schlug nun den Weg, den sie eben gegangen war, in entgegengesetzter Richtung ein.

Unweit von dem Hause, dem er zuschritt, wurde er von einem Mietwagen überholt, der vor dem Tore anhielt. Langsam öffnete sich der Schlag, eine kleine Greisengestalt entstieg ihm, schwankte, unsicher auf einen Stock gestützt, über das Trottoir und verschwand im Eingang.

Arnold blieb, starr vor Überraschung, stehen.

Nach einer Weile bog er dann in die nächste Seitenstraße ein und spähte von dort nach dem Tor hinüber. Kaum eine Viertelstunde verging, und der Greis kehrte zurück, gab dem seiner wartenden Kutscher ein Zeichen und kauerte sich hastig, als fürchte er gesehen zu werden, in eine Ecke des Gefährts, das mit ihm davonrollte.

Arnold aber eilte ins Haus, rannte die Treppe hinauf, und von der Baronin auf sein Schellen eingelassen, stürmte er ihr nach in das Zimmer.

„Mein Onkel war bei Ihnen. Was hat er hier gewollt?“ fragte er, ergriff beide Hände der alten Frau und schüttelte sie heftig, kaum wissend, was er tat.

Freundlicher, als es jemals geschehen, blickte ihm Karoline in das glühende Gesicht. „Er hat Ihnen eine unangenehme Erörterung erspart,“ sagte sie. „Sie brauchen mir nichts mehr zu erzählen. Hingegen habe ich Ihnen eine Botschaft zu verkündigen, die Sie in Staunen setzen wird. Ihr Onkel — ja, das Alter zerbröckelt sogar den Stein und erweicht einen Bretfeld — Ihr Onkel meldet Ihnen durch mich, daß er Ihnen acht Tage Bedenkzeit läßt.“

„Was soll das?“ rief Arnold. „In acht Tagen werde ich wollen, was ich heute will!“

„Und in acht Monaten, und vielleicht früher schon, blutig bereuen, so gewollt zu haben. Warum gewollt? Nicht weil eine allmächtige Liebe und Leidenschaft Sie treibt, nein, aus Eitelkeit, aus Trotz, weil Ihnen der Mut fehlt, zu sagen: ‚Ich bitte um Entschuldigung, ich habe mich geirrt.‘“

„Der Mut? ... das heißt die Schamlosigkeit!“

Die Baronin beantwortete diesen Ausruf mit einer Gebärde unsagbarer Geringschätzung.

„Lauter falsche Empfindungen,“ sprach sie, „lauter Hohlheit, lauter Schein. Ein bißchen ehrlicher Zynismus wäre mir lieber. Seien Sie doch einmal aufrichtig mit Arnold Bretfeld! Sie haben nachgedacht, ich sehe es Ihnen an; Sie wissen, welche Zukunft mit Ihnen zu teilen Sie Claire einladen. Eine Zukunft voll von Mühen, denen Sie nicht gewachsen sind.“

Sie hielt ihm die eindringlichste von allen Reden, eine Rede, die aussprach, was er sich selbst im stillen schon gesagt, nur klarer, nur schneidiger. Kalt und unerbittlich schilderte sie ihn, wie er war, entkleidete ihn Stück für Stück seiner erborgten Herrlichkeiten und ergoß den grausamsten Hohn über das, was übrig blieb.

Er suchte sich zu verteidigen; da hob die alte Frau ihren mächtigen Kopf hoch empor und fragte: „Wenn Sie alles ungeschehen machen könnten, was sich zwischen dem Tage Ihrer ersten Begegnung mit Claire und dem heutigen begeben hat, würden Sie es tun?"

Arnold errötete und wendete sich ab. „Ich kann es aber nicht ungeschehen machen."

Die Baronin lachte triumphierend auf. „Etwas Vergessenes ist so gut wie nie Gewesenes! Vergessen Sie!"

„Vergessen? ein Unrecht, eine Schuld?"

„Pah! Niemand weiß besser als Sie, daß es eine Torheit wäre, Ihr angenehmes Leben, Ihre schöne Zukunft einer Heirat mit Claire aufzuopfern. Wer sollte Ihnen eine Schuld beimessen, weil Sie eine Torheit nicht begehen? — ein Tor höchstens. Nun, Herr, ich kenne wenig Menschen, die darauf bestehen, sich selbst einer Schuld zu zeihen, wo kein Kluger eine Schuld findet. Sie gehören nicht zu diesen Wenigen, Sie werden mit Ihrem ‚Gewissen' ins reine kommen. Verlorner Sohn des Reichtums, kehren Sie zurück unter das väterliche Dach! Tun Sie es rasch, nicht mit grausamer Langsamkeit. Je plötzlicher Sie sich von Claire losreißen, desto leichter machen Sie es ihr, ihrem Glückstraum zu entsagen. Ich bitte um Schonung für die, die Ihnen eine vergängliche Liebe, aber — nicht wahr? und mich wundert nur, daß Sie es nicht schon ausgesprochen — eine ewige Freundschaft eingeflößt hat ... Opfern Sie sich, erscheinen Sie roh, um eine Wohltat zu erweisen! Seien Sie einmal großmütig — die letzte Gelegenheit zur Großmut, Herr — greifen Sie zu!"

Arnold knirschte und hätte im Zorne über die erfahrene Beleidigung sich fast von neuem verschworen, sich abermals in das Netz verwickelt, nur um dem bitteren Hohn des Weibes, das er haßte, zu entgehen. Aber er besann sich, er dachte: Durch! diese große Demütigung ist der Weg zur Freiheit!

„Verleumden Sie mein Herz, soviel Sie wollen," sprach er, „sagen Sie Claire, was Sie wollen. Ich liebe Claire, und was auch geschehen möge, ich werde nie aufhören, sie zu lieben ... und auf dem Recht, das sie selbst mir eingeräumt, werde ich bestehen ... auf dem Recht, sie für immer zu befreien von jeder materiellen Sorge!"

„Herr!" schrie die Baronin, „Herr!"

Sie erhob sich, ihre lange schmale Gestalt in dem ärmlichen schwarzen Kleide nahm eine unendliche Würde an. Wie eine Königin gegen einen frech gewordenen Untertan streckte sie die Hand aus und wies dann nach der Tür.

Einen finsteren Blick warf Arnold auf sie und empfand, in welchem Maße er sich selbst in ihren Augen erniedrigt hatte. Sein Hochmut rang und suchte nach Waffen gegen den Stolz dieser Frau, nach einem Partherpfeil wenigstens, den er ihr zuschnellen könnte, bevor er schied. Umsonst! Nichts gab der Augenblick ihm ein, und stumm leistete er ihrer stummen Aufforderung Folge.

Daheim warf er sich auf den Diwan, vergrub den Kopf in die Kissen, ließ den Sturm in seinem Innern austoben und kam allmählich mit einem gewissen Behagen zum Gefühl physischer Müdigkeit, Hungers und Durstes; er aß, trank und schlief. Um zehn Uhr brachte ihm sein Diener ein Telegramm aus Deutschland: „Hoheit lassen Ihr Schweigen als Annahme der an Sie ergangenen Einladung gelten. Sie werden stündlich erwartet."

Allein in einem Coupé erster Klasse des Schnellzuges der Westbahn befand sich am nächsten Morgen Arnold Bretfeld. Er stand am Fenster und blickte in den jungen Tag hinein. Taufrisch, üppig und grün wellten die Höhen dem goldschimmernden Horizont zu, in wolkenloser Reinheit blaute der Himmel. Die graue Dunstatmosphäre über der großen Stadt im Osten

bildete in all dem Glanze den einzigen Fleck. Auch der versank in immer weitere Ferne.

Da atmete Arnold auf wie ein Erlöster. Da war der eiserne Ring, den selbstgeschaffene Leiden um seine Brust geschmiedet hatten, entzwei gesprungen. „Heil mir!" jauchzte er laut im Gefühl der seligsten Genesung. Abgetan der schnöde Drang, ein andrer sein zu wollen, als er war; abgetan das kränkliche Mitleid, das ihn irre gemacht an seiner eigenen Empfindung und ihn Liebe hatte nennen lassen, was Erbarmen war. Abgetan Selbsttäuschung und Lüge. Ohne falsche Bescheidenheit nehme jeder den Platz ein, der ihm zukommt am Mahle des Lebens. Ist's ein bevorzugter, um so besser! Was nützt es den Armen, für die der Abhub bestimmt ist, wenn man sich zu ihnen gesellt? Jedem das Seine — Mühsal und Arbeit denen, die dazu berufen sind; Freude, Genuß, göttliches Odium den Erwählten! ... „Mir!" sagte sich Arnold, und jeder seiner Pulsschläge war Lebenslust, und jeder Herzschlag Verheißung. Weit öffnete die Welt sich wieder vor ihm, die schöne Welt, die ihm gehört und seinesgleichen.

Alles Glück dem Glücklichen. Sogar die leise Wehmut, die sich bei dem Gedanken an Claire durch seine Seele schlich, war nichts als ein leichter Schatten, der das Licht, das ihn allzu grell überfluten wollte, mild abdämpfte.

Am Abend zuvor war Claire nach Hause gekommen, hatte das erste Zimmer leer und Karoline im zweiten am Bette ihres Kranken gefunden, der in tiefem Schlafe lag. Das Mädchen näherte sich mit unhörbaren Schritten und fragte sie:

„Ist er dagewesen?"

„Ja."

„Und —?"

Karoline zuckte die Achseln.

„Die Seinen verwerfen mich ... Ich kann mir's denken ... Rede!"

Aber als die Baronin zu sprechen begann, fiel Claire ihr ins Wort:

„Nicht in diesem Ton! ... Ich ertrag es nicht ... weiß auch genug." Ihr ganzer Körper zitterte und bebte. „Was ich erfahren muß, will ich von ihm erfahren, durch niemand anders."

Und dabei blieb sie. „Er soll mir sagen, wie es steht, das zu tun kommt ihm zu, das zu fordern mir. Du," erklärte sie der Baronin mit einer Festigkeit, die den Widerspruch ausschloß, „hast für ihn kein Verständnis und keine Güte."

Die Zeit verging.

„Hoffst du noch?" fragte Karoline.

„Ich bin so töricht! — Durch die Dämmerung um mich her dringt ein Sonnenstrahl, nicht stärker als der dünnste Faden," erwiderte Claire, „an den klammere ich mich und — gegen alle Voraussicht der Vernunft, gegen alle Naturgesetze — hält er mich — hält mich aufrecht ... Was ich," fügte sie herb hinzu, „jedenfalls so lange bleiben muß, bis Meibergs abreisen."

Unverdrossen ging sie den Anforderungen des Tages nach. In der Nacht aber lag sie schlaflos und bemühte sich, Gründe für Arnolds Ausbleiben zu ersinnen. Sie hatte ihn auf die Probe gestellt; vielleicht verlangte er Genugtuung dafür und stellte nun sie auf die Probe. Und wenn ihre Freundin behauptete, er sei verreist und werde nicht zu ihr zurückkehren, fragte Claire:

„Hat er es dir gesagt?"

„Das nicht."

„Siehst du! Ich setze meinen Glauben gegen deinen Unglauben und baue auf sein Wiederkommen."

Still, tapfer und treu kämpfte sie ihren Kampf ums Dasein fort. Sie meinte, es ganz genau so zu tun wie je und immer. Dennoch mußte sich irgend eine Veränderung an ihr wahrnehm-

bar machen; zu viele Leute fragten, ob sie leidend sei, und was ihr fehle. Daß sie versicherte, sich ganz wohl zu fühlen, überzeugte niemand. Sie dürfe es nicht gelten lassen, daß sie zu kränkeln beginne, meinte man; wer würde denn eine kränkliche Lehrerin behalten?

Wie es aber auch mit ihr stand, der Gräfin Meiberg hatte sie jedenfalls eine Enttäuschung bereitet.

Es war doch zu fatal, daß Claires vielgerühmte gute Laune minder gut geworden, seitdem das Haus Meiberg sich dieselbe hatte nutzbar machen wollen.

„Meibergisches Unglück!" seufzte die Gräfin. „Uns mißrät alles. Wir engagieren eine heitere Gesellschafterin — sogleich wird eine melancholische aus ihr."

„Dann sind wir Ursache, an uns liegt die Schuld!" entgegnete Marie.

„Und ich finde sie auch so zerstreut," sagte die Gräfin, die nur ihren eigenen Gedanken nachgehangen hatte. Ihre Tochter jedoch versetzte:

„Was liegt daran, Mama, zerstreut bist auch du."

Ihr Vater schmunzelte, bemerkte aber mit obligater Mißbilligung, das sei „ganz etwas andres," und so kühn die junge Dame auch war, den Mut zu fragen: „Warum?" hatte sie nicht.

Eines Abends kam Claire, von Gräfin Meiberg ungewöhnlich früh entlassen, bei einbrechendem Zwielicht nach Hause.

Das erste, worauf ihr Blick fiel, als sie das Zimmer betrat, war ein Brief mit der Postmarke des Deutschen Reiches. — Seine Botschaft! Leben oder Tod!

Da hielt sie ihr verkörpertes Schicksal in den Händen. Ein kleines, lebloses Ding — wie ähnliche zu Tausenden in der Stunde die Welt durchfliegen — und birgt das Heil oder Unheil eines Menschenlebens.

Die Knie Claires versagten; sie ließ sich auf einen Sessel am geöffneten Fenster sinken und las beim letzten Lichtschein

des langen Sommertages. Die schönen sympathischen Schriftzüge, die sie so oft bewundert hatte, wurden immer undeutlicher, immer mächtiger brach die Dunkelheit herein — nun war es Nacht.

Die Bogen lagen auf Claires Schoß, unter ihren gefalteten Händen; sie konnte sie nicht mehr sehen, fühlte sie nur noch, hob sie empor und — riß sie langsam entzwei.

Die Baronin trat ein, stellte die Lampe auf den Tisch, sah rasch auf denselben nieder und dann forschend hinüber zu Claire. Die Freundinnen tauschten einige Worte, und Karoline wandte sich wieder der Krankenstube zu. „Es gibt heute eine böse Nacht," sprach sie im Fortgehen; „wirst du mich ein paar Stunden beim Wachen ablösen können?"

Claire bejahte es, erhob sich und trat zur Lampe, über die sie den Brief hielt. Die feinen Blätter krümmten sich, qualmten, flammten plötzlich auf und waren bald nichts mehr als schwarze Flocken, die Claire sammelte und hinausflattern ließ in die heiße, schwere Luft; die trug sie davon, in der zerstäubten sie, und mit ihnen zerstob, was das sichtbare Zeichen gewesen einer heftigen Selbstanklage, das Geständnis eines großen Irrtums — der Ausbruch eines nagenden Schuldbewußtseins.

Getreulich half Claire der Freundin in der Ausübung ihres Samariteramtes. Es ging abwärts mit ihrem alten Hausgenossen, und wie sein unbedeutendes Leben kampflos verflossen war, so nahte ihm der Tod ohne Kampf, als ein sanftes langsames Aufhören.

Und Claire beneidete ihn. Nie hat ein Kranker sich heißer nach Genesung gesehnt, als sie sich sehnte zu erkranken, recht schwer, am liebsten rettungslos. Es wäre so gut gewesen, zusammenzubrechen und sich nicht mehr aufraffen zu müssen jeden Morgen zum neuen Gang nach der alten Tretmühle des „Kreises der Pflichten". Aber ihr Körper widerstand — sie blieb gesund.

Der Schluß des Schuljahres kam; der junge Graf Meiberg

legte seine Prüfung mit noch mehr Ehren ab als im vorigen Jahr, denn dieses Mal bekam er sogar ein Zeugnis, und die Familie reiste auf das Land.

Beim Abschied gab die Gräfin Claire zu verstehen, daß sich manches ändern müsse, wenn die „neu eingegangenen Beziehungen" zu ihr in der kommenden Saison wieder bindend angeknüpft werden sollten. Die Gräfin konnte nicht umhin, das Bekenntnis abzulegen, daß ihr dünke, das Naturell der Lehrerin weise sie entschiedener auf den Umgang mit Kindern als auf den mit Erwachsenen an.

Einmal wieder nach langer Zeit verirrte sich ein Lächeln auf die Lippen Claires, als sie der Freundin den Ausspruch der Gräfin mitteilte.

Karoline nahm die Sache ernst. „Es wäre bös," sagte sie, „wenn du dir die Stelle verscherzt hättest, um deretwillen du deine besten Stunden aufgeben mußtest."

„Was liegt daran?" lautete Claires Entgegnung, die von der Baronin mit Schweigen aufgenommen wurde.

Sie sprachen überhaupt wenig, die beiden. Ruhig pflegte Karoline den Sterbenden und fand immer noch Zeit, die ihr anvertrauten Arbeiten richtig abzuliefern. Ihre Kraft wuchs mit den Anforderungen, die an sie gestellt wurden. Die starke Frau hatte ihr Haupt niemals höher getragen als jetzt im Leid um ihr armes, altes Kind, gegen das die Herbe, Unbeugsame immer so mild und liebreich gewesen war, und das sich nun anschickte, sie zu verlassen.

Einmal war Claire später noch als gewöhnlich zur Ruhe gekommen und hatte dann fest und tief geschlafen bis gegen die Mittagszeit. Plötzlich fuhr sie auf und horchte; ihr schien, als sei ihr Name gerufen worden. Doch war es wohl nur Täuschung gewesen — nebenan herrschte lautlose Stille.

Sie kühlte das brennende Gesicht, die heißen Glieder in frischem Wasser, warf ein leichtes Tuch über die Schultern und

trat, um ihr Haar zu ordnen, an den kleinen Spiegel, der auf dem Kasten stand. Seit Wochen hatte sie nur mechanisch hineingeblickt — geblickt, ohne zu sehen; heute versenkte sie sich in die Betrachtung des traurigen Bildes, das er ihr in dem grellen Sonnenlicht, von dem die Stube erfüllt war, widerstrahlte. O, wie fahl ihre Wangen geworden waren, wie tief die Falten auf der Stirn, wie krankhaft gespannt die Züge! So war's doch möglich? so sollte ihr stiller sehnlicher Wunsch vielleicht doch in Erfüllung gehen? früher vielleicht, als sie zu hoffen gewagt hatte?

„Der Kummer tötet den Mann und ernährt das Weib." Dieses Sprichwort hatte ihre gute Mutter oft angeführt und war doch selbst aus Kummer gestorben. Die Tochter ging denselben Weg. Gewiß, der Gram, der solche Verheerungen anzurichten vermag, der kann auch töten, der hat die Macht.

Ein Gefühl von düsterer Freude erfüllte sie bei dem Gedanken und zuckte mit unheimlichem Aufleuchten aus ihren Augen.

Nun tauchte hinter ihrem Spiegelbilde ein zweites, ein ruhiges, ernstes empor. Die Baronin war eingetreten. Claire begrüßte sie und sagte:

„Ich habe mich nach langer Zeit einmal wieder in dem Spiegel gesehen und bin erstaunt ... Meine Schülerinnen scheinen recht zu haben — ich bin wohl wirklich krank."

„Du bist es," sprach die Baronin, „und tödlich, denn du willst dich sterben lassen. Das kann man ja. Du hast keine Freude mehr am Leben — du gehst. Und was treibt dich aus der Welt? — Ein Glück, das in deinem Fall allerdings ein ganz unerhörtes gewesen wäre, ist dir nicht zuteil geworden. Aber du hattest auf das Unerhörte gebaut, es angesehen als ein dir zukommendes; du fühlst dich in deinem Recht gekränkt und gehst aus dieser ungerechten Welt."

„Karoline!" beschwor Claire, doch jene fuhr fort:

„Sieh dich um bei deinen Berufsgenossinnen — wie viele

von ihnen haben ein dem deinen mehr oder minder ähnliches Schicksal nicht gehabt? wie viele haben ein schlimmeres erfahren? — Nun, sie leben, sie leisten, sie tragen die eigene Last, und wenn es sein muß, wohl auch die andrer, die minder beladen, aber schwächer sind als sie ... Du wandelst gleichgültig an ihnen vorüber — ich sage dir, beuge dich vor jeder, jede von ihnen ist mehr als du! ... Du lässest die Hände sinken, eh die Zeit zur Rüste gekommen; du hättest hier noch manches zu tun, deine Aufgabe ist noch nicht erfüllt, ein heiliges Versprechen noch nicht eingelöst; aber gleichviel — du gehst ... und — kannst gehen."

„Karoline," rief das Mädchen noch einmal mit inbrünstigem Flehen um Schonung.

„Und kannst gehen!" wiederholte die alte Frau unerschütterlich. „Ich bin da. Ich habe noch Kraft übrig für deine Aufgabe, die meine ist getan. Komm, überzeuge dich."

Sie schritt voran und ließ die Tür des Krankenzimmers weit offen stehen. Auf dem Bette lag, mit schneeigem Linnen bedeckt, eine regungslose Gestalt, eine Leiche. Karoline näherte sich ihr, zog das Tuch hinweg und enthüllte ein Antlitz voll Schönheit. Ihr eigenes Gesicht erhellte sich im Widerschein des Friedens auf dem des Entschlafenen. Sie streichelte liebkosend seine langen weißen Haare, die sich weich unter ihre Finger schmiegten, und sprach zu Claire: „Ich hätte dich eigentlich nicht hierher führen sollen; der Anblick ist nicht angetan, vom Tode abzuschrecken. Aber glaube mir, so kommt er denen nicht, die sich ihn erzwungen haben. Claire," — sie legte den Arm um ihre Schutzbefohlene und zog sie an ihre Brust — „nicht zu hastig, liebes Kind, warten wir in Geduld, bis sie kommt, die große Stunde, vielleicht tritt sie auch an uns so freundlich heran wie an den!"

„Was meinst du?" begann sie von neuem, als Claire gesenkten Hauptes und tränenlos in Schweigen verharrte. —

„Was meinst du? Willst du zu warten nicht wenigstens versuchen?"

Das Mädchen richtete sich an ihrer Freundin empor, und es war etwas von dem heiligen Mut der Märtyrer in dem Tone, in dem sie sprach: „Ich will's versuchen."

Dem heißen Sommer folgte ein früher Herbst; die Villenbewohner kehrten aus der Umgegend, die Schloßbewohner aus den Provinzen nach der Stadt zurück. Claire nahm ihre Tätigkeit wieder auf, im Anfang mit einer gewissen Zaghaftigkeit, später mit neu erwachtem Selbstvertrauen und endlich mit gewohnter Lust und Liebe. Karoline findet heute an ihr eine feste Stütze, viele junge Herzen glühen für sie und viele sehr alte weihen ihr die letzte Freundschaft. Sie zieht den Verkehr mit Kindern und Greisen jedem andern vor. Die einzige Ausnahme darin macht sie für Komtesse Marie-Danton, die sich denn auch berühmt, zwischen ihr und Fräulein Dübois sei es auf Tod und Leben.

Was Gräfin Meiberg betrifft, so versäumt sie es nie, wenn in ihrer Gegenwart von der Lehrerin gesprochen wird, mit tiefer Durchdrungenheit zu sagen: „Unsre gute Claire hat sich eine Zeitlang etwas vernachlässigt, jetzt aber ist sie wieder die alte."

Ihr Traum

Erlebnis eines Malers

Im Sommer 1879 hatte ich für einen hohen Kunstfreund eine Reihe von Bildern zu malen. Mährische Landschaften und Volkstypen. Je treuer und charakteristischer, je besser. Da ich meine Zeit gehörig ausnützen und auch ganz unabhängig bleiben wollte, vermied ich, von der Gastfreundschaft der Schloßbewohner Gebrauch zu machen, und nahm trotz der Liebenswürdigkeit, mit der sie mir fast überall angeboten wurde, mein jeweiliges Standquartier wohl oder übel (meistens übel) im Dorfwirtshaus.

Rasch ging die Arbeit mir von der Hand. Ende September waren alle meine Skizzen und sogar einige Bilder fertig. Mit gutem Gewissen und sehr heiterem Mute durfte ich wieder heimwärts fliegen nach Wien, wohin für den ersten Oktober eine Verabredung mich rief — mächtig rief ... Ich verrate nichts, ich sage nur: mein Herz, das heute noch von Winterfrost nichts weiß, befand sich damals im Drang der Herbstäquinoktialstürme.

Am Morgen des letzten Septembers erwachte ich zugleich mit dem Haushahn im Gasthof des Dorfes Willowic. Ein ganzer Tag war noch zu überwinden, bevor sie aufging, die Sonne des ersten Oktobers. Wenn ich heute meine Heimreise antrat, lagen noch ein paar Abendstunden, lag eine sicherlich schlaflose Nacht zwischen der Stunde meiner Ankunft und der meines Glückes. Ich entschloß mich, meine Ungeduld tagsüber zu verrennen und die Nacht lieber im Waggon als im Bett zu durchwachen. Einen Lokalzug verschmähend, der mich zur

nächsten Nordbahnstation gebracht hätte, hing ich meinen Tornister um, steckte einigen Mundvorrat zu mir und trat die Wanderung an. Sonderliche Genüsse bot sie mir nicht. Die Gegend dort ist ebenso fruchtbar wie unmalerisch; sie erinnert mich immer an ein nichtssagendes, aber von Gesundheit strotzendes Gesicht. Der Menschenschlag aber ist nicht übel, und hie und da hatte ich doch Gelegenheit, mein Skizzenbuch herauszuziehen und während meiner kurzen Rast eine Kindergruppe und die schlanke Gestalt eines hübschen Mädchens oder eines jungen Burschen zu konturieren.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, und ich schritt gemütlich weiter, überzeugt, daß ich die Richtung nach meinem Ziele innehielt. Um mich dessen jedoch zu vergewissern, holte ich von Zeit zu Zeit Erkundigungen bei Vorübergehenden ein.

„Jen rovno," hieß es anfangs, dann einmal „Ná levo," einmal „Na pravo," und je weiter ich kam, desto bedenklicher schüttelte der Angesprochene den Kopf und sagte: „Daleko! daleko!"

Also erst gerade aus, dann links, dann rechts, und endlich weit, weit!

Es begann zu dunkeln. Seit einer Weile schon rieselte ein dichter, kühler Regen mit großer Emsigkeit nieder. Die Abspannung, nach der ich mich so herzlich gesehnt hatte, war allmählich eingetreten, und meine Phantasie fing an, mir einen, wenn auch noch so langweiligen Aufenthalt im Wartezimmer der Bahnstation als etwas Wünschenwertes vorzuspiegeln.

Mein Weg, eine gut gehaltene Vizinalstraße, führte längs einer bewaldeten Anhöhe dahin, und plötzlich drang zwischen den vom Sturm gerüttelten Baumwipfeln ein funkelnder Glanz mir ins Auge. Etwas tiefer unten glaubte ich hellen Lichtschein durch das Dickicht schimmern zu sehen. Er verschwand, nachdem ich ein paar hundert Schritte weiter gegangen war; dafür aber stieß ich am Ende des Wäldchens auf einen breiten Hohlweg,

an dessen beiden Seiten sich zwei Reihen, so viel mir in der Dunkelheit wahrzunehmen möglich war, ziemlich ansehnlicher Bauernhäuser erhoben. Das Wirtshaus war unschwer zu finden, und bald trat ich, pudelnaß und mit triefendem Regenschirm, in die von Tabaksqualm und Petroleumdünsten erfüllte Gaststube. An einem schmalen Tische saßen einige Bauern, tranken, rauchten und spielten Karten. Der Wirt und ein junger Livreebedienter standen, dem Spiele zusehend, daneben. Ich lüftete den Hut vor der Gesellschaft, wandte mich an den Wirt, verlangte zu essen und zu trinken und forderte ihn auf, mir eine Fahrgelegenheit nach N., das nicht mehr weit sein könne, zu verschaffen.

Obwohl der Mann jedes meiner Worte verstand — ich sah es ihm an seiner stumpfen Nase an — erwiderte er verächtlich: „Ne rozumim" (ich verstehe nicht) und kehrte mir den Rücken.

Die Bauern blinzelten einander verstohlen und schmunzelnd zu, der Bediente jedoch, der mich seit meinem Eintreten aufmerksam betrachtet hatte, sprang jetzt mit einem Schrei des Jubels auf mich los. Er rief: „Herr Professor!" — und ich rief: „Christel Mayerchen, vulgo Varus!"

„Ja wohl, Varus, ich bin's, ich bin's! Eine Ehre für mich, daß Sie mich wieder erkennen!"

„Und auch ein Wunder," sagte ich, denn mein Farbenreiber von einst, der gutmütige Knirps, den wir — niemand wußte, aus welchem Grunde — Varus nannten, hatte sich gewaltig herausgemacht. Als ein prächtiger Bursche stand er vor mir; in all und jedem verändert, nur nicht in seiner großen Dienstbeflissenheit.

„Herr Professor," sagte er, „Sie wollen zum Nachtzug zurechtkommen? Das geht nicht mehr, mit Bauernpferden schon gar nicht. Ja, wenn Sie nur um eine Viertelstunde früher gekommen wären, die unseren hätten Sie mit dem größten Vergnügen hingeführt."

„Die unseren?"

„Die gräflichen mein ich, die aus dem Schlosse, aber auch die bringen Sie jetzt nicht mehr hin."

„Nicht mehr?" — ich hätte den Menschen prügeln mögen für diese Nachricht und schnaubte ihn an: „Wann kommt der nächste Zug nach N.?"

„Morgen acht Uhr früh. Um fünf steht der Wagen, der Sie hinführt, vor dem Schloß ... Aber kommen, Herr Professor, ins Schloß kommen müssen Sie."

Ich schickte ihn zum Teufel samt allen Einladungen, die er in fremdem Namen machte.

Da brach er in ein freudiges Gelächter aus: „Wenn sich's nur darum handelt, eine Einladung von der Frau Gräfin, noch dazu eine sehr dringende, will ich gleich bringen." Sprach's — und war draußen mit einem Satze.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als mein ganzes, auf meiner Künstlerfahrt erbeutetes Tschechisch zusammenzuraffen, um einige Fragen an die Anwesenden zu stellen: Wie die Frau Gräfin heiße, ob sie alt oder jung, verheiratet oder verwitwet, ob sie eine gute Dame und beliebt im Dorfe sei.

Den Namen erfuhr ich. Es war der eines alten Landadelsgeschlechtes, und ich entsann mich einer in Paris lebenden russischen Fürstin, einer berühmt und berückend schönen Frau, die aus demselben Hause stammte. Meine weiteren Erkundigungen blieben fruchtlos. Der Wirt und seine Gäste schnitten geheimnisvolle Gesichter und antworteten ausweichend.

Ich erhielt von alledem den Eindruck, die Schloßherrin gelte für eine brave, aber etwas absonderliche Frau, der man in Anbetracht vieler edlen Eigenschaften ihre Schrullen verzieh.

Nach einiger Zeit war mein Christel wieder da und verkündete mit wichtiger Miene, die Frau Gräfin heiße mich sehr willkommen und erwarte mich in einer halben Stunde zum Diner.

Diner? — Diner auf dem Lande um sieben Uhr abends? — ganz englisch, aber viel zu nobel für mich in meinen beschmutzten Reisekleidern. Ich deprezierte auf das eifrigste — es war umsonst. Der Tyrann aus Dienstbeflissenheit hatte sich schon meines Tornisters bemächtigt und lief voran, und ich — nun ich lief ihm, das heißt meinen Skizzen nach.

Draußen heulte der Sturm, lehnte sich gegen uns wie eine unsichtbare Wand, machte das Vorwärtskommen zum atemraubenden Kampfe. Wir waren, nachdem wir die Straße überschritten hatten, in einem, soviel ich sehen konnte, sehr ausgedehnten und sehr verwilderten Park angelangt und gingen vorwärts, immer bergan. Plötzlich, bei einer jähen Krümmung des Weges erblickte ich ein Schlößchen, ein Stockwerk hoch, mit dreizehn Fenstern Front und alle erleuchtet, sowohl die des ersten Geschosses wie des Hochparterres. Daher war der helle Glanz gekommen, den ich vorhin durch das Geäst hatte schimmern sehen. Hinter dem Schlosse zog eine bewaldete Höhenkette sich hin und war gekrönt von einem weißen tempelartigen Bau, aus dem das einsame Licht, das mich zuerst begrüßt hatte, mir wieder entgegenblickte.

„Ist das die Kirche, dort oben?" fragte ich meinen Führer.

„Die Gruft," erwiderte er kurz und wurde immer einsilbiger, je näher wir dem Herrenhause kamen; ich hingegen immer neugieriger. Zuletzt gestaltete sich unser Gespräch folgendermaßen:

„Sind viele Gäste da?"

„O nein."

„Wird das Schloß von einer großen Familie bewohnt?"

„O nein."

„Wem zu Ehren also diese Beleuchtung?"

„Das ist immer so."

Wir traten in den Hof, der vom Hauptgebäude und von zwei Seitenflügeln gebildet wurde. Tiefe Ruhe herrschte. Kein

Laut außer dem Geplätscher des Springbrunnens, der aus einem kleinen Becken emporstieg, ließ sich vernehmen. Im Innern des Hauses dieselbe Stille. Unter der Einfahrt lagen zwei Doggen auf einem Kissen. Uralte Hunde. Sie erhoben die Köpfe — ihre halb erloschenen Augen richteten sich auf mich. Die eine kam sogar heran, beschnupperte meine Hand und — schlich enttäuscht davon. Sie streckte sich, daß ihr Bauch den Boden berührte, öffnete den zahnlosen Rachen zu einem Jammergeheul und kehrte erschöpft zu ihrer Lagerstätte zurück.

Ich habe ein ähnliches Gebaren an einem Hunde beobachtet, der seinen Herrn verloren hatte und nach Jahren noch nicht vergessen konnte.

Christel führte mich in ein Zimmer des Hochparterres und half mir meinen Anzug in den bestmöglichen Stand setzen. Dabei begann er wieder zu sprechen oder vielmehr zu flüstern:

„Ja, Herr Professor, den Dienst hier im Hause verdank ich Ihnen. Wie die Frau Gräfin das Zeugnis gesehen hat, das Sie mir ausgestellt haben, war ich gleich aufgenommen. Ich bin zwar dem Doktor zugeteilt, dem aufgeblasenen Gelehrten, aber es ist doch ein guter Dienst, und was die Bezahlung betrifft ... Gott erhalte die Frau Gräfin! ... Aber jetzt," unterbrach er sich, „wird's gleich Zeit sein, und ich muß mich noch umkleiden ... Bitte, Herr Professor, gehen Sie allein hinauf, oben wenden Sie sich rechts; im Gang die vierte Tür, die ist's. Bitte nur eintreten; Sie werden empfangen werden wie die heiligen drei Könige."

Mit dieser Versicherung verließ er das Zimmer, und ich dachte dabei: Möge mir der zu erhoffende Empfang an einer gut besetzten Tafel zuteil werden. Mein Magen knurrte gewaltig, und meine ganze Neugier war jetzt darauf gerichtet, ob man in diesem stillen Hause eine dem Menschen ersprießliche Küche führe.

So ging ich denn erwartungsvoll die Treppe empor, kam

in einen breiten, hübsch dekorierten Gang und befand mich bald vor der Tür, die Christel mir bezeichnet hatte. Eine Doppeltür, ein Meisterwerk der Kunsttischlerei, reich geschmückt mit anbetungswürdiger Marqueterie, — meine Liebhaberei. O, wie gern hätte ich dieses Prachtstück ausheben und nach Wien in mein Atelier spedieren lassen. Das ging aber nicht an, — ewig schade! So sagt ich denn zu mir selbst: Vorbei, vorbei, du wünschereicher Sterblicher, und trat alsbald in den Speisesaal oder vielmehr in ein Paradies — ein Paradies im Zopfstiel. Die anmutigen Stukkaturen an der Decke, die schwungvollen Draperien an Fenstern und Türen, die reiche Einrichtung, alles zusammen machte im Glanz der Lichter, die vom kristallenen Kronleuchter niederstrahlten, einen ungemein harmonischen und heiteren Eindruck. Vortrefflich erhaltene Fresken bedeckten die Wände und brachten die ländlichen Vergnügungen der ehemaligen Schloßbewohner zur Darstellung. Herren und Damen in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts fuhren im Schlitten dahin, hielten eine Obstlese ab, tanzten im Grünen, jagten auf ramsnasigen Pferden dem Hirsche nach.

Es waren brav gemalte, zierliche Bilder, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, nicht genug aber, um mich den Hunger vergessen zu machen, der mich quälte und durch einen klassisch gedeckten kleinen Speisetisch mit zwei Kuverts noch gereizt wurde. Ich begann mit wachsender Ungeduld im Saale auf und ab zu pendeln und bemerkte erst jetzt, daß ich nicht allein war. Am Kredenzschrank in der Ecke stand regungslos ein weißhaariger, schwarzbefrackter Kammerdiener, den Blick unverwandt auf eine der Seitentüren gerichtet. Nun öffneten sich beide Flügel, der Alte machte eine tiefe, ehrerbietige Reverenz, und gefolgt von zwei Dienern erschien die Herrin des Hauses und kam mit leisen raschen Schritten auf mich zu.

Ich sah sie an, und mein Herz erbebte — mein Künstlerherz. Was ich so oft gesucht und nie gefunden, nicht im Leben

und nicht in der Kunst, da stand es glorreich in der größten Vollkommenheit vor mir — das Urbild einer schönen Greisin.

Beschreiben kann ich sie nicht — wie ich denn jetzt auch weiß, daß mein vielgepriesenes Bild, das ich mit solcher Liebe, mit so begeistertem Vertrauen zu meiner Kunst gemalt, nur einen schwachen Abglanz der sanften Hoheit ihres wunderbaren Wesens wiedergibt ... Und wenn ich auch sage: Die Züge ihres blassen Gesichts waren fein und edel, aus ihren dunklen Augen leuchteten Verstand und Güte, ihre schlanke Gestalt erhob sich über die Mittelgröße — was wißt ihr dann? Die Gräfin trug ein enganliegendes, graues Kleid mit breitem, weißen Spitzenkragen und eine ebenfalls weiße Spitzenhaube über den schneeweißen glattgescheitelten Haaren.

Ich hatte nicht einen Schritt ihr entgegen gemacht, war plump wie ein Tölpel stehen geblieben und muß sehr albern und verblüfft dreingesehen haben, als sie mir ihre Hand reichte, ihre merkwürdigen Augen voll Wohlwollen auf mir ruhen ließ und sprach:

„Welche Freude, Sie bei uns zu sehen, Herr Professor, wie glücklich werden meine Kinder sein!"

Ohne Ahnung, wen sie meinte, murmelte ich etwas Unverständliches.

„Allerdings hat der Zufall Sie hierher führen müssen," sagte sie mit leichtem Vorwurf, „den Einladungen meines Iwan haben Sie kein Gehör geschenkt."

Auch darauf wußte ich nichts zu antworten und entschuldigte mich ins Blaue hinein. Sie lächelte — ihre Erwiderung war stumm, mir jedoch höchst angenehm, denn sie bestand in einem freundlich auffordernden Wink, ihr gegenüber am Tisch Platz zu nehmen.

Der Kammerdiener hatte den Sessel der Gräfin gerückt, Christel, der in ihrem Gefolge gekommen war, den meinen. Wir setzten uns, und die Schloßfrau fuhr fort, mich zu behandeln

wie einen alten Freund, der sich nach kurzer Abwesenheit am wohlbekannten Herde wieder eingefunden hat.

Die Gräfin las mir mein Erstaunen vom Gesichte ab und sagte: „Sie sind nicht in einem fremden Hause, Herr Professor, Sie sind bei Ihren treuesten und wärmsten Bewunderern. Mein Iwan hat die Ehre, Sie persönlich zu kennen. — Iwan T.," beantwortete sie meinen fragenden Blick.

Dieser Name brachte mir, nach kurzem Besinnen, einen jungen Mann in Erinnerung, der mich vor mehreren Jahren aufgesucht. Er hatte Skizzen mitgebracht, die viel Talent verrieten, meine Ratschläge erbeten und mir die „Abyssinier" abgekauft, die von so vielen reichen Leuten für unerschwinglich erklärt worden waren.

„Fürst Iwan T.? Was ist aus ihm geworden? Pflegt er sein Talent?"

„Getreulich und immer unter Ihrem Einfluß. Ihre freundliche Aufnahme hat ihn völlig berauscht, und kürzlich ist er nach London gereist, einzig und allein um die Ausstellung Ihrer Orientbilder zu sehen."

Ei, dacht ich, dieser Dame muß die Zeit schnell vergehen! „Vor kurzem? — wie man's nimmt; ich habe seit sechs Jahren in London nicht mehr ausgestellt," erwiderte ich, und — die Augen erhebend, begegnete ich denen des Kammerdieners, der hinter seiner Gebieterin stand. Drohend zugleich und flehend glotzte der alte Bursche mich an. Um was er flehte, wovor er mich warnte, konnte ich allerdings nicht erraten.

„Seit sechs Jahren?" wiederholte die Gräfin ungläubig, „das ist nicht möglich ..." Sie senkte den Kopf und schaute ernst und sinnend vor sich hin —

An wen mahnte sie mich in dieser Haltung, mit diesem Schauen ohne zu sehen? Diesem wehmütigen, träumerischen Schauen — — An wen mahnte sie mich doch?

Langsam richtete die Gräfin sich empor und machte mit

der Hand eine Bewegung in der Luft, dieselbe, die der Zeichner macht, der eine licht gebliebene Stelle auf seinem Bilde verschummert. „Ja, lieber Professor, das Rechnen habe ich verlernt, zehn Jahre sind mir wie zwei, und zwei wie zehn. Das aber ist gewiß, Sie sind meines Iwan leuchtendes Vorbild. Die Sehnsucht, Ihnen nachzustreben, trieb ihn fort. — Er wollte malen wie Sie ... Ein hohes Ziel, das er sich da gesteckt, — ein hohes Ziel ... Meinen Sie nicht?"

Was sollte ich darauf antworten? — ‚Ja' wäre gar zu aufrichtig gewesen und ‚nein' gar zu falsch. So half ich mir, indem ich das Gespräch von neuem auf den jungen Fürsten brachte und fragte: „Wo ist er jetzt?"

„Verreist — — aber er wird bald wiederkommen, nicht wahr, Leonhard?" wendete sie sich an den Kammerdiener.

Der, mit tiefer Verbeugung, antwortete: „Zu dienen, hochgräfliche Gnaden." Dazu machte er Zeichen, die mir galten, und die ich dieses Mal verstand. Sie hießen: — Hörst du, man sagt ‚ja', so ist's Brauch bei uns, halte dich daran!

„Matja, ein großer Jäger vor dem Herrn," fuhr die Gräfin fort, „Matja hätte ihn gar zu gern begleitet nach Afrika —"

„Wer?" fiel ich zagend ein, ungewiß, ob in diesem Hause die Frage nicht ebenso verpönt sei wie der Zweifel. Die Gräfin jedoch versetzte gelassen:

„Sein älterer Bruder. Aus dieser Reise ist aber nichts geworden — die Kinder haben eine andere angetreten." Sie griff sich an die Stirn, ein schmerzlicher Ausdruck flog über ihr Angesicht. „Matja mußte zu seinem Vater nach Wolhynien," nahm sie wieder das Wort. „Iwan blieb allein in Marseille. Er hat mir von dort Bilder geschickt, die sogar mich — die ihm doch viel zutraut — überraschten."

Sie beschrieb diese Bilder mit großer Anschaulichkeit und legte dabei ein tüchtiges und selbständiges Kunsturteil an den Tag.

Trotzdem hörte ich ihr nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu, ich vergaß die weise und liebenswürdige Rede über den Mund, aus dem sie floß. Unter anderem sprach die Gräfin von einer meiner älteren Arbeiten, lobte sie fein und klug und begründete das gespendete Lob. Sie tat es mit innigem Wohlwollen, mit echter Freude am Erfreuen und dem Gewürdigten gegenüber mit einer Bescheidenheit, die an Demut grenzte.

Da durchblitzte mich's: — An die alte Frau mahnt sie, die meine Mutter war — an die arme Bewohnerin einer Hütte in unseren Tiroler Bergen ... Im nächsten Augenblick freilich sagte ich mir schon: ach nein! mit der Ähnlichkeit ist's nichts. Aber daß sie, wenn auch im Fluge, vor mir aufgetaucht, daß ich nur meinte, sie zu finden, hatte mir gut getan, mir das Herz erwärmt. Die Befremdung, die mich im Banne gehalten, seitdem ich das Schloß betreten, war verschwunden, und ich wurde gesprächig.

Auf die schweren Weine, die mir zu Anfang der Tafel serviert worden, hatte ich bereits eine Flasche Veuve Cliquot gesetzt. Die Gräfin ermunterte mich, den Anfang mit einer zweiten zu machen.

„Es ist der Lieblingswein meiner Kinder und wird deshalb immer im Keller gehalten."

Auf meine Bitte gestattete sie, die bisher nicht einen Tropfen Wein genommen hatte, daß auch ihr Champagnerglas gefüllt werde. Schon hatte sie es an die Lippen geführt, als ich ausrief: „Auf die Gesundheit der Fürsten Matja und Iwan!"

Merkwürdigerweise mußte, was ich da getan, dem Alten mir gegenüber nicht recht sein, denn ich fühlte, ja fühlte ohne aufzublicken, obwohl ich wahrlich kein Sensitiver bin, daß seine Augen mich zornig angrollten. Doch machte ich mir um so weniger Sorgen darüber, als die Gräfin sowohl diesen ersten Toast, wie einen zweiten, den ich auf sie ausbrachte, sehr gnädig aufnahm. Meine Stimmung wurde immer heiterer. Die

Atmosphäre der Schönheit und der Pracht, die mich umgab, die vorzüglichen Weine, die ich getrunken hatte, die Freundlichkeit, mit der meine edle Wirtin mich behandelte, versetzten mich in einen köstlichen Rausch. Ich empfand ein himmlisches Behagen, eine große Dankbarkeit und Vertrauensseligkeit und erzählte der Gräfin meine Lebensgeschichte von A bis Z. Sie hörte teilnehmend zu, unterbrach mich nur manchmal mit dem Ausspruch: ‚Das hätten meine Kinder auch,‘ oder ‚das hätten sie nicht getan.‘

Und während ich sprach und aß und trank, hörte ich nicht auf, ihre Züge, den wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes zu studieren. Ja, wer dich malen könnte! hatte ich anfangs gedacht, jetzt dacht ich schon — du wirst gemalt, und wenn es gelingt, dann gibt's ein Bild ohnegleichen.

Rembrandt hat ein unvergeßlich liebes Mütterchen auf die Leinwand gezaubert, andre haben wohlerhaltene alte Frauen verewigt; den Adel des Alters, eine Greisin als Greisin schön, hatte, soviel ich wußte, noch niemand gemalt. Ich hoffte der erste zu sein.

Die Mahlzeit war zu Ende, der schwarze Kaffee wurde gebracht; mein Christel, der seinen Dienst als dritter Aufwärter feierlich wie ein Theaterkönig, unhörbar und lautlos wie ein Schatten versehen hatte, erhielt von der Gräfin den Befehl, Zigarren und Zigaretten aus dem Zimmer des Fürsten Matja zu bringen. Nachdem dieser Auftrag besorgt war, verließ die Dienerschaft das Zimmer. O wie ungern ging der alte Leonhard! An der Tür wandte er sich noch, und hinter dem Rücken seiner Gebieterin streckte er die Hände gegen mich aus, faltete sie und preßte dann mit vielsagender Gebärde die Rechte an seine Lippen.

Die Gräfin schob mir die Zigarrenkiste zu, deren Inhalt fast unwiderstehlich lockend duftete. „Bitte, nehmen Sie — nichts da, es muß sein,“ sprach sie gebieterisch, als ich aus Höf-

lichkeit eine heuchlerische Ablehnung vorbrachte. „Matja wäre gekränkt, wenn er erführe, daß Sie seine Imperiales verschmäht haben ... Wie? — noch immer Komplimente? Da bleibt mir nichts übrig, als Ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen." Sie nahm eine winzige Zigarette und zündete sie an. „Sehen Sie, wozu meine unartigen Kinder mich verleitet haben?" sagte sie lächelnd und — rauchte aus Gastfreundschaft, aber ohne Übung, denn sie blies in ihr Zigarettchen hinein, bis es ausging. Ich sekundierte diskret. Ein famoses Kraut, das ich zwischen den Zähnen hielt, aber doch gar zu trocken für meinen Geschmack.

Eine kurze Pause, und die Gräfin begann: „Wenn sie jetzt kämen, die Kinder, und Sie hier träfen, Herr Professor, und mich in Ihrer Gesellschaft rauchend wie ein Student, das wäre ein Jubel — das wäre ..."

Sie legte die längst erloschene Zigarette weg und sah in die Luft, wieder wie vorhin, so träumend, so verloren ... Und ich — immer mein Bild im Kopfe — betrachtete sie mit heißer Aufmerksamkeit, bewunderte den milden silbernen Glanz ihrer weichen Haare, — die Stirn um einige Linien höher, als Praxiteles mit seinem Schönheitsideal vereinbar gefunden hätte, aber edel geformt und geistvoll, eine Stirn, die nie andre als reine Gedanken geborgen. Die Augen ... Gott steh mir bei! wie konnt ich doch nur zweifeln, an wen sie mich erinnerten. Hatte ich nicht hundertmal versucht, ihnen sehr ähnliche aus dem Gedächtnis nachzupinseln, ohne daß es mir gelang ... denn sie waren unergründlich und seicht, sie konnten in einer und derselben Minute ein tödliches Ermatten widerspiegeln und vor Lebenslust sprühen.

In einer lustigen Männergesellschaft, deren feurige Beherrscher diese Augen waren, habe ich sie, eines Momentes Dauer, gesehen wehmütig ins Leere schauen mit dem Blick, mit dem Ausdruck der Augen meiner verehrungswürdigen Gastfreundin ... Und da, in der Freude über meine Entdeckung, erhitzt vom Wein, glühend von Schöpferwonne — schon tauchte

es vor mir empor, das Bild, das mein bestes werden sollte — vergaß ich, daß ich im Begriffe stand, einen Namen zu nennen, der in diesem Hause nicht hätte ausgesprochen werden dürfen, und rief: „Fürstin T. in Paris — stammt sie nicht aus Ihrer Familie?"

Die Gräfin senkte die Augen, ein Schauer lief durch ihre Glieder, sie richtete sich noch gerader auf und sprach mit eisiger Miene und Stimme: „Fürstin T. war meine Tochter. Sie ist tot."

— Ihre Tochter! ... Teufel, Teufel! was hatte ich da getan? ... Die schmerzlichste Fiber im Herzen der edlen Frau berührt, in meiner verfluchten Gedankenlosigkeit. Ich ward sogleich nüchtern vor Leid und Reue und stammelte bestürzt: „Tot? — die Fürstin tot? ... Seit wann?"

„Seit vielen Jahren," erwiderte sie mit einer Bestimmtheit, die den Widerspruch ausschloß.,

Mir aber hatte man vor drei Tagen den Brief eines Freundes nachgeschickt, in dem von der Fürstin als von einer sehr Lebendigen die Rede war.

Und dennoch: — „Sie ist tot?" — Erschütternd hallte der Klang dieser Worte in mir nach. „Sie ist tot," das hieß: tot für mich, ihre Mutter, ausgestrichen aus den Reihen derer, die noch fähig sind, mir weh zu tun. — Diese alte Frau, deren ganze Erscheinung eine Verkörperung der Lauterkeit war, mußte einen Trost darin finden, das verlorene Kind als ein totes zu betrauern. Mit Recht ...

Ich hatte vor Jahren die Fürstin in Pariser Künstlerkreisen kennen gelernt, in denen sie lebte, seitdem die Kreise, denen sie der Geburt nach angehörte, sich ihr verschlossen hatten. Sie sehen und mich leidenschaftlich in sie verlieben, das war — nicht wie es in veralteten Romanen heißt, das Werk eines Augenblicks — aber das Werk eines Abends. Es war eine heftige Leidenschaft, denn sie raubte mir den Schlaf — den Appetit hat mir eine Leidenschaft nie geraubt. Ich mißfiel der Fürstin nicht und wiegte

mich schon in süßen Hoffnungen, als ich erfuhr, daß die Gunst der entzückenden Frau zurzeit vergeben sei. Ein junger Maler befand sich in ihrem Besitz, der die Berühmtheit des Tages war, weil er ein freches Gemälde in seinem Atelier ausgestellt hatte, mit freiem Eintritt für das Publikum. Ich habe es auch gesehen, und sofort hat mir gegraut vor der Schmiererei, vor dem Schmierer und vor des Schmierers Geliebten.

Nicht lange nachher begegnete einem meiner Freunde das Unglück, bei der Fürstin Glück zu haben und in ernsthafter Liebe für sie zu entbrennen. Sie wurde schlecht belohnt. Trotz alledem und alledem konnte der arme Schwärmer seine Ungetreue nicht vergessen und war auf die außerordentlich gut erhaltene, aber nicht mehr junge Frau eifersüchtig wie ein Türk. Er hatte mir neulich jenen Brief geschrieben.

Die Gräfin, die lange in tiefem Schweigen verharrt hatte, erhob jetzt die Stimme: „Sie haben die Fürstin gekannt, Herr Professor?"

„Nur vom Sehen," antwortete ich überstürzt.

Sie faßte mich schärfer ins Auge, mit so angstvoller Spannung und zugleich mit so gebieterischer Frage, daß mir altem Sünder das Blut in die Wangen stieg, und ich fast kleinlaut erwiderte:

„Nur vom Sehen. Völlig genügend aber, um einen unvergeßlichen Eindruck zu empfangen ..."

„Welchen?"

„Den einer wunderbar schönen Frau."

„Ja, schön ist sie gewesen ... Schon als Kind — und schon als Kind ..." Sie brach ab, eine peinliche Erinnerung schien in ihr aufzuleben. — „O Herr Professor! Sie war ihres Vaters Glück und Stolz und seine nagende Sorge. Wohl ihm, daß er ruhte im ewigen Frieden, als seine furchtbarsten Ahnungen sich erfüllten ... Wohl ihm, daß er die höllische Marter nicht geteilt, die ich erduldet habe, als sie heranwuchs, als sie blühte

und prangte im Glanze ihrer sechzehn Jahre — entzückend für alle, die ihr nahten — nur für eine nicht ..."

Die Gräfin war unheimlich blaß geworden, und unheimlich auch war der Blick, mit dem sie mich ansah, und der Ton, in dem sie sprach: „Unvergeßlich der Eindruck, den sie in Ihnen hervorrief, dem Maler der Seelen. — Sagten Sie nicht so vorhin? In welcher Weise unvergeßlich? Aufrichtig, aufrichtig! — Ich bin gefeit."

„Nun, Frau Gräfin, „versetzte ich — und war damals sehr zufrieden mit dem Einfall, der mir später ziemlich roh erschien — „kennen Sie die Nachbildung des Porträts, das Furino von Maria Stuart malte, als sie noch Dauphine von Frankreich war? Die englischen Verse, die darunter stehen, die kamen mir in den Sinn, als ich das Glück hatte ..."

„Sie lauten," fiel die Gräfin ein:

‚If to her lot some human errors fall
Look to her face and you'll forget them all.'

(Hat sie irdische Schwächen besessen,
Blick in ihr Antlitz, sie sind alle vergessen.)

„Ein sehr angreifbarer Ausspruch. Das Entzücken, das die Schönheit erweckt, kann sich in Abscheu verwandeln, wenn wir das Lügnerische der Hülle erkennen, in der eine makelvolle Seele sich birgt."

Sie verwirrte sich, schwieg, begann von gleichgültigen Dingen zu reden, kam aber immer und immer wieder auf ihre Tochter zurück. „Wer trägt die Schuld?" fragte sie plötzlich. „Ihre Eltern, ihre Vorfahren waren brave Leute ... Woher in ihr dieser angeborene, unüberwindliche Hang zum Schlechten? Welche gräßliche Erbschaft hatte sie angetreten?"

Die Stimme der Gräfin wurde leiser und beklommen, sie sprach in abgebrochenen Sätzen und wie aus schwerem Traume: „Der Mann, der sie liebte und heimführte, war gewarnt, ich,

ihre Mutter, warnte ihn. Aber sein Glaube stand felsenfest ... Unselig ist, die ihn erschüttert hat. Unselig ..."

Sie hielt inne — der laute Wehruf, der ihrer Brust entstieg, verriet die Qual einer tiefen, grausam aufgerissenen Herzenswunde. — Aber größer noch als ihr Schmerz war die Stärke dieser Frau ... Eine gewaltige Selbstüberwindung, abermals die verschummernde Bewegung mit der Hand, und sie zwang sich eine heitere Miene ab und sagte: „Noch ein Gläschen Chartreuse, Herr Professor. Meine Kinder behaupten, ein Diner ohne Chartreuse sei die höchste Unvollkommenheit in der kulinarischen Welt."

Ihr Angesicht hatte sich wieder freudig verklärt, ein holder, anbetungswürdiger Zug umspielte ihren welken Mund. „Lauter schlechte Späße, aber sie beglückten die alte Großmutter, und deshalb wird mit ihnen nicht gespart. Ach, diese Kinder waren immer gut und liebevoll, wahrhaftig und treu. Was ich für sie tat und tue, ist nichts, ihre Dankbarkeit ist unendlich. So stehe ich denn immer in ihrer Schuld."

Forderten diese Worte nicht einen Widerspruch heraus? — Ich meinte, ja, und brachte ihn vor, so schön und fein, als ich nur immer konnte. Aber meine aufrichtige Huldigung wurde nicht zur Kenntnis genommen.

Die Gräfin nickte zerstreut und begann ohne direkten Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen: „Niemand kann sich vorstellen, was ich empfand in der Stunde, in der ihr Vater mit ihnen zu mir kam. Nach der Scheidung war's: ‚Nimm sie, sie sind dein,' sprach der um sein höchstes Gut betrogene Mann — und sie waren mein.

Paul, mein Schwiegersohn, blieb bei uns, überwachte die Erziehung seiner Söhne, sagte manchmal zu mir: ‚Seien Sie nicht zu nachsichtig, liebe Mutter.' Ich war es nicht. Mit stiller Angst beobachtete ich die Kinder, lauerte auf Fehler — auf Keime von Fehlern in diesen Anfängen von Menschen und

entdeckte nichts, das mich beunruhigen konnte. Sie sind beide reinen Herzens und, wenn auch voneinander ganz verschieden, doch beide edlen Sinnes wie ihr Vater, und ihr Streben ist, wie das seine, nach hohen Zielen gerichtet. Eine Stimme, die nicht trügt, sagt mir, sie sind zu Großem bestimmt."

Sie teilte mir viele herzgewinnende Züge aus der Kindheit und Jugend ihrer Enkel mit. Nebenbei erfuhr ich, daß Fürst Paul alljährlich den Sommer auf seinen Gütern in Wolhynien zubrachte. Sein Erstgeborener, Matja, hatte ihn vor einigen Monaten dahin begleitet. Wo Fürst Iwan sich gegenwärtig aufhalte, davon machte die Gräfin keine Erwähnung.

„Sie werden bald heimkommen," sprach sie, „aber ich darf noch nichts davon wissen, sie werden mich überraschen wollen, wie sie es schon einmal getan haben, — morgen, — heute vielleicht ..."

Ihre Augen öffneten sich weit und erglänzten in rührender Hoffnungsseligkeit.

Vom Gange herüber schallte durchdringenden Klanges der Schlag einer Uhr. Die Gräfin horchte. „Halb zehn, — in zwei Stunden könnten sie da sein ... Iwan und Matja und ihr Vater, der mir geschrieben hat — ich weiß nicht genau wann — — die Zahlen — ja die Zahlen, mein lieber Herr Professor! — Doch habe ich den Brief bei mir, Sie können sich selbst überzeugen ..."

Sie entnahm ihrer Gürteltasche eine kleine Mappe, in der eine Anzahl wohlgeordneter, aber schon etwas vergilbter Briefe lag. Eine geweihte Hostie hätte sie nicht mit mehr Andacht berühren können, als diese Blätter. Wie auf einem Heiligtume ließ sie ihre schmale, feingeäderte Hand auf dem Päckchen ruhen. Dann reichte sie mir den zu oberst liegenden Bogen und sagte: „Lesen Sie, Herr Professor! Laut, wenn ich bitten darf."

Nun, ich nahm den durch zahlloses Falten und Entfalten ganz zerschlissenen Brief und sah, daß er vor drei Jahren auf

der Besitzung des Fürsten geschrieben worden war. So gut ich konnte, das heißt: nicht sehr gut, weil ich von Natur ein gerader Kerl bin, verbarg ich mein Staunen und fragte einfach: „Ist dieser Brief wirklich der letzte, den Sie, gnädigste Gräfin, von einem der Ihren erhalten haben?"

„Der letzte," bestätigte sie rasch und sichtlich unangenehm berührt. „Bitte, lesen Sie."

Ich las denn, und sie hörte mir mit höchster Spannung zu.

„Teure Mutter!

Ich komme bald. Ich habe Ihnen eine Botschaft zu bestellen, einen letzten Dank, teure Mutter, ein Abschiedswort. Gott stärke Sie und mich. — Ich komme bald ... Wir wollen ein großes Leid mit vereinten Kräften zu tragen suchen ..."

Die Gräfin flüsterte nach: „Ein großes Leid? ... was er so nennt mit seiner Kunst, jede Widerwärtigkeit als Unglück zu empfinden. Er ist nicht immer so gewesen," seufzte sie und verwahrte ihre Briefe mit ehrfürchtiger Liebe.

Abermals entstand eine Pause, und abermals fiel die seltsame Stille mir auf, die über dem Hause lag und eines verwunschenen Schlosses würdig gewesen wäre. Ich erlaubte mir eine Bemerkung darüber zu machen, und die Gräfin erklärte:

„Ja, mein lieber Professor, ich will es so. Wer in meinem Dienste zu bleiben wünscht, muß ein Schweiger und Sachtetreter sein. Jeder Mensch hat seine Marotte; die meine ist: Ruhe, ungestörte Ruhe schaffen um mich her. In diesen Räumen wohnen die Stimmen meiner Kinder, — ich höre manchmal ihren leisen Gruß. Das Geschwätz und Getrippel der Leute, das Geräusch der Arbeit soll sie mir nicht übertönen ... Still! —" sprach sie plötzlich, stand auf und wendete sich der Tür zu, durch die ich vorhin eingetreten war.

Ich hatte mich gleichfalls erhoben, und ihrem Winke gehorchend, folgte ich ihr. Mitten im Saale hemmte sie ihren Schritt, neigte den Kopf vor und lauschte. Ihr schöner, leuch-

tender Blick flammte — ihre Lippen öffneten sich wie zu einem Ausruf des Entzückens — doch entstieg er ihnen nicht.

„Was fällt mir ein," sagte sie mit wehmütigem Scherze, „ich träume wieder, es ist noch viel zu früh. Aber dafür, daß sie es nicht machen wie neulich, dafür wollen wir sorgen ... Denken Sie, Herr Professor, als sie zurückkamen von ihrer ersten Reise, ganz unerwartet, da war es Nacht, ich schlief bereits, und sie, die Kinder, erlaubten nicht, daß man mich wecke. Am Morgen trete ich nun ins Frühstückszimmer und sehe, und traue meinen Augen nicht, drei Tassen auf dem Tisch ... Warum drei Tassen, Leonhard? ... Was soll das heißen? — ‚Daß wir da sind, Großmutter,' und sie stürzen auf mich zu, und ich halte sie in meinen Armen, und ich sehe wieder in ihre guten, fröhlichen, blauen Augen ... Es war eine schöne Überraschung, und dennoch, eine Wiederholung verbitt ich mir, deshalb komme ich ihr allabendlich zuvor. Begleiten Sie mich, Herr Professor!"

Wir gingen durch den taghell erleuchteten Gang, an der Treppe vorbei, und betraten, um die Ecke biegend, einen Seitenflügel des Schlosses. Auch hier ein breiter Gang, den viele tüchtige Bilder und Trophäen aus Waffen des Orients und des Okzidents schmückten.

„Ich führe Sie jetzt in die Arbeitsstube Iwans; die Wohnungen der Kinder liegen gegenüber," sprach die Gräfin und trat durch eine gewölbte Halle mir voran ins Atelier.

Respekt! — Das war eine Arbeitsstube, die man sich gefallen lassen konnte. Etwas gar zu prunkvoll vielleicht — vielleicht eine zu große Vorliebe für Rot und Gold verratend in der Wahl der Teppiche, Gewebe, Draperien — aber wohl befand man sich inmitten dieser Reichtümer, weil sich in der Art ihrer Anordnung ein eigentümlicher und echt künstlerischer Geschmack kundgab. Über den ganzen Raum ergoß eine vielarmige Hängelampe ein reines, ruhiges Licht und brachte seinen schönsten Schmuck, die Skizzen und Bilder, zur vollen Geltung. Sämt-

lich Arbeiten des jungen Fürsten und sämtlich Talentproben. Man lügt mir nach, daß ich ungern lobe, ich aber tu's um so lieber, als mir so verteufelt selten Gelegenheit dazu gegeben wird. Hier fand ich sie und beutete sie gehörig aus. Die Gräfin schwamm in Glückseligkeit und fragte ganz besonders nach meinem Urteil über einige Gemälde, die auf den Staffeleien in der Nähe des Fensters standen. Ich entdeckte sogleich unter ihnen einen alten Bekannten, eine prächtige Hafenszene, und rief: „Das ist das beste!"

„Sein bestes, nicht wahr? und auch sein letztes. Von diesen Bildern habe ich Ihnen gesprochen; es sind die, die er mir kürzlich aus Marseille geschickt hat."

Kürzlich? da hatte die Gräfin wieder einen Irrtum in der Zeitrechnung begangen. Das Bild war ja schon vor mehreren Jahren in der Pariser Exposition, als unverkäuflich und einfach mit Iwan signiert, ausgestellt gewesen. Damals hatte es mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht und machte ihn mir jetzt von neuem.

„Das ist das beste," wiederholte ich, „das steht mir höher als manches vielgerühmte Werk der neuen Schule ... Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskönner den einreihen, der das gemalt hat? ... Ein Idealist? Ihr Herren! seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen — ein neugieriges Publikum, das sich um die beiden schart ... Und nun, die Ausführung! wessen ist die? — Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste, in den Gluten seiner Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk. Alles gut dran, jede einzelne Figur sowohl wie der Schauplatz, der Himmel, die Luft, wie das Ganze. Ich bewundere alles, sogar manche Kühnheit, die ich mir

nicht mehr erlauben würde — wir wollen sicher gehen, wir Alten."

Die Gräfin unterbrach mich: „Kühnheit, Herr Professor? die hätte der Schüler dem Meister abgelauscht."

„Was, Schüler," versetzte ich, „den Schüler könnt ich beneiden."

„Sie haben keine Ursache," erwiderte sie und zog den Vorhang von einem auf der Staffelei nebenan stehenden Bilde, und ich sah meine „Abyssinier" nach sieben Jahren wieder. — Nicht übel, gar nicht übel waren sie, und sehr freudig meine ersten Empfindungen bei ihrem Anblick. Aber gleich kam der hinkende Bote nach: So viel hast du damals schon gekonnt ... Um wie viel mehr kannst du denn heute? ... Wo bleibt der Fortschritt? ... Höhe ist Wende — bist du nicht auf der deinen angelangt? — Eine Ahnung unausbleiblichen Versiegens der sprudelnden Quellen in meinem Innern durchfröstelte mich ... Was dann? ... dann trag's oder stirb — nur sinke nicht. Und ich schwor mir's zu: Du wirst dich hüten vor Selbsttäuschung, wirst nicht für Schaffenskraft halten, was nichts mehr ist als Schaffenslust ... Wieder trat ich vor die „Hafenszene" hin und versenkte mich in ihren Anblick ... O wie tüchtig, wie genial und — wie jung! ...

„Herr Professor," sagte die Gräfin, „es ist spät geworden, glaube ich — wollen wir nicht hinübergehen zu den Kindern?"

Sie näherte sich bereits der Halle, als ihr aus derselben ein junger Mann, groß, breitschultrig, bärtig mit dunkelblonder zurückgeworfener Mähne, entgegentrat. „Noch auf, Frau Gräfin? fragte er. „Es ist elf Uhr."

„Elf Uhr," stieß sie erschrocken hervor — „wirklich? ... Dann," eine grausame Enttäuschung drückte sich in ihrem Tone aus, „dann werden sie heute nicht mehr kommen."

„O nein," bestätigte er, und die Gräfin legte die Arme übereinander, richtete den Blick fest auf ihn und sprach mit gelassener Würde:

„Woher des Weges, Doktor?"

„Ich war — Ihrem Befehl gehorchend, beim Amtmann in Reiß. Er ist ganz wohl."

„Um so besser." Sie wandte sich zu mir: „Herr Professor Moser, ich bitte Sie, Ihnen meinen Hausarzt Doktor Schmitt vorstellen zu dürfen."

„Professor Moser? Durch welchen Zufall? ah! das freut mich . . ." Er eilte auf mich zu und reichte mir die Hand.

Die Gräfin hatte Platz genommen. Wir folgten ihrem Beispiel. Der Doktor entfaltete eine lebhafte Beredsamkeit und teilte mir seine Ansichten über Maler und Malerei sehr unbefangen mit.

Ich hätte wahrscheinlich viel lernen können aus seinem Vortrag, wenn er nicht mitten darin unterbrochen worden wäre. Aber dies geschah, und zwar durch Freund Christel, der mit verstörtem Gesichte herbeigeschlichen kam und dem Doktor einige Worte ins Ohr sagte.

„Tut mir leid," erwiderte dieser mit einer entlassenden Handbewegung.

„Was gibt es?" fragte die Gräfin, und Schmitt antwortete:

„Etwas Unangenehmes, Frau Gräfin. Im Meierhof scheint sich ein Pferd losgerissen und einen der Knechte verletzt zu haben."

„Verletzt?"

„Es hat ihn geschlagen, hierher," wagte Christel vorzubringen und griff an die Hüfte.

„Der Chirurg ist gerufen worden; er waltet bereits seines Amtes. Ich bitte, der Sache keine zu große Wichtigkeit beizulegen, es ist hoffentlich überflüssig," suchte der Doktor zu beruhigen — erfolglos jedoch.

„Davon will ich mich selbst überzeugen," sprach die Gräfin und erhob sich.

Auf ihren Befehl lief Christel voran, um Hut und Mantel

bringen zu lassen. — Ich bot meine Begleitung an, die Gräfin dankte mit der Versicherung, daß sich immer Begleiter genug bei ihren Dorfgängen einfänden. In der Tat trafen wir beim Hinaustreten auf den Gang einige Diener und Dienerinnen schon dort versammelt, an ihrer Spitze Leonhards schattenhafte Gestalt. Aus dem Hintergrunde stürzte, so schnell sie konnte, eine tonnenrunde Kammerfrau mit den verlangten Kleidungsstücken herbei.

Im Begriff fortzueilen, richtete die Gräfin noch die Frage an ihren Arzt: „Sie kommen also nicht?"

„Ich bitte, mich gnädigst zu entschuldigen," erwiderte er, und sie ging.

Beim Doktor hatte ein rascher Übergang von guter in schlechte Laune stattgefunden. Trotzdem lud er mich ein, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, und ich nahm an, weil meine Absicht war, die Rückkehr der Hausfrau zu erwarten, um mich bei ihr zu empfehlen. Unterwegs beobachtete Doktor Schmitt ein verdrießliches Schweigen und ließ seinem Unmut erst freien Lauf, als wir in seiner Gelehrtenstube saßen und dampften.

„Es ist unglaublich," brummte er, „wie oft die gute Gräfin mich in Kollision mit dem Dorfbader brächte, wenn ich mich nicht zur Wehre setzen würde." Er hatte sich in einem ungeheuren Lehnstuhl so schlangenmäßig zusammengerollt, daß man nicht wußte, wo der Mensch anfing und wo er aufhörte, und sprach, und sprach! — Allerdings recht gescheit und witzig, aber alles, was er sagte, war mehr oder minder — Selbstverherrlichung.

So eitel, dachte ich im stillen, kann ein verständiger Mensch nur auf dem Lande werden, wo er vermutlich der einzige seiner Art ist. Und als er einer seiner Auseinandersetzungen mit dem grollenden Ausruf schloß:

„Ich bin hier nicht an meinem Platze," entgegnete ich:

„Warum bleiben Sie?"

„Das ist es ja — ich kann nicht anders, ich bin angeschmiedet auf Lebensdauer — nämlich der Gräfin. Ihre Verwandten haben mich engagiert."

„Unter guten Bedingungen natürlich?"

„Unter vortrefflichen. Und dennoch — ich hätte nicht annehmen sollen. Das Leben hier ist doch gar zu ärmlich. Indessen — was ist zu tun? Vor geistigem Verkommen bewahre ich mich nach Kräften durch häufig erbetenen und immer gern erteilten Urlaub. Ich bedarf seiner zu wissenschaftlichen Reisen, zur Aufrechterhaltung meiner zahlreichen Verbindungen. Die Gräfin sieht das ein, kleinlich ist sie nicht."

„Das glaube ich Ihnen gern, daß diese Frau nicht kleinlich ist."

„Sie sind begeistert von ihr; kein Wunder. Mit welcher Liebenswürdigkeit wird sie das ‚leuchtende Vorbild' ihres Iwan aufgenommen, Ihnen ihr ganzes Vertrauen geschenkt haben ... Aber, Herr Professor, die Geschichten, die Ihnen neu waren, wachsen mir zum Halse heraus."

„Die Gräfin hat mir keine Geschichten erzählt."

„Keine einzige aus der Kindheit ihres Matja und ihres Iwan? Das setzt mich in Erstaunen."

„Wie mich, aufrichtig gestanden, die Art und Weise, in der Sie, Herr Doktor, von der Gräfin reden."

„Ich? — ich habe die höchste Achtung vor ihr, ich sage jedem, der's hören will, daß ich, ein Psychiater, in diesem Hause überflüssig und im Besitz einer Sinekure bin."

„Als Psychiater sicherlich."

„Jawohl, und trotzdem ... Ist Ihnen gar nichts Seltsames an ihr aufgefallen?"

Ich antwortete ausweichend, und er begann gelehrt zu werden und berief sich auf Tod und Teufel, unter anderm auch auf Schopenhauer.

„Diese Frau," sagte er, „führt ein Traumleben, in dem es jedoch an wachen Momenten nicht fehlt. Schopenhauer sagt

in seinem Versuch über Geistersehen: Bei der Tätigkeit aller Geisteskräfte scheint im Traume das Gedächtnis allein nicht disponibel. Längst Verstorbene figurieren darin noch immer als Lebende ..."

Mich überlief's — „Was heißt das? ... was wollen Sie damit sagen?" Ich ahnte wohl, was jetzt kommen würde, und war doch voll Angst, es aussprechen zu hören. — „Wo ist Fürst Iwan?" stieß ich plötzlich hervor.

Der Doktor schlug auf den Tisch. „Herr Professor! so sind Sie ihr wirklich aufgesessen? Haben nicht bemerkt ..." Er hielt inne und rief, einem Geräusch von Stimmen und Schritten, das sich vernehmen ließ, lauschend: „Der Tausend, da kommt sie schon zurück von ihrem Krankenbesuch."

„Hat sie den auch im Traum gemacht?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er, „und ich will Ihnen erklären ..."

Aber ich hörte ihn nicht zu Ende; ich war schon aufgestanden und verließ mit einer Entschuldigung das Zimmer, um der Frau des Hauses entgegen zu gehen.

Sie kam an der Spitze ihres Gefolges langsam daher geschritten. Meine Stimme schien mir einen aufdringlichen Klang in diesen stillen Räumen zu wecken, als ich mich an die Gräfin wandte, mit einer Erkundigung nach ihrem Kranken.

„Es geht schlecht," sprach sie, tief erregt und noch ganz im Banne der eben erhaltenen peinlichen Eindrücke.

An der Schwelle ihrer Gemächer verabschiedete ich mich und lehnte dankend ihre Aufforderung zu längerem Bleiben ab. So befahl sie denn, mit dem frühesten alles für meine Abreise bereit zu halten, und entließ mich mit den Worten: „Vielleicht besinnen Sie sich doch anders und schenken mir noch einen Tag."

Meiner Treu! ich tät's gern, dacht ich bei mir und wollte mich wieder zum Doktor zurückbegeben, der mir die Beendigung des Satzes, in dem er unterbrochen worden, schuldig geblieben

war. Ich tät's, ich bliebe, wenn nicht die Hexe wäre, die Julietta, und meine Sehnsucht nach ihr und die Furcht vor ihrem Zorn.

Während ich meinen Weg fortsetzte, ging ein Diener hinter mir her, der eine Lampe nach der andern abdrehte. Er hielt in seinem Finsternis verbreitenden Geschäft erst inne, als Christel herbeikam, ihm abwinkte und zugleich mir die Meldung brachte, der Doktor habe sich zur Ruhe begeben und lasse mir gute Nacht wünschen. Für diese gute Nacht wünschte ich ihn zum Teufel und ging mit Christel auf mein Zimmer, dasselbe, in das er mich nach meiner Ankunft geführt hatte.

Ich muß wieder ein beschämendes Geständnis ablegen. Als der Bursche sich mir beim Auskleiden mit solcher, vom Herzen kommender Dienstwilligkeit behilflich oder, sagen wir, überflüssig machte und mir so recht wie ein guter, dienender Geist erschien, dem man wohl Vertrauen schenken könne, kam mich die Versuchung an, ihn auszufragen, um zu erfahren, was er und seinesgleichen von der Gebieterin dächten. — Sogleich jedoch überwand ich diese ganz ordinäre Regung und schickte Christel schlafen, nachdem ich ihm dringend aufgetragen, mich morgen Schlag fünf zu wecken. Und nun war ich allein mit meiner Neugier und mit meinem ungelösten Rätsel. Eine große Ungeduld ergriff mich. Um sie zu täuschen, nahm ich mein Skizzenbuch und begann erst lässig, allmählich immer mehr ins Feuer geratend, ein paar Entwürfe zu machen... Maria im Alter. Sie lehrt ein Kindlein die Liebesgebote ihres Sohnes und Herrn... Sie steht am Sterbebett eines Pharisäerknechts — — beide ausführbar — keiner das Rechte. Das Rechte mußte ich noch finden, es kam mir nicht, wie schon so oft, als Offenbarung. In meinem Kopf entstand ein wildes Ringen, und wer vollführt's? — lauter stumpfe elende Gedanken. Gebt Ruh, ihr seid nichts, und es ist erbärmlich, wenn die Ohnmacht schaffen will... Unsinn und Qual! — und doch keine Qual, denn nicht einen Augenblick verließ mich in meiner Pein und Not

die feste, die erlösende Hoffnung: Die Erfüllung kommt, sie muß. Was sich dir jetzt verhüllt, du wirst es sehen. Was dir heute unerreichbar ist, fällt dir morgen von selbst in den Schoß.

So vertröstete ich mich, stand auf, tauchte meinen Kopf in das mit frischem Wasser gefüllte Waschbecken, öffnete alle Fenster und legte mich, zunächst um auszuruhen, an Schlaf dachte ich nicht, in das weit ins Zimmer hineinragende Himmelbett. Ein köstliches Lager, das mir da bereitet worden. Mit Hochgenuß streckte ich mich aus, freute mich des Hereinströmens der kühlen Luft und horchte dem Rauschen der windbewegten Bäume, das von Zeit zu Zeit der Schrei eines beutegierigen Nachtvogels durchdrang. Wohlige Ruhe umfing mich, ein Reflex alles dessen, was mich heute bewegte, sammelte sich wie in einem Brennpunkt und umwob mich mit dunkelhellen, geheimnisvollen Strahlen ... Ich weiß noch, daß ich ein Frauenbild von erhebender Schönheit vor mir sah, und daß es meine edle Gastfreundin vorstellte und ein Werk war, das den Namen dessen, der es schuf, durch die Jahrhunderte trägt ...

Plötzlich wacht ich auf — grelles Sonnenlicht, das mir in die Augen fiel, hatte mich aufgeweckt ... Schon Tag? mir war, als hätte ich kaum eine Stunde geschlafen. — Am Fuße meines Bettes stand Christel, hatte den Vorhang zurückgeschoben und blinzelte mich halb mutwillig, halb verlegen an.

„Schon fünf?" rief ich, und er kratzte sich hinter dem Ohr.

„Sehen Sie doch, wie hoch die Sonne steht, es hat just zehn geschlagen."

Wie mir wurde, wie ich ihn anfuhr — darüber mag ich mich nicht ausbreiten. Aber bekennen muß ich, daß Christel wohl versucht hatte, mich zu wecken, daß es ihm aber nicht gelang, weil ich in meinem Waterlooschlaf gelegen hatte. So nämlich nennen meine Freunde den eisernen Schlaf, der mich zum erstenmal befiel, nachdem ich als junger Künstler einen furchtbaren Mißerfolg erlitten. Später stellte er sich seltener,

meist nur nach einer großen Ermüdung bei mir ein. Und auch dann nicht immer — zu meinem Bedauern, denn aus einem solchen Schlafe erwache ich als ein glücklicher Mensch und fühle mich fähig, alle Kräfte, die in mir liegen, zu verwerten und jede Niederlage von einst wett zu machen durch einen Sieg.

Auch an diesem Morgen überkam mich eine herrliche Stimmung, leider jedoch erst, als meine Flüche gegen Christel schon ausgestoßen waren. Um so sanfter und freundschaftlicher fragte ich ihn jetzt, wann der nächste Zug in der Station eintreffe.

„In fünf Stunden dreißig Minuten. Sie haben noch zwei Stunden Zeit, zum Frühstück und zu einem kleinen Spaziergang, wenn's gefällig ist."

„Und zu einem Besuch bei der Frau Gräfin."

„Das nicht." — Christel geriet in Bestürzung. „Vormittags darf unter Dienstesentlassung kein Mensch angemeldet werden. Auch ist die Frau Gräfin nie zu Hause."

„Wieso, nie? — das heißt wohl für Besuche?"

„Nein, wirklich — aber ich bitte, fragen Sie lieber den Doktor —" setzte er mit demütigem Flehen hinzu. „Er hat ohnehin fragen lassen, ob er Ihnen Gesellschaft leisten darf beim Frühstück."

„Ohne weiteres," erwiderte ich und hatte mich kaum gewaschen und angekleidet, als der junge Mann auch schon ins Zimmer trat. Er schüttelte mir die Hand und erkundigte sich, ob ich viel versäume durch meine verspätete Ankunft in Wien?

— „Hm!" antwortete ich, — „hm, hm — eine Sitzung der Akademie."

„Eine Sitzung? O Herr Professor" — und der Ausruf kam ihm vom Herzen — „das muß Ihnen schrecklich sein!"

„Passiert, und ich will's verschmerzen, vorausgesetzt, daß Sie mir eine Abschiedsaudienz bei der Frau Gräfin verschaffen."

Nachdem er sich dazu bereit erklärt hatte, bestätigte er Christels Behauptung, daß die Gräfin vormittags nie zu Hause sei.

„Und wo ist sie?"

„Bei den Ihren. — Wir müssen sie dort aufsuchen."

Ich beeilte mich, meine Mahlzeit zu beenden, und folgte ihm, sehr bemüht, meine Spannung zu verbergen. Mich verdroß die Überlegenheit, mit der er neben mir herschritt, ganz wie ein Hofmeister, der seinen Zögling zu einem interessanten Schauspiel geleitet und Betrachtungen über die Art anstellt, in der der Junge sich wohl dabei benehmen wird.

Wir wanderten durch dichtverwachsene Laubgänge die Lehne hinan, die hinter dem Schloß emporstieg. Es war ein wunderschöner Tag und in der Luft ein Frühlingsatem, mit dem einzelne vertrocknete Zweige am Geäste und die dürren Blätter, die der Wind raschelnd vor uns hertrieb, in seltsamem Widerspruch standen.

Der Doktor sprach, absichtlich, wie mir schien — vielleicht tat ich ihm unrecht — durchaus nur von gleichgültigen Dingen. Eine gute Weile nahm ich mich zusammen, endlich aber riß mir die Geduld, und ich brach aus: „Ich bin kein Freund von Überraschungen, Herr Doktor!... Wohin führen Sie mich?"

Er erwiderte mit verwünschter Gelassenheit: „Zur Gruft, wo die Gräfin ihre Vormittage zubringt, und aus der sie ganz traurig heimkehrt, weil diejenigen, die dort in den Sarkophagen liegen, nicht gekommen sind, um mit ihr zu beten."

„Zu beten? sie weiß nicht..."

„Sie weiß nicht mehr, sie hat vergessen — vergessen wollen. Das Maß ihrer Leidensfähigkeit war erschöpft durch den Tod ihres Mannes und durch das Leben ihrer Tochter. Den Verlust ihrer Enkel — beide, denken Sie, sind gewaltsam aus dem Dasein gefördert worden — und den ihres Schwiegersohnes hätte sie nicht ertragen können. Da hat ‚die Natur' sich ihrer erbarmt und ihr die Fähigkeit geschenkt, Träume zu weben, in denen die Begrabenen auferstehen. Übrigens entreißt sie sich manchmal diesen Wahnvorstellungen. Sie findet dazu die

Kraft, wenn es das erfüllen gilt, was sie für Pflicht gegen ihre Toten hält. Zum Beispiel, in der Kapelle dort oben eine Messe hören an jedem Erinnerungstage. Ein solcher ist heute, und wir finden sie möglicherweise so klar, als jemand sein kann, der im Nebel der Frömmigkeit wandelt. — Den zu zerstreuen, war ich zuerst bemüht, denn ich halte ihn für den anonymen Urheber . . ."

„Bleiben wir bei den Tatsachen!" unterbrach ich ihn. „Wie sagten Sie vorhin: Beide Enkel eines gewaltsamen Todes gestorben?"

„Beide, und zwar rasch nacheinander — und der Fürst gleich darauf. An gebrochenem Herzen, heißt es, ich meine an einem Lungenleiden, das er seit langem in sich getragen haben soll. Jedenfalls war sein Ende nicht tragisch wie das seiner Söhne." Der Doktor hielt inne, erwartend, daß ich ihn bitten werde, fortzufahren. Ich tat es nicht, und so erzählte er denn aus eigenem Antrieb weiter:

„Iwan, der Jüngere, der Maler, hat in Marseille, kurz bevor er sich nach Afrika einschiffen wollte, einen französischen Offizier gefordert. Warum? Weil der — er kam eben aus Paris — etwas respektlos von der Fürstin-Mutter gesprochen hatte. Das Duell fand statt, und der ritterliche Verteidiger einer verlorenen Ehre blieb auf dem Flecke."

„Ein Unglück, nicht nur für die Seinen, auch für die Kunst. Schade um den Mann."

„Gewiß ein Unglück und zugleich eine Lächerlichkeit."

„Herr," sagte ich, „mögen solche Lächerlichkeiten nie aussterben in unserer ernsten Welt."

„Das ist Geschmacksache, sehen Sie. — Meinetwegen brauchte ein reiches und hoffnungsvolles Leben nicht hingeworfen zu werden, um eine schadhafte Reputation zu verteidigen, weil es zufällig die eigene Mutter ist, die sich diese Reputation gemacht hat."

Gar zu gern hätte ich ihm darauf eine tüchtige Antwort gegeben, aber nichts dergleichen fiel mir ein. Ich hasse die kalte Vernunft — gegen sie aufkommen kann ich nicht.

Er fuhr fort: „Der Majoratsherr, der Matja, war aus derberem und gesunderem Stoffe gebaut als sein Bruder und ein leidenschaftlicher Jäger. Er ging in Wolhynien zugrunde auf einer Bärenjagd ... Aber sehen Sie, wir sind am Ziel."

Wir waren aus dem Dickicht herausgetreten, vor uns lag zwischen uralten Bäumen eine dichtbewachsene, kurzgeschorene Wiese. Sie zog sich den Berg hinan, auf dem ein wahrer Prachtbau emporragte. Es war ein Tempel aus poliertem grauen Marmor, dessen Gebälk von weißen korinthischen Säulen getragen wurde. Eiben und Zypressen umgaben ihn im Halbkreis und bildeten eine dunkle Sichel inmitten der Laubwaldungen, die schon herbstlich entfärbt weithin die Höhen bedeckten. Die Pforte des Tempels stand offen, und der innere Raum, von Sonnenlicht durchflutet, das durch die hohen Fenster brach, blinkte uns goldig entgegen.

„Ein merkwürdiger Bau," sagte ich.

„Ein Mausoleum," erwiderte der Doktor. „Die Gräfin hat es nach dem Tode ihres Mannes errichten lassen. Die anderen sind viel später dort beigesetzt worden ... Aber Sie haben nicht mehr allzu viel Zeit, wenn Ihnen daran liegt, sie noch einmal zu sehen; kommen Sie."

„Wohin?" rief ich aus und blieb stehen. „An die Ruhestätte ihrer Lieben? — Sie vielleicht im Gebete stören, was denken Sie?"

„Die Gebetstunde ist längst vorbei, kommen Sie, es wird sie freuen ... Sie wollen nicht? — Nun so muß ich Sie denn anmelden."

Mit großen Schritten ging er vorwärts, und ich, durch seine Zuversicht ermutigt, folgte ihm nach. Schon konnte ich das goldene Kreuz auf dem Altare sehen, der frei inmitten des

Tempels stand. Über ihm hing die Lampe mit dem ewigen Licht ... Dieses — ja dieses war's, das mir gestern so freundlich durch die Bäume hindurch geschimmert hatte. In der Dunkelheit ein klarer, verheißender Stern, in der Tageshelle ein schwach glimmender Schein.

Oben am Eingang ließ der Doktor sich wieder blicken. „Nicht mehr da, Sie haben Unglück!" schrie er mir zu. „Bemühen Sie sich trotzdem herauf, es ist ganz hübsch hier."

Mich aber widerte es an, das Heiligtum meiner Gastfreundin an der Seite dieses pietätlosen Gesellen zu betreten. Statt aller Antwort wendete ich mich ab und sah — im selben Augenblick sah ich gerade mir gegenüber die Gräfin aus dem Walde herauskommen. — Sie trug einen Laubkranz in ihrer Hand und durchschritt langsamen Ganges, unbewußt und mechanisch, die Wiese auf dem kürzesten Wege dem Grabdenkmal zu.

Nach kurzem Zaudern wagte ich's, eilte ihr nach, und mich tiefverneigend, pochenden Herzens, sprach ich sie an. Sie tat erschrocken einen Schritt zurück, Bestürzung und Verlegenheit malten sich in ihren Zügen. Rasch jedoch nahm sie sich zusammen.

„Ah — Herr Professor ..." sprach sie und reichte mir die Hand, „so haben Sie sich's doch überlegt und sind geblieben ... Iwans wegen? Sagte ich Ihnen denn, daß heute sein Geburtstag sei? Nein, nicht wahr? Eine schöne Fügung also, daß Sie es sind, der ihm heute diesen Kranz bringen kann."

Sie reichte ihn mir, wir stiegen die Stufen hinan und standen in einem hochgewölbten Raum, dessen reich kassettierte Kuppel von schlanken Säulen getragen wurde. Zwischen diesen, an der Evangelienseite des Altars, standen fünf Marmorsärge. Einer von ihnen war offen und leer. Auf den Deckeln der übrigen las ich die Namen derer, von welchen die Gräfin gestern so oft, mit so viel Liebe und wie von Lebenden gesprochen hatte.

Die alte Frau breitete ihre Arme mit einer unsagbar ergreifenden Gebärde aus. „Alle tot —" sprach sie, „alle tot!"

Sie war aus ihrem Traum erwacht.

Wir gingen von Sarg zu Sarg, und im Innersten ergriffen, schmückte ich den meines gottbegnadeten Jüngers, der auf dem besten Wege gewesen war, mein Meister zu werden. Die Gräfin stand dabei, hoch aufgerichtet, regungslos. Als mein Blick dem ihren begegnete, schüttelte sie das Haupt:

„Bedauern Sie mich nicht. Ich habe die Meinen nicht begraben. Nur ihren Staub. Die Seelen, die ihn belebten, wohnen weit ... Aber sie kommen — aus lichten Bereichen kommen, kraft ihrer unsterblichen Liebe, meine Kinder zu mir. Ich fühle — wie oft! ihre beglückende Nähe. — Und wenn ich durchs Haus gehe, durch den Garten, durchs Dorf, scheinbar allein, ich bin es nicht — meine Toten gehen mit ..."

Der Doktor, der die Zeit über schweigend an der Pforte gelehnt hatte, räusperte sich laut. Die Gräfin nahm seine Mahnung zur Kenntnis, ein bleiches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Mein Hausarzt zwar behauptet, das sei ein Wahn, und will mich davon kurieren, ich aber hoffe unheilbar zu sein."

Der Doktor murmelte: „Das heißt hoffen, sich immer der Wahrheit verschließen zu können."

„Wahrheit!" fuhr ich ihn an, „wie sieht die aus, die bei Ihnen zu haben ist? ... War jemals in dergleichen Fragen die Wahrheit von gestern noch die von heute?"

„Sie werden den Zug versäumen, Herr Professor," erwiderte er.

Ich küßte der Gräfin die Hand und rief: „Heil Ihnen, edle Frau, Heil Ihrem Traum, Ihrem Wahn, Heil Ihrem schönen Glauben. Halten Sie so lange an ihm fest, als Ihnen niemand eine Wahrheit bringt, die schöner ist als er."

Ich ging. Der Doktor gab mir das Geleite und ließ unaufhörlich die Quellen reichlicher Belehrung springen. Aber dieser ganze Segen rieselte über einen Unwürdigen nieder. Alle meine Gedanken waren gefangen genommen von dem Eindruck, den

ich empfing, als ich mich zum letzten Male nach der Gruftkapelle zurückwendete. Die Gräfin stand auf der Schwelle, und ich glaubte, den Freudenglanz auf ihrem Angesicht noch schimmern zu sehen, den meine Worte hervorgerufen hatten.

Und ich versäumte den Zug, und ich kam erst am nächsten Tag in Wien an, und ich fand Juliettas Abschiedsbrief angenagelt an der Tür meines Ateliers. Und das alles war mir gleichgültig, weil ich malte — malte und von der Welt nichts wußte und von unserer Erde nichts verlangte, als daß sie ihre eigene Bahn verfolgte und sich's nicht einfallen lasse, in die Sonne oder irgend wohin anders zu stürzen, bevor mein Werk geschaffen war.

Sie erfüllte mir den Wunsch, und ins Leben trat meine „Mater resurrecti", die ihr alle kennt, Maria am Grabe, in dem ihr Sohn gelegen hat — aus dem er auferstand.

Das Urbild meiner besten Arbeit habe ich nicht wiedergesehen. Am selben Tage, an dem mein Bild mit dem großen Preise gekrönt wurde, erhielt ich die Nachricht von dem Tode der Gräfin. Sie war plötzlich und schmerzlos aus dem Leben geschieden.

Der Muff

Die Generalin kam aus einer Nachmittagsgesellschaft, an der mehrere ausgezeichnete Persönlichkeiten teilgenommen hatten. Sie befand sich in gehobener Stimmung. Man war sehr freundlich gegen sie gewesen, sehr, hatte sie dringend aufgefordert, eine ihrer kleinen Novellen, wenn auch nur die kleinste, vorzulesen.

Für ihr Leben gern wäre sie der Einladung gefolgt, trug jedoch gerade an dem Nachmittag nicht das geringste Manuskriptlein bei sich, und so hatten die Gäste mit liebenswürdiger Resignation auf den Genuß verzichtet. Aber schon die Berücksichtigung, die dem bisher wenig aufgemunterten Talent der Generalin geschenkt worden, tat ihr unendlich wohl.

Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen, dachte sie. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Schwung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschnellen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt, ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist. Da lob ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat.

Von den heitersten Vorstellungen umgaukelt, schreitet die große, schmächtige Dame rasch und rüstig dahin; das Gehen wird ihr heute so leicht, als ob die Trottoirs mit Kautschuk gepflastert wären.

Herrliches Wetter! ein kernig kalter Märztag. Merklich früher steht schon die Sonne auf und geht merklich später schlafen.

O wie gern sieht der die Tage wachsen, dessen eigener Lebenstag sich bereits zur Neige gewendet hat!

Die Generalin verschränkt behaglich die Hände in ihrem großen Muff — ein wenn auch nicht mehr modernes, doch sehr kostbares und gediegenes Garderobestück — und wandert wohlgemut dahin. Sie hat noch eine gute Strecke Weges vor sich, eilt aber nicht, schlendert vielmehr gemächlich weiter, sieht sich die Vorübergehenden an, möchte jedem bis auf den Grund der Seele schauen, und den Armen, besonders solchen, die nicht betteln, schenkt sie etwas. Sie tut es trotz der Gewissensbisse, die sie dabei empfindet. Geld verschenken auf der Straße ist ein Unsinn und national-ökonomisch ein Verbrechen. Das ist der Generalin hundertmal und unwiderleglich bewiesen worden, sie hat das Bewußtsein ihres Unrechts und — begeht es dennoch. Das Mitleid, diese, wie in neuester Zeit festgestellt worden, verwerflichste Form des Egoismus, ist zu mächtig in ihr; es überwältigt sie immer wieder von neuem.

Mit dem unvernünftigen Almosenspenden ist es aber auch eine so eigene Sache! Unendlich schwer wird diese üble Gewohnheit ablegen, der einmal ihre ganze Süßigkeit gekostet hat. Du gehst durch die Straßen der großen Stadt, und wenn deine Augen nur offen sind, siehst du in kurzer Zeit das Elend in jeder denkbaren Gestalt; von dem geistigen und moralischen Elend ana das hinter äußerem Glanz verborgen vorbeistolziert, bis herab zu dem Elend des hungernden, vom Tode schon gezeichneten Lasters. Und wenn es dich nun da plötzlich mitten heraus aus der rettungslosen Verkommenheit ansieht mit Augen, die von einer noch unschuldigen Seele erzählen oder von einer im schwersten Kampf geläuterten, oder von einer noch hoffenden, noch ringenden, und du antwortest ihrer scheuen Bitte und greifst in deinen Säckel, greifst ziemlich tief und reichst eine Gabe dar, welche den Armen auf das äußerste überrascht — o des wunderbaren Eindrucks! o der stummen seligen Frage: Das schenkst du mir?

Du ganz fremder Mensch schenkst mir so viel? und ein unvergeßlicher Blick trifft den Wundertäter, der dem Kinde der Not für ganze Tage die Sorge aus dem Leben nimmt.

Nun, dieses Staunen mit anzusehen, die Freude aufblitzen zu sehen auf dem Antlitz des Kummers, das ist Glück; und wer es einige Male genossen hat, und auf den Geschmack gekommen ist und sich's trotzdem aus Überzeugung und aus Tugend versagt, den nenn ich — so schloß die Generalin ihre Betrachtung — einen Kato vom Standpunkt der Nationalökonomie!

Sie selbst hat nicht das Zeug zu solcher Größe, überhaupt nicht, am wenigsten aber dann, wenn sie sich durch und durch zufrieden fühlt und im Grunde jeden anderen bemitleidet, weil er schwerlich so gut dran sein kann wie sie, der arme andere.

Widerstandslos läßt sie ihrer Torheit den Zügel schießen, bis ihr eine natürliche Grenze gesetzt wird, und das Portemonnaie nichts mehr enthält als eine Visitenkarte.

Nachgerade ist es auch Zeit geworden, einen rascheren Schritt einzuschlagen; denn plötzlich hat der Wind sich scharf erhoben und jagt große Schneeflocken durch die Luft. Die gelblichen Flämmchen, die man in den Straßenlaternen wahrzunehmen beginnt, machen darauf aufmerksam, daß die Dunkelheit demnächst einbrechen wird, und daß es ihnen nicht einfällt, sie daran zu hindern. Unter solchen Umständen hat die Nebenstraße des Wiener Grabens, in welche die Generalin eben einlenkt, etwas entschieden Unheimliches, und die Dame wäre gar nicht böse gewesen, wieder draußen zu sein.

So eilte sie denn, ohne sich aufzuhalten, an einer Bettlerin vorüber, die auf der steinernen Stufe vor einem geschlossenen Kaufladen saß und sich frierend in den Winkel der Mauer drückte. Der Schnee umwirbelte sie und zerrann auf ihrem tiefgebeugten Haupt, das von einem durchlöcherten Tuch bedeckt war. Ihre Knie hatte sie bis zur Brust heraufgezogen, der dünne Rock reichte kaum bis zu den Knöcheln, die Füße waren mit Fetzen

umwickelt und ruhten fest aneinandergepreßt, auf einem bißchen Stroh. Ein Ding, das früher ein Muff aus Hasenfell gewesen, jetzt aber nur noch eine zerfetzte Röhre aus Hasenhaut war, sollte den Händen zum Schutze dienen, versah sein Amt aber schlecht; denn diese alten Hände kamen an manchen Stellen vor Kälte zitternd zum Vorschein, und man sah es ihnen wohl an, wie hart sie gearbeitet, bevor sie zu unerwünschter und unerquicklicher Ruhe in den Schoß gelegt wurden.

Die Generalin war schon ein Stück Weges weiter gegangen, als ihr die ganze Kläglichkeit des im raschen Vorüberschreiten empfangenen Eindrucks vor die Seele trat. Sie kehrte zu der Alten zurück, blieb eine Weile vor ihr stehen, verfolgte mit immer trauriger werdenden Blicken die seltsam zuckenden Bewegungen des zusammengekrümmten Körpers und sagte endlich: „Es ist spät, liebe Frau, gehen Sie doch nach Hause."

Das Weib blickte empor und erwiderte, sie müsse auf ihre Tochter warten, die erst in einer Stunde von der Arbeit kommen und sie abholen werde.

In einer Stunde! dachte die Generalin — und die Alte macht jetzt schon so verdächtig schläfrige Augen; die ist imstande und erfriert bei drei Grad Wärme. Was anfangen? was anfangen, du lieber Gott! Ein Wachmann, den man rufen und bitten könnte, auf die Arme acht zu geben, ist nicht in der Nähe, und wäre er's, die Generalin würde sich genieren, ihn darum anzusprechen. Die Leute schauen einen bei derartigen Zumutungen meistens so kurios an. Und noch länger dastehen und die Bettlerin betrachten, hat auch keinen Sinn. Überdies beginnt die Alte, beunruhigt zu werden, und fragt sich mit Angst, was denn diese Person will, die sich da vor ihr aufgepflanzt hat und ihr nichts schenkt.

„Geh'ns weg!" sagt sie, „geh'ns weiter!" und die Bangigkeit, das Mißtrauen, die sich dabei in ihren Mienen kundgeben, versetzen die Generalin in eine große Verwirrung. Es kommt

ihr auch vor, als ob die Vorübergehenden in sonderbarer Weise nach ihr schielten. Die Situation wird immer peinlicher, und in der Verlegenheit, in der Ratlosigkeit, in dem dringenden Wunsch, sich einen anständigen Rückzug zu sichern, legt die Dame plötzlich ihren Muff der Alten auf die Knie. „Ich hab kein Geld, aber nehmen Sie das und wärmen Sie sich," sagt sie.

„O Jesus! Jesus!" ... Das Weib bringt anfangs nur diese Worte heraus; aber als sie aus der ersten Verzückung zu sich kommt, läßt sie auch eine Beredsamkeit los, die mit lautem Geschrei einen Platzregen von Segnungen und Wonnen vom Himmel herunter auf das Haupt der edlen Spenderin beschwört.

Die Generalin entflieht, so schnell sie kann, dem Wortschwall und den Lobpreisungen, die ihr noch von weitem nachgerufen werden, und langt kurze Zeit später glücklich daheim an.

So ganz wohl zumute ist ihr nicht; sie besinnt sich, daß sie ihr Portemonnaie in dem verschenkten Muff gelassen hat, und ärgert sich auch im voraus über das Verhör, dem sie der beiden Dinge wegen von der Kammerfrau unterzogen werden wird.

Die Kammerfrau ist es auch, die auf ihr Schellen öffnet und sie mit der Nachricht begrüßt: „Der Herr General sind schon lange zu Hause."

„Da geh ich gleich zu ihm hinüber," antwortet die Gebieterin, gibt rasch Hut und Mantel ab und tritt in das Zimmer ihres Mannes.

Der alte Herr erhebt sich beim Erscheinen der alten Frau. Er ist um ein weniges kleiner als sie, hat aber etwas ungemein Energisches; Gang und Haltung verraten den ehemaligen Kavalleristen.

„Kommst du endlich!" ruft er der Eintretenden entgegen, „hat heute wieder schön lange gedauert, die Urschlerei." Mit diesem Namen pflegt der General die Gesellschaften zu bezeichnen, die lediglich aus Damen bestehen.

„Es waren auch Herren da," entgegnet die Generalin.

„Beneide sie nicht," murmelt der Gatte und zieht den Tisch, auf dem eine Patience aufgelegt ist, zurück, damit seine Frau auf dem Sofa Platz nehmen könne. Er setzt sich ihr gegenüber, stemmt die linke Faust auf den Schenkel und die rechte auf den Tisch und betrachtet die Karten mit scharfen Feldherrnblicken.

„Ist wieder boshaft!" brummt er, „ist ein rechter Bosnickel, nein, was das für ein Bosnickel ist!"

Auch die Generalin vertieft sich in die Betrachtung der Karten und sagt nach längerem Nachsinnen: „Der Sechser geht."

„Wo ist der Sechser?" fragt der General.

„Rechts, in der zweiten Reihe."

„Der? ja der! ja den — den leg ich nicht aus."

„Warum denn nicht?"

„Will nicht."

„Schöner Grund!"

„Warte auf einen schwarzen Fünfer."

„Deine schreckliche Methode! auf die Art kann die Patience nie ausgehen, nie!"

„Liebes Kind," entgegnet der General mit männlichem Ernst, „nimm mir's nicht übel, du hast unrecht. Hier handelt es sich nicht um das Einzelne, sondern um das Ganze."

„Wenn aber das Einzelne den Knotenpunkt des Ganzen bildet?"

„Knotenpunkt! Wie du doch bist! wie du doch kindisch bist! Liebe, ich habe allen Respekt vor deiner Schriftstellerei, aber von Knotenpunkten verstehst du nichts."

„Wer weiß, vielleicht doch... warum sollt ich nicht im Grunde...?"

Die Generalin sprach unsicher und zerstreut, ihre Wangen röteten sich leicht. Zu ihrem Schrecken war die Kammerfrau hereingetreten, durchforschte das Zimmer mit spähenden Blicken und nahm von dem eifrigen Abwinken ihrer Herrin keine Notiz.

„Laß es gut sein, Adele, laß es nur gut sein," sagte diese

endlich in einem Tone, in dem die dringende Bitte wie ein kühler Befehl klingen sollte.

Und der General, der längst überlebten Mode huldigend, in Gegenwart der Dienstleute ein ihm nicht ganz geläufiges Idiom zu gebrauchen, fragte:

„Qu'est-ce que veut-elle donc?"

„Ich suche den Muff," sprach Adele, „die gnädige Frau haben den Muff nicht mitgebracht, und hier ist er auch nicht."

„Nun, wenn ich ihn nicht mitgebracht habe, kann er auch nicht hier sein," versetzte die Generalin. „Gehen Sie nur, Adele."

Der treuen Dienerin war diese wiederholte Abweisung ein Stich ins Herz, und ihre tiefe Verletztheit äußerte ich in der Miene, mit der sie hervorstieß:

„Aber der Muff ist weg!"

Der General wendete rasch den Kopf und fragte kurz: „Was Muff? wer ist Muff?"

„Der große, der schwarze, der schöne Muff," entgegnete Adele, und die Generalin bemerkte krampfhaft lächelnd:

„Groß und schwarz allerdings, aber schön ... daß er schön war, hat ihm wirklich schon lange niemand mehr nachsagen können."

„Mag er nun sein, wie er will," erklärte der Mann, „da muß er sein!"

„Man muß ihn halt wieder abholen," sprach Adele, „die gnädige Frau haben ihn halt liegen lassen in der Gesellschaft, wo Sie gewesen sind."

„Ich habe ihn dort nicht liegen lassen."

„Euer Gnaden haben das neulich auch gesagt, wie Euer Gnaden aus dem Theater gekommen sind, und wie ich gesagt habe, das Taschentuch ist nicht da. Und am andern Tage hat's der Logenmeister gebracht."

„So? hat er's gebracht? ... Aber, Adele, warum verschweigen Sie mir das?"

„Dergleichen haben Sie sogleich zu melden," rief der General, und Adele jammerte:

„Wie soll ich's denn melden? Wann denn? Man darf ja nichts reden, weil ja die gnädige Frau immer dichtet beim Ankleiden."

Die Generalin biß sich auf die Lippen; es war ihr stets beschämend, wenn ihre Dienerin ihr die Schriftstellerei vorwarf. Der General runzelte die Stirn, richtete sich steif auf und sagte zu seiner Frau: „Voyez-vous?" zur Kammerfrau jedoch: „Besorgen Sie jetzt den Tee."

Adele entfernte sich mit dem Schritt einer gefangenen Königin vor dem Wagen eines römischen Triumphators. Der General kreuzte die Arme, beugte sich, blickte seiner Frau in die Augen und fragte: „Klotilde, was ist's mit dem Muff?"

Sie senkte den Kopf und nach einem um Vergebung bittenden Blick auch die Augen und sprach:

„Fritz — ich habe ihn verschenkt."

Er fuhr heftig zusammen, sein Gesicht drückte Gram aus. „Verschenkt!... Hast du vergessen, daß er von meiner verstorbenen Tante herstammt?"

„Fritz — ja! in dem Augenblick, in dem ich ihn verschenkte, habe ich das vergessen."

„Dann," versetzte der General wehmütig, „wäre es zwecklos, dich jetzt daran zu erinnern. Aber sagen will ich dir doch, Klotilde: Ich habe im stillen seit langer Zeit auf den Muff spekuliert. Ich hätte mir gern einen Fußsack für meinen Jagdschlitten daraus machen lassen; ich habe es dir aber verschwiegen aus Delikatesse... Das habe ich getan, du aber..."

Die Generalin fiel ihm ins Wort: „Mach mir keine Vorwürfe, Bester; ich bin genug gestraft."

Sie war's; er sah es deutlich ausgesprochen auf ihrem Antlitz, in dem er seit vierzig Jahren zu lesen gewohnt war, und so erfüllte er denn großmütig ihre Bitte und fragte nur mild:

„Ich möchte aber wissen, an wen du ihn verschenkt hast."

„An eine Greisin, lieber Fritz, eine unglückliche, hilflose, die vielleicht erfroren wäre ohne ihn . . ."

„Papperlapapp!"

„Und für die der alte Muff eine Wohltat ist, die vorhalten wird bis ans Ende ihrer Tage, ein wahres Lebensgut. So verzeih denn, bester Mann, und wenn du mir noch etwas zuliebe tun willst . . ." Klotilde ging aus ihrer elegischen Weise in eine muntere über, griff nach der Hand ihres Mannes, zog sie rasch an sich und drückte, bevor er's wehren konnte, einen Kuß darauf, „so lege den Sechser aus."

Seufzend fügte sich der General dem Wunsche seiner Frau; aber es geschah zum Unheil, denn, wie die scharfsinnigen Kombinationen, die er später anstellte, erwiesen, konnte die Patience vom Moment an, in dem die verhängnisvolle Karte ausgelegt worden war, nicht mehr gelingen. Den Mann verstimmte das ein wenig, für die Frau gab es an dem Tage nichts, das imstande gewesen wäre, ihre Heiterkeit zu stören. Und als sie zur Ruhe gegangen war und die Augen schloß, da schwebte das Bild eines welken Greisengesichts, von heller Freude verklärt, vor ihr empor, und sie schlief ein, gewiegt von Empfindungen, um die die Landgräfin Elisabeth von Thüringen Ursache gehabt hätte, sie zu beneiden.

Am nächsten Morgen würde die Generalin ihres gestrigen kleinen Abenteuers nicht mehr gedacht haben ohne die schroffe Einsilbigkeit, die Adele der Herrin gegenüber beobachtete. — Das wird nicht gut, dachte diese, wird nicht gut, bevor ein umfassendes Geständnis abgelegt ist. Und ich bin es ihr ja schuldig; habe ich doch eigenmächtig über einen Gegenstand verfügt, auf den sie sich durch die treue Hut, in der sie ihn mehr als ein Menschenalter hindurch gehalten, einigermaßen Rechte erworben hat.

Die Generalin war eben im Begriff, ihre Beichte zu beginnen, als die Hausglocke, mit unerhörter Heftigkeit in Be-

wegung gesetzt, ertönte. Man hörte die Tür öffnen und zuschlagen, und aus dem Vorzimmer herüber gellte Weibergeschrei, kreischend, durchdringend; der Generalin war die Stimme, wie ihr schien, nicht ganz fremd. Dazwischen donnerte ein ihr unbekannter kräftiger Baß.

Einige bange Sekunden, dann sagte die Gebieterin: „Sehen Sie doch nach, was es gibt, Adele." Aber bevor Adele, bei der sich zugleich mit akuter Stummheit auch immer Schwerhörigkeit einstellte, dem Wunsche nachgekommen war, trat der General ein, in aller Gottesfrühe schon sorgfältig gekleidet, stramm, militärisch. Seine Brauen waren zusammengezogen, sein Adlergesicht hatte einen drohenden Ausdruck.

„Voyez dans l'antichambre!" sprach er zu seiner Frau, und sie, mit versagendem Atem, von unbestimmten, aber schrecklichen Ahnungen erfüllt, ging ins Vorzimmer.

Da stand das Unheil in zweifacher Gestalt: in lärmender — der der Bettlerin von gestern; in würdevoll stummer — der eines ungeheuer langen, pfahlgeraden Wachmannes, der den Muff und das Portemonnaie der Generalin in seinen Händen hielt.

Der Diener, die Dienerin, das Stubenmädchen waren auch zur Stelle, ohne Zweifel einem unbewußten künstlerischen Triebe gehorchend, um das Tableau durch Ausfüllung des Hintergrundes zu vervollständigen.

Sobald die Generalin sich zeigte, wurde sie von dem alten Weibe mit ohrenzerreißendem Siegesgeschrei begrüßt.

„Da is sie! da is sie ja — jetzt können Sie's selber fragen!" rief die Bettlerin dem Wachmann zu, stürzte der Generalin entgegen und faßte sie beim Arm: „Und Sie, Sie sagen ihm's jetzt gleich auf der Stell: bin i a Diebin? Hab i gestohl'n? Hab'n Sie mir die verdammte Grenadiermützen g'schenkt oder nit?"

„Geschenkt," sagte die Generalin, „jawohl, ganz gewiß. Ich habe der armen Frau diesen Muff geschenkt."

„Haben Euer Exzellenz ihr auch dieses Portemonnaie geschenkt?" fragte der Wachmann und hob das vermeinte corpus delicti in die Höhe.

„Eigentlich — nein ... eigentlich habe ich vergessen, es aus dem Muff zu nehmen," lautete die Antwort, die der Diener der Gerechtigkeit mit dem frohlockenden Ausruf begrüßte:

„Und sie — hat's ausgeleert!"

Die Alte stieß ein Hohngelächter hervor, und die Generalin rief:

„Nein, nein! es war schon leer."

„Leer? das Portemonnaie Euer Exzellenz leer?" versetzte der Wachmann mit leisem und ehrerbietigem Zweifel.

„Bis auf eine Visitenkarte — ja."

Der Wachmann ist betroffen, und die Bettlerin bricht in eine leidenschaftlich wilde Anklage gegen ihn aus. Aber auch die Generalin bleibt nicht verschont:

„I hab' nix g'stohl'n," wettert die Alte ihr zu, „aber mir kann was g'stohl'n wer'n — Ihnere Wohltaten! Auf d' Polizei haben mi Ihnere Wohltaten g'führt: Fünfunsechzig bin i alt, aber dös is mir noch nit g'schegn, daß i a ganze Nacht auf der Polizei hätt übernachten missen mit allerhand G'sindel, und wenn der Herr Kommissar mi nit kennt hätt, weil i amol Kohlen bei ihm trogen hob, i sitzet no und könnt sitzen, bis die gnädige Frau ihre Vorladung kriegt."

„Meine Vorladung?" stammelte die Generalin mit trockenen Lippen.

„Ganz natirli, zur Konfrottierung. Nur weil er mi kennt und der gnädigen Frau ihren Herrn a, hat er mi herg'lassen mit'n Wachmann. Aber was nutzt dös all's? G'sessen bin i doch. Und was mei Tochter wird g'sagt hab'n, wie's kommen is gestern und mi nit g'funden hat auf mei'm Platzl — was die sich wird denkt hab'n, dös z' hören steht mir noch aus." Sie wurde weich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen.

„Ach ja, Ihre Tochter!" sagte die Generalin. „Ihre Tochter

müssen Sie mir jedenfalls bringen, damit ich mich bei ihr entschuldigen kann."

„Entschuldingen war schon recht," sagte die Alte schluchzend, wenn auch schon etwas besänftigt, „aber mit'n Entschuldingen alleinich wird's es nit tun. Da wer mer um a bissel a 'n Nachguß bitten, um a bissel a Schmerzensgeld für die ausg'standenen Wohltaten, mei Tochter und i."

Die Generalin freute sich, die Bekanntschaft der Tochter zu machen, und entließ unter Assistenz des Generals, der sich von dem Stand der Verhandlungen zu überzeugen kam, den Wachmann und die Bettlerin — nicht unbeschenkt, wie sich von selbst versteht.

Das Weib nahm dankbar alle gespendeten Gaben an, nur den Muff wollte sie sich nicht aufnötigen lassen. „Den schwarzen Bären," erklärte sie, „können's wem andern anhängen — ich hab genug von ihm."

„Nun, Liebe?" sagte eine Stunde darauf der General zu seiner Frau, die er in ihrem Zimmer aufsuchte und recht traurig fand.

Sie nickte ihm zu. „Was, lieber Fritz?"

„Ich werde von nun an ein schärferes Auge auf dich haben, Gattin, sonst kommst du mir einmal noch mit einem entzweigeschnittenen Mantel nach Hause, wie der heilige Martin."

„Martin? Sei ruhig, den nehm ich mir nicht zum Muster."

„Gott sei Lob und Dank. Ich brauche also nicht zu fürchten, daß du ihm die Mantelteilung nachmachst?"

„Gewiß nicht."

Die Generalin schüttelte ernst und mißbilligend den Kopf: „Diese Tat war mir immer rätselhaft. Ich hoffe nur, der Heilige hatte vorher schon sein Wams verschenkt, sonst schiene es mir unbegreiflich, daß er einem armen Unglücklichen nicht einmal einen ganzen Mantel gegönnt haben sollte."

„Du bist unverbesserlich, Gattin," rief der General, streckte ihr aber plötzlich die Hand entgegen und setzte freundlich hinzu: „Gottlob!"

Die Kapitalistinnen

Im vierten Stock eines der ältesten Häuser des alten Wien wohnen seit vielen Jahren die Schwestern Elise und Johanna Moser. Das Haus befindet sich in der Singerstraße und hat einen geräumigen Hof, und auf diesen herab sehen die immer spiegelblanken Fenster, durch die Licht und Luft in das Quartier der Fräulein dringen. Es besteht aus einer Küche und aus zwei Zimmern und wird so nett gehalten, als ob es nicht von menschlichen Wesen, sondern von puren Geistern bewohnt würde. Die Küche ist nur mit einer Puppenküche zu vergleichen, mit der Kinder noch nicht gespielt haben. In hellen, bunten Farben und in schneeigem Weiß schimmert das Geschirr auf den Stellbrettern; wie eitel Gold und Silber prunken die Pfännchen und Kasserollen; die Knöpfe der Herdtüren aber übertreffen alles andre an Geblinkel und Funkelglanz.

So groß indessen die Reinlichkeit in der Küche ist, durch diejenige in den Zimmern wird sie noch beschämt.

Fußbodenlack kann jeder kaufen und die Dielen damit bestreichen. Ihn jedoch monatelang auf einem Punkt fast indiskret blendender Hochpolitur zu erhalten, — diese Kunst versteht Fräulein Elise ganz allein. Sie ist es, die jüngere der Schwestern, die sich um die berühmte und ruhmwürdige Sauberkeit des Haushaltes die größeren Verdienste erwirbt. Ihr Ordnungs- und Schönheitssinn macht sich manchmal in einer Weise geltend, die von Fräulein Johanna als Übertreibung bezeichnet wird. Dies geschieht zum Beispiel, wenn Elise noch am Nachmittage mit Flanellen unter den Füßen im Zimmer herumgleitet,

angeblich um sich eine gesunde Bewegung zu machen, in der Tat aber, um einige nur ihr wahrnehmbare Trübungen des Bodenfirnisses durch sanft liebkosendes Streicheln wieder in lauter Glanz zu verwandeln. Oder wenn sie die Polster des Kanapees, auf dem Johanna sich niedergelassen hat, um friedlich ihren Abendtee zu trinken, mit einem Stäbchen zu klopfen beginnt. Sie tut es ganz leicht, sie weiß im voraus, daß kein Staub auffliegen wird, aber — sicher ist sicher! — sie fragt doch an und führt Schlag um Schlag gegen die dünnen, alten Kissen.

Johanna duldet und schweigt. Ihre Märtyrermiene jedoch, die sanfte Art, in der sie mit der Hand über ihre eisgrauen, gescheitelten Haare streicht, und besonders die Sehnsucht, mit der sie in das aufgeschlagene, auf dem Tische liegende Buch blickt, verfehlen ihre Wirkung auf Elise nicht. Sie überwindet den Putzteufel, der ihr in allen Fingern prickelt, legt das Stäbchen weg und sagt: „So, jetzt lesen wir!"

Das edle Gesicht Johannas hellt sich auf. Vorlesen ist ihre Wonne, und sie behauptet, daß die Werke ihrer Lieblingsdichter ihr immer neue, schöne Überraschungen bereiten.

Elise hört zu und würde es noch viel aufmerksamer tun, wenn die Photographie des seligen Onkels Moser nicht gerade ihrem Platze gegenüber hinge. Die ist leider mit einem Glas bedeckt, von dem man nie recht weiß: ist's geputzt oder nicht. Und Elise unterbricht die vorlesende Schwester an einer ergreifenden Stelle der Dichtung, um auszurufen: „Mit Wasser hab ich's umsonst versucht; ich will's morgen mit Spiritus probieren!"

Dieselbe Genauigkeit, deren sich Elise im Punkte des Reinhaltens der Wohnung befliß, wurde von Fräulein Johanna in einem andern, im Geldpunkte beobachtet.

Die Schwestern hatten nach dem Verlaufe von mehr als drei Dezennien, in denen Elise einer Mädchenschule vorgestanden,

Johanna Lehrerin in wohlhabenden Häusern gewesen war, eine hübsche Summe zurücklegen können. Das Glück, das ihnen für redliche Arbeit redliche Entlohnung bescherte, zeigte sich auch darin, daß es sie in der Person ihres Onkels Christian Moser einen tüchtigen Schatzmeister finden ließ, dem sie ihre Ersparnisse anvertraut, und der mit ihnen geschickt manipuliert hatte. Als der alte Herr starb, fand sich bei ihm in einem großen Umschlag, auf dem geschrieben stand: „Depot, Eigentum meiner Nichten, der Fräulein Elise und Johanna Moser," ein Kapital von nicht weniger als zwanzigtausend Gulden in Wertpapieren. Dabei ein Zettel, an die Schwestern gerichtet, des Inhalts: „Rate euch, nach meinem Tode die Verwaltung eures Vermögens meinem Sohne, eurem Vetter Julius, zu übergeben, denn was Geldangelegenheiten betrifft, seid ihr wie die neugeborenen Kinder."

Elise stimmte dieser Behauptung mit vielen freundlich-demütigen Bücklingen zu; Johanna war nicht so ganz von ihrer Richtigkeit durchdrungen, ersuchte aber dennoch, im Vereine mit der Schwester, Herrn Julius Moser, das Kapital in seiner Verwahrung zu behalten. Er wollte jedoch nichts davon wissen; er war ein mürrischer, mit Geschäften überhäufter Mann.

„Kauft euch eine kleine Wertheimische Kasse und legt euer Geld hinein," sagte er. „Alle Jahr zweimal will ich kommen, die Kupons abschneiden und einlösen. Ihr habt euch um nichts, als nur darum zu kümmern, daß ihr mit eurem Einkommen auskommt," er lächelte über seinen Wortwitz, „und die Kassenschlüssel nicht verliert."

Als er ihnen dann die Papiere ausgeliefert hatte, waren die Schwestern nach Hause gewandert, und der Weg, den sie von der Hohenbrücke bis in die Singerstraße zurücklegen mußten, war ihnen lang und gefahrvoll erschienen. Johanna hatte das Paket unter den Arm genommen, und dicht neben ihr, an der Kapitalienseite, marschierte Elise. Mehrmals ermahnte diese

ihre Schwester: „Nimm dich zusammen; mach's nicht so auffällig, mach kein so verstörtes Gesicht.“ Sie selbst aber, die Mutigere, fühlte ihr Innerstes erbeben, als zwei Arbeiter vorbeikamen und einer den andern anstieß und fragte: „Was tragen denn die?“

Die Frage bezog sich auf einige hinter den Fräulein einherschreitende Marktweiber, ließ diese gleichgültig und versetzte jene in einen fieberhaften Zustand. Die arglose Johanna, die sonst auch den Fremdesten das Beste zutraute, immer in Erwartung von etwas Angenehmen, besonders von angenehmen Überraschungen lebte, war heute eitel Sorge und Verdacht. Bei der Heimkehr empfand sie sogar Mißtrauen gegen den biederen Hausmeister, als er sie an der Treppe begrüßte, und bildete sich ein, er habe das Paket in ihren Armen mit sonderbar verlangenden Blicken angesehen.

Den Nachmittag und Abend brachten die Damen mit Beratungen über den Ankauf der Wertheimischen Kasse zu, die auf Wunsch des Vetters angeschafft werden sollte. Provisorisch legte man das Geld in den Wäschekasten zwischen die Leintücher, nachdem Elise diese Gelegenheit benützt hatte, um den Schrank von oben bis unten auszuräumen und durchzufegen. Spät kamen die Schwestern zur Ruhe, und kaum eingeschlafen, erwachte Johanna mit Herzklopfen, weil ihr träumte, die Wohnungstür, die Elise doch vor ihren Augen versperrt und verriegelt hatte, sei von selbst aufgesprungen, und herein sei der Hausmeister getreten, im Kostüm Rinaldo Rinaldinis und mit einer Kanone in jeder Hand.

In aller Gottesfrüh begann am nächsten Tage die Beratung von neuem. „Eine Kasse anschaffen, — leicht gesagt; aber wie bringt man sie herein, ohne daß die Leute es merken?“ meinte Elise. „Und wenn die Leute merken, daß man eine Kasse hat, vermuten sie gleich, daß etwas drin ist. Und das ist sehr gefährlich.“

Dagegen wendete Johanna ein, daß es doch strafbarer Leichtsinn wäre, die Kapitalien dem Wäscheschrank bleibend anzuvertrauen.

Man war noch zu keinem Resultat gelangt, als die in Rede stehende Kasse von selbst erschien. Herr Julius Moser schickte sie seinen Basen zum Präsent, durch zwei kurz angebundene, sehr resolute Männer. Rasch hatten die beiden Zyklopen den besten Platz für die Kasse ausgemittelt: in der Ecke des zweiten Zimmers, zu Füßen von Johannas Bett. Ohne viel zu fragen, stellten sie das schlanke, eiserne Ding dort auf, unterrichteten die Damen im Gebrauch der Schlüssel, überreichten sie samt den Dubletten, nahmen ihr Trinkgeld in Empfang und entfernten sich.

Elise hatte nichts Eiligeres zu tun, als die Spuren wegzutilgen, die die staubigen Stiefel des unerwarteten Besuches auf dem Fußboden hinterlassen hatten. Johanna holte die Kapitalien aus dem Schrank. Sie befreite die Obligationen von ihrer groben Umhüllung, und als sie bemerkte, daß dieselben nachlässig gefaltet waren, ergriff sie das Falzbein. Mit einem Mute, den Elise nur anstaunen konnte, handhabte Johanna die großen, prächtigen Bogen, glättete sie und legte sie wieder vierfach, jetzt aber Kante auf Kante, zusammen. Dann holte sie aus ihrem Vorrat an Schreibpapier das stärkste herbei und verlegte sich auf die Fabrikation von Kuverts, wie sie, so zierlich ausgeschnitten, so fest geklebt, nirgends und um keinen Preis zu kaufen gewesen wären. Jedes derselben hatte eine Aufschrift erhalten: Obligation Nummer Eins, hieß es auf der ersten; Obligation Nummer Zwanzig auf der letzten. Sie bildeten einen erfreulichen Anblick, so lange sie auf dem Tische zum Trocknen ausgelegt blieben, und eine stattliche Reihe im Tresor, in dem Johanna sie endlich aufstellte.

Danach hatte sie das Tabernakel verschlossen und die Schlüssel an sich genommen, mit dem Vorsatze, sich in keiner Stunde des Lebens von ihnen zu trennen. Als sie sich zur Ruhe begab,

legte sie das kleine Bund unter ihr Kissen, und konnte in dieser Nacht, wie schon in der vorigen, lange nicht einschlafen. Die Worte des Vetters: „Verliert die Schlüssel nicht!" summten ihr im Ohre; das Gefühl der übernommenen Verantwortlichkeit lag ihr schwer auf dem Herzen.

Am Morgen erwachte sie später als gewöhnlich. Die Bedienerin, die täglich kam, um Elise bei der Hausarbeit zu unterstützen, war seit geraumer Weile da und machte sich am Ofen in Johannas Zimmer zu schaffen, als diese die Augen aufschlug.

Sie fuhr empor, — ihr erster Blick fiel auf die Kasse, ihr erster Gedanke war: Wo sind die Schlüssel? ... „Elise," rief sie plötzlich, „Elise!"

Die Schwester kam herbei geeilt, und Johanna, die Stimme zum Geflüster senkend, fragte:

„Die Schlüssel? ... Hast du sie genommen?"

„Gott bewahre!" erwiderte Elise. „Du hast sie, — unter deinem Kopfpolster hast du sie."

„Nein!" hauchte Johanna, „ich habe schon gesucht ..."

Elise überlief's, aber sie faßte sich. „Wir wollen noch einmal suchen, besser suchen."

Es geschah, die Schlüssel wurden gefunden, man lachte, man neckte einander wegen des ausgestandenen Schreckens.

Auf einmal rief's aus der Gegend des Ofens: „Fräul'n, haben Sie mir das zum Unterzünden herg'richt?" ... Eine kohlengeschwärzte Hand hob sich in die Höhe und schwenkte Papiere in der Luft.

„Was denn, Resi? Was ist's denn?" fragte Elise, von einer unbestimmten Bangigkeit durchzittert.

Resi erhob sich aus ihrer kauernden Stellung, kam auf die Damen zugetrampelt und präsentierte eine Anzahl durcheinander geworfener Papierbogen, bei deren Anblick den Schwestern der Atem stillstand.

„Johanna!" rief Elise.

„Elise!" rief Johanna.

„Wo haben Sie das hergenommen?" preßte Elise, zur Bedienerin gewendet, hervor.

Die Frau wunderte sich über die Frage und besonders über die Art, in der sie gestellt wurde. Wo sollte sie „das" hergenommen haben? Vom Sessel halt, auf dem „das" gelegen, vom Sessel beim Ofen, neben dem Kanapee.

„Gut," murmelte Elise, „gehen Sie jetzt nur in die Küche." Resi gehorchte.

Regungslos bis zur Unheimlichkeit starrte Johanna vor sich hin: „Sessel! ... Dort habe ich sie hingelegt," sprach sie abgebrochen und tonlos, „hingelegt, — um sie dann hineinzulegen in die ... Du weißt."

„Hast du's denn nicht getan?" fragte Elise.

„Es scheint, — nein," erwiderte Johanna und drückte das Haupt in die Kissen.

Elise setzte sich; ein kalter Schauer nach dem andern lief ihr über den Rücken. „Schwester," sagte sie, „so hätten wir denn vergessen, die Kapitalien in die Kuverts zu tun, bevor wir die Kuverts in die Kasse taten."

Johanna sah die Schwester dankbar an für dieses großmütige „Wir". „Es scheint so, — obwohl ich es mir nicht denken kann. Viel eher schiene es mir möglich, liebe Schwester ..." Die tiefe Zerknirschung, unter deren Last sie eben noch geseufzt hatte, machte einer freundlichen Ahnung Platz, „daß unsre Obligationen im Tresor liegen, und daß diese hier andre sind, mit denen uns jemand," — ihre Augen begannen zu leuchten, und sie schloß innigst gerührt, — „eine angenehme Überraschung gemacht hat."

Elise fuhr zürnend empor: „Mit deinen Überraschungen, — das ist eine fixe Idee! Überraschung — ja! Die Resi war nahe d'ran, uns eine Überraschung zu machen, — aber eine, von der wir uns unser Lebtag nicht mehr erholt hätten."

„Du hast recht," versetzte Johanna, „und wir sind diesem Weibe zu ewigem Danke verpflichtet. Wenn die Klugheit uns auch rät, ihr zu verschweigen, wie groß der Dienst ist, den sie uns geleistet hat, — weil sie sonst allen Respekt vor uns verlieren könnte, — wollen wir sie doch belohnen. Wir wollen ihren Gehalt erhöhen." —

So aufregend waren für die Schwestern die ersten Tage nach dem Antritt der Selbstverwaltung ihres Vermögens gewesen. Und noch gar manche böse Stunde folgte. Den Kassenschlüsseln schien eine eigene satanische Kunst innezuwohnen, sich unsichtbar machen zu können; sie verschwanden einem unter der Hand, — aus der Hand. Und die Raubattentate, die Einbruchsdiebstähle, von denen man täglich hörte, die waren auch nicht danach angetan, viel beizutragen zur Seelenruhe alleinstehender Kapitalistinnen.

Indessen, man gewöhnt sich an die Nähe von Kaisern und Königen; die Fräulein gewöhnten sich an die Anwesenheit des großen Herrschers Mammon in ihrem einfachen Haushalte.

Für Elise blieb der Gedanke an den Staub, der sich im Winkel zwischen der Kasse und der Wand angesammelt haben mußte, und dem auf keine Weise beizukommen war, freilich ein sehr peinlicher. Für Johanna waren die zwei schlimmsten Tage im Jahre die, an denen Vetter Julius kam, um die Kupons abzuschneiden.

Er setzte sich schon so verdrießlich und mit einer so höhnischen Miene an den Tisch, trieb zur Eile, ärgerte sich über die Kuverts und riß die Obligationen mit einer Rücksichtslosigkeit heraus, deren nur Männer fähig sind. Die Aufschriften verspottete er: „Obligation Nummer Fünf? Was heißt das? Ich bitte euch, gebt euch mit dem Nummerschreiben nicht ab. Es wäre fatal, wenn wir uns auf die Nummern verlassen müßten, bei einer allenfallsigen Amortisation."

„Was meinst du damit, lieber Vetter?“ fragte Johanna; „wann wird die stattfinden?“

Er wendete seinen großen Kopf nach ihr und glotzte sie bös an mit seinen runden, vorquellenden Augen: „Wenn euch die Papiere gestohlen würden,“ erwiderte er barsch.

„Gestohlen!“ rief Elise. Johanna bedeutete ihr, zu schweigen. „Ich bitte dich, erkläre mir das, lieber Vetter; was bedeutet Amortisation?“

Er lachte tückisch und sprach: „Ein andres Mal, heute habe ich keine Zeit.“ Und das sagte er jedesmal, stopfte die Kupons in seine alte, schmutzige Brieftasche und empfahl sich dann, — vorausgesetzt, daß er Muße dazu fand. Oft ging er auch, ohne sich zu empfehlen, und Johanna hatte nachher lange Zeit mit dem Ordnen der Papiere, Elise mit dem Klopfen des Kanapees und dem Reinigen des Teppichs unter dem Tische zu tun.

„Es ist doch etwas Schreckliches um so einen Mann ... Nein, wenn man denkt, daß man das ganze Jahr neben so einem existieren müßte!“ meinten die Schwestern, drückten einander die Hände und freuten sich, daß sie nicht geheiratet hatten.

„Was das nur heißt mit der Amortisation?“ sprach einmal Elise.

„Amor heißt Liebe,“ versetzte Johanna nachdenklich.

„Was kann aber die Liebe mit gestohlenen Obligationen zu tun haben?“ forschte Elise weiter. „Bedeutet es vielleicht: Diebstahl aus Liebe zum Gelde?“

Johanna entgegnete, nach dem Rate Kants, das Bequeme und zumeist Vernünftige: „Ich weiß nicht,“ und fügte aus eigenen Mitteln hinzu: „Es scheint ein Börsenausdruck zu sein, und ich bin nie in andern als in spezifisch weiblichen Denkdisziplinen unterrichtet worden.“

Am 27. Oktober 1884 wurden die Schwestern durch einen Zettel, den Vetter Julius ihnen sandte, in einer Weise überrascht, die Johanna mit dem besten Willen nicht angenehm

finden konnte. Julius schrieb, er verreise auf vier bis sechs Wochen und könne die Einlösung der Kupons dieses Mal nicht besorgen; seine Basen möchten das selbst tun oder auf seine Rückkehr warten.

Nun, von dem letzteren konnte nicht die Rede sein. Auf den Kreuzer ging's bei den Fräulein immer aus. Sie hatten keine Schulden, aber auch keine Ersparnisse; sie brauchten ihr Geld und brauchten es zur rechten Zeit. So rief denn Elise: „Was sein muß, muß sein!" Und Johanna ging mit großem Bedacht und mit einer Sorgfalt, an der sich Julius ein Beispiel hätte nehmen können, an die feierliche Handlung des Kuponabschneidens.

Eine halbe Stunde später stand Elise schon gerüstet zur abenteuerlichen Fahrt nach der Wechselstube. Johanna wollte sie begleiten, sie verbat es; sie ersparte der älteren die Aufregung, die ein solcher Gang mit sich bringt, und zog ab, allein und hochgemut. Ihr Stumpfnäschen war leicht gerötet, ihre braunen Äuglein blitzten. Während sie die Treppe hinabging, gaben die stählernen Ketten der Handtasche, in der die Kupons lagen, einen Ton von sich, — beinahe wie Sporengeklirr.

Johanna erwartete die Rückkehr der Schwester in großer Sehnsucht. Anfangs im Zimmer, später in der Küche, wo Resi mit nachempfindender Gründlichkeit scheuerte, zuletzt auf dem Gange.

Eine Stunde verfloß. Endlich erschien Elise, aber — welch ein Anblick! — im Zustande vollständiger Fassungslosigkeit. Mit bebenden Knien wankte sie in die Küche, ließ sich auf den Sessel neben dem Anrichtetisch sinken und vermochte nur zu sagen: „In sechs Jahren ..."

Johanna labte sie, suchte sie zu beruhigen, brach aber selbst in Tränen aus, als die Tapfere ihr weinend in die Arme fiel.

Elise hatte furchtbar gelitten in der Wechselstube, in der ein entsetzliches Gewühl geherrscht hatte. Sie war gedrängt,

gestoßen und schließlich verhöhnt worden. Als es ihr nach unsagbarem Bemühen gelungen war, einem Kassierer ihre Kupons einzuhändigen, hatte der, — flegelhaft, wie sie heute sind, die jungen Leute, — die Papierchen angesehen und sie Elisen schmunzelnd und unter dem Gelächter der Umstehenden mit den Worten zurückgegeben: „Kommen Sie in sechs Jahren wieder."

„In sechs Jahren?" sprach Johanna erbleichend.

Resi jedoch, die dem Bericht des Fräuleins aufmerksam und mit einem sehr klugen Ausdruck in ihrem derben Gesicht zugehört hatte, stemmte den Arm in die Seite und sagte: „Ja, — Schnecken!"

„Wie?" riefen die beiden Schwestern, „was meinen Sie?"

„Die Fräul'n wer'n halt die böhmischen Papiere haben, die Bodenkredit."

„Böhmische? Das sind die unsern!" sprach Elise, und Johanna hauchte tonlos: „Ja!"

Beide erstarrten, während ihnen Resi versicherte, weder in sechs Jahren noch je würden sie für ihre Kupons auch nur einen Groschen bekommen. Die ganze Stadt sei voll von der Geschichte mit dem böhmischen Bodenkredit, im Extrablatt könne man sie lesen. Damit zog Resi die letzte Nummer ihres weltlichen Evangeliums aus der Tasche und präsentierte sie den Damen. Und diese, die geschworenen Feindinnen der Journalistik, überwanden ihren Abscheu gegen jede, irgendeinen Namen habende Zeitung und lasen, Wange an Wange gepreßt, und vor Erschütterung bebend bis ins Mark, die trostlosen Berichte über die Entwertung der Papiere der Böhmischen Bodenkreditanstalt.

„Wenn nur Vetter Julius da wäre!" sprach Johanna plötzlich mit einem trockenen Schluchzen.

„Der?" rief Elise, von Mißtrauen ergriffen. „O Gott, wenn seine plötzliche Abreise nur nicht im Zusammenhange steht mit dieser miserablen Cridakatastrophe."

„Dergleichen," entgegnete Johanna, „dergleichen wollen wir nicht annehmen, — nie. Wir wollen vielmehr ..." Sie stockte, sie konnte nicht gleich sagen, was sie wollte; sie fühlte nur, daß man sich regen, daß man etwas tun müsse. Elise war von derselben Empfindung durchdrungen, und so beschlossen die Schwestern, zu dem Grafen Linden, dem Präsidenten einer großen Bank, in dessen Hause Johanna vormals Unterricht erteilt hatte, zu gehen und ihn um seinen Rat anzuflehen.

Gesagt, getan, sie führten den Vorsatz aus und waren eben daran, sich mit gebührender Umständlichkeit beim Grafen melden zu lassen, als er ihnen, zum Ausgehen gerüstet, im Vorzimmer entgegentrat.

Der vielbeschäftigte Herr schien auch heute große Eile zu haben, gab aber nicht zu, daß die Fräulein, wie sie es in edler Diskretion durchaus wollten, sich unverrichteter Dinge wieder entfernten. Sie mußten sagen, was sie herbeigeführt, und hatten kaum die Worte: „Böhmische Bodenkredit," verlauten lassen, als er ausrief: „Was? Sie haben auch Böhmische Bodenkreditaktien?"

„Nur solche, Herr Graf!"

„Ei, ei, das ist bös!" Er machte ein finsteres Gesicht, nagte ein wenig am Schnurrbart, überlegte und sprach: „Da muß etwas geschehen. Ich bitte Sie, zu warten. Meine Frau und meine Töchter sind leider nicht zu Hause."

Damit öffnete er, ehe der Diener ihm zuvorkommen konnte, die Tür des Salons und ließ die Schwestern ein; er selbst aber entfernte sich wieder durch das Vorzimmer.

Johanna und Elise hatten sich noch nicht über die Art geeinigt, in welcher sie dem Grafen, der die Weitschweifigkeit haßte, ihre Angelegenheit vortragen sollten, und schon war er wieder da, mit einem Briefe in der Hand, den er Johanna überreichte. Ihren Dank und ihre Fragen schnitt er kurz ab, indem er sagte: „Diesen Brief werden Sie die Güte haben, an

seine Adresse zu befördern," der älteren Schwester den Arm reichte und die jüngere mit einem einladenden Wink zu folgen ersuchte. Am Fuße der Treppe angelangt, pfiff er dem Fiaker, der im Hofe stand, hob die Schwestern in dessen elegantes „Zeugerl", rief: „In die Bank!" und sausend rollte das Gefährt über das Pflaster.

Johanna versuchte nun zu sprechen: „Da fahren wir! Das ist eine Überraschung!" Elise sagte nichts. Der Wagen hielt vor dem Tore der Bank, der Portier stürzte ihm entgegen. Alle Türen öffneten sich vor den Überbringerinnen eines Schreibens des Herrn Präsidenten an den Herrn Direktor.

Dieser, Herr Eduard Plößl, ein kleiner, breiter, feierlicher Mann mit langem, braunem Bart und einer Glatze, die sogleich Elisens Vertrauen und Sympathie erregte, weil sie so schön glänzte, empfing die Schwestern in seinem Büreau und bot ihnen Sitze an, auf die sich niederließen, während er den Brief seines Chefs aufmerksam durchstudierte. Nach einer Weile sprach er: „Der Graf empfiehlt mir dringend, mich Ihrer Sache anzunehmen, meine Damen. Mein Rat soll Ihnen bestens zugehen, — bedaure nur den geringen reellen Nutzen. Sie haben böhmische Bodenkreditaktien?"

„Ja wohl," erwiderte Johanna, „Böhmische Bodenobligationen, Herr Direktor."

Er sah die Schwestern eine Weile prüfend an. Der Anteil, den er ihnen anfangs nur pflichtgemäß geschenkt hatte, steigerte sich und bekam allmählich etwas Inniges, etwas Väterliches.

In der Verhandlung, die sich nun entspann, legte Herr Plößl eine unerschöpfliche Geduld an den Tag; er gab auf zehnmal wiederholte Erkundigungen zehnmal dieselben Auskünfte und machte es den Damen endlich klar, daß es nur zwei Möglichkeiten für sie gab: ihre Papiere zu behalten und den Verlust des ganzen Vermögens auf die Hoffnung hin zu wagen, daß die Liquidation hintangehalten werden könne, oder sich rasch

zum Verkauf zu entschließen und ein kleines, aber sicheres Kapital zu retten. „Ich rate dringend zum letzteren," sagte der Geschäftsmann, „und zwar rate ich zum allerdings verlustvollen Umtausch Ihrer Papiere gegen Grundentlastungsobligationen."

„Was Sie uns raten, das werden wir tun," versicherte Johanna.

„Überlegen Sie's heute noch, und für morgen bitte ich wieder um Ihren Besuch, — mit den Papieren, — wenn Sie sich zum Verkauf entschließen."

„Und unsere Renten in dem Falle?" fragte Elise. „Wie würden sie sich zu den bisher genossenen verhalten?"

„Kaum wie ein Drittel zu einem Ganzen," erwiderte Herr Plößl.

Im Laufe des Nachmittags kamen die Schwestern heim.

„Es war ein trauriger, aber ein stolzer Tag," sprach Johanna. „Mein Glaube an die Güte der Menschen ist neuerdings befestigt worden ... Dieser Graf! ... Hast du bemerkt, wie sein Benehmen gegen uns sogleich viel freundlicher und ordentlich respektvoll wurde, als er vernahm, daß wir in Unglück geraten sind? Und dieser Herr Direktor, ist das ein gewiegter, scharfsinniger Geschäftsmann, und dabei wie teilnehmend und fürsorglich ... Er hat ein goldenes Herz."

„Und seine Glatze glänzt wie Silber," versetzte Elise.

„Wir haben unser Geld verloren, aber einen alten Gönner erprobt und einen neuen Freund gewonnen," fuhr Johanna fort; „solche Erfahrungen kann man nicht teuer genug bezahlen."

„Besonders, wenn man's hat," meinte die praktische Elise. „Wir haben es aber eigentlich nicht. Wir sind jetzt arm."

„Tut nichts," entgegnete Johanna, völlig verzückt vor Hoheit der Gesinnung. „Der fromme Maler, Fra Angelico de Fiesole, nennt arm sein den Schatz, der vor vielen unnützen Bedürfnissen sicher stellt."

„Er wird vermutlich in seinem Kloster mit Kost und Kleidung

versorgt worden sein und dort auch freies Quartier gehabt haben ..." Elise sah sich traurig um in der blanken Stube. „Wir — werden unsere liebe Wohnung verlassen müssen."

„Wer weiß!" sprach Johanna. „Es sollte mich nicht wundern, wenn die Hausfrau uns einen Teil des Mietzinses erließe, sobald sie von unserm Mißgeschick erfährt."

„Wie bringen wir aber das Übrige herein?"

„Wir fangen wieder an, Lektionen zu geben."

„Wenn wir jemand finden, der sie nimmt."

„Der Herr Direktor empfiehlt uns seiner Familie."

„Wenn er eine hat."

„Der Herr Graf verwendet sich zu unsern Gunsten bei seinen zahlreichen Konnexionen; es wird uns an Beschäftigung nicht fehlen."

„Aber vielleicht an der Kraft, sie auszuüben. Wir sind nicht mehr jung; wo ist die Zeit, in der wir noch Fünfzigerinnen waren?" warf Elise ein.

Alle ihre Bedenken jedoch vermochten nicht, Johannas Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht zu erschüttern. Den ganzen Abend baute sie an ihren Luftschlössern fort.

Am folgenden Morgen allerdings, als sie die Kuverts mit den Obligationen aus der Kasse nahm und, der Ordnung wegen, auch noch die erst in sechs Jahren fälligen Kupons dazu legte, da wurde sie sehr betrübt und weich, und die Schwestern getrauten sich nicht, einander anzusehen auf dem dornenvollen Wege zur Bank.

Dort angelangt, erhielten sie sogleich Audienz bei ihrem huldreichen Beschützer. Johanna überreichte ihm die Wertpapiere und bat ihn, mit denselben nach seinem Gutdünken zu verfahren, während Elise mit nervösem Kopfnicken ihre Zustimmung erteilte.

„Das heißt so viel, als Sie sind entschlossen zum Verkaufe?"

„Entschlossen," — „Entschlossen," sprachen die Schwestern nacheinander.

Herr Plößl gab seinen Beifall zu erkennen, setzte sich, öffnete das erste Kuvert, zog Obligation Nummer Eins hervor, — stutzte, sagte lebhaft: „Nu!" und griff nach Obligation Nummer Zwei. Das Verfahren erneute sich bei dieser und bei der dritten, nur daß die Miene des Herrn Direktors immer erstaunter, immer heiterer wurde, bis sein Gesicht im Reflex des goldenen Herzens strahlte, gleich einer Sonne in Taschenformat.

„Ja, was wollen Sie denn?" rief er. „Sie haben ja vortreffliche Papiere! .. Sie haben ja die, die ich für Sie kaufen wollte! .. Aber bitte, — nehmen Sie Platz," fügte er ganz erschrocken hinzu, als er die Damen erbeben und wanken sah unter dem Eindrucke der unerwarteten Nachricht.

„Vortreffliche Papie ..." die letzte Silbe erstarb auf Elisens zitternden Lippen.

„Wie ich Ihnen sage."

„Ist's möglich! O Gott!" stammelte Elise, und Johanna, die bisher sprachlos geblieben, legte die flache Hand auf die Brust, hob die Augen zum Himmel und seufzte selig: „Nein, diese Überraschung ... nein, — die wäre zu groß!"

„Sie werden sich dennoch mit ihr befreunden müssen," sprach der Herr Direktor, war bereit, einen Eid auf seine Behauptung zu leisten, und sagte endlich, indem er nach der Uhr sah und sich leicht verbeugte: „Sie haben böhmische Papiere, aber nicht die entwerteten, sondern gute, nämlich böhmische Grundentlastungsobligationen. Und somit empfehle ich mich Ihnen bestens, meine Damen."

Die sonst so überaus feinfühligen Fräulein verstanden diesen Wink trotz seiner Deutlichkeit nicht. Ihr Jubel hatte sich durch Zweifelsnacht an den Tag gerungen und verlangte sein Recht. Die Schwestern fielen dem Herrn Direktor beinahe zu Füßen; sie nannten ihn im Taumel einer Dankbarkeit, die er vergeblich

als gegenstandslos bezeichnete, ihren Wohltäter, ihre Vorsehung. Unter Tränen der Begeisterung stellten sie fest, daß er einer der ersten lebenden Geschäftsmänner und der scharfsinnigste Kenner in seinem Fache sei.

Herr Plößl vermochte kaum, sich Gehör zu verschaffen, um den Damen den Antrag zu stellen, die verfallenen halbjährigen Kupons ihrer Obligationen einlösen zu lassen. „Diese sind nämlich noch nicht abgetrennt," sagte er.

„O, o, — wie so?" fragten die Fräulein.

„Hingegen fehlen die Kupons vom Mai 1890," bemerkte der Herr Direktor, und offenbar bestrebt, die gute Meinung, welche die Damen von seinem Scharfsinne hegten, zu rechtfertigen, äußerte er die Vermutung, jene Kupons dürften wohl irrtümlicherweise abgeschnitten worden sein.

Die Betroffenheit, in die Johanna durch die Aufstellung dieser, nur zu bald als richtig erkannten Hypothese versetzt wurde, war groß, wich aber bald neuen Ausbrüchen des reinsten Entzückens. Ein Weilchen wisperten die Schwestern miteinander, dann traten sie an den Direktor heran und trugen ihm die Bitte vor, die von ihm entdeckten Kupons zugunsten seiner Armen einzulösen. Er protestierte auf das ernstlichste, aber da wurden sie höchst aufgeregt, fochten mit den Händen in der Luft herum, hielten sich die Ohren zu und wollten davonhuschen.

„Ihre Obligationen!" rief Plößl, „meine Damen, was geschieht mit Ihren Obligationen?"

„Bleiben in Ihrer Verwahrung!" — „Sind gut aufgehoben," erwiderten die Fräulein, und — fort waren sie. Sie fühlten das Bedürfnis, zum Grafen zu stürzen, um auch ihm ihren Dank und ihr Glück, besonders aber den Ruhm seines Direktors zu verkündigen. Unterwegs in der freien Luft verflog ihr Wonnerausch ein wenig, und als sie an der Tür des Grafen anlangten, tippte Johanna zagend an den Schellen-

drücker, und beide Fräulein atmeten erleichtert auf, als es hieß: Niemand zu Hause.

Eine gewisse Verlegenheit, eine Art Beschämung lastete einige Tage lang auf den Schwestern, doch machte sie einem wahren Hochgefühle Platz, da ein großer Brief aus der Bank eintraf, der nichts Geringeres enthielt, als — nebst den, leider doch ausbezahlten halbjährigen Interessen ihres Kapitals — einen Depotschein. Einen Depotschein, den Damen direkt zugestellt und im reinsten Geschäftsstil abgefaßt. Die Schwestern lasen, und eine versicherte der andern, sie verstehe jedes Wort. Triumphierend hob Elise das werte Schriftstück empor und schwenkte es wie eine Fahne. Johanna sah verklärten Angesichts zu ihm hinan:

„Die Bank anerkennt unser Guthaben, da steht's!" sprach sie, „was wird Vetter Julius dazu sagen? — wir erfahren Anerkennung von einer Bank!"

Margarete

I.

Es war ein heller Wintermorgen; der Himmel schimmerte weiß und glänzend, kleine Schneeflocken wirbelten lustig in der klaren Luft.

Durch das Spiegelfenster eines geräumigen, traulich eingerichteten Studierzimmers sah ein junger Mann ihrem Treiben zu. Er war dreißig Jahre alt, groß und schlank, trug die Uniform eines Ulanenmajors und allerlei funkelnden Ordensschmuck auf der Brust. Bequem lehnte er im Fauteuil vor dem Schreibtisch, den zahlreiche Briefschaften, Papiere und Schriften, teils geordnet, teils wirr durcheinander geworfen, bedeckten. Zwischen denselben, in einen reichen Goldrahmen gefaßt, stand das Miniaturbild eines blonden Mädchens, das befremdet herabzulächeln schien auf die so wenig zu ihm passende Umgebung. Trotz dieses wahrhaft kindlichen Lächelns jedoch, und trotz des vertrauensseligen Ausdrucks, mit dem die leuchtenden Augen in die Welt blickten, ruhte auf der Stirn ein nachdenklicher Ernst, der dem zarten Gesicht einen wunderbaren Adel und Zauber verlieh.

Der Blick des jungen Mannes hatte sich dem Bilde zugewandt; er betrachtete es lange und glitt mit der Hand zärtlich und innig darüber hin. Eine kurze Spanne Zeit nur noch und das holde Geschöpf war sein. Nicht schwer errungen, nein, der köstliche Preis, der jedes Opfer wert gewesen wäre, war ihm, dem Liebling des Glücks, beinahe in demselben Augenblick zugefallen, in dem sich der erste heiße Wunsch nach dem herrlichen Besitze in seiner Seele geregt hatte. — Das Beste für dich!

hatte sein Schicksal einmal wieder gesprochen: Nimm, was dir gebührt!

Niemals lebhafter als in der gegenwärtigen Stunde war diesem Manne die Gunst, mit der das Leben ihn überschüttet hatte, zum Bewußtsein gekommen. Seine Brust hob sich mit einer Empfindung unaussprechlich freudiger Dankbarkeit, und vor ihr schwand und zerrann die leise Sorge: Kann es immer so fortgehen? wie ein kleines Wölkchen vor der siegreichen Sonne.

Jetzt schlug die Hausglocke an; ein Wagen rollte durch die Einfahrt, bald darauf öffnete sich die Tür, der Kammerdiener meldete: „Herr Graf Steinau," und dieser trat ein. Eine hagere und breitschultrige Gestalt, mit stolzer Haltung und gemessenen Bewegungen. Die scharfen grauen Augen, das unharmonische Gesicht hatten einen eigentümlichen Ausdruck von mißvergnügter Klugheit. Der Kopf war hoch gewölbt, an den Schläfen stark eingedrückt, die Nase an der Wurzel etwas zu breit, an der Spitze etwas zu dünn, um die schmalen Lippen spielte ein charakteristischer Zug — eine gewisse resignierte Geringschätzung. Wenn diese Lippen sich öffnen würden, um die innersten Gedanken des Diplomaten auszusprechen, sagten sie wohl: „Es tut mir leid, ihr Menschen, daß ich euch verachten muß!" — Seine spärlichen Haare, die bereits so mancher Silberstreifen durchzog, waren kurz gehalten; der dichte, weiche, liebevoll gepflegte Vollbart hingegen quoll in üppiger Fülle und jugendlich goldbraunem Farbentone zur Brust nieder. Steinau war mit äußerster Eleganz gekleidet und ebenso reich wie sein Freund mit verschiedenartigen „Bedienten-Blendern" dekoriert. Seinem schwarzen Frack, der weißen Krawatte sah man von weitem ihren englischen Ursprung an.

„Ich komme zu früh, wir haben noch Zeit," sagte er, trat an den Schreibtisch und streckte ohne Umstände die Hand nach dem Miniaturbilde aus. „Allerliebst!" murmelte er nach kurzer, aber höchst aufmerksamer Betrachtung, „ja, mein guter Robert ..."

„Nun?"

„— Nichts."

„O — doch! deine alte Marotte. Am Hochzeitstage eines jeden deiner Freunde überfällt sie dich, da wird dir's klar: die Braut, die der heimführt, die hätte eigentlich für mich gepaßt. So bleibt man Junggeselle, Teuerster. Du mußt endlich einmal früher zusehen."

Steinau hörte ihm mit überlegenem Schweigen zu. Als jedoch Robert, sich erhebend, mit den Worten schloß: „Priskas Schwestern sind ebenso schön, ebenso liebenswürdig wie sie. Wie wär's . . .," wandte der Diplomat sich mürrisch ab und rief: „Ich heirate auf keinen Fall, bevor ich Gesandter bin."

„Das kannst du morgen werden. Übrigens sei ruhig, auch dann wird man dich nicht mit Gewalt zum Altare schleppen."

Der alte Kammerdiener erschien wieder, meldete, daß angespannt sei, und brachte seinem Herrn den Säbel, die Czapka und die Handschuhe.

„Meinen besten Glückwunsch, Herr Graf," murmelte er.

„Danke, Hildebrand, danke."

„Und ich bitte auch ferner . . ."

„Versteht sich," unterbrach ihn Robert, „wir bleiben die alten."

Er drückte dem Greise kräftig die Hand und eilte, von Steinau gefolgt, durch das Vorzimmer, wo sich die ganze Dienerschaft versammelt hatte, um ihm Glück zu wünschen. Der Diplomat konnte eine spöttische Bemerkung über das patriarchalische Verhältnis zwischen Robert und seinen Leuten nicht unterdrücken, und jener erwiderte: „Du stehst mit den deinen auf andrem Fuße."

„Ja, weil ich nicht in die Lage kommen will, sie mißhandeln zu müssen, um das richtige Verhältnis wieder herzustellen."

Sie stiegen beide in die am Fuße der Treppe wartende Equipage, und Steinau befahl seinem Fiaker, nachzufahren.

Die feurigen Braunen lançadierten aus dem Tor, bliesen

die Nüstern auf, schnaubten, bissen in die Stangen und machten es dem Kutscher schwer, sie in eine gleichmäßige Gangart zu bringen. Es war ihm halb und halb gelungen, als er in eine schmale, berganſteigende Gasse lenkte, durch die soeben ein mit Eisenstangen beladener Karren im Galopp zweier Hunde führerlos einherrasselte, den Pferden gerade entgegen. Diese scheuten — bogen aus, eines von ihnen schlug über den Strang, und nun war kein Halten mehr, in toller Flucht jagten sie der Mündung der Gasse, dem offenen Markte zu. Robert riß den Wagenschlag auf ... da — ein Schrei, ein Ruck — der Wagen stand still. Die beiden Herren und die beiden Diener waren in demselben Augenblick auf dem Boden. Ein Wachmann hielt die schäumenden, an allen Gliedern zitternden Rosse am Zügel, unter ihnen lag ein Kind. Robert stürzte hinzu, erfaßte es und hob es empor. Es war ein schwarzgelockter, dürftig gekleideter Knabe von etwa sechs Jahren. Der rechte Arm hing ausgerenkt am Körper herab, auf der Stirn gegen die Schläfe zu zeigte sich ein blutunterlaufener Streifen. Das Kind gab keinen Laut von sich, schreckgelähmt starrte es Robert mit weitgeöffneten dunklen Augen an.

„Wie heißest du? wo wohnst du?“ fragte dieser und näherte das Ohr dem Munde des Verwundeten. Er erhielt eine leise geflüsterte Antwort, legte den kleinen Jungen sanft und sorgsam auf die Kissen des Wagens und sprach zu Steinau: „Fahre du voraus, ich komme sogleich nach.“

„Und jetzt? — Was willst du jetzt — —“

„Das Kind nach Hause bringen.“

„Bist du verrückt? Überlasse das dem Wachmann; das ist sein Amt. Steig ein! ... — Nun — wird's? Siehst du denn nicht? Wir haben schon Publikum!“

In der Tat hatte sich eine ansehnliche Menschenmenge um die beiden Wagen versammelt; es fielen gereizte Reden, die Steinau, vor Ungeduld und Wut bebend, in herausfordernder

Weise beantwortete. Einzelne Männer und Weiber drängten sich mit drohenden Gebärden heran. Ohne ihrer zu achten, tauschte Robert einige Worte mit der Wache und mit dem Kutscher, der eben wieder den Bock bestieg, winkte dem Diener, neben ihm Platz zu nehmen, sprang in das Coupé und fuhr davon.

Voll Ingrimm sah Steinau ihm nach. Bleich vor Zorn blieb er, um den Leuten zu zeigen, daß er sie nicht fürchte, eine Weile mit gekreuzten Armen und herausfordernder Miene im Angesichte des Volkshaufens stehen, und gab dann seinem Fiaker Befehl, langsam nach der Domkirche zu fahren.

Leise fluchend drückte er sich in die Wagenecke. „Narr!" murmelte er, „Romanheld! Das denkbar Ungeschickteste in solchem Falle; wie lange müßt' ein anderer sich besinnen, bis er darauf käme! Der trifft's von selbst ... Das nennt man erste Regung, Eingebung des Augenblicks ... Na, warte, du wirst ihn noch einmal teuer bezahlen, deinen Gefühlsluxus ... den kostspieligsten, den es gibt!"

II.

Den ohnmächtig gewordenen Knaben in seinen Armen betrat Robert einige Minuten später die Flur eines alten, großen Vorstadthauses. Ein Weib, das an einem dampfenden Waschtroge gestanden, kam laut kreischend aus dem Seitengange herbeigeeilt, senkte jedoch nach einem raschen Blick auf den fremden Herrn, den Diener und die vor dem Tor stehende Equipage sofort ihre Stimme und gab sich als Hausbesorgerin zu erkennen.

In kurzen Worten teilte Robert ihr mit, was geschehen, fragte, ob ein Arzt in der Nähe wohne, und befahl, nachdem er die Antwort erhalten: „Gleich gegenüber," seinem Diener,

denſelben herbeizuholen. Die Frau trocknete ihre ſehnigen, von Seifenſchaum triefenden Hände an der Schürze und ſprach: „Geben Sie ihn her, den Buben, ich trag' ihn ſchon hinauf."

Robert wehrte ihre derbe Berührung von dem Kinde ab und hieß ſie vorausgehen, um ihm den Weg zu zeigen.

„Wer ſind die Eltern dieſes Kindes?" fragte er, als man im dritten Geſchoß angelangt war und er hörte, daß es noch eine Treppe zu ſteigen galt.

„Es hat nur eine Mutter, die Stickerin, die Margarete."

„Iſt die Frau ſehr arm?"

„Wie's kommt; wenn ſie arbeitet, iſt ſie reich. Was könnt' ſich die verdienen! Aber dieſe Leut' ... Hierher bitt' ich. Bitte nicht zu fallen. Hierher Euer Gnaden."

Sie hatten die letzten Treppenſtufen erreicht und traten in einen ſchmalen, mit Ziegeln gepflaſterten Gang. Ein Fenſter über der am Ende desſelben angebrachten Tür verſah den Raum mit ſpärlichem Licht. Die Hausbeſorgerin zog den Glockenſtrang. Alsbald näherten ſich Schritte der Tür und eine tiefe, wohllautende Frauenſtimme fragte: „Wer iſt's?"

„Nun — wer? — die Theres."

„Geduld, ich bin noch nicht angezogen," lautete die Antwort.

„Alles eins! nur aufmachen. Geſchwind."

Jetzt ward geöffnet. Auf der Schwelle ſtand ein junges, blühendes Weib. Ein hochroter Rock umwallte ihre prächtige Geſtalt, die bis zum Gürtel mit einem Hemde bekleidet war. Die ſchwarzen Haare, die ſie eben zu ſtrählen beſchäftigt geweſen, hingen zur Hälfte aufgelöſt über die Schultern und die nackten Arme hinab. Als ihr flüchtiger Blick den Mann ſtreifte, der hinter Frau Thereſe ſtand, trat ſie unwillig zurück: „Wen bringen Sie da? Was fällt Ihnen ein?" rief ſie. .. Aber nun gewahrte ſie ihren lebloſen Knaben. Mit einem gräßlichen Schrei ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus, erfaßte ihn, drückte ihn an ſich und eilte, ihn ſtürmiſch herzend und küſſend, durch die kleine

Küche in das Wohngemach. Dort legte sie ihn auf das Bett, warf sich über ihn, glitt mit ihren Lippen über seine Stirn, seine Augen, heftete sie auf seinen Mund und jammerte: „Georg! Georg! was ist dir geschehen? ... Überfahren!" stieß sie plötzlich hervor und wandte sich. Wie eine Tigerin stürzte sie auf Robert los, packte ihn an der Brust, rüttelte ihn und rief: „Sie haben mir ihn überfahren, und jetzt ist er tot!"

Robert ergriff ihre Hände und hielt die Wütende von sich: „Ruhig," sprach er, „es ist ein Unglück, und niemand kann dafür."

„Sie auch nicht, der ihn überfahren hat? ... Überfahren! Warum fahren Sie! ... Müssen doch andere zu Fuße gehen!"

„Margaret! seien Sie gescheit!" rief Frau Therese „der Bub' erholt sich, schauen Sie her —"

Das Kind stöhnte, schlug langsam die Augen auf und: „Mutter, Mutter," sagte es leise und klagend.

Ein Freudenstrahl leuchtete aus den Augen Margaretens. Sie eilte zu dem Kleinen zurück, umfing ihn von neuem mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, flüsterte ihm in den süßesten Schmeicheltönen zu, nannte ihn ihr Glück, ihr Leben, ihr Ein und Alles.

Als aber Robert sich dem Bette näherte, erwachte ihr Zorn wieder.

„Was wollen Sie noch hier, aufgeputzt wie Sie sind?" fragte sie voll Haß und Hohn. „Fort mit Ihnen, zu Ihresgleichen, die Sie bewundern. Das Elend bewundert euch nicht — das verachtet euch und euren Firlefanz ... Fort!" Sie streckte den Arm gebieterisch gegen ihn aus: „Fort! sag' ich, hören Sie nicht?"

„Ich werde," antwortete er, im Kampfe zwischen Entrüstung und Mitleid, „ich werde den Arzt erwarten; ich will seinen Ausspruch hören."

„Den Arzt? — Sie haben einen Arzt rufen lassen ... Ah, wie vorsichtig! Einen Arzt, der sagen wird: dem Kind fehlt

nichts — Sie haben ihm nichts getan ... Narr! Narr ... Glauben Sie, daß ich mein Recht suchen möcht'? ich, eine Arme gegen einen Reichen? Glauben Sie, daß ich nicht weiß, wie es zugeht in der Welt?"

Sie näherte sich ihm, ihre Lippen bebten, und er fühlte ihren heißen Atem auf seinem Gesichte: „Wenn dem Kinde etwas geschieht, dann hol' ich mir mein Recht — dann gnad' Ihnen Gott!"

„Jesus, Maria!" rief Frau Therese und wich dabei zurück bis an die Wand, „was reden Sie denn, Margaret?"

Die nur angelehnte Tür wurde jetzt rasch geöffnet, und der herbeigeholte Arzt betrat die Stube.

„Doktor Weiler," sprach er, sich gegen Robert verneigend — „früher Militärarzt, Herr Major. Weiß alles, der Diener hat mir schon alles erzählt. Das also ist der Patient!"

Er schob Margarete zur Seite, die Miene gemacht hatte, ihm den Weg zu vertreten, und begann das Kind sorgsam und geschickt zu untersuchen: „Den Arm einfach ausgerenkt; den werden wir gleich in Ordnung gebracht haben. Die kleinen Kontusionen am Körper und an den Beinen sind nichts. Aber — der Kopf ... Sind Sie die Mutter?" fragte er und warf aus den langgeschlitzten wasserblauen Augen einen Blick auf Margarete, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Sie schien sich der Unordnung ihres Anzugs plötzlich bewußt zu werden, holte ein Tuch herbei und warf es über ihre Schultern.

Der Doktor hatte sich gesetzt, kreuzte die kurzen Beine und fuhr fort, seinen fadblonden Schnurrbart streichelnd: „Ja — also der Kopf... Was den Kopf betrifft — der Junge war besinnungslos, er ist's noch halb... Wir müssen abwarten — vorläufig läßt sich nichts sagen..."

Robert bezeichnete die Stunde, zu welcher er nachmittags zu treffen sein würde und den Arzt bitte, ihm Nachricht von dem kleinen Kranken zu bringen.

„Mit Vergnügen! ich werde die Ehre haben —" antwortete der Doktor zerstreut; er senkte die Stimme und, zu Margareten hinüberblinzelnd, flüsterte er: „Welch ein Weib! nicht wahr?"

Diese Bemerkung blieb unbeantwortet. Robert hatte sich zur Tür gewendet, empfahl Frau Theresen, die ihm das Geleite gab, noch rasch und dringend, für das Kind und dessen Mutter Sorge zu tragen, stellte ihr die Geldmittel dazu in reichlichem Maße zur Verfügung und eilte die Treppe hinab.

III.

Die Hochzeitsgäste warteten in der Kirche und die Geistlichen in der Sakristei, die Brautmutter mußte bereits ihre Zuflucht zu dem krampfhaftesten Lächeln nehmen, um ihre Unruhe über das lange Ausbleiben des Bräutigams zu verbergen, als dieser erschien und sich mit einem Unfall entschuldigte, der ihm auf der Fahrt zugestoßen war. Alsbald verschwand die leise Verstimmung, die schon begonnen hatte, sich der Gesellschaft zu bemächtigen. Unter allgemeiner Teilnahme wurde die Trauung vollzogen und nach derselben im Dome geschwatzt und gescherzt wie in einem Salon. Die Neuvermählten nahmen von dem großen Kreise ihrer Bekannten einen heiteren Abschied und fuhren, nur von den nächsten Verwandten und Freunden begleitet, zum Dejeuner in das Haus der Gräfin von Walsegg. Gegen Abend trat das junge Paar die Hochzeitsreise nach Italien an. Graf Steinau, die Mutter und die zwei Schwestern Priskas gaben ihm das Geleite zum Bahnhofe.

„Ich weiß wirklich nicht, mein Kind" sprach die Gräfin, ihre Tochter zum letztenmal unter einem Strome von Tränen umarmend, „ich weiß wirklich nicht, ob ich, nach den Emotionen

dieses Tages, noch die Seelenstärke aufbringen werde, deine Schwestern auf den Ball zu führen."

„Sie werden, gnädigste Gräfin, Sie werden!" versicherte Steinau mit einem weltverachtenden Lächeln.

„Gute Mama!" schluchzte Priska und drückte ihre Mutter und ihre Schwestern abwechselnd an ihr Herz, sogleich aber wandte sie sich wieder zu ihrem Manne.

„Verzeih mir, Robert, daß ich weine," sprach sie.

Statt andrer Antwort umfaßte er seine Frau mit beiden Armen und hob sie in den Waggon. Der Schaffner verschloß den Schlag, die Lokomotive pfiff ... „Leb wohl ... Schreib bald!" riefen drei Stimmen auf einmal, und der Zug brauste davon.

Gräfin Walsegg wischte sich die Augen. „Sie ist fort — ja, wir armen Mütter! Welch ein Schicksal, das unsre. Diese Kinder! da hat man sie, zieht sie groß, lebt nur für sie, und wenn sie endlich anfangen, uns statt Sorge Freude zu machen, verlassen sie uns — einem wildfremden Menschen zuliebe —"

„Dem wir sie an den Kopf würfen, wenn er sie nicht gutwillig nähme," dachte Steinau und sprach: „Das ist der Lauf der Welt. Aber seien Sie ruhig, gnädigste Gräfin, Ihre Enkel werden Sie rächen."

Trotz der Munterkeit, die er zur Schau trug, war ihm nicht wohl zumute. Er befand sich in übler Laune, war unzufrieden mit der ganzen Welt, war es vor allem mit sich selbst.

Nur von ihm, so meinte er, hätte es abgehangen, heute an Roberts Stelle zu sein. Ein rascher Entschluß, vor einem Jahre gefaßt, — und Priska wäre statt Gräfin Vohburg Gräfin Steinau geworden. Damals hatte sie die Huldigungen, die er ihr darbrachte, freundlich aufgenommen, hatte ihm nicht ganz unempfindlich geschienen für die Ehre, von einem Manne wie er, einem Manne so hochbegabt, von so glänzendem Verstand, ausgezeichnet zu werden. Von ihrer Mutter wurden seine Bewerbungen lebhaft unterstützt. Aber er überlegte, er zögerte,

sich zu erklären; der Widerspruchsteufel in ihm erhob Einwendungen gegen ein bindendes Wort.

Inzwischen war Robert von seinem Posten an der Botschaft in London zurückgekehrt. Seine Eltern waren mit denen Priskas innig befreundet gewesen, er wurde im Hause der Gräfin Walsegg wie ein alter Bekannter aufgenommen und besuchte es häufig, viel häufiger als sein Freund Steinau. Eines Tages trafen sie einander auf dem Wege zu der Wohnung der Gräfin. Robert sprach von Priska und fragte plötzlich: „Hast du ernste Absichten auf das Mädchen?"

Steinaus Mißtrauen witterte in diesen Worten sogleich einen Versuch, Einfluß auf ihn zu nehmen, vielleicht einen geheimen Auftrag, und er antwortete gereizt: „Es fällt mir nicht ein!" Er war etwas überrascht, als Robert nach dieser Erklärung sehr erleichtert aufatmete und gestand, daß er selbst sich ungemein für Priska interessiere.

Sechs Wochen später wurde Vohburgs Verlobung mit ihr gefeiert und Steinaus Geringschätzung der Menschen, insbesondere der Frauen, hatte neue Nahrung erhalten. Wie konnte ein Mädchen, das er seiner, wenn auch nur flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt, einem so alltäglichen Wesen, wie Robert in seinen Augen war, ihre Hand schenken? Nicht nur ihre Hand — das hätte Steinau am Ende begriffen, denn jener war eine „brillantere Partie" als er — sondern auch ihre Neigung, ihr ganzes Herz! Sie war eben wie alle sind! Der erste, der ihr von Liebe vorgeschwatzt, der gewann sie auch. Schon damals sagte sich Steinau: „Wenn ich gewollt hätte!" bald darauf: „Schade, daß ich nicht gewollt habe!" und jetzt, bei der Abreise des jungen Paares, beim Anblick der stillen Seligkeit, die aus dem tränenfeuchten Angesicht der Braut leuchtete, der stolzen Rührung, mit der ihr Mann sie betrachtete, ergriff ihn eine Empfindung, so peinlich und herb, wie sie sogar ihm, dem geborenen Selbstquäler, neu war.

Ja, ja — diese Priska hätte er lieben können. Sie war ein gar anmutiges Geschöpf. In ihrer Familie galt sie, da es nichts so Verkehrtes gibt wie die Urteile der Familie über ihre Angehörigen, für schwach und für ungewöhnlich unpraktisch. Zu diesem Rufe war sie vornehmlich durch einen unbesiegbaren Wohltätigkeitstrieb gelangt, der allerdings nicht im Einklange mit dem knappen Einkommen des mütterlichen Hauses stand. Infolge der Strafen, die sie als Kind, des Spottes, den sie als Mädchen dafür erlitt, wurde sie sich seiner wie eines Gebrechens bewußt. Ihre Sehnsucht, fremdes Elend zu mildern, nahm allmählich den Charakter einer unglücklichen Liebe an.

Als sie Robert kennen lernte und in ihm eine vielfach der ihrigen verwandte Empfindungsweise entdeckte, flammte sie auf in Begeisterung. Sie hätte vor kurzer Zeit noch den Entschluß fassen können, Steinaus Frau zu werden, weil er ihr Achtung einflößte, weil ihre Mutter diese Verbindung wünschte; von dem Augenblicke aber, in dem sie einen Vergleich angestellt hatte zwischen ihm und Robert, war auch ihre Wahl getroffen.

Nach der Hochzeitsreise zogen die Neuvermählten in Vohburg, dem Gute Roberts, ein. Es war ein schöner, alter Herrensitz. Seine Eigentümer hatten manche Generationen hindurch klug und milde dort gehaust. Obwohl nur schlichte Landjunker, wußten sie sich in Verbindung mit der Außenwelt zu erhalten und verloren nicht das Verständnis für die Anforderungen der Zeit. Das Jahr 1848 fand die Bauern in Vohburg längst von Robot und Zehent entlastet, und das gute Verhältnis, in welchem die Herren zu ihren Untertanen gestanden hatten, verwandelte sich der freien Gemeinde gegenüber in ein freundnachbarliches. Robert hatte seine Kindheit in Vohburg zugebracht, das väterliche Haus jedoch schon als sechzehnjähriger Jüngling verlassen, um in den Militärdienst zu treten. Als der jüngere von zwei Brüdern schien er nicht bestimmt, in den Besitz des Majorats zu gelangen, und es widerstrebte seinem

selbständigen Wesen und seinem energischen Triebe zur Tätigkeit, sein Dasein, wie so mancher Nachgeborene, als Parasit auf dem Familiengute zuzubringen. Er benützte die freien Stunden, die das Soldatenleben ihm übrig ließ, zu staatswissenschaftlichen Studien und ging später, ohne seinen Militärcharakter abzulegen, in die diplomatische Karriere über. Doch war niemals ein Jahr verflossen, ohne daß er seine Eltern und in der Folge seinen Bruder in Vohburg und einige Wochen in seinem friedlichen Daheim zubrachte. Dort kannte er jeden Baum und jeden Menschen, dort wurde er geliebt. Seine Munterkeit und Frische hatten ihn schon als Kind zum Liebling der Dorfleute gemacht.

Daß er einmal über eine Kleinigkeit in Zorn geraten, ein andermal die schwerste Geduldprobe spielend bestehen, daß er, dessen Hauptcharakterzug Güte hieß, doch hart sein konnte, kurz, daß er unberechenbar war, schadete seiner Popularität keineswegs. Er besaß eben auch seine Fehler, man hatte ihm auch manchmal etwas zu verzeihen. Um so besser! Eben dadurch trat er einem menschlich näher und man brauchte ihn nicht immer, wie seinen älteren Bruder, „den Gerechten" zu nennen. Als dieser unvermählt starb und man erfuhr, daß Robert die staatsmännische Laufbahn aufgegeben und das Majorat angetreten habe, herrschte allgemeine Freude in Vohburg, und einen Festtag gab's, als das junge Ehepaar, viel früher als bestimmt gewesen, eines schönen Sommermorgens unbegleitet und unerwartet auf dem Schlosse erschien. Aus allen Ecken und Enden des alten Hauses kam die Dienerschaft, je nach Beschaffenheit der betreffenden Beine und Lungen, einhergerannt, geschritten, gehumpelt oder gekeucht. Welche Überraschung! Er ist da — es hat ihn nicht länger in der Fremde geduldet. Bis zur sinkenden Nacht wurde der Schloßhof nicht leer von Leuten, die ihn begrüßten und willkommen hießen, mitsamt der lieben und schönen Frau, die er sich ausgesucht. Der Tausend! das

war kein übler Geschmack, den er da verraten; die stand neben ihm wie ein lichter Engel, lächelte einen so freundlich an und drückte einem so treuherzig die Hand!

„Grüß Gott, Herr Graf und Frau Gräfin!" hieß es in allen Tonarten, jeder wollte es gesprochen und sein „Hab Dank" empfangen haben. Der Bauer und der Häusler, der Handwerker und der Taglöhner, ihre Weiber und ihre Kinder, alle stellten sich ein und nicht zuletzt die Rentiers des Dorfes: die Krüppel und die Unheilbaren. Sogar das ärmste Geschöpf des ganzen Gaues — der alte Hund des Hirtenbuben kam geschlichen, tippte mit seiner spitzen Schnauze bescheidentlich an Roberts Knie und sah mit dem einzigen Auge, das er aus der Lebensschlacht gerettet, liebevoll und traurig zu seinem unvergessenen Wohltäter empor; „dir hätt' ich zu klagen!" schien er sagen zu wollen.

Als endlich alle Gäste sich verlaufen hatten, wanderten Robert und Priska noch lange Arm in Arm im Garten herum.

Sie meinte ihren Mann nie inniger geliebt, sie meinte ihn erst heute ganz kennen gelernt zu haben. In seinem Hause mußte man ihn sehen, umgeben von Hunderten, die ihn verehrten und vertrauensvoll zu ihm aufblickten. Sie konnte sich ihn nicht mehr anders denken, denn als Berater der Irrenden und als die Zuflucht der Armen und Elenden. Er erschien ihr noch vollkommener als bisher und sie sich noch beneidenswerter um das Glück, ihm anzugehören.

Indessen waren nur erst wenige Wochen verflossen, und schon hatten sich mehrere Gelegenheiten geboten, an der Grenzenlosigkeit seiner Güte und seines Langmuts zu zweifeln. Priska erschrak, als sie ihn plötzlich um eines Versehens willen, das er gar oft ungerügt gelassen hatte, außer sich geraten sah, als sie ihn einer gerechten Bitte unnahbar fand.

Sie bedauerte ihn in solchen Fällen fast ebenso sehr, als sie ihn tadelte, denn bald erfuhr sie auch, daß die Reue sich unfehl-

bar bei ihm einstellte und daß er schwer unter derselben litt. Ausgesprochen wurde von ihr weder das Bedauern noch der Tadel. Im Anfang fehlte ihr der Mut dazu, später erwies es sich als unnötig. Die schmerzliche Verwunderung, mit der sie ihn ansah, wenn sie einmal unter hundertmal sein Tun nicht begriff, genügte, um ihn zur Besinnung zu bringen. Priska übte ihren Einfluß um so sicherer aus, als sie ihn ahnungslos übte. Die ganze Umgebung Roberts empfand die freundliche Einwirkung, er selbst fühlte dankbar ihre beruhigende, ausgleichende Macht. Von Tag zu Tag wuchs seine Liebe zu dem Weibe, dessen Nähe ihn umgab wie ein reines, läuterndes Element. Er war kein Neuling im Leben, er hatte sich wohl schon zu Zeiten für dauernd gefesselt gehalten — jetzt erschien ihm jede frühere Neigung Torheit und Spielerei. Das wahre Glück wurde ihm erst durch die Frau geoffenbart, die für ihn geboren war; durch die Geliebte, die zugleich seine Freundin zu sein verstand.

Der Sommer und der Herbst verflossen. Gräfin Walsegg hatte längst das Winterquartier bezogen und mahnte ihre Kinder, dasselbe zu tun. Ihre Briefe waren nur noch Klagelieder mütterlicher Sehnsucht. Die Schloßbewohner schenkten ihr endlich Gehör, sagten ihrem ländlichen Aufenthalte Lebewohl mit dem Vorsatz, beim ersten Frühlingswehen zu ihm zurückzukehren, und begaben sich nach der Stadt.

IV.

Priska war von dem traurigen Ereignisse, das sich an ihrem Hochzeitsmorgen begeben, unterrichtet worden. Robert hatte nicht vermocht, ihr den Grund seines späten Eintreffens in der

Kirche zu verschweigen, so ungern er ihr auch den Tag trübte, an dem sie die Seine geworden war.

Indessen hatte er die junge Frau schon bald darauf über den Ausgang des beängstigenden Zwischenfalles beruhigen können. Als er nach Hause gekommen war, um die Uniform mit den Reisekleidern zu vertauschen, hieß es, der Doktor sei eben dagewesen und habe dem Grafen sagen lassen, der Patient befinde sich besser, es werde alles gut gehen. Trotzdem hatte Robert noch an Hofrat Keller, seinen Arzt und Freund, geschrieben und ihn dringend gebeten, den Verunglückten in seine Obsorge zu nehmen.

Dies war geschehen und die Berichte, die Hildebrand aus der Stadt sandte, lauteten so günstig, daß zuletzt die Meldung, Hofrat Keller habe seine Besuche eingestellt, nichts Auffallendes mehr hatte.

Um so bitterer war die Enttäuschung, die Robert nach seiner Ankunft in der Stadt erfuhr. Da gestand ihm sein Vertrauensmann nicht nur ohne Reue, sondern mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, er habe sich nicht entschließen können, dem Herrn Grafen die Wahrheit mitzuteilen, und ihm dadurch, ohne irgend jemand zu nützen, die Stimmung zu verderben. Jetzt aber müsse er sagen, es ginge leider recht schlecht. Die Vorwürfe, die er wegen dieses eigenmächtigen Verschweigens und Vertuschens empfing, nahm er ruhig hin; als aber Robert der Mutter des kleinen Kranken mit heftigem Bedauern erwähnte, brach Hildebrand in eine Flut von Klagen über Margarete aus, die wilde Person, die das Mitleid, welches man ihr schenke, gar nicht verdiene. Was im Bereiche des Möglichen liege, sei geschehen und mit Undank von ihr gelohnt worden. Dem Hofrat, dem der kleine Georg gefallen, der ihn lieb gewonnen hatte, habe sie eines Tages kurzweg die Tür gewiesen. Die Wärterin, die zur Pflege des Kindes aufgenommen worden, sei stündlich desselben Schicksals gewärtig. Übrigens wäre ohnehin, wie der

Hofrat erklärt habe, alles umsonst und der Zustand des Kranken von Anfang an ein hoffnungsloser gewesen. Er müsse von einem der Pferde geschlagen worden sein und eine Gehirnerschütterung erlitten haben. Zum Glücke leide er keine Schmerzen, liege meistens ganz ruhig und teilnahmslos.

„Manchmal," sagte Hildebrand, „spricht der Junge von Ihnen."

„Wie — von mir?"

„Ja, er spricht von einem großen Offizier, der ihn in einen seidenen Wagen gehoben habe. ‚Ich bin mit ihm gefahren, mit dem Offizier. — Der war gut, der war schön; wann wird er wiederkommen?' sagt der arme Bursche. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, Herr Graf, gehen Sie nicht hin; helfen können Sie nicht, holen sich höchstens noch Vorwürfe von dem Teufelsweib, der Margarete."

Trotz dieser Warnung schellte Robert eine halbe Stunde später an der Tür der Näherin. Sie selbst öffnete und erkannte ihn nicht sogleich.

„Wer sind . . . Ah — Sie? Was wollen Sie hier?" fragte sie in feindseligem Tone.

Er wünsche den Knaben zu sehen, erwiderte Robert; er habe gehört, daß er nach ihm verlange.

Sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte trotzig: „Er schläft jetzt."

„Ich werde ihn nicht wecken," entgegnete Robert, „führen Sie mich zu ihm."

Margarete kämpfte mit sich selbst. Einen Augenblick schien sie im Begriffe, die Tür zuzuwerfen, deren Klinke sie umklammert hielt. Endlich jedoch wandte sie sich um und schritt langsam und schweigend durch die Küche in das Wohnzimmer. Robert folgte ihr.

Hildebrand hatte die Befehle seines Herrn pünktlich ausgeführt. Die Stube war anständig eingerichtet worden. Ein

reinliches Kinderbett stand neben dem Bett der Näherin, ein bequemer Lehnsessel zu Füßen desselben. Die weißen Gardinen, der über den Boden gespannte Teppich gaben dem niederen Gemache einen Anstrich von Wohnlichkeit. Sogar für Spielzeug hatte Hildebrand gesorgt und für Bilderbücher, die auf einem Tische neben dem Bette des Kranken aufgeschichtet lagen.

Margarete schob leise und vorsichtig den Vorhang des Bettes zurück. Robert fühlte, ohne sie anzusehen, daß ihre Augen lauernd auf seinem Gesichte ruhten und daß sie angstvoll den Eindruck beobachtete, den der Anblick des Kranken auf ihn hervorbringen würde. Er bemühte sich vergebens, das Entsetzen zu verbergen, das ihn ergriff, als er die Veränderung sah, die mit dem Kinde vorgegangen war. Eine grünliche Blässe bedeckte das schmalgewordene Gesicht, die halbgeschlossenen Lider ließen nur das Weiße der Augen sehen, die Pupillen waren aufwärts gedreht. Die Arme zuckten von Zeit zu Zeit krampfhaft auf dem Kissen, und die Fingerchen bewegten sich hastig und zitternd, als ob sie nach einem unsichtbaren Gegenstande haschten.

Roberts und Margaretens Blicke begegneten einander, und der seine war so voll Bestürzung, daß sie zusammenfuhr und, als gelte es eine Gefahr abzuwenden, den Arm über das Kind ausstreckte.

„Was denken Sie? Was bilden Sie sich ein?“ rief sie — „es geht ja besser!“

Bei diesen laut gesprochenen Worten regte sich der Knabe, warf sich im Bette hin und her, öffnete die Augen, sah Robert groß an, und ein Lächeln flog über seine Züge, als dieser sich zu ihm niederbeugte. Mit unsäglicher Zärtlichkeit streichelte er ihm die Wangen und lallte unterbrochen und kaum hörbar: „Wo hast du deine schöne Uniform? ... Die schlimmen Pferde?“ seine schweren Augenlider sanken wieder, aber seine Händchen

legten sich in Roberts Hand: „Bleibe bei mir," murmelte er und verfiel wieder in einen dumpfen Schlummer.

Mit einer Mischung von Rührung und Unwillen zog Margarete die Hände des Kindes aus der Roberts.

„Lassen Sie ihn schlafen," sagte sie, „Sie regen ihn auf. Der Doktor will ... der Doktor verspricht ihn herzustellen und bald," fügte sie abbrechend hinzu.

„Warum haben Sie die Hilfe des Arztes verschmäht, den ich Ihnen sandte?" fragte Robert.

„Hilfe," wiederholte sie, „hätte ich nicht verschmäht. Aber der hätte nicht geholfen, das ist ein Gelehrter, ein großer Herr, das ist kein Arzt für uns. Doktor Weiler hat mich vor ihm gewarnt. Ja, experimentieren hätte er gewollt, eine Operation auf Leben und Tod; gelingt sie, denkt er, ist's gut, mißlingt sie, — auch gut — was liegt an dem Kind einer armen Näherin? O nein! für solche Hilfe danke ich!"

„Woher kommt, bei so viel Argwohn, Ihr Vertrauen auf Doktor Weiler?"

„O, dem liegt alles daran, das Kind gesund zu machen ... der weiß — der ist —" Sie stockte. Verwirrt und wie mit Purpur übergossen, senkte sie die Augen und starrte finster zu Boden.

Die Glocke wurde gezogen. „Da ist er!" rief Margarete und eilte nach der Eingangstür, um zu öffnen. Draußen ließ die laute Stimme des Doktors sich vernehmen: „Guten Morgen, Schönste! Herrliches Weib! Wie geht es heute? Besser? Nun, ob ich es nicht gesagt habe? ... Werde ich endlich das Ziel meiner Wünsche ..."

Er war Margareten, die rasch wieder in das Zimmer zurückkehrte, auf dem Fuß folgend eingetreten, erblickte Robert und hielt erst betroffen inne, suchte aber bald seine Verlegenheit hinter einem Schwall von Worten zu verbergen: „Welche Überraschung ... Sie, Herr Graf? Ist es möglich? Wirklich

Sie — ach ja — kommen sich erkundigen ... Sehr, sehr schön — wirklich edel ..."

„Darauf mußten Sie doch gefaßt sein," unterbrach ihn Robert ungeduldig, „bei der schrecklichen Berechtigung, die ich habe, Anteil an Ihrem Patienten zu nehmen. — Erlauben Sie mir die Frage," unterbrach er eine neue Flut von Schmeicheleien, die dem Munde des beredten Arztes entströmte — „warum verschmähen Sie den Rat und die Beihilfe Doktor Kellers? Sind Sie Ihrer Sache so sicher?"

„Ich weiß, was ich zu tun habe," sprach Weiler und warf sich in die Brust. „Niemand kann für den Kranken mehr tun als ich."

„Und Sie geben das bestimmte Versprechen, ihn herzustellen?"

„Das bestimmte Versprechen, wer sagt das? Sie scherzen, Herr Graf?"

„Wohl! wohl!" rief Margarete, die mit atemloser Spannung dem Gespräche der beiden Männer gefolgt war. „Sie haben es versprochen — bei allem, was Ihnen heilig und teuer ist, versprochen!"

„Nun ja — wie man eben ... vorausgesetzt, daß nichts Unerwartetes eintritt, keine plötzliche Veränderung ..."

„Davon war nie die Rede, dergleichen haben Sie niemals befürchtet — warum jetzt auf einmal ... Doktor! halten Sie mir Wort ..."

Sie näherte sich ihm drohend, er zuckte die Achseln und ging an ihr vorüber zu dem Bette, legte die Hand auf die Stirn des Kindes, griff nach seinem Pulse und sagte endlich nach langem Besinnen: „Es ist eine Verschlimmerung eingetreten."

„Das glaube ich nicht!" rief Margarete — „es ist heute, wie es gestern gewesen ist, als Sie so zufrieden mit ihm waren — es hat sich seitdem nichts verändert!"

„Was wissen Sie davon? Nur ein Arzt vermag das zu beurteilen."

Margarete rang nach Fassung. „Verschlimmerung also —" sagte sie — „aber das geht vorüber, nicht wahr? Was muß geschehen, damit es rasch vorübergehe? Reden Sie! aber so reden Sie doch! was soll geschehen? Mensch!" schrie sie plötzlich auf und ergriff den Doktor am Arme — „gestern bürgtest du mir für sein Leben!"

Er suchte sich von ihr loszumachen — „Sie sehen selbst, Herr Graf — ob es möglich ist, ihr reinen Wein einzuschenken —"

So leise er Robert diese Worte zugeflüstert hatte, Margarete verstand sie doch.

„Was heißt das?" fragte sie, „hast du mich betrogen — Lügner? ... Um den Lohn war's ihm zu tun, den er sich ausbedungen hat, der ..."

Weiler war abwechselnd rot und blaß geworden. Jetzt fiel er ihr heftig ins Wort: „Still! was — Lohn ... Was bildet sie sich ein? — sie ist verrückt, Herr Major, Herr Graf. — Es war ein verzweifelter Fall, ich habe gerungen, solange ich konnte, muß aber endlich gestehen — ich gebe die Hoffnung auf — menschliche Hilfe vermag hier nichts mehr ..."

Margarete stöhnte: „O, das sagt er jetzt, der Schurke!"

„Was — jetzt? ... ich wußte es schon lange ..." Er knöpfte mit hastiger Entschlossenheit seinen Überrock zusammen: „Wer wird sich derart beschimpfen lassen? Ich nicht, Herr Graf!"

Damit schritt er dem Ausgang entgegen.

Margarete warf sich ihm in den Weg.

„Bleib!" rief sie, stürzte vor ihm nieder und umfaßte seine Knie. „Du sollst haben, was du verlangst — hörst du? nicht erst, wenn das Kind gesund sein wird — morgen — heute — wann du willst! — Was du willst ... Ich bin dein! Verlaß uns nicht — gib das Kind nicht auf!"

Weiler suchte sie zurückzustoßen, sie umklammerte ihn nur fester.

Robert aber hielt sich nicht länger: „Elender Wicht! Hinaus mit Ihnen! — fort!" herrschte er dem Doktor mit einer gebieterischen Gebärde zu.

Pfeilgeschwind schoß Weiler zur Tür. Dort angelangt, blieb er stehen und raffte sich zu leidlicher Haltung zusammen. Er zupfte an seinen Manschetten; seine frechen Augen richteten sich mit höhnischem Ausdruck auf Robert und Margarete: „Schöne Wilde," sprach er, schon auf der Schwelle stehend, „ich überlasse Sie Ihrem neuen Beschützer."

Margarete streckte die Arme gegen Robert aus. „O Herr! retten Sie! helfen Sie!... Sie sind mir's schuldig! Retten Sie das Kind!"

Plötzlich verklärte ein Freudenstrahl ihr Gesicht, sie drückte die flache Hand an die Stirn, wie durchzuckt von einem erlösenden Gedanken: „Menschliche Hilfe vermag hier nichts mehr?... Aber Gott ist da! ich hoffe auf Gott... Er wird ein Einsehen haben..." Sie schlug sich auf die Brust und rief im Tone der Beteuerung: „Ich glaube an Gott!..."

V.

Hofrat Keller saß gemütlich beim Frühstück zwischen seinem Affen und seinem Papagei, als Robert aufgeregt hereinstürzte und noch einmal die Hilfe des berühmten Arztes für seinen Schützling anrief. Der alte Herr ließ ihn nicht ausreden.

„Zu wem soll ich?" rief er voll Entrüstung und fuhr mit beiden Händen in die weißen Haarbüschel, die ihm wie Flämmchen von den Schläfen standen. „Zu der Megäre?... Wissen Sie, daß sie mich hinausgeworfen hat; schmetternd! eklatant!... Es wäre eine Ehr- und Charakterlosigkeit und die größte Ge-

meinheit ... Mir das zuzutrauen ... Ich hätte Sie für gescheiter gehalten!"

Er wurde so derb, daß ihm zuletzt, um seine Heftigkeit gut zu machen, nichts andres übrig blieb, als eilends in den Wagen zu steigen und — „in allen Blödsinns Namen — zu der Megäre" zu fahren.

Am Abend erschien er bei Robert. Dieser eilte ihm entgegen: „Nun, Doktor, waren Sie dort?"

„Bis jetzt."

„O Bester — — so hoffen Sie ..."

„Nichts. Der Junge erlebt den Morgen nicht. Schad' um ihr, es ist ein liebes Kind. Gehen Sie hin und verhüten Sie, daß die Mutter irgend eine Narrheit begeht. Sie scheint mir sehr aufgelegt dazu."

Der Hofrat nahm Abschied, und Robert wollte sich noch in das Vorzimmer begeben, um dort eine Botschaft für seine Frau zu hinterlassen, bei der eine kleine Damengesellschaft versammelt war. Als er den Speisesaal durchschritt, kam Priska, die ihn vom Salon aus erblickt hatte, auf ihn zugeeilt.

„Wohin?" fragte sie munter und unbefangen, „schleicht man so aus dem Hause, ohne sich vorher bei seiner Herrin zu melden?"

„Ich wollte dir eben sagen lassen, du mögest mich nicht erwarten, ich komme vielleicht spät nach Hause," erwiderte er und küßte sie zärtlich auf die Stirn.

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und sah ihm in die Augen. „Du bist bekümmert — was fehlt dir?"

In wenigen Worten, mit möglichster Schonung, sagte er ihr die ganze Wahrheit.

Priska schwieg einen Augenblick bestürzt und rief dann: „Ich gehe mit dir!"

„Was fällt dir ein?" entgegnete er. „Du bleibst zu Hause, bei deinen Gästen." Noch einmal küßte er sie und eilte hinweg.

Die alte Aufwärterin, von welcher Robert eingelassen wurde,

empfing ihn mit leisen Freudenbezeugungen. Sie hatte sich sehr gefürchtet, die Nacht über allein zu bleiben mit Margarete und dem sterbenden Kinde.

Im Krankenzimmer war alles still. Eine verdeckte Lampe brannte auf einem Tisch in der Ecke. Die dort zusammengestellten Fläschchen und Gläser glitzerten in grellem Lichte. Der Rest der Stube lag in mattem Halbdunkel. Am Bette des Kindes stand Margarete aufrecht und regungslos. Robert näherte sich ihr, sie wandte sich und fragte rasch: „War der Hofrat bei Ihnen? Was hat er Ihnen gesagt? ... Das Kind ist schlecht behandelt worden, nicht wahr? — weil er es nicht behandelt hat ..."

„Nein, das sagte er nicht."

„Und was denn? Reden Sie; er will mit mir nicht sprechen, er ist böse auf mich."

„Er gibt wenig Hoffnung, er gibt — keine" wollte Robert hinzusetzen, aber als ob sie wisse, daß dieses Wort kommen werde, schnitt Margarete ihm die Rede ab.

„Der Alte will mir Angst machen, zur Strafe, weil ich ihn beleidigt habe. Im Grunde meint er's nicht so schlecht. Er hat dem Kinde ein gutes Mittel gegeben, es ist jetzt ganz ruhig — sehen Sie nur."

Robert rückte einen Stuhl an das Fußende des Bettes und nahm dort Platz. Margarete wechselte das feuchte Tuch auf der Stirn des Kranken.

„Es geht besser," sagte sie, „er wird nicht sterben. Gott kann ihn nicht sterben lassen, kann mir den Jungen nicht nehmen — so — ohne Grund. Ja, wenn eine schwere Krankheit ihn ergriffen hätte, bei der man gleich im Anfang weiß, das ist gefährlich ... Aber fortgehen munter wie ein Hirschlein — und heimkommen nach einer halben Stunde, zum Tode reif, unrettbar verloren — Warum? weil ein reicher Herr zur Hochzeit gefahren ist — — Nein, — nein! das ist zu arg, zu dumm, das geschieht

nicht —" Sie senkte den Kopf und grübelte so fort, wie Wahnsinnige über einen Trugschluß grübeln.

„Glauben Sie denn nicht," fragte Robert, „daß ein Unglück geschehen kann, ein großes, plötzliches Unglück? Sind Sie nicht imstande, den Gedanken zu fassen?"

„Wozu sollt' ich? — ein Unglück? — warum gerade dem unschuldigen Kind und warum denn mir? — hab' ich nicht Unglück genug gehabt? Ich will nicht mehr leiden! Ich kämpfe! Ich gebe das Kind nicht her, lasse es nicht sterben ... Ich hauche ihm meinen Atem ein, ich teile mein Leben mit ihm, ich habe genug für zwei!"

Sie hatte den Arm unter das Kissen geschoben, auf dem der Knabe ruhte, und drückte ihre Wange, die sich allmählich gerötet hatte und jetzt fieberhaft brannte, an die seine. War es nur Widerschein von ihrer Glut, oder besaß das mütterliche Leben wirklich die Kraft, sich noch einmal im Kinde zu erneuern — ein Anflug von Farbe schimmerte einen Augenblick auf seinem Gesichtchen — und seine Lippen bewegten sich leise.

Margarete küßte ihn, warf sich in ihren Lehnsessel zurück und begann hastig zu sprechen, um die Angst, von der sie verzehrt wurde, zu betäuben. Sie erzählte von ihrer Vergangenheit, ihrer Jugend, und aus ihren ordnungslosen Reden setzte sich Robert später ihre Geschichte folgendermaßen zusammen.

Sie war die Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten in Triest, der ihr eine gute Erziehung hatte geben lassen. Der Vater starb, und seine Witwe heiratete den Werkführer der Fabrik, einen jungen, ordentlichen, aber rohen Menschen, für den die alternde Frau eine leidenschaftliche Neigung gefaßt hatte. Da begannen schlimme Tage für Margarete. Sie vertrug sich nicht mit dem Stiefvater, sie lebte in offener Feindschaft mit ihm. Das zweifelhafte Glück, das die Mutter in ihrer zweiten Ehe gefunden hatte, dauerte nicht lange; auch sie starb, der Witwer vermählte sich bald wieder, und nun war Margarete ganz fremd

im Vaterhause, allen ein Stein des Anstoßes, alle hassend, von allen gehaßt. Noch jetzt sprühte sie Feuer und Flammen, während sie sich der Feindseligkeiten erinnerte, die sie damals erlitten.

Sechzehn Jahre war sie alt geworden; da, nach einem heftigen Auftritt mit ihren Stiefeltern, entfloh sie aus dem Hause und begab sich nach Wien. Hier fand sie einen Platz in einem Modengeschäft, dem eine Französin vorstand, eine würdige, alte Dame. Diese nahm sich Margaretens mütterlich an, und auf ihre Veranlassung wurden die Erbrechte der Verwaisten durch einen Advokaten in Triest geltend gemacht. Die Angelegenheit zog sich in die Länge, drei Jahre vergingen, und die geringe Summe, mit welcher die Waise zuletzt abgefunden wurde, betrug kaum ein Zehntel dessen, was ihr gebührte.

Als sie das Geld erhielt und alle diese Zustellungen, Akten, alle die Siegel und Unterschriften sah, und wieviele Leute sich angestrengt hatten, um im Namen der Gerechtigkeit ein schutzloses Mädchen zu bestehlen, da hatte nicht Zorn sie ergriffen — nur Verachtung und ein namenloser Ekel; da hatte sie sich vorgenommen: mein väterliches Erbe wird vertan! Sie wollte sich davon ein paar fröhliche Tage machen. Ihre alte Französin, die freilich meinte es anders, die hatte nichts im Kopfe als Sparen, den Kreuzer zum Kreuzer legen; sie konnte sich nicht mehr denken, wie einem jungen Ding zumute ist, das sagt: was morgen — was Alter! soll ich darben, sei es dann, wenn ich nicht mehr genießen kann. Margarete hatte sie reden lassen, war tanzen gegangen und hatte sich verliebt in einen nichtsnutzigen Burschen, einen Bildhauer. Er hatte so gut verstanden, den Unglücklichen zu spielen und ihr weiszumachen, das Leben sei ihm nichts wert ohne sie. Doch war alles erlogen — er hatte nichts gewollt als seine wahre Geliebte, mit der er sich eben entzweit, eifersüchtig machen. Das war ihm auch gelungen; sie setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihn wieder zu gewinnen. Sie versöhnten, heirateten sich, und Margarete saß

da — ein Kind in Erwartung, keinen Heller in der Tasche. Sie behielt den Kopf oben, wieder half ihr ihre Menschenverachtung aufrecht zu bleiben, wo andere verzweifeln. Weggejagt wollte sie von ihrer alten Frau nicht werden, so kündigte sie ihr den Dienst. Als die Erinnerung an diese Tage in ihr aufstieg, rief Margarete: „Auf das Kind fürchtete ich mich — fragte mich oft: wirst du es hassen oder lieben? — Nun — es kam, und ich liebte es. Als ich's zum erstenmal in die Arme nahm, war mir, als nähme ich mein verkörpertes Glück in die Arme.

Es war an einem herrlichen, sonnigen zweiten Mai. Draußen der schönste Frühling, die Bäume, die Gesträuche in vollster Blüte, und auch in meinem Herzen blühte ein neues Leben auf mit dem des Kindes. Ich habe es in Schande geboren und mich nicht geschämt, ich war im Elend und habe mich reich gefühlt ... und seitdem: Wir haben zusammen gehungert und gefroren, aber wir waren zusammen glücklich — glücklich wie Könige! Nicht wahr, mein Bub'?"

Sie beugte sich über das Kind, ihr Kopf lag neben dem seinen auf dem Polster.

„Weißt du noch unsre Sonntage auf dem Lande?" fragte sie mit weicher Stimme, „wenn der Holunder duftete und die kleinen Vöglein in den Zweigen Frühlingslieder sangen? ... Unsre Mahlzeiten auf dem Grase, waren die nicht gut bestellt? Wenn wir auch die Woche hindurch gedarbt hatten, am Sonntage wußten wir zu leben! Die Leute beneideten uns und hatten recht ..."

Sie richtete sich auf, schüttelte die Haare aus der Stirn und warf ihre schweren, hängenden Zöpfe zurück: „Mein Bub' wuchs und gedieh," rief sie triumphierend, „mir wurde er ähnlich, mir allein, keinen Zug hat er von seinem Vater: der kann und mag ihn verleugnen! Mein Georg ist voll Mut und Kraft, nicht eine Stunde lang hat er mir Sorge gemacht, nie hat ihm das Geringste gefehlt!"

Das Kind tat einen tiefen Atemzug, und Margarete zuckte zusammen; sie fuhr zitternd mit der Hand nach seinem Herzen, näherte ihre Lippen seinem Munde, die Sprache versagte ihr; nur ein tonloses Wimmern entglitt ihrer Brust, und mit stummem Entsetzen starrte sie in die gebrochenen Augen des Kindes, dessen Leben still entflohen war.

„Georg!" schrie sie endlich, umfaßte ihn mit beiden Armen und hob ihn empor: „Hörst du mich, Kind? Antworte mir!... Willst nicht?... Aber einen Kuß... Gib deiner Mutter einen Kuß... Laß dich nicht so bitten, Kind!..." Sie hielt ihn von sich, blickte in sein lebloses Gesicht, und wehvoll aufschluchzend ließ sie ihn langsam in die Kissen zurückgleiten.

Die Wärterin kniete am Bette nieder und begann laut zu beten.

Margarete raffte sich zusammen. „Beten — ja!... Beten ist gut, aber nicht du — ich — ich will..." Beschwörend streckte sie die Arme aus: „Hörst du mich, Gott? Ich bete für mein Kind!... Hilf!... Du kannst helfen, wenn du allmächtig bist, du mußt helfen, wenn du gütig bist — so tu's! Zeig, daß du gütig und allmächtig bist!... O, wenn ich du wäre, ich würde meine armen Geschöpfe nicht so quälen!... Hilf! Hilf!... Du bist nicht Gott, wenn du nicht hilfst!"

Die betende Alte bekreuzte sich einmal ums andre im Grauen vor der Frevlerin. Diese aber warf sich wieder über ihr totes Kind und flüsterte ihm zärtliche Worte zu. Endlich erhob sie das Haupt: „Stumm und kalt! — und der dort oben auch stumm und kalt und unerreichbar!..."

In ratloser Verzweiflung schaute sie mit leerem Blicke vor sich hin. Plötzlich aber fielen ihre Augen auf Robert, und es entzündeten sich in ihnen Flammen des Hasses und der Wut. Sie bäumte sich empor, eine wilde Verwünschung entfuhr ihren Lippen.

„Mörder!... Dir halt' ich Wort... Du wirst gezeichnet!..."

Mit einem tollen Satze stand sie vor ihm, schwang die geballte Faust und holte aus zum Schlag in sein Gesicht.

Er warf sich ihr entgegen, erfaßte ihre beiden Arme und hielt sie mit eisernem Griff umklammert. Sie wand und bog sich zurück vor Schmerz, und öffnete den Mund zu neuem Fluche. Aber sie sprach ihn nicht aus. Das Angesicht des Mannes, in das sie jetzt blickte, machte sie schaudern — es loderte von den Gluten eines Zornes, vor dem der ihre nur Ohnmacht war. — — Herr im Himmel, ist das derselbe Mensch, den sie nie anders als gütig und ruhig gesehen? ...

Seine Augen quollen aus den Höhlen, seine zusammengebissenen Zähne wurden sichtbar: „Wahnsinnige!" knirschte er, im Begriff, die ihm zugedachte Schmach furchtbar zu rächen.

Schreckgelähmt starrte Margarete ihn an und sank lautlos und bewußtlos zu seinen Füßen nieder.

VI.

Margarete trennte sich nicht von der Leiche ihres Kindes. Sie folgte dem kleinen Sarge, als er hinweggetragen wurde, sie blieb an dem geschlossenen Grabe stehen, bis der Totengräber sie fortwies, weil es Zeit geworden, den Friedhof zu schließen. Es war Nacht, als sie heimkehrte. Beim Anblick des leeren Kinderbettchens in der Stube brach sie in Tränen aus, und am nächsten Morgen erzählte die Wärterin, so herzbrechenden Jammer wie diesen habe sie noch niemals mit angesehen, und die Erinnerung daran werde sie verfolgen bis an ihre Todesstunde.

Als Robert an jenem Tage bei Margarete eintrat, saß sie regungslos auf dem Stuhle in der Fensterecke, die Arme mit den verschränkten Händen um die Knie gespannt, den Kopf auf

die Brust geneigt. Er rief sie an, sie erbebte und sah scheu zu ihm empor, senkte aber sogleich wieder in qualvoller Verwirrung die Augen.

„Ich habe Ihnen gedroht," begann sie nach einer Weile dumpf und fast unverständlich, „wenn dem Kinde etwas geschieht ..."

Er fiel ihr ins Wort: „Lassen Sie das! Wir haben beide zu bereuen und zu vergessen. Lassen Sie uns Frieden machen."

Ihr schönes, von der Majestät eines großen Schmerzes verklärtes Angesicht blieb abgewendet, aber eine tiefe Rührung zitterte in ihrer Stimme.

„Machen wir Frieden, weil das Kind Sie lieb gehabt hat."

Er betrachtete sie von nun an wie eine Schutzbefohlene. Priska und er glaubten, nicht genug für sie tun zu können, und ließen es nie an Beweisen ihrer Fürsorge mangeln. Zwei Verbündete leisteten ihnen dabei eine kräftige Unterstützung: Hofrat Keller und die alte Wärterin, die nun förmlich in Margaretens Dienst getreten war. Diese wurde von den beiden mit einer gleich lebhaften, in ihren Äußerungen jedoch sehr verschiedenen Aufmerksamkeit umgeben. Die Magd faßte für ihre Gebieterin eine redselige Liebe, die allmählich einen Charakter von weinerlicher Abgötterei annahm. Der Hofrat hingegen war zu der Erkenntnis gelangt, daß „mit dieser Näherin, dieser Stickerin — ja, etwas Sauberes, eine Näherin, die nicht näht, eine Stickerin, die nicht stickt," nichts anzufangen sei; daß man sie ihrem Schicksal, das heißt ihrem eigenen unbändigen Naturell überlassen müsse. Und mit unerschütterlicher Konsequenz antwortete er, so oft Priska nach Margareten fragte: „Es tut mir leid, meine gnädigste Gräfin, aber nächstens werde ich die Ehre haben, mich bei ihr zu empfehlen — auf Nimmerwiedersehen!"

In Erwartung dieses Augenblicks indessen besuchte er sie täglich, und nach einigen Wochen begann er sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß es ihm gelingen werde, „die Löwin"

zu zähmen. Er war sehr mit sich selbst zufrieden, als ihm später eine noch passendere Bezeichnung für sie einfiel, nämlich: „Eine dämonische Kreatur!"

„Ich behandle jetzt eine Seele!" ... meinte er, „nicht auskultierbar, das Ding!"

Der alte Herr war vollends geneigt, an seinen glücklichen Erfolg als Seelenarzt zu glauben, als er Margarete eines Morgens nicht müßig ihren Grübeleien überlassen, sondern in eifriger Tätigkeit fand.

Sie hatte die einzelnen Bestandteile eines vollständigen Meßgewandes auf Rahmen von verschiedener Größe gespannt und schon begonnen, den weißen Brokatstoff mit Goldstickereien zu verzieren. Eine vornehme Dame ließ diese Ornamente anfertigen und bezahlte die Arbeit reichlich. Der Kaufmann, bei dem die Bestellung gemacht worden war, wies sie Margareten zu, „weil er weiß," sagte diese, „daß ich Geld brauche, um einen Denkstein auf das Grab des Kindes setzen zu lassen."

Der Hofrat bewunderte die künstlerisch schönen Zieraten, die auf die Seide gepaust waren, und konnte sich eines Zweifels nicht erwehren, als Margarete seine Frage, wer die Originale dazu gezeichnet habe, kurzweg mit den Worten: „Ich selbst" erwiderte. Als sie aber vor seinen Augen den Rotstift ergriff und rasch, mit unglaublicher Sicherheit eine schwungvolle Arabeske auf den Stoff hinwarf, rief er: „Wo haben Sie das gelernt?"

„Gelernt? was weiß ich? Das braucht man nicht zu lernen, es ist ja keine Kunst," sprach sie, ohne einen Blick von ihrer Arbeit zu verwenden. Sie stimmte die Zeichnungen zusammen, sie ordnete und verteilte die Spulen, die Strähnchen, modellierte an den Konturen des Gitterwerks. Der Doktor sah ihr eine Weile zu, stellte noch einige Fragen, und als er die Antwort erhielt: „Ich habe jetzt keine Zeit zu plaudern," wurde ihm völlig hoffärtig zumute.

Er empfahl sich, um zu seinen Freunden zu eilen und ihnen zu verkündigen: „Sie hat Vernunft angenommen. Sie hat sich aufgerafft, sie hat in ihrem Fleiße sich selbst wiedergefunden."

Von der Handarbeit, die durch diesen Fleiß gefördert ward, machte der Doktor eine begeisterte Schilderung und verbürgte sich dafür, daß es zur Zeit keine größere Sehenswürdigkeit in Wien gebe.

Das war für Priska ein erwünschtes Wort. Jetzt konnte ihr Robert die oft erbetene Erlaubnis, Margareten aufzusuchen, nicht mehr verweigern. Es hätte zu einem solchen Schritt keines Vorwands bedurft; aber warum ihn nicht ergreifen, da er sich von selbst bot? Priska, die in Vohburg die elendeste Hütte betreten durfte, begriff nicht, warum es ihr verwehrt sein sollte, zu der Dachstube der unglücklichen Frau, deren Schicksal ihr ein so brennendes Mitleid erweckte, emporzuklimmen. Wohltaten spenden kann jeder, aber die Wohltaten dem Armen gedeihlich machen, aber den Mutlosen aufrichten, den Traurigen trösten — das ist ein Talent, und Priska fühlt sich in seinem Besitz, und es drängt sie, es auszuüben, man lasse sie doch gewähren.

Schon am folgenden Tag brachte eine Mietkutsche Robert und Priska vor das Haus Margaretens. Sie stiegen langsam die Treppe empor und waren im dritten Stock angelangt, als sie von einem jungen und stattlichen Mann eingeholt wurden, der bei ihrem Anblick stutzte, sie verwundert ansah und dann rasch an ihnen vorübereilte. Robert hieß Priska warten und horchte. Die lauten Schritte des Fremden erschallten im Gang, der zu Margaretens Wohnung führte ... Die wohlbekannte Schelle erhob ihr heiseres Geklingel — die Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen — der Besucher war eingelassen worden.

„Ah, der Herr Graf!" sagte plötzlich eine Stimme, und wie aus dem Boden gewachsen stand Frau Theres da, den Kehrbesen in der Rechten, ein verbindliches Lächeln auf den Lippen. „Der Herr Graf — und das sind wohl die gnädigste Frau

Gräfin?" sie näherte sich und küßte Priskas Hand. „Was befehlen Euer Gnaden? Wollen gewiß die Frau Generalin besuchen? Die wohnt aber im zweiten Stock."

„Nein, nein," antwortete Priska, „wir wollen zu Margarete, der Näherin."

„Wie?... Was?" — Theres schien ihren Ohren nicht zu trauen — „Zu der?" Sie warf einen offenbar mißbilligenden Blick auf Robert: „Zu der führen Euer Gnaden die Frau Gräfin? Aber ich bitte... Das ist zu viel; Euer Gnaden sind zu gut... Wirklich."

„Wir kommen zur Unzeit, glaub ich," sagte Robert, und Frau Theres zog mit verschämter Miene die Achseln in die Höhe: „Ich weiß halt nicht, Euer Gnaden, ich mein' nur. Es ist grad der Herr von Bernard hinaufgegangen; der kommt jetzt öfters zu uns. Ein nobler Herr, Euer Gnaden, der große Kaufmann aus der Stadt. Ja!"

Sie hatte die Backen voll genommen zu diesen letzten Worten und blinzelte dabei verständnisinnig zu Robert empor.

Der und Priska schwiegen und traten nach einem kleinen Weilchen den Rückzug an. Er unwillig, sie betroffen. So saßen sie auch stumm nebeneinander in dem Wagen, den sie zur Heimfahrt bestiegen hatten.

In der Nähe des Hauses begegneten sie dem Hofrat, der gleich voll Neugier fragte, wie der Besuch Marias bei Magdalena ausgefallen sei. Er ergrimmte, als er hörte, was sich zugetragen: „Schämt euch!... So abzublitzen, sich so abschrecken zu lassen durch das Geschnatter einer alten neidischen Gans!... Ausziehen zu einer guten, hilfreichen Tat — sie aber nicht tun, weil die Hausmeisterin davon abrät... Schämt euch!"

Der Alte empfahl sich und Robert sagte zu seiner Frau, die traurig und sorgenvoll dreinsah: „Jetzt grämt sich meine geliebte Törin, weil sie einer ihr fremden Person vielleicht in Gedanken unrecht getan hat."

Aber er irrte. Die Furcht, von der Priska von dieser Stunde an gequält wurde, war die, daß Margarete nicht unrecht geschehen sei. Und wenn nicht unrecht, wenn dieses Weib, das sich ja erhoben hatte von seinem Fall, jetzt wieder zusammenbricht und immer tiefer und tiefer sinkt — wer trägt die Schuld? Sie hatte den rechten Weg gefunden; sie würde ihn nicht mehr verlassen haben, wenn ihr Knabe gelebt hätte. Ein paar unschuldige Kinderaugen halten so treue Wacht, ein stummer Kindermund predigt so beredsam; eine gute Mutter mag ihn nicht küssen mit befleckten Lippen ...

„Und sie war eine gute Mutter — ihr Schutzgeist starb mit dem Kinde, das glaube ich und deshalb glaube ich auch, daß wir nie und durch nichts von der Verpflichtung gegen sie gelöst werden können," sprach Priska und sann auf ein Mittel zur Rettung und meinte es gefunden zu haben, als Keller eines Tages die Nachricht brachte: „Jetzt ist sie mit ihrer Arbeit fertig. Ich staune über die enorme künstlerische Begabung der Hexe. Wenn die einen tüchtigen Unterricht im Zeichnen bekommen hätte — morgen könnte sie eine Fachschule eröffnen und uns die schönen Tage der Goldstickerei wieder heraufbeschwören."

„So lerne sie denn zeichnen," sprach Robert, und Priska war Feuer und Flamme für diesen Vorschlag.

„Ja! ja! sie soll zeichnen lernen! soll sich an eine regelmäßige Beschäftigung gewöhnen und erkennen, welch ein Trost und Segen in derselben liegt. Ist das erreicht, dann wird alles gut! Jeder neue Versuch wird ihr zum Gelingen und die Mühe bald zur Freude werden. In einem Jahre vielleicht schon verläßt sie ihre Wohnung, die ihr so traurige Erinnerungen zurückruft; wir richten ihr ein Atelier ein, sie wird selbst eine Meisterin. O Robert, geh zu ihr, gewinne sie für unsern Plan!"

Er war dazu bereit, wollte es wenigstens versuchen. Unmöglich schien es ihm ja nicht, wenn auch nicht so gar leicht, wie seine Frau dachte.

Margarete fuhr zusammen bei seinem unerwarteten Erscheinen, ihre bleichen Wangen färbten sich und ihre Brauen zuckten.

„Kommen Sie einmal wieder! Ich dachte schon, seitdem wir Frieden gemacht haben, sei Ihr gutes Herz beruhigt und Sie kümmerten sich nicht mehr um mich."

Der Ton ihrer Stimme entsprach ihren herben Worten nicht, er war weich und sanft und es zitterte etwas wie verhaltenes Weinen darin. Ihre Augen waren leicht gerötet, sie sah bleich und übermüdet aus. Auf dem Tische lag in großen flachen Kartons, zum Abschicken bereit, das Meßgewand — ein Meisterstück der flacherhabenen Stickerei.

Um das scharf modellierte Maßwerk aus glänzendem Golde, das den Seidengrund flammenartig überdeckte, schwangen sich feine Arabesken; matt schimmernd, wie bereift. Sie streckten zarte Fäden aus, trieben zierliche Blätter, umschlangen sich, strebten auseinander und bildeten ein durchsichtiges Geranke, wovon jedes einzelne Zweiglein um seiner selbst willen da zu sein, sich nach eigener Willkür zu biegen und zu heben schien und doch so gehorsam dem Schönheitsgefühle dienen mußte, dem das Ganze sein Entstehen verdankte und von dem es das Gesetz empfing, das Harmonie in diesen Reichtum und Ruhe in diese Mannigfaltigkeit brachte.

„Herrlich!" rief Robert aus, „es ist ein Wunder — und in einer Spanne Zeit haben Sie's vollbracht."

„Sechs Wochen nennen Sie eine Spanne Zeit?" erwiderte Margarete. „Ach, wie glücklichen Menschen die Zeit vergeht!..."

„Ist es möglich, daß sie Ihnen lang geworden ist, während etwas so vollkommen Schönes aus Ihren Händen hervorging? Ist es möglich, dergleichen zu erfinden und auszuführen ohne Liebe und ohne Entzücken?"

„Erfunden habe ich es nicht, nur zusammengestellt. Das alles sieht man ja in den Kirchen, in den Museen — auf der

Straße sogar. Am Quai an der Donau steht ein altes Kapellchen, vergittert von unten bis oben, wie viele Einfälle verdanke ich diesem Gitter! Den Meister, der das gemacht hat, den müssen Sie loben, nicht mich."

„Daß Sie die Augen haben, so etwas zu sehen, die Fähigkeit, es umzubilden nach Ihrem Sinn und dann auszuführen, wie kein andrer es könnte, das ist es ja, das macht Ihr Werk zum Kunstwerk und Sie zur Künstlerin."

„Nein, nein!" sagte sie, „ich bin keine Künstlerin." Sie zeichnete mit dem Poussierstab ein paar feine Äderchen in eine kleine Kreuzblume. „Das oder der Saum eines Ballkleides hat für mich ein und dasselbe Interesse. Mir liegt nichts dran, ich hab's bloß in den Fingern, ich denke nichts dabei als: nur fertig werden! Nur weg, nur aus den Augen damit!"

Ohne ihr Werk eines letzten Blickes zu würdigen, schloß sie die Kartons, stellte sie übereinander, schnallte sie mit einem Riemen zusammen und blieb eine Weile unbeweglich und sinnend mit herabhängenden Armen am Tische stehen.

Plötzlich spielte es wie übermütiger Spott um ihren Mund. „Ich muß lachen," sagte sie, „wenn ich denke, was der heilige Mann, der diese Gewänder tragen soll, wohl sagen würde, wenn er erführe, wie unheilig diejenige ist, mit deren Arbeit . . ."

„Ein schlechter Scherz," fiel Vohburg ihr verweisend ins Wort. — Er hatte, wie viele Männer, seinen Glauben im Laufe des Lebens abgestreift, aber Mangel an Frömmigkeit bei Frauen war ihm widerlich.

Margarete ließ sich in den Lehnstuhl sinken, der jetzt an das Fenster gerückt war, stützte ihre Wange auf die Hand und begann von neuem zu sinnen. Robert nahm Platz ihr gegenüber.

„Sie müssen Ihrem Leben ein Ziel stellen," sprach er. „Sie dürfen nicht planlos hinträumen von einem Tag zum andern. Sie haben eine lange Zukunft vor sich. Sie sind jung —"

„Jawohl, jawohl, ich bin jung! — Was soll ich anfangen

mit dieser Jugend?" sagte sie tief aufseufzend, breitete die Arme aus und lehnte sich zurück mit halbgeschlossenen Augen. Ein leiser Wehruf erstarb auf ihren Lippen; plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und sagte dumpf: „Wer weiß — vielleicht genieße ich noch einmal mein Leben!"

„O," rief er, „was nennen Sie das Leben genießen? Erst schlecht und dann elend werden. Aber das sollen Sie nicht!"

„Und wer verbietet mir's? So frei wie ich war noch nie ein Geschöpf. Es lebt kein Mensch, dem ich Rechenschaft schuldig wäre, und daß Er —," sie deutet aufwärts mit der erhobenen Rechten, „von mir nichts weiß oder nichts wissen will, das habe ich erfahren. Dieser Gott — ich spreche jetzt, als ob ich noch an ihn glaubte, aber — und das ist entsetzlich — ich zweifle ... Mir scheint manchmal, daß ich fertig bin mit ihm, mit der Hoffnung, mit allem! ... Nur weil ich meine: das Kind sieht mich ..." Sie stockte, als versage ihr der Atem, und das schmerzliche Beben ihrer Lippen, der Blick, den sie zur Starrheit zwang, verrieten, wie schwer sie kämpfte, um nicht in Tränen auszubrechen.

„Rechenschaft hat freilich niemand von Ihnen zu fordern — da es aber doch ein paar Menschen gibt, die sagen dürfen: Ihr Wohl und Weh gehört zu unserm Wohl und Weh, so werden diese versuchen, Sie vor sich selbst zu schützen." Er stand auf, trat vor sie hin, faßte ihre Hände und hielt sie mit sanfter Gewalt in den seinen fest. „Ich will," sagte er, „nachdem Sie Ihr Liebstes durch mich verloren haben, Sie wenigstens verhindern, sich zu Grunde zu richten, und es wird und muß gelingen, wenn Sie selbst es nicht unmöglich machen."

Nun kam er mit seinem Vorschlag und wich einer direkten Antwort aus, als Margarete fragte: „Ist Ihnen das eingefallen?" Ein inneres Widerstreben hielt ihn ab, den Namen seiner Frau hier auszusprechen, und doch mochte er sich auch

nicht mit fremden Federn schmücken. So wurde er bei weitem umständlicher, als nötig gewesen wäre.

Margarete hörte ihm zu, verwandte keinen Blick von ihm, folgte dem Klang seiner Stimme wie dem einer beschwichtigenden Musik, und ihre Züge nahmen allmählich einen friedlichen Ausdruck an.

Als er geendet hatte und ihre Entscheidung verlangte, schien sie wie aus dem Traume zu erwachen und fragte: „Welche Entscheidung denn?"

Er fuhr unwillig auf, und sie, ganz erschrocken, bat: „Zürnen Sie nicht! — ich besinne mich schon. — Lassen Sie mir Zeit zur Überlegung, ich brauche ja Zeit."

„Wie lange?"

„Einige Tage. Kommen Sie in einigen Tagen wieder. Sie werden selbst kommen, nicht wahr?" rief sie ihm nach, als er schon im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen.

VII.

Priskas Ungeduld, das Rettungswerk beginnen zu sehen, ließ es nicht zu, daß Robert lange zögerte mit der Wiederholung seines Besuches bei Margarete. Und ihr Wille geschah. Robert ging und kehrte heim und brachte nichts mit als die Erneuerung von Margaretens Bitte, ihr noch Zeit zur Überlegung zu lassen.

Als er mit der Frage eingetreten war: „Nun, haben Sie nachgedacht?" hatte sie ihn befremdet angesehen und gesagt: „Worüber?" Es kostete ihn eine wahre Selbstüberwindung, schon Gesagtes ruhig und geduldig noch einmal zu sagen, während sie spöttisch lächelnd, den Kopf zurückgeworfen, mit ge-

kreuzten Armen in ihrem Lehnstuhl lag. „Sie hören mir nicht zu," hatte er endlich entrüstet ausgerufen und sich erhoben. Da war sie aufgesprungen, hatte sich zwischen ihn und die Tür gestellt, die Hände flehend ausgestreckt und gesprochen: „Ich höre! und ich bitte Sie ..."

„Um was?"

„Daß Sie mich nicht verlassen — öfter kommen ..."

„Ja, ja, wenn Sie versprechen, daß Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen."

Sie wurde feuerrot: „Mich auf die Schulbank zu setzen? Zu lernen wie ein kleines Mädchen? ..."

Wieder trat das frühere spöttische Lächeln auf ihre Lippen, verwandelte sich aber bald in ein wehmütiges.

„Nun denn," sprach sie, „es steht ja geschrieben: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein ... Ich will's erwägen."

Priska war nicht zufrieden mit diesem Resultate.

Hätte sie selbst mit Margarete sprechen dürfen, sie würde sich nicht mit einer ausweichenden Antwort begnügt haben, darauf schwor sie. Aber — was half's? Robert wollte einmal von einer persönlichen Intervention Priskas in dieser Sache nichts mehr hören. Er wurde sogar etwas ungeduldig, als sie schon ein paar Tage später fragte: „Und unser Schützling? Die arme Seele, um die mir bangt — für die ich mich verantwortlich fühle? ... Denkst du noch an sie? Wann gehst du wieder zu ihr?"

Eine Woche war verflossen, bevor er Zeit fand, seinen „Bußgang" anzutreten, und es geschah nicht ohne Selbstüberwindung. Als er in die Nähe von Margaretens Haus gelangte, begegnete er dem Manne wieder, den er und Priska vor einiger Zeit auf der Treppe getroffen hatten. Nur sah er nicht wohlgemut drein wie damals, sondern rannte mit verstörter Miene an Robert vorbei, ohne ihn gewahr zu werden.

Margarete stand, als dieser bei ihr eintrat, mitten im

Zimmer, die Augen in ungeduldiger Erwartung auf die Tür gerichtet. Bei seinem Anblick glitt ein Freudenstrahl über ihr Gesicht.

„Ob ich's nicht gewußt habe! ob nicht eine Ahnung es mir gesagt hat, daß Sie jetzt kommen werden! — Wissen Sie, was geschehen ist?" rief sie ihm entgegen, und es lag in ihrem Tone eine seltsame Mischung von Rührung und kindischem Triumphe: „Der Mensch, der es am besten mit mir gemeint hat, der hat mich jetzt für immer verlassen. Ich werde ihn nie wiedersehen."

„Von wem sprechen Sie?" fragte Robert.

Margarete trat vor ihn hin und berührte seinen Arm mit bebenden Fingern. Sie schien den strengen Blick nicht ertragen zu können, den er auf sie warf, und wandte den Kopf etwas zur Seite.

„Von einem Mann, der ehrlich um mich geworben hat — der mich zur Frau begehrte, nicht erst jetzt, schon vor zwei Jahren, als das Kind noch lebte. Zu seiner rechtmäßigen Frau!" wiederholte sie mit stolzem Ausdruck. „Und damals?" fragte Robert gespannt.

„Damals war ich bereit, ja zu sagen. Warum auch nicht? Ich bin mir nicht vorgekommen, wie ich mir jetzt manchmal vorkomme — ich weiß selbst nicht warum."

Sie preßte die Hände gegen die flachen Schläfe: „Genug!" sprach sie und ließ sich auf einem Stuhl neben dem Tische nieder. „Ich werde Ihnen alles ruhig erzählen."

Ruhig, dachte Robert, du arme, friedlose Seele.

„Ich hätte ihn also geheiratet damals. Aber der kleine Georg haßte ihn; er war eifersüchtig auf ihn, Herr Bernard tat, was menschenmöglich war, um seine Liebe zu gewinnen, bemühte sich um sie fast mehr als um die meine — mit einer Geduld, mit einer Güte ... Wie oft hab' ich ihn bewundert! ... Ich führte seine Sache bei meinem trotzigen Buben, der

Kleine war sonst freundlich, mitleidig, dankbar. Herrn Bernard gegenüber verlernte er das alles. Ich sprach ihm zu, bat, strafte ... ja, das half! erschlagen hätte ich ihn können, aber ihn zwingen, dem Kaufmann die Hand zu geben oder ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen — das nicht. Ich sah, es heißt: wählen zwischen dem Mann und dem Kind. Nun — das Kind ging mir über alles. Bernard bekam seinen Abschied. Er sagte: ‚Ich warte! Der Georg wird mit der Zeit schon vernünftiger werden.' Hat auch wirklich zwei volle Jahre gewartet."

Sie hielt inne. Den Ellbogen auf den Tisch, die Wange auf die Hand gestützt, blickte sie Robert lange und forschend an, als suche sie ihm die geheimsten Gedanken vom Gesichte zu lesen. „Während der Krankheit des Kindes," fuhr sie fort, „war er täglich da und fragte: ‚Wie geht's?' Aber dem Kinde in die Nähe kommen durfte er nicht. Es schrak aus dem Schlafe auf, wenn es draußen in der Küche seine Stimme hörte, klammerte sich an meinen Hals und bat: ‚Geh nicht zu ihm, bleib bei mir!'"

Ihre Stimme begann zu beben: „Wissen Sie noch? Auch zu Ihnen hat er einmal gesagt: ‚Bleib bei mir!'"

„Ich weiß!" erwiderte er, „enden Sie! — Was geschah nach dem Tode des Kindes?"

„Nach dem Tode des Kindes schrieb Bernard, vermittelte mir die Arbeit, an der ich so viel verdiente. Er kam und fragte wieder: ‚Wollen Sie meine Frau werden?' Und heute — jetzt — habe ich ihm ein für allemal nein gesagt."

„Nach so vielen Beweisen uneigennütziger Liebe und Treue! Warum haben Sie das getan?"

„Warum? Warum? ... Das fragen Sie!"

„Und noch mehr! Warum diesen Undank ohnegleichen! diese eigensinnige Torheit ..."

„O —" schrie sie entsetzt auf, „haben Sie sich meiner angenommen? Haben Sie mir versprochen, mich nicht zu verlassen? Ja oder nein? — und sobald sich eine Gelegenheit zeigt,

mich loszuwerden, ist jede gut, und man muß sie ergreifen ... O — warum? ... Er fragt — warum?"

Robert vermochte weder ein beschwichtigendes Wort hervorzubringen, noch die Augen von ihr zu verwenden. Ihr Blick senkte sich immer tiefer, immer drohender in den seinen. Jetzt beugte sie sich näher zu ihm und sprach langsam: „Sie könnten also zugeben, daß ich einen braven Menschen mit mir betrüge?"

„Sie betrügen ihn nicht! Er kennt Ihr ganzes Leben und liebt Sie dennoch und begehrt Sie dennoch zu seiner Frau ... Er wird Sie achten und ehren ..."

„Mich? ... bin ich's denn wert? ... Ich habe früher nicht danach gefragt — Sie mit Ihren Apostelmienen und Ihrer Steifheit," sie lächelte wegwerfend, „verzeihen Sie — ich muß manchmal an den standhaften Bleisoldaten denken — der alte Doktor mit seinen Ermahnungen. Ihr habt mich gelehrt, danach zu fragen! ... Er wird mich achten und ehren, sagen Sie — was wissen Sie davon? Wenn er um meinetwillen Demütigungen erleiden muß, wird er mich dann auch noch achten und ehren? — Und ich — werde ich ihn achten und ehren, wenn er sie feig und stillschweigend erleidet? — Wir gehen zusammen über die Straße und begegnen dem Bildhauer, und der lacht dem Manne ins Gesicht, der mich geheiratet hat ..."

„Dann wird der Mann den Buben züchtigen, sich aber den Besitz eines teuren und heißangestrebten Gutes nicht vergällen lassen durch den scheelen Blick der Gemeinheit." Robert sprang auf. „Sie sind kein gewöhnliches Weib — der Mann, der Sie redlich errungen hat und dem Sie Ihre Liebe geschenkt haben, darf zufrieden sein und getrost die Erbärmlichkeit, die ihm sein Glück anzweifelt, verachten!"

Sie zuckte zusammen, als er bei diesen Worten die Hand auf ihre Schulter legte, trat zurück und sprach mit eiskalter Bitterkeit: „Sogar Schmeicheleien! Die ersten, die ich von Ihnen höre, um mich einem Menschen in die Arme zu treiben,

dem ich die Schande, die ich ihm brächte, nicht einmal mit meiner Liebe bezahlen könnte."

„Arme Margarete!" rief er aus, „Sie sind verzehrt von Sehnsucht nach Glück; das Beste, das die Erde zu verschenken hat, die Neigung eines treuen Herzens, bietet sich Ihnen an und fleht: Nimm mich auf! — und statt sich an dieses Herz zu werfen, daran festzuhalten, wie an Ihrem Heil, stoßen Sie es von sich!"

„Weil ich ihn nicht liebe, ihn niemals lieben werde! Raten Sie mir dennoch, ihn zu heiraten?"

„Wenn Sie ihn nicht lieben können — nein."

Es war spät geworden; die Uhr an der Wand schlug zehn, Robert nahm rasch seinen Hut vom Tische, rief Margareten einen Abschiedsgruß zu und verließ das Zimmer. An der Treppe angelangt, hörte er die Wohnungstür sich öffnen und warf noch flüchtig im Hinuntereilen einen Blick zurück. Margarete stand auf der Schwelle und ihm war, als strecke sie mit einer Gebärde der Verzweiflung die Arme nach ihm aus.

VIII.

Priska hatte sich, nachdem Robert sie verlassen, behaglich in ihrem Boudoir eingerichtet und Befehl gegeben, jeden Besuch abzuweisen. Seit vielen Tagen war ihr keine Stunde der Ruhe zu teil geworden. Die Welt nimmt diejenigen, die ihre Kinder sein wollen oder sein müssen, nicht minder ausschließlich in Anspruch, als die Wissenschaft und die Kunst ihre Jünger. Und Hand in Hand mit den Ansprüchen der Gesellschaft gingen die der Familie, vor allem die der guten Mama, die das Leben einer Visitenameise führte, im Hause Priskas aus und ein flog und so viel Zeit brauchte, sich an dem Glück ihrer Tochter zu weiden, daß dieser fast keine übrig blieb, es zu genießen.

Aber wie müßte man beschaffen sein, um der guten Mama gegenüber etwas andres zu empfinden als Dankbarkeit! Wer verstand sich wie sie auf zarte Aufmerksamkeiten, wer wußte zu erfreuen, zu überraschen wie sie? ... Wer hatte, an eben diesem Tage, in eben dieses Boudoir am frühen Morgen schon, ganz im geheimen den prächtigen Korb bringen lassen, der das erste gewesen war, was Priska erblickte, als sie aus ihrem Schlafzimmer trat? Er glich einer riesigen Bonbonniere aus hellblauem Atlas, war auf das reichste mit Spitzen und Schleifen geputzt und barg in seinem Innern eine Fülle von wunderlieblichen Dingen. Kleine Hauben, wie aus Sommerfäden gewoben, Hemdchen spannlang, fein und weich — Priska hätte sie durch ihren Ring ziehen können — und Tragröcke, und Decken, und Berge von bunten Schleifen, und Schleier so duftig, als ob sie aus der Garderobe der Traumkinder Königin Mabs stammen würden.

Priska betrachtete den lieblichen Staat und sah ihn im Geiste schon in Benutzung genommen, sah ein rosiges Gesichtchen aus den Krausen der kleinen Hauben gucken, sie sah aus den Ärmeln der Hemdchen winzige hilflose Händchen sich strecken — und unwillkürlich faltete sie die ihren im Gefühl einer unaussprechlich wonnigen Andacht.

Der Eintritt eines Dieners weckte sie aus ihrem stillen Entzücken. Er trug einen Brief auf silberner Platte und hatte eine mündliche Botschaft von Gräfin Walsegg zu bestellen.

Die Frau Gräfin hatten plötzlich Migräne bekommen, sich zu Bette begeben und ließen Frau Gräfin Vohburg ersuchen, ihre Schwestern auf den Ball zu führen. Die Komtessen würden in einer Stunde da sein, um die Frau Gräfin abzuholen.

Priska seufzte. „Ich werde bereit sein." Sie griff nach dem Brief, den der Diener ihr präsentierte, und rief dem sich Entfernenden nach: „Ich lasse Mama sehr bedauern."

Mechanisch hatte sie das Schreiben geöffnet. Eine fremde

Schrift fiel ihr in die Augen; steif verschnörkelt, den Druck nachahmend, jeder Buchstabe mit ängstlicher Sorgfalt gemalt — eine offenbar verstellte Schrift. Unterzeichnet war das Blatt mit den Worten: „Ein unbekannter Freund", und was dieser „Freund" mitzuteilen hatte, war eine Warnung vor der Gefahr, die dem ehelichen Glück Priskas drohte: ein sogenanntes Glück, das eigentlich nur in ihrer Einbildung bestanden; denn am Tage, an dem Robert sie zum Altar geführt, hatte ein andres Weib sein leidenschaftliches Interesse gewonnen.

Priska las nicht weiter, sie ballte das Papier zusammen und schleuderte es hastig in die Flammen des Kamins, die es verzehrten. Es war kaum geschehen, als sie es auch schon bereute. Sie hätte den Brief bewahren, ihn Robert zeigen sollen ... Wozu? fragte sie sich dann wieder. Wenn der Verdacht, den seine rechtschaffene Handlungsweise hervorruft, ihn auch nicht abhält, in ihr zu verharren, einen Widerwillen mußte er ihm doch erwecken und den durfte Priska ihm ersparen. So hatte sie denn recht getan, so war alles gut, so blieb nichts mehr übrig, als die eigenen Gedanken im Zaume halten, ihnen verbieten, zu der elenden Verleumdung zurückzukehren, die den treuesten und wahrsten Menschen zu schmähen wagte. O nicht nur elend, auch töricht. Aber so ist die Welt! Sie läßt nichts schwerer gelten, als ein reines Motiv — viel eher jeden Unsinn, viel lieber jede Schlechtigkeit.

Ja, so ist die Welt, für die Priska sich jetzt schmücken läßt, in welcher ihr gewiß, sie zweifelt nicht daran, der Erbärmliche begegnen wird, der ihr den Glauben an ihr höchstes Gut, an die Liebe ihres Mannes zu rauben sucht.

„Vergeblich, meinen Glauben erschüttert man nicht," sagt sie sich immer wieder, während die Blumen in ihr Haar befestigt, die Schleifen an ihrem Kleide geordnet werden.

Als der Wagen schon angemeldet war, warf sie noch eilig einige Zeilen auf einen Zettel, den Robert bei der Rückkehr

auf seinem Schreibtisch fand. Sie lauteten: „Ich muß fort, kann dich nicht erwarten. Gute Nacht. Ich darf wohl nicht hoffen, daß du uns nachkommst. Gute Nacht, liebes Herz. Ach, wie viel schöner war es doch in Vohburg!"

Robert kämpfte mit sich, ob er ihren halb ausgesprochenen Wunsch erfüllen und ihr folgen solle. Aber der Anblick eines Pakets Briefe auf seiner Mappe, die längst beantwortet sein sollten, vielleicht auch eine leise in ihm nachklingende Verstimmung entschieden; er setzte sich hin und begann zu schreiben.

So mochte ungefähr eine Stunde verflossen sein, als sich plötzlich im Vorgemache Steinaus Stimme vernehmen ließ. „Lassen Sie es gut sein, Hildebrand, ich melde mich schon selbst an," und der Freund trat mit den Worten ein: „Ich sehe im Vorüberfahren Licht an deinen Fenstern und komme herauf, um zu fragen: Was heißt das? Warum bist du nicht auf dem Balle mit deiner Frau?"

„Ich habe zu tun."

„So?" — Steinau ließ sich in einem Fauteuil nieder, stützte den Arm auf dessen Lehne und sprach: „Wenn es Wichtiges ist, dann verzeih, denn ich beabsichtige, dich mit Unwichtigem zu unterbrechen: mit einem ganz kläglichen Klatsch. Sage mir einmal, kennst du einen gewissen Doktor Weiler?"

„Ein wenig, und zwar von unvorteilhafter Seite." Robert erzählte sein Erlebnis mit dem Arzte.

„Der Mann rächt sich," sprach Steinau. „Er scheint seine Dulcinea zu überwachen und von jedem Besuche zu wissen, den du bei ihr abstattest."

„Mag sein. Mir war es selbst einmal, als sähe ich ihn mir auflauern."

„Du stehst unter seiner Aufsicht, das ist gewiß, und dieser gemeine Mensch, der sich in die Gefühle eines barmherzigen Samariters nicht hineindenken kann, schreibt deinen Besuchen eine ganz andre Bedeutung zu, als sie vermutlich haben ..."

Robert brauste auf: „Vermutlich?“

„So kommt es, daß man sich in der Stadt erzählt, du habest bereits nach sechsmonatlicher Ehe eine Geliebte genommen.“

„Erzählt man sich? und — in der Stadt? Wenn du dich wenigstens begnügtest zu sagen, daß der oder jener Müßiggänger es im Klub erzählt hat.“

„Ich,“ fuhr Steinau ruhig fort, „zweifle nicht an deiner flügelweißen Unschuld, doch rate ich dir: setze die Holde nicht allzuharten Proben aus. Die betrübte Mutter, die du über den Tod ihres Kindes trösten willst, soll erstaunlich schön sein. Du hast sie unter romantischen Umständen kennen gelernt, und du bist ein Gefühlsmensch, ein Idealist. Deine Phantasie ist schon umstrickt, dein Gemüt ist schon gerührt, deine Sinne werden Feuer fangen. Nur noch kurze Zeit, und das falsche Gerücht kann zur Wahrheit geworden sein.“

„O Weisheit!“ sprach Robert, „wie albern ist man doch zuweilen, wenn man nie etwas andres sein kann als klug! ... Jenes unglückliche Geschöpf, das durch mich um die einzige Freude seines Lebens gekommen, ist in meinen Augen gar kein Weib ...“

„Oho!“

„Ich sehe sie an, wie ein vom Schicksal mir anvertrautes Gut, wie ein Kind, dessen Ratlosigkeit und Verlassenheit zu mißbrauchen ein Frevel wäre ... Übrigens liebe ich meine Frau,“ sagte er, die Stimme erhebend, da Steinau ihn unterbrechen wollte. „Wenige wissen, was das heißt: lieben, den wenigen aber, die es wissen, brauche ich nicht zu sagen: Ich bin gefeit!“

„Du bist! du bist! — Er spricht immer nur von sich, der edle Wohltäter — aber sie? Ist sie auch gefeit? ... Wenn ihr das Malheur passierte, sich in dich zu verlieben, was dann? Wo wächst das Kraut gegen dieses Übel?“

„Mich lieben! das fällt ihr ein!“ Robert lachte etwas gezwungen. — „Sie hat genug zu tun, mich nicht zu hassen ...

O, wenn nicht ein gewisser Instinkt in ihr wäre, der sie nach dem Besseren zieht ... Wenn nicht in mir das Gefühl der Verpflichtung wäre ..."

Er stand auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Plötzlich blieb er vor seinem Freunde stehen: „Wäre ich ein freier Mann," sprach er, „diese Margarete mit all ihrer Schönheit, all ihrem unleugbaren Zauber — sie könnte mich vielleicht einen Augenblick berauschen — lieben könnte ich sie nie! Was sie mir einflößt, ist entweder ein bis zum Schmerz gesteigertes Mitleid oder schaudernde Bewunderung, wie empörte Elemente sie erwecken."

„Wie?" versetzte Steinau, „eben verglichst du sie mit einem Kinde und vergleichst sie jetzt mit den empörten Elementen?"

„Und beide Vergleiche treffen."

„Doppelte Verlockung also — das Kind zu lieben, und den Sturm zu bändigen ..." Er streckte seine langen Beine aus, lehnte den Kopf zurück und warf, während er sprach, von Zeit zu Zeit einen scharfen Blick auf Robert. „Deine Zwecke sind edel, und dein Wille ist rein; dein zartes Gewissen zwingt dich, die Schuld des Zufalls auf dich zu nehmen, und zu sühnen, was du nicht verbrochen hast. Du glaubst deine Pflicht zu tun, gehst deinen geraden Weg und kümmerst dich nicht um die Vorurteile, denen du ins Gesicht schlägst, um die Mißgunst und Schadenfreude, die dein Fuß aus ihren Schlangennestern aufstöbert. Sie wimmeln herbei und trotz deines lauteren Bewußtseins verderben sie dir das Leben und gefährden dein Glück, und dieses ist denn doch mehr wert, als die ganze Margarete. — Mach ein Ende. Wirf ihr, um deinen Opferdurst zu löschen, ein reiches Jahrgeld aus; frage nicht, wie sie es verwendet, und salviere dich. Tu's gleich. Das ist mein Rat. Und somit lebe wohl."

Robert war nachdenklich geworden. „Wohin gehst du?" sprach er.

„Auf den Ball, wo auch du sein solltest, und wo ich dein Nichterscheinen bei deiner Frau entschuldigen will."

Steinau verließ das Haus und stand bald nachher im Ballsaale, einer Quadrille gegenüber, in welcher Priskas jüngere Schwester, Bertha Walsegg, höchst vorteilhaft figurierte. Er beobachtete sie mit einer Art huldvoller Bewunderung, und als ihr Blick dem seinen begegnete, errötete sie, offenbar ganz beseligt.

Als der Tanz beendet war, näherte sich Steinau und würdigte die junge Gräfin einiger Komplimente über ihre Toilette. Priska trat zu ihnen, ihre jüngste Schwester am Arme; die kleine Gesellschaft suchte einen unbesetzten Teetisch in einem der Nebensalons auf und nahm an demselben Platz. Man lachte und schwatzte; alle, auch Priska, waren sehr vergnügt. Freilich entging es Steinau nicht, daß die Munterkeit der letzteren etwas Erzwungenes hatte und daß eine leise, aber unablässig quälende Unruhe aus ihren sanften Augen sprach, die sich, so wacker die junge Frau es auch versuchte, nicht völlig verbergen ließ.

Die Pause dauerte nicht lange, bald rauschten die Klänge einer lustigen Polka vom Ballsaale herüber, zwei junge Herren kamen, um die Komtessen zum Tanze abzuholen, und Priska wollte ihren Schwestern folgen. Aber Steinau hielt sie zurück.

„Sie erfüllen Ihre Mutterpflichten gar zu gewissenhaft," sagte er, „bleiben Sie und lassen Sie uns noch ein wenig plaudern. Wissen Sie, woher ich komme?" fragte er, nachdem Priska ihren Fauteuil wieder eingenommen hatte. „Aus dem Hotel Wohburg. Ich war bei Ihrem Herrn Gemahl."

Sie stieß einen unwillkürlichen Ausruf der Freude aus: „Er ist zu Hause?"

Das überrascht sie, dachte Steinau. „Zu Hause," wiederholte er, „und sehr beschäftigt; er schrieb lauter Billetdoux an Supplikanten, scheint mir ... Er pflegt ja wohl jeden Bettelbrief eigenhändig zu erledigen?"

Priska antwortete nur mit einer ungeduldigen Bewegung des Kopfes, und Steinau rief: „Gestehen Sie, daß es ihm ähnlich sähe. Ein Menschenfreund wie er verschenkt nicht fünf Gulden, ohne dem Empfänger im Geiste die Hand zu drücken. Dafür hat man aber auch ein Bewußtsein, in dem sich's ruht wie in Eiderdunen! Wer weiß? Besser sein wollen als andre, ist am Ende nur ein höchst verfeinerter Epikureismus."

Er war wieder in den spöttisch herablassenden Ton verfallen, den er immer annahm, wenn er mit Priska von ihrem Manne sprach, und der sie empörte.

Ihre Miene wurde sehr ernst: „Robert will nicht besser sein als andre, er ist es," versetzte sie rasch und mit großem Eifer. „Denken Sie doch nicht immer an Absicht und Berechnung. Er handelt, wie er kann; daß er zugleich handelt, wie ein edler Mensch soll, dazu bedarf es keines Vorsatzes, darüber grübelt er nicht selbstgefällig nach."

Steinau biß sich auf die Lippen. Im Klub hatte er seinen Freund gegen die Angriffe einiger Schwätzer in Schutz genommen. Es war mit der kaltblütigen Schlagfertigkeit geschehen, die ihm stets den Sieg über seine Standesgenossen sicherte, deren Blut zwar leicht in Wallung, deren Rede jedoch schwer in Fluß gerät. Anders erging es ihm gewöhnlich im Wortstreite mit Priska. Da verließ ihn seine Ruhe, da konnte er empfindsam sein wie ein altes Jüngferchen, da fühlte er sich gereizt und verletzt und begann sofort sich selbst zu verteidigen.

„Ja, ja," sprach er, „Robert besitzt einen großen Hang zur Mildtätigkeit und überläßt sich ihm ohne Widerstand. Darin liegt nichts Wunderbares, kaum etwas Verdienstliches; es ist Sache des Geschmacks. Der meine wäre es nicht, und trotzdem glaube ich ebensoviel wert zu sein als Ihr Mann."

„Lieber Steinau," erwiderte Priska, „dazu haben Sie wohl kaum ein Recht. Es heißt ja doch, daß wir erfahren, was an einer Handlungsweise ist, indem wir uns fragen: wenn sie allgemeine

Anwendung fände, wäre das gut? Nun, wenn die meisten Menschen Ihrem Beispiele folgten, so bliebe die Welt, wie sie ist. Wären hingegen viele Menschen großmütig und hilfreich wie Robert, so würde die Welt besser und das Leben leichter. Deshalb steht sein Tun über dem Ihren, und deshalb gehört sein Wesen, aus dem ein solches Tun entspringt, einer höheren Ordnung an. Ihn lieben ist nicht nur ein Glück, es ist läuternde Seligkeit. Sie werden der Herr, vielleicht der Freund Ihrer Frau werden, für mich ist Robert —" Sie schwieg, aber ein Ausdruck von fast überirdischer Schönheit breitete sich über ihr Gesicht.

Steinau lächelte. „Heil Ihnen!" sagte er und begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen, sie nahm seinen Arm und ließ sich von ihm in den Ballsaal geleiten.

Zwei Stunden nach Mitternacht verließ Priska mit ihren Schwestern das Fest.

„Ist der Graf noch wach?" war ihre erste Frage, als sie zu Hause anlangte.

„Zu dienen, ja!" antwortete Hildebrand, eilte ihr voran und öffnete die Tür des Schreibzimmers.

Am Kamin, in dem ein helles Feuer brannte, dem Eingange den Rücken zugekehrt, saß Robert. Bevor er noch Zeit gehabt sich umzusehen, umfingen ihn zwei weiche, weiße Arme, eine zarte Wange legte sich auf seinen Kopf, und eine geliebte Stimme sprach: „Wo sind Ihre Gedanken, mein Herr? ... Was bekümmert Sie?"

„Jetzt nichts mehr!" rief er und zog sie auf seinen Schoß, „ich bin ja der glücklichste Mensch, ich liebe dich und ich besitze dich!"

„Das ist eine Schmeichelei, aber keine Antwort; ich will wissen — was beschäftigte dich, als ich kam? Was ist es? wie sieht es aus? ... Mit welchem Recht drängt es sich in dein Leben, das — wie dir vielleicht nicht ganz unbekannt — mein Leben ist?"

Er streichelte ihr Haar, drückte sie an sich und — antwortete nicht.

Priska umschlang ihn innig: „Was quält dich?" fragte sie, „was erfüllt alle deine Gedanken?"

„Alle?" rief er, sein freudig fragender Blick drang wie ein Sonnenstrahl in ihre Brust.

„Nun — sehr viele doch," sagte sie, „sprich! antworte mir ... du sollst kein Geheimnis vor mir haben ... O — ein Geheimnis haben vor mir — wie kannst du das nur ertragen?"

Abermals zögerte er mit seiner Antwort. Die Mahnung Steinaus: — Und sie? ist sie auch gefeit? hatte in Robert fortgewirkt und ihn zur Erkenntnis geführt, daß sein Umgang für die Unglückliche, welcher er Rettung bringen wollte, eine Gefahr geworden ... O, guter Wille! statt zu heilen, hast du verwundet. Und — gestand er sich — bei deinem Mitleid, deinem Helfedrang, welche Blindheit für fremdes Wohl und Weh, welch ein Mangel an Verständnis für ein dürstendes, verlangendes Herz. Doppelt und zehnfach unrecht, wenn es dir gefehlt, weil dein eigenes Herz so reich erfüllt ist. Es war nicht Reue allein, die ihn ergriffen hatte; auch eine unbestimmte Angst um sein Glück, um den Seelenfrieden seines Weibes ...

„Wenn du wüßtest," rief er aus, „wie mir zumute ist bei deinem Drängen und Forschen! ... Als säh' ich dich über einen Abgrund gebeugt, an dem ich dich vorüberführen möchte, ohne daß du seine Nähe ahnst. Aber du hast ihn entdeckt — stehst am Rande und blickst neugierig in die Tiefe ... Wende dich ab ... Glaube mir!"

„Um mich fürchtest du? Und du selbst — stehst du so fest?" sprach sie und blickte ihm angstvoll und aufgeregt ins Antlitz.

„Mißtrauen, Priska? In meine Wahrhaftigkeit oder in meine Liebe?"

Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, sie schüttelte den Kopf und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

Er hielt sie in den Armen wie ein Kind, und plötzlich kam er sich selbst kindisch vor. Womit quälte er sich und sie? Mit einem Hirngespinst, das nicht einmal das seine, sondern das eines andern war.

„Ich bin töricht — ängstige dich umsonst. Das soll nicht sein," begann er wieder, und seine Stirn hatte sich erheitert. „Ich will dir alles sagen, du mein Liebstes ... Eine Gefahr ist aber dabei!"

„Und welche?"

„Daß ich dir als ein eitler Geck erscheine ... Daß du mich auslachst ... Indes — gleichviel. Alles besser als ein Zweifel in deiner Seele, als ein Gedanke des Mißtrauens."

Da schlossen ihre Lippen seinen Mund, und seine Worte erstickten unter ihren Küssen.

„Ich dir mißtrauen? Was wär' ich, wenn ich nicht an dich glaubte! Nein, nein ... Schweige! — verzeih! Beweise mir, daß du verzeihst, indem du schweigst! ... Ich will nichts wissen, Robert — will nicht!"

Sie schmiegte sich an ihn, er drückte sie in seine Arme. „Versprich mir eines, Priska!"

„Und was?"

„Beim ersten, leisesten Zweifel, ja beim Schatten eines Zweifels, der jemals wieder in dir aufsteigt — wir sind über unsre Zweifel nicht Herr — beim ersten denn, kommst du und sagst: Löse ihn! — versprichst du es? Ich bitte dich: Versprich's!"

„Ja — ja! ... Geliebter ... Geliebter —" wiederholte sie. Sie fand kein andres Wort.

IX.

Der Ball dauerte bis zum Morgengrauen, und Steinau war einer der letzten, die ihn verließen. Er trat zu Fuße den

Weg nach seiner Wohnung an, um sich durch eine erfrischende Wanderung in den noch einsamen Straßen von den ausgestandenen Weltfreuden zu erholen, bevor er zur Ruhe ging.

Sorgsam in seinen langen Paletot eingeknöpft, die Hände in den Taschen, schritt er dahin, kühle Bräutigamsgedanken im Kopfe, ehrgeizige Diplomatengefühle in der Brust. Bertha Walsegg bildete den Mittelpunkt der ersten; die zweiten waren lebhaft erregt worden durch die endlich nahe gerückte Aussicht auf einen Posten, der Steinaus Ansprüchen genügte. Einmal im Besitze desselben, gedachte er der Welt zu beweisen, wie unrecht sie gehabt, ihm nicht längst einen Platz unter den Lenkern ihrer Geschicke einzuräumen. Die Wahl der Frau, die seine künftigen Ehren mit ihm teilen sollte, stand für ihn in diesem Augenblicke so ziemlich fest. Die Gewißheit, geliebt zu werden, war dabei, wenn auch nicht allzuschwer, doch immerhin ins Gewicht gefallen. Bertha liebte ihn — er zweifelte nicht daran. Ihr Gesicht verklärte sich so freudig, wenn er kam; sie schien so glücklich über die Aufmerksamkeit, die er ihr erwies, sie fügte sich so geduldig in seine Launen, litt so schmerzlich, wenn er sie übersah, nahm die kleinen Neckereien, die er sich mit ihr erlaubte, so ernst! Und sie war schön, eine weit regelmäßigere Schönheit als Priska, und zeichnete sich durch eine stille Würde der Erscheinung und des Benehmens aus, die ihre Mutter gar oft zu dem enthusiastischen Ausrufe hinriß: „Meine Bertha imponiert und bezaubert. Sie ist die geborene Gesandtenfrau!"

Die letzten Worte hatte der Minister vor wenig Stunden wiederholt, sich dann mit bedeutsamem Lächeln zu Steinau gewendet und hinzugefügt: „Ihre Ernennung dürfte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Sind Sie bereit, abzureisen? Sind Ihre Familienangelegenheiten besorgt?"

Ja, denn — es ist Zeit! Das Junggesellenleben hat ein Ende. Jetzt heißt es sich mit möglichster Grazie unter das Ehejoch bequemen, dachte Steinau, und behaglich vorwärts schrei-

tend, trat er aus einer dunklen Straße auf den Platz, in dessen Mitte sich märchenhaft herrlich der Dom erhob. Wie steingewordene Sehnsucht schwang sich der Turm zum Himmel empor, hoch oben glänzte das goldene Kreuz auf seiner Spitze im Widerschein der rot aufgehenden Wintersonne, während die Dächer und das Schiff der Kathedrale noch im Schatten lagen.

Schon belebte sich die Stadt. Lohnfuhrwerke kamen angefahren und nahmen ihre Haltestellen neben der Kirche ein, Scharen von Arbeitern gingen ihrem Tagewerk entgegen, Kaufleute, Beamte, Studenten schritten mehr oder minder eilig vorüber. Dienstmädchen mit dem Einkaufkorb am Arme traten zu kurzem Gebete in das Haus Gottes. Im Portal einer geöffneten Seitentür hockten drei alte Mütterchen, grau und verwittert wie das Gestein, an dem sie lehnten.

Zugleich mit Steinau näherte sich dieser Tür eine Frau, die ihm durch ihre edle Haltung auffiel, sowie durch ihren leichten elastischen Gang, der auf vollendetes Ebenmaß der Gestalt schließen ließ. Sie war dunkel und unscheinbar, sogar etwas nachlässig gekleidet. Ein kleiner um den Hut geknüpfter Schleier bedeckte ihre Stirn und ihre Augen. Das reine Oval der Wangen und des Kinnes, die energisch gemodelten Nasenflügel hatten einen warmen gelblichen Ton; der Mund war ein klein wenig geöffnet und seine blühenden, lebenatmenden Lippen schienen die kalte Luft in durstigen Zügen einzusaugen.

An der Kirchentür hielt sie still. Die Greisinnen erhoben bittend ihre Stimmen und ihre Hände zu ihr. Sie warf ihnen ein Almosen zu; eines der Weiber stand auf und öffnete die Tür unter Segenswünschen für die Wohltäterin. Diese machte erst ein ablehnendes Zeichen und zögerte wie im Kampfe mit sich selbst. Aber nur einen Augenblick. Im nächsten schon hatte sie sich entschieden und war rasch in die Kirche getreten.

Steinau folgte ihr. An einem Seitenaltare wurde eine stille Messe gelesen. Die Unbekannte schloß sich den Betern nicht an,

die der frommen Zeremonie beiwohnten, sie suchte einen Betstuhl im dunkelsten Winkel der Kirche auf, streifte den Schleier zurück, kreuzte die Arme über der Brust und verharrte eine Weile so in völliger Regungslosigkeit. Steinau stand hinter einem mächtigen Pfeiler ihr gegenüber und beobachtete sie unverwandt aus seinem Versteck. Doch hätte er nicht nötig gehabt, sich zu verbergen, um von ihr unbemerkt zu bleiben. Diese Augen, die im Feuer des Leidens und der Leidenschaft glühten, hatten für ihre Umgebung keinen Blick; sie sahen gewiß nicht einmal den Heiligen im Bogenfenster, auf das sie gerichtet waren. Allmählich milderte sich ihr harter Ausdruck, ein gepreßter Wehlaut drang zwischen den zuckenden Lippen hervor; die Frau kniete nieder und drückte das Gesicht in ihre auf das Betpult gelegten Hände. Ihre ganze Gestalt erbebte, wie durchrieselt von den Schauern eines Schmerzes, den Klagen nicht erlösen, der sich nicht satt weinen kann. So weint die Verzweiflung, die hoffnungslose Sehnsucht; so weinte das erste Weib an den Pforten des verlorenen Edens.

Dem stillen Zeugen ihres Jammers wurde es heiß und kalt, als sie plötzlich mit einer königlichen Gebärde stolzer Entschlossenheit das Haupt erhob und sich hoch aufrichtete. Sie trocknete die Tränen, zog den Schleier wieder über ihre Augen und verließ den Betstuhl. Ein Päckchen, das sie neben sich hingelegt, blieb darin vergessen liegen. Es war nachlässig mit einem Papierstreifen umhüllt, ein in Gold und Seide gesticktes Doppelwappen, wie dergleichen zu Ehren der Spenderin an Meßgewändern angebracht zu werden pflegt. Steinau steckte es zu sich und eilte der Fremden nach. Er erreichte sie auf dem Platze im Augenblick, in dem sie, ihres Verlustes inne geworden, sich anschickte, in die Kirche zurückzukehren.

Von weitem hielt Steinau ihr seinen Fund entgegen. Sie blieb stehen, sprach einige Worte des Dankes und streckte die Hand nach ihrem Eigentume aus.

Er zog die seine zurück.

„Nicht so rasch. Erst müssen Sie mir eine Frage beantworten: Ist diese Stickerei, die ich bewundere, Ihre eigene Arbeit?"

„Meine eigene, ja."

„Eine bestellte?" forschte er weiter.

„Auch wieder — ja." Ungeduld sprach aus ihrer Stimme, „eine längst bestellte, die ich abliefern muß. Geben Sie!"

„Und mein Finderlohn ... Sie halten mich für sehr uneigennützig —"

„Habe ich Ihnen nicht schon gedankt?"

Er überhörte diese Worte. „Mein Finderlohn," sagte er, „soll in der Erlaubnis bestehen, Ihnen diese Arbeit nachzutragen — bis dahin, wo sie abzuliefern ist."

„Das ist dort!" erwiderte sie trocken und deutete auf einen Laden mit Kirchenornamenten, von dem sie nur noch einige Schritte entfernt waren.

„Schade!" rief er. „Ich hätte Sie mit Vergnügen weiter begleitet."

Er sah sie gespannt von der Seite an. Was bekomme ich jetzt zu hören? dachte er, ein abweisendes oder ein ermutigendes Wort: keines von beiden wurde ihm zu teil. Sie veränderte ihre gleichgültige Miene nicht, nahm, am Ziele angelangt, ihr Päckchen in Empfang, grüßte zerstreut und obenhin und begab sich in den Kaufladen.

Steinau erwartete ihre Rückkehr unter dem nächsten Haustor und folgte ihr dann aus einiger Entfernung. Sie schlug die Richtung nach der Vorstadt ein, in welcher, wie er durch Robert wußte, Margarete wohnte.

Sie ist's! Vohburgs Schützling, „die Löwin" des alten Hofrats, flog es ihm durch den Kopf. In eines der ersten Häuser der Hauptstraße bog sie ein, und Steinau pochte bald darauf bei Frau Therese an und fragte: „Wohnt nicht hier die Stickerin Margarete?"

„Ja freilich. Ist grad nach Haus gekommen," hieß es.

So hatte seine Vermutung sich bestätigt. Sie war's.

„Und die, behauptet Robert, ist in seinen Augen kein Weib? Über den Narren der Tugend!"

Er ging heim und legte sich zu Bette. Aber er fand keinen Schlaf. Vor seinen geschlossenen Augen schwebte eine wunderbar schöne Gestalt, eine tiefe, melodische Stimme schlug an sein Ohr ... Ein dunkler Blick voll unergründlichen Schmerzes glitt über ihn hinweg: „Schwarzes Feuer!" murmelte er: „Vortrefflich! jetzt rede ich laut mit mir selbst — das ist Fieber. Habe mich erkältet. Wünschen wir uns eine gute Nacht und schlafen wir — beim Erwachen ist der Schnupfen da und ich bin kuriert."

Aber nun fiel der Blick auf eine Stickerei, welche neben anderen Gegenständen, die er von einer Reise im Orient mitgebracht, auf einer Etagere in der Nähe seines Bettes lag. Sie mochte einst die Decke eines Schmuckkästchens gewesen sein, der kostbare Besitz irgend einer persischen Prinzessin, einer „mit Ölen gesalbten" Königsbraut. Steinau hatte gar oft gewünscht, die an der Stickerei fehlenden Stücke ergänzen zu lassen, jedoch niemand die Ausführung dieser Arbeit zugetraut. Nun wußte er, in wessen Hände er sie legen wollte ... Morgen schon — Morgen? warum nicht heute noch?

Der gefaßte Entschluß wirkte wunderbar wohltätig auf ihn ein, er wiegte ihn in sanfte Ruhe. Morgen — heute ... Seine schweren Augenlider sanken.

O köstlicher Schlummer — süßer Traum! ... Er lag behaglich ausgestreckt im Schatten eines mächtigen Pfeilers. Orgeltöne rauschten durch einen hochgewölbten Raum — sind es wirklich Orgeltöne? das singt und gellt wie Flöten und Geigen! ... das ist übermütige Tanzmusik ... das sind Walzerklänge ... Durch die geöffneten Pforten strömt eine bunte Menge herein, anmutige Paare schweben Hand in Hand vom

Chore nieder und drehen sich wirbelnd im Reigen ... Blumenduft, Kerzenschimmer, rosige Wangen ... Ein Ball in der Kirche? laute Weltfreude im geweihten Haus? ... Immer rascher, immer fröhlicher fliehen die Tanzenden dahin ...

Da — plötzlich tritt eine Frau mitten in das Gewühl, und sein Glanz scheint erloschen — sie spricht, die Musik verstummt... farblos wird alles um sie her ... alles Licht ist nur Schatten neben ihr. Sie schreitet langsam an dem Träumer vorüber, der erhebt sich und folgt ihr durch lange Häuserreihen ins Freie — über schneebedeckte Felder ... Er folgt ihr und kann sie nicht erreichen, doch sieht er sie, immer wieder taucht sie vor ihm auf — jetzt nah, jetzt in kaum erkennbarer Ferne, und jetzt — ist sie verschwunden. Er stürzt vorwärts — ruft — breitet verlangend die Arme aus ... Da steht sie an seiner Seite und wirft sich ihm an die Brust ...

Steinau war aus seinem anfangs traumgestörten Schlummer endlich in so tiefen Schlaf verfallen, daß ihn sein Kammerdiener am Nachmittag mit der Meldung wecken mußte, es sei gerade noch Zeit, sich zum Diner, bei dem der Herr Graf erwartet wurde, anzukleiden.

Abends besuchte Steinau die Damen Walsegg in ihrer Opernloge und machte die Entdeckung, daß Bertha eigentlich etwas geistlos aussehe. Darauf ging er in den Klub, traf dort Robert, forderte ihn zu einer Partie Ecarté auf, spielte und gewann, spielte wieder und verlor. Robert begleitete ihn nach Hause. Steinau war schon im Begriff, ihm von seiner Begegnung mit Margarete zu erzählen, und tat es nicht. Er wollte heute nichts von seinen Heiratsgedanken verraten und tat es doch.

„Du bist willkommen in unsrer Familie," sagte Robert.

„Nur Treue soll meine Frau nicht von mir verlangen!" rief der Diplomat plötzlich aus.

Robert lachte. „Gerade die wird sie verlangen, mein' ich."

Steinau schwieg, und sie schieden.

X.

Im Laufe des folgenden Vormittags schellte Steinau an der Wohnung der Näherin. Die alte Magd öffnete ihm und er war kaum in die Küche getreten, als auch schon die Tür des Zimmers aufging und Margarete auf der Schwelle erschien. Beim Anblick des Besuchers verfinsterte sich ihr Gesicht und sie fragte kurz: „Was wollen Sie?"

Ei, meine Schönste, dachte er, wen erwarteten Sie? wem eilten Sie entgegen? Er verneigte sich leicht und antwortete in geschäftsmäßigem Tone, daß er eine Bestellung zu machen habe. Ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, schritt er in das Zimmer: „Sehen Sie einmal dieses Altertum an, was sagen Sie dazu? Es stammt aus fernen Zeiten, aus entlegenen Landen."

Damit hatte er die Stickerei aus der Tasche hervorgezogen und sie auf dem Tische ausgebreitet.

„Das ist schön!" rief Margarete.

„Aber leider nur Stückwerk. Ich habe die Meisterin bisher vergeblich gesucht, die es verstände, wieder ein Ganzes daraus zu machen. Eine schwere Aufgabe, nicht wahr?"

„Eine schwere, aber eine verlockende," wiederholte sie, ganz versunken in die Betrachtung der Stickerei. „Die kleinen Vöglein auf den goldenen Zweigen sind ja lebendig, werden gleich anfangen zu zwitschern. Und diese Blumen! Die blaue Lilie hier in der Mitte, die ist zuerst dagewesen — alles übrige wurde nur hinzugetan zu ihrem Dienst und Schmuck. Es ist der Hofstaat der Königin ... Dergleichen," sprach sie stolz — „könnte heutzutage niemand mehr machen. Ich aber kann's!"

Steinaus Blick hatte sich auf ihre Hand gesenkt, die auf dem farblosen Sammet ruhte. Eine wunderbare Hand! Nicht allzu klein, nicht allzu schmal — kräftig und edel, mit feinen Gelenken, mit schlanken Fingern und rosigen, mandelförmigen Nägeln.

Plötzlich beugte sich Steinau nieder und berührte sie rasch mit seinen Lippen.

Margarete trat unwillig zurück. „Sind Sie verrückt?"

„Wohl möglich," erwiderte er, „oder vielmehr — nein! verrückt wäre ich, wenn ich eine so gute Gelegenheit versäumte, die schönste, die seelenvollste Hand zu küssen."

Margarete zuckte ungeduldig die Achseln. „Weshalb sind Sie gekommen? — Wegen dieser Arbeit soll ich glauben. Ihre Bestellung ist gemacht; ich übernehme sie. Nun sind wir fertig."

„Ganz recht," sagte er, „und ich habe die Ehre, mich Ihnen in aller Untertänigkeit zu empfehlen. Nur eine Frage noch! Sie haben die Arbeit gnädigst angenommen — wann werden Sie geruhen dieselbe zu vollenden?"

„Das wollen Sie heute schon wissen?"

„Ich will — das heißt: ich wünsche — wünschte beiläufig nur."

„Wenn Ihnen das genügt, nun dann: vielleicht schon in acht Tagen, vielleicht noch nicht in acht Monaten."

Hexe! dachte Steinau, wie sie spricht, wie sie dasteht! majestätisch wie eine Göttin und verlockend wie ein gefallener Engel ... Soll man vor ihr auf die Knie stürzen oder sie in seine Arme reißen? Zu beidem ist die Versuchung groß ... Wüßte man nur, wie es mit ihrem Herzen steht ...

„Ich muß doch," sprach er immer in derselben ironisch scherzenden Weise, „um eine nähere Bestimmung des Ablieferungstermines bitten. Die Arbeit ist zu einem Geschenke für die Frau meines Freundes, des Grafen Vohburg, bestimmt und ..."

Margarete erbebte und schoß unter den halbgesenkten Wimpern einen Blick nach ihm, leuchtend wie ein Blitz. Die lauernde Neugier, mit der Steinau sie beobachtete, entging ihr nicht.

„Ich lasse mich nicht drängen," sprach sie, „und Sie haben Eile. Wenden Sie sich an jemand andern."

„An jemand andern!" rief er. „Und eben sagten Sie, niemand könne es machen außer Ihnen?"

„Nun — auch ich kann es nicht machen."

„Sie täuschten sich? es ist Ihnen doch zu schwer?"

„Ich kann nicht, weil ich nicht will ... weil ich meine Augen nicht anstrengen will — an denen ich manchmal leide ..."

„Kein Wunder," sagte er — „wenn man so viel weint ..."

„Ich weine? das ist etwas Neues. Woher haben Sie das?"

„Zufällig sah ich es selbst gestern in der Kirche. O welch ein Verbrechen, zu weinen mit solchen Augen. Mit solchen Augen hat man, wenn man will, die Herrschaft der Welt!"

Sie maß ihn, während er sprach, vom Wirbel bis zur Sohle; seinen Worten schien sie keine Aufmerksamkeit zu schenken, um so mehr aber ihm selbst. Forschend, durchdringend ruhte ihr Blick auf ihm, und sie sprach langsam: „Ein Freund des Grafen Vohburg? — der Gräfin, wollten Sie vielleicht sagen — — ein Freund der Gräfin Vohburg ... nicht auch zugleich — ihr Spion?"

„Hoho, meine Schönste!" rief Steinau entrüstet — „wägen Sie ein wenig Ihre Worte!"

Der Ton ihrer Stimme war weniger wegwerfend, als sie jetzt sagte: „Ich kenne Sie nicht."

„Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Steinau, beschäftige mich berufsmäßig mit der Förderung der Wohlfahrt meines Vaterlandes und trachte dabei, meine eigene nicht zu vergessen. Ich habe Sie gestern gesehen, bin Ihnen in respektvoller Entfernung bis an Ihr Haustor gefolgt, habe von Ihnen geträumt — gewöhnlich träume ich nicht — befinde mich überhaupt, seitdem ich Ihnen begegnet bin, in einer mir ganz neuen Gemütsverfassung, und das Neue zu studieren — mag es nun in mir vorgehen oder mir von außen zufliegen — ist meine Marotte. Mein Besuch wird allerdings durch eine Mission veranlaßt, allein durch eine innere, selbsterteilte. Ich bin mein eigener Bevollmächtigter."

„Wahr? — Sie sind nicht zu mir geschickt worden?"

„Nein. Wie kommen Sie nur darauf?"

„Mich dünkt, das läge eben nicht fern ... Ist es unmöglich," fragte sie nach kurzer Überlegung, „auf mich eifersüchtig zu sein?"

Er sah sie fest und ruhig an: „Die Gräfin Vohburg ist nicht eifersüchtig," sagte er.

Margaretens Wangen überzogen sich mit einer plötzlichen Röte: „So liebt sie ihn ... ihren Mann nicht!"

„Lassen wir — ich bitte, diese Dame aus dem Spiele. Wir wollen ihrer nicht mehr gedenken als eines seligen Geistes. Diese Vohburgs überhaupt — was haben wir mit ihnen gemein? was kümmern sie uns? Es sind keine Menschen, es sind Engel. Im Himmel — Gegenstand des Wohlgefallens, auf Erden — Kinderspott ... Kein Wunder, daß sie dem Himmel die Erde opfern und das Leben der Ewigkeit. Ich habe für derlei keinen Sinn, ich bin ein Weltkind. Mir ist — besonders in solcher Nähe" — er verneigte sich mit einer huldigenden Gebärde — „unser vielgeschmähter Stern schön genug."

Damit ließ er sich auf einen Stuhl nieder und begann zu plaudern. Der geistvolle Steinau, dem man nachsagte, daß er nur im gewähltesten Kreise, vor dem auserlesensten Publikum die Quellen seiner Laune sprudeln ließ, bot seine ganze, reiche Unterhaltungsgabe auf, um die arme Näherin zu fesseln. Es gelang ihm. Sein glänzender Witz, seine lustigen Einfälle, seine kühnen Paradoxen fanden bei Margarete lebhaften Anklang, entgegenkommendes Verständnis und schlagfertige Erwiderung. Er war entzückt von einem Verstande, der den seinen so sehr zu würdigen wußte, und erbat beim Abschied die Erlaubnis, bald wiederkommen zu dürfen.

„Ich muß nachsehen, ob die Arbeit fortschreitet, die Sie für mich machen," sagte er, „für mich — ich schwör's, ich würde mich nicht um die ganze Welt davon trennen!"

XI.

Ungefähr eine Woche nach dem ersten Besuche Steinaus bei Margarete kam Hofrat Keller in sehr übler Laune zu Robert. Er wies den Lehnstuhl zurück, den dieser ihm bot.

„Keine Zeit, lieber Freund! keine Zeit ... komme nur, weil mein Weg mich eben hier vorbeigeführt, Sie in Eile fragen: werden Sie sich nicht einmal wieder bei meiner Löwin blicken lassen? Tun Sie es doch ... Ich glaube, es wäre gut, indem ... weil nämlich ... Sie verstehen mich ... und dann — was ich sagen wollte, denken Sie! Wen treffe ich jetzt alle Augenblicke bei ihr? — Den Grafen Steinau!"

„Steinau? Steinau besucht sie?"

„Nicht seltener als täglich — leider."

„Wie ist sie mit ihm bekannt geworden?"

„Das habe ich auch gefragt: ‚Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?' — ‚Auf sehr einfache Art' — hat sie geantwortet. ‚Ich bin keine große Dame, der man sich erst vorstellen lassen muß durch eine hochachtbare Persönlichkeit. Ich bin eine Arbeiterin. Der erste beste, der eine Bestellung zu machen hat, genießt Zutritt in meiner Dachstube.'"

„Eine Bestellung! — natürlich nur ein Vorwand ... Sieht sie denn das nicht? ..."

„Freilich sieht sie es! Was sieht die nicht! ... Aber der Vorwand ist ihr recht, sie läßt ihn gelten. Ich habe sie gewarnt ... bis jetzt — umsonst. ‚Er unterhält mich, dieser Graf; er hat eine böse Zunge, ist lustig und gescheit. Der erweist mir einen großen Dienst, der meiner bleiernen Zeit Flügel gibt!' das ist ihre Antwort, sehen Sie! ... Und ich möchte Sie doch ersuchen ..."

„Was soll ich tun, lieber Doktor?"

„Ich habe zwar großen Einfluß auf diese merkwürdige Person," sprach der Hofrat, legte beide Hände auf den Rücken und senkte nachdenklich den Kopf — „sie hält zwar sehr viel auf

mich — es ist nicht nötig, daß mich ein andrer bei ihr in Ansehen bringt, aber eine kleine Unterstützung würde gerade nicht schaden ... es würde nicht schaden, wenn jemand ihr sagen wollte: der alte Keller, der meint es gut! Ihr das einzuschärfen, wäre Ihre Sache, lieber Freund!" sprach der Hofrat lauter und etwas gereizt durch Roberts Schweigen. „Mir diese Person so ganz und gar zu überlassen und zu denken: sieh, wie du mit ihr fertig wirst — geht doch nicht an. Vergessen Sie nicht, wer mir, dem Arzte, der sich in der Welt für nichts interessiert, als für Kranke, diese gesunde Patientin aufgehalst hat!"

Robert gab eine ausweichende Antwort. Abends traf er Steinau im Klub, sie begegneten einander kühl, führten ein mattes Gespräch. Im Laufe desselben warf Robert die Frage hin: „Kennst du die Person, vor der du mich jüngst gewarnt hast?"

Steinau zündete eine winzige Laferme an der Kerze an, blies kaum sichtbare Rauchwölkchen in die Luft und sprach: „Ja, Teuerster. Ich habe sie seither kennen gelernt. Ich warf mich — aus freundschaftlicher Fürsorge — zwischen dich und die Gefahr. Bin ich nicht der edelste Mensch?"

Er lachte, drehte sich auf dem Absatze herum und begab sich an einen Spieltisch.

Wieder verfloß einige Zeit. Der Hofrat hatte nichts mehr von sich hören lassen, seine Aufforderung nicht wiederholt.

An einem milden, stillen Märztage kamen Robert und Priska vom Spazierwege zurück; sie gingen Arm in Arm, liebevoll neigte er sich zu ihr: „War die Wanderung nicht zu weit? bist du nicht müde geworden?"

„Nicht im geringsten!" erwiderte sie. „In Wohburg gedenke ich noch ganz andre Ausflüge zu unternehmen, bevor ihr mich einsperrt auf lange Zeit. Wann reisen wir ab? Ich sehne mich nach Wohburg — du kannst dir nicht vorstellen wie sehr! ... und wenn ich denke, wer dort das Licht der Welt zum erstenmal

erblicken soll in dem lieben alten trauten Neste ... da überläuft mich's vor Schrecken und Wonne ..."

„Vor Schrecken?"

„Kann man solche Freude erleben — überleben?"

„Es gibt Beispiele —"

Sie lachte — es war etwas in ihrem Lachen, das an den Gesang der Lerche mahnte, an das Hüpfen der klaren Welle über schimmerndes Gestein.

Er legte seine Hand auf die ihre und sah ihr ins Gesicht glückerfüllt, zärtlich — ehrfurchtsvoll ...

Plötzlich zuckte sie zusammen und preßte sich erbleichend an ihn.

Mit dem Rücken an das Haus gelehnt, an dem sie eben vorbeikamen, stand ein Weib und starrte die beiden mit großen Augen an, in denen eine Welt von Verzweiflung lag. Ihre Züge waren verzerrt, auf ihren halbgeöffneten Lippen schien ein Fluch zu schweben ... Robert warf einen kurzen Blick auf sie und beschleunigte seine Schritte. Die kleine Hand, die auf seinem Arme lag, zitterte, der rosige Mund, der eben so lieblich gesprochen, öffnete sich erst wieder, als sie zu Hause angelangt waren, zu den Worten: „Kennst du dieses Weib?"

„Es ist Margarete," antwortete Robert.

„O mein Gott!" rief Priska aus. „Ihr Kind tot, und sie sieht mich ... die Unglückselige!"

Zur selben Zeit ging Steinau in der Straße vor Margaretens Wohnung auf und nieder. Er war oben gewesen und hatte die Magd allein und in Sorge über das lange Ausbleiben ihrer Herrin getroffen. „Sogar wenn sie auf den Friedhof hinausgeht," meinte die Alte, „kommt sie sonst um Mittag zurück."

Nachdem Steinau eine Stunde lang oben im Zimmer gewartet hatte, ging er hinab und schlich nun, nach allen Seiten ausspähend, um das Haus herum. Er spottete dabei weidlich über sich selbst und über die Ungeduld, die in ihm prickelte. Es

ärgerte ihn, sich gestehen zu müssen, daß er sich jetzt vollkommen glücklich fühlen würde, wenn es sie nur erblicken könnte, wenn er sie nur des Weges kommen sähe.

„Warten Sie auf mich?" fragte plötzlich ihre Stimme dicht hinter ihm; er wandte sich und sah sie dastehen mit ganz verstörter Miene, sie war totenbleich.

„Was ist Ihnen begegnet?" rief er.

„Warten Sie auf mich?" wiederholte Margarete.

„Ja, ja!"

„Dann kommen Sie."

Sie trat in das Haus und eilte die Treppe hinan, er folgte langsamer. Als er ihr in die Stube nachkam, stand sie neben dem Bette, auf das sie Hut und Mantille geworfen hatte, und war damit beschäftigt, ihre Handschuhe hastig aufzuknöpfen.

„Uff!" seufzte Steinau und warf sich auf einen Sessel, „pflegen Sie Ihre vier Treppen stets in diesem Tempo zu nehmen?"

Margarete trat vor den Spiegel, der vorgeneigt am Pfeiler zwischen den Fenstern hing, und sah hinein.

„Es ist wahr," sagte sie, „man kann vor mir erschrecken."

Ein wildes Lächeln verzog ihre Lippen; sie begann vor dem Spiegel auf und ab zu schreiten und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihr Ebenbild.

Steinau folgte jeder ihrer Bewegungen mit stillem Entzücken. Wann gefiel sie ihm besser, in den Augenblicken der Ruhe oder in denen der Leidenschaft?

„Ich bin jetzt," sprach sie, „diesem Grafen Vohburg begegnet; er führte seine Frau am Arme. Sie ist nicht schön."

„Schön? Nein — aber bezaubernd. Eine anmutige kleine Frau, verständig, gut, sanft, selbstlos ..."

Margarete fuhr auf: „Selbstlos? Was heißt das, selbstlos? Das muß ein erbärmlich schwaches Selbst sein, von dem man imstande ist, sich loszumachen!"

„Es kommt darauf an — vielleicht auch ein starkes Selbst, das aber ein stärkerer Wille unterwarf ... Vielleicht ein stolzes Selbst, das aber demütig geworden ist durch die Liebe zu ..."

„Liebe!" fiel sie ihm heftig ins Wort. „Liebe, Liebe! Was erzählten Sie mir denn jüngst von Heiligen, die nur an den Himmel denken und irdische Seligkeit verschmähen? Diese Menschen lieben und sind glücklich in ihrer menschlichen Liebe ... Dieser Mann betet ja seine Frau an und ist glücklich ... O," brach sie plötzlich aus, „wie kann man glücklich sein, wenn man ein Menschenleben auf dem Gewissen hat!"

„Erlauben Sie mir!" rief Steinau — „mit diesem Menschenleben — das ist Ihre fixe Idee! Warum rechnen Sie dem guten Vohburg," er lächelte wegwerfend, „als Schuld an, was ein unglücklicher Zufall war, und warum gerade ihm? — warum nicht mir, der neben ihm im Wagen saß, warum nicht dem Kutscher, der die Pferde lenkte, warum nicht ..."

„Das Menschenleben," sprach sie dumpf, schloß die Augen und glitt langsam mit der Hand über ihr Gesicht — „das er auf dem Gewissen hat, ist nicht das des armen Kindes."

Steinau blickte sie fest und boshaft an, Eifersucht und Grimm kämpften in seiner Brust.

„Margarete, er kann wirklich nichts dafür, daß Sie sich in ihn vernarrt haben," sprach er giftig und nachdrücklich.

„Vernarrt?" stieß sie hervor mit einem Schrei der Wut.

„Wenn ich Ihnen unrecht tue, so beweisen Sie's ... Kommen Sie, Margarete, kommen Sie zu mir. Es ist ein Wahnsinn von Ihnen, diesen Mann zu lieben, denn niemals wird er Ihr Gefühl erwidern. Trachten Sie damit fertig zu werden und — statt Ihr Herz an einen Menschen zu hängen, der es nicht zu schätzen weiß, schenken Sie es einem, der nach diesem Besitze lechzt und brennt. Derjenige, den ich meine, war sein ganzes Leben hindurch vernünftig, bedächtig, ein Ausbund von Klug-

heit. Nun sehen Sie! er ist bereit, jede Torheit zu begehen, um Ihnen zum Siege über die Ihrige zu verhelfen."

Er schlang den Arm um sie und sah mit blitzenden Augen zu ihr empor.

„Was willst du? Befiehl — ich bin dein Knecht. Willst du hier in unsrer kleinen großen Stadt durch Glanz und Pracht alle Frauen überstrahlen und alle Männer durch deine Schönheit entzücken; Feste geben und Feste durch deine Gegenwart verherrlichen? Willst du hier der Mittelpunkt aller Bewunderung, aller Mißgunst, alles Neides sein ... Willst du fort — über die Berge? übers Meer? Willst du dich überzeugen, ob die Sonne der Tropen heißer brennt als das Feuer, das in deinem Herzen lodert, oder willst du tanzen auf dem Opernball in Paris? ... Die Welt ist schön, du kennst sie nicht, sie steht dir offen — ich rate dir: tritt ein!"

„Mit Ihnen?" fragte sie.

„Mit mir! Hand in Hand mit mir! Ich will dein Führer sein, folge mir getrost, du sollst es nicht bereuen, sollst nicht darben, nicht klagen über Mangel an Freuden. Schönste! Geliebteste! Was die Zukunft bringt, weiß ich nicht, aber meine Gegenwart ist dein — und mein Ehrgeiz ... Nun, vielleicht ergreift er mich einmal wieder — man soll nichts verschwören — jetzt bin ich seiner Herr geworden und werfe ihn dir zu Füßen."

Sie legte beide Hände auf seine Schultern und senkte nachdenklich den Kopf.

„So viel Macht habe ich?" sagte sie.

„Die Macht, Seligkeit zu verschenken — die höchste, die es gibt. Übe sie aus, solange du sie hast. Jeder Tag, mein Kind, ist ein Dieb an deinem Reichtum."

Margarete lauschte — aber nicht mehr seinen Worten, sie lauschte dem Klange einer Stimme, die sich im Vorgemache erhoben hatte, die ihren Namen nannte und jetzt lauter den Steinaus.

„Hören Sie . . ."

Hochatmend, pochenden Herzens trat sie einige Schritte zurück und wandte in tiefer Verwirrung den Blick von der Tür ab, die sich in dem Augenblick öffnete, um Robert einzulassen.

Dieser ging auf Steinau zu.

„Du hast befohlen," sprach er erregt, „jeden Besuch abzuweisen?"

Steinau streichelte langsam und behaglich seinen Bart und antwortete mit unendlichem Spotte: „Erstens — habe ich hier nichts zu befehlen, zweitens: bist du immer willkommen. Nicht wahr, Fräulein Margarete, Sie gestatten mir, es in Ihrem Namen zu versichern: er ist immer willkommen, der Herr Vormund, der Herr Mentor . . . besonders, wenn er wie jetzt — man sieht's ihm an — eine Vorlesung in petto hat, die sogleich abgehalten werden soll, machen Sie sich darauf gefaßt . . . Sie wird gewiß sehr lehrreich sein. Wie leid tut es mir, sie nicht mit anhören zu können! Aber — eine Verabredung — Geschäfte —" Er erhob sich, griff nach seinem Hute — und verließ mit gleichgültiger Miene das Zimmer, nachdem er sich vor Margarete tief und förmlich verneigt und Robert zugenickt hatte.

Die beiden standen einander lange schweigend gegenüber. Sie schienen diesmal die Rollen gewechselt zu haben. Sie war ruhig; in ihm vollzog sich ein schwerer Kampf; er rang nach Herrschaft über den Zorn, der ihn bewegte und sich steigerte bei jedem Blick, den er auf sie warf.

Margarete erhob die gesenkten Augen nicht; endlich begann sie zögernd und leise: „Sie kommen also doch noch einmal zu mir . . ."

„Um Sie zu fragen —" brach er aus, „was führte Sie heute in die Nähe meines Hauses?"

„Ist es verboten," entgegnete sie mit einer gewissen Schadenfreude an seiner Heftigkeit, „an Ihrem Hause vorbeizugehen? . . . Wenn Sie mir dort zufällig begegneten . . ."

Er fiel ihr ins Wort: „Es war kein zufälliges Begegnen! Ich weiß, Sie haben nach mir gefragt, auf mich gewartet, und ich ..."

Margarete erhob abwehrend die Hände: „Genug — genug — es soll nicht mehr geschehen ..."

Halb und halb entwaffnet durch ihre unerwartete Fügsamkeit rief er: „So sei es! Wir wollen einander aus dem Wege gehen."

Sie hatte den Nacken ein wenig geneigt, den Hals vorgestreckt und sah Robert über den Tisch hinweg starr und durchbohrend an: „Ah — darum handelt sich's? ... Aus dem Wege soll ich Ihnen? Ich bin Ihnen unbequem — schieben Sie mich fort. Warum nicht? Sie haben ja keine Verpflichtung gegen mich."

„Wenigstens keine, auf welche sich Rechte gründen lassen."

„Und Sie haben sich dennoch meiner angenommen, so eifrig und unablässig? ... Aus lauter Großmut also, lauter Güte ... Freilich hat sie mich elend gemacht, Ihre Güte ..."

Er biß sich auf die Lippen und schwieg, während sie mit immer schneidenderem Vorwurf sprach: „Wissen Sie, was Sie getan haben? — Sie haben mir die Augen geöffnet und vergessen, daß mein Heil in meiner Blindheit lag. Was seh' ich denn mit meinen sehenden Augen? ... O, hätten Sie sich doch nie um mich bekümmert, nie den Fuß hierher gesetzt!"

Robert wußte ihr nichts andres zu erwidern als: „Nun — ich bin zum letztenmal da. Von heut an werd' ich Sie meiden — meiden Sie mich."

„Nicht nur meiden!" sprach sie, über und über erglühend. „Wir kennen uns nicht mehr. Stellen Sie aber auch Ihre Wohltaten ein. Ich bedarf Ihrer in Zukunft nicht, ich werde so reich sein, als ich sein will."

„Und so schlecht, als ich sein kann!" brach er in heller Entrüstung aus. „Sagen Sie es doch! es schwebt Ihnen ja auf der Zunge, Sie lieben es, damit zu drohen."

„Nur zu drohen?"

„O, ich halte Sie für sehr fähig, Ihre Drohung zu erfüllen."

„Noch ein Fortschritt in Ihrer guten Meinung."

„Und — es wird mir leid tun, aber ich kann Sie nicht daran hindern."

Sie stieß ein langgedehntes, spöttisches „So?" hervor. „Es wird Ihnen leid tun? — das ist freilich schlimm, aber auch ich muß gestehen — ich kann's nicht hindern. Ich kann nicht, um Ihnen ein vorübergehendes Leid zu ersparen, das Dasein einer Eingemauerten führen. Ich kann dieses öde, freudlose Leben nicht ertragen, damit Ihr Glück, das einzig und unermeßlich ist, auch nicht durch den leisesten Vorwurf getrübt werde."

Erwartungsvoll blickte sie ihn an und suchte auf seinem Gesichte die Spuren des Eindrucks zu lesen, den ihre Worte hervorgebracht. Aber nicht mit erhöhtem Zorn, wie sie halb gehofft und halb gefürchtet, nur verächtlich blickte er auf sie nieder und erwiderte: „Wie Sie wollen."

Damit stand er auf und schritt dem Ausgang zu.

„Halt!" rief sie, „halt! nur noch eine Frage."

Robert blieb stehen, und sie sprach: „Ich möchte wissen, ob ich Ihnen nur einmal etwas andres gewesen bin, als ein verkörpertes Unglück, an dem Ihre Barmherzigkeit sich zu üben verlangte?... Ob ich Ihnen einen Augenblick etwas durch mich selbst gewesen bin — etwas, das ich Ihnen sein konnte — ich, Margarete!"

„Nein!" wollte er ihr antworten, empört über die Entschiedenheit, mit der sie sich vermaß, einen persönlichen Anspruch auf ihn zu erheben. Aber noch hielt er an sich, unterdrückte das Wort und — erschrak, als sie selbst es aussprach: „Nein... Nein also!"

„Sie brauchen nichts mehr zu sagen," fuhr sie nach kurzer Pause in flammender Erregung fort. „Sie brauchen den Mund nicht zu öffnen, denn Ihre Augen schreien!... Ich bin Ihnen

nichts gewesen — nichts ... Sie haben mir mit vollen Händen gegeben, aber was war das? was half mir das? ... Was gibt man denn, wenn man nichts gibt von seinem Selbst?"

„Welches Anrecht glauben Sie zu haben? Sie sind toll!" rief er, und der ganze Widerwille, den der Ausbruch einer Leidenschaft, die er nicht teilte, ihm einflößte, kam in dem Ton dieser Worte und in der wegwerfenden Gebärde zum Vorschein, mit der er sie begleitete.

„Toll? o nein! ... ganz bei Verstand, ganz klar. Ich sehe, wie die Sachen stehen. Sie werden mich jetzt verlassen und aufatmen und mich vergessen. Ich bin nur wie ein Schatten an Ihnen vorbeigeglitten. — Ich! — mit diesen Höllenqualen in der Brust nur — wie ein Schatten! ..."

„Sie könnten sich nichts Besseres wünschen!" entgegnete er mit kalter, mit gewollter Grausamkeit.

Margarete stand noch immer neben dem Tisch, auf dem ihre Werkzeuge lagen. Unter diesen befand sich ein scharf geschliffenes Messerchen. Das ergriff sie und behielt es in der Hand.

„Der Meinung bin ich nicht!" lachte sie mit übermütigem Hohne. „Die meine ist: gleichviel wie Sie an mich denken — an mich denken sollen Sie!"

Robert zuckte die Achseln und schritt auf die Tür zu. Im selben Augenblick vernahm er einen Schrei und fühlte zugleich einen stechenden Schmerz an seinem Halse.

„Schlange! ..." rief er, wandte sich um und schleuderte die Sinnlose zu Boden, die statt zurückzuweichen nach ihrer tollen Tat ihre Arme um ihn geworfen und ihre Lippen auf seine Wunde gepreßt hatte. Lautlos stürzte sie nieder. Robert suchte ihr das Messer zu entwinden, das sie krampfhaft umklammert hielt. Nach kurzem Ringen drückte sie es ihm plötzlich selbst in die Hand.

„Stoß zu! — ich will sterben! Mach ein Ende!"

„Besorgen Sie das selbst!" war seine Antwort.

Er warf das Messer neben sie hin, zog sein Tuch aus der Tasche und suchte damit das an seinem Hals herabrinnende Blut zu stillen.

Margarete blickte zu ihm empor, und der Ausdruck der Verzweiflung in ihrem Gesicht wich dem einer peinlichen Angst.

„Es ist nichts — ein Riß in der Haut," sagte sie, bemüht, sich selbst zu beruhigen, „ich habe Ihnen nichts getan ... Sieh nur, ich möchte dir weh tun und kann es nicht — ich möchte dich hassen und muß dich lieben."

Sie schleppte sich auf ihren Knien zu ihm, faltete die Hände und begann von neuem.

„Herr! ich habe mein Kind durch Sie verloren und Sie durch mich einige Tropfen Blutes ... bin ich nicht großmütig, wenn ich sage, unsre Rechnung ist getilgt? ..."

Ihre Stimme wurde immer weicher und flehender: „Mehr als getilgt — ich steh' in Ihrer Schuld, ich bereue, ich will büßen ... Legen Sie mir eine Buße auf — die schwerste! ... Wie kann ich Ihre Verzeihung erringen? Was Sie gebieten, werde ich tun: in die Schule gehen und lernen — in die Kirche gehen und beten — um Glück für Sie, um Kraft für mich ... Verlassen Sie mich nur nicht ganz! kommen Sie nur manchmal zu mir — wenn auch noch so selten — wenn auch nur in Wochen, in Monaten ein einziges armes Mal, in einem verlorenen Augenblick ... Tun Sie das, und ich werde wieder an die Güte glauben, an die Barmherzigkeit ... Werden Sie kommen — manchmal kommen, Herr?" Sie beugte sich noch tiefer, ihre Stirn berührte beinahe die Erde — aber diese Unterwürfigkeit rührte ihn nicht, sie reizte ihn, und ohne Zögern sprach er: „Nie wieder!"

Die Regung des Mitleids, um welche die Mitleidswerte bettelte, er hatte sie nicht. Das war ja der Bann, der auf ihm ruhte — es gab einen Mangel in seinem Reichtum, eine Grenze

für seine Güte, und jenseits derselben Härte und Unerbittlichkeit.

Und so war es denn ein unerbittliches „Nein", das er dem Weibe zurief, das sich weinend zu seinen Füßen wand, und das Abschiedswort, mit dem er sie verließ, ein Schwur, ihre Schwelle nie wieder zu überschreiten.

Ein Schrei rasender Klage gellte ihm nach. Margarete warf sich jammernd auf die Stelle des Bodens nieder, die eine Spur von seinem Blute trug.

So fand sie nach einer Stunde der zurückkehrende Steinau.

Mit Unwillen betrachtete er sie, die sich bei seinem Eintreten nicht regte, und sprach: „Nun, Margarete, wollen Sie sich nicht erheben aus Ihrem Jammer? — Sie wollen nicht? — Auch gut. Aber gestatten Sie mir, Ihnen Ihre Lage wenigstens etwas bequemer zu machen."

Er holte ein Kissen herbei und schob es ihr unter den Kopf. Dann setzte er sich ruhig ihr gegenüber.

„So. Jetzt wird gewartet, bis es Ihnen genehm sein dürfte, Notiz von meiner Gegenwart zu nehmen. Endlich werden Sie sich doch herbeilassen, aufzustehen. Sie sind freilich ganz prächtig in dieser theatralischen Stellung, mit diesen rollenden Augen, diesem aufgelösten Haar, diesen mit wilder Grazie über dem Haupt erhobenen Armen. Ein majestätisches Bild der Verzweiflung — man kann sich nicht satt sehen. Freilich — mit mir wollen Sie ja leider nicht kokettieren."

Margarete gab keine Antwort, aber sie richtete sich langsam auf und begann ihre Haare in Ordnung zu bringen.

Steinau ließ sie nicht aus den Augen.

„Der Heilige hat Sie also verworfen. Wäre das nicht der richtige Moment, um ein Bündnis mit dem Unheiligen zu schließen? Wir würden uns verstehen, Sie und ich. Wir haben dasselbe Schicksal. Wir lieben und werden nicht wiedergeliebt."

„Vergleichen Sie sich doch nicht mit mir!" rief Margarete.

„Und warum nicht? Sie verschwenden die schönsten Gefühle an einen, der gegen Ihren Zauber gefeit ist, ich verschmachte vor Sehnsucht nach Ihnen, der ich gleichgültig bin. Ich verschmachte," wiederholte er mit bitterer Selbstverhöhnung. „Alles, was ich noch übrig habe an Vernunft, schwebt über dem Abgrund meiner Leidenschaft, sieht ihrem Toben zu und muß beschämt gestehen: die ist echt und unüberwindlich. Es gibt nur ein Mittel, sie vielleicht loszuwerden: man muß sich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben."

Margarete lachte: „Das gilt für Sie. — Und ich?"

„Sie sind ein Weib und mögen suchen sich zu bekämpfen. Ein rechtes Weib tut das nie umsonst."

Steinau stand auf und trat zu ihr: „Statt sich der Verzweiflung zu überlassen — was doch gar zu schmeichelhaft für ihn wäre — überlassen Sie sich meiner Führung. Wir sind Leidensgefährten, daraus kann eine gute Kameradschaft werden. Gehen wir denn als gute Kameraden ein Stück Weges durch das Leben. Ich suche Heilung, Sie suchen Vergessen, wir können eins durch das andre finden, was not tut."

„Vergessen wäre gut," sprach Margarete. „Werden Sie mich vergessen lehren? trauen Sie sich's zu?"

„Mir — und der Welt," erwiderte er und streckte ihr seine Hand entgegen, in die Margarete langsam die ihre sinken ließ.

XII.

Graf Steinau schien die ganze Stadt zur Vertrauten des Glückes machen zu wollen, das er mit Margaretens Gunst erworben hatte. Die bisher völlig unbekannte Schönheit wurde als seine Geliebte zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerk-

samkeit. Man sprach viel von ihr in der Gesellschaft, sie feierte die größten Triumphe, sie kam in die Mode. Es gab Leute, die ihr eine glänzende Zukunft prophezeiten. Sie wird ein Dutzend Grandseigneurs ruinieren und den dreizehnten heiraten, hieß es. Alle jungen Herren waren in sie verliebt, und die alten waren es noch mehr. Sogar die Damen, besonders die eleganten und gefeierten, bewunderten von weitem die „berühmte" Margarete, die außer ihrer königlichen Schönheit so unglaublich viel „Charme" besaß. Nur die Mütter überlief es kalt bei ihrem Anblick, und diese nannten die Mätresse Steinaus eine fürchterliche Person, eine Sirene, der Zauberkünste zu Gebote stehen mußten. Sie habe — so behauptete man wenigstens — die eheliche Treue des jungvermählten Vohburg einen Augenblick wanken gemacht und vollziehe jetzt das Verderben des armen Steinau, dem sie derart den Kopf verdrehte, daß er ihretwegen die unverzeihlichsten Narrheiten beging. Und er tat es mit so viel Selbstzufriedenheit und Seelenruhe, als ob seine ganze bisherige Lebensführung eine verkehrte gewesen und er jetzt erst zur Einsicht der richtigen gekommen sein würde.

Steinau hatte seine Geliebte im ersten Stockwerk eines Hotels auf der Ringstraße, einst das Palais eines großen Herrn, etabliert, und diese Wohnung wurde von ihr mit einem Geschmack, einem Verständnis für Pracht und Luxus eingerichtet, die des Schönheitssinnes einer Aspasia würdig gewesen wären.

Bei Steinau empfing sie ihre Gäste, dort herrschte sie und hielt sie Hof. Dort wurde an dem Tage, an welchem ein jüngerer Kollege des Diplomaten den Posten erhielt, der von diesem so lange ersehnt und nun so leichten Mutes ausgeschlagen worden, ein glänzendes Bankett abgehalten. Beim Dessert brachte der Hausherr ein Hoch auf den neuen Gesandten aus und trank fröhlich auf dessen Gesundheit und staatsmännische Erfolge.

Niemand war von dem Aufsehen, das Steinaus merkwürdiges Benehmen erregte, so schmerzlich berührt, wie Gräfin

Walsegg; niemand jedoch nahm ihn gegen die Angriffe seiner Feinde und die schlimmeren seiner Freunde so lebhaft in Schutz wie sie. Wenn in ihrer Gegenwart über den Skandal, den es gab, Zeter geschrien wurde, lächelte sie geheimnisvoll, nahm ihre wichtigste Miene an und sagte: „Ein Skandal ist es, weil man einen daraus macht. Diese Liaison scheint mir ein geschicktes Manöver ... Wer weiß, wer weiß ... Seine gute Reputation geniert ihn vielleicht, er braucht vielleicht für einige Zeit eine schlechte ... Er will ... Nun — ich weiß nicht was, aber das weiß ich — an seiner Vernunft, seinem Charakter macht mich Graf Steinau nicht irre!"

So sprach die Gräfin und fuhr fort, die ungetrübteste Heiterkeit zur Schau zu tragen. Aber wie ängstigte sie sich im stillen, wie entsetzlich waren ihre Nächte! Sie erwachte mit Herzklopfen und sah auf ihrer Bettdecke kleine weiße Gespenster hüpfen, die Geister unbezahlter Rechnungen der Modistin, der Schneiderin, des Juweliers, des Lohnkutschers, des Friseurs ... Wenn die Heirat Steinaus mit Bertha nicht zustande kam, — was dann? Ach, es ist keine Kleinigkeit, zwei Töchter in die Welt führen, elegant sein müssen, ohne reich zu sein. Noch ein Winter wie dieser, mit seinem endlosen Fasching, mit seinen Fluten von Einladungen, mit all seinen eingeheimsten Huldigungen, und die Gräfin war ruinierter als Pyrrhus nach dem Sieg bei Askulum.

Im äußersten Falle konnte sie freilich die Hilfe Vohburgs in Anspruch nehmen; allein sie war zu sehr große Dame, um leichten Herzens bei anderen Leuten Schulden zu machen als bei ihren Lieferanten, und fand es auch nicht billig, die Kosten ihres Eroberungszuges nach dem zweiten Schwiegersohne von dem ersten bestreiten zu lassen.

So hieß es denn warten, hoffen, sich und andre vertrösten, und das hatte die sanguinische Gräfin bisher immer noch verstanden. Wenn die Nacht ihre Feindin war, so war der Tag

ihr Freund; mit seinem Lichte erwachte auch ihr munterer Sinn und ihr Tatendrang. Der Gedanke an die letzte „unerschwingliche" Toilette Berthas hatte ihr den Schlaf geraubt — am Morgen stieg sie in den Wagen und fuhr zur Schneiderin, um eine noch unerschwinglichere zu bestellen. Übrigens befand man sich in der Fastenzeit, und die Damen Walsegg führten ein etwas ruhigeres Leben. Sie opferten sich, sie leisteten der lieben guten Priska Gesellschaft, die, öfters unwohl, ihre Abende gern zu Hause zubrachte. Das war nicht besonders amüsant, denn diese gute liebe Priska hatte für nichts mehr ein rechtes Interesse als für ihren Mann und das, was sich auf ihn bezog. Als Robert zu kurzem Aufenthalte nach Vohburg fahren mußte, wohin Geschäfte ihn riefen, wollte sie ihn begleiten. Aber Hofrat Keller ließ ein energisches Verbot ergehen, erklärte überhaupt, daß die junge Gräfin an eine Übersiedelung nach dem Schlosse vor Ende Mai nicht denken dürfe. Priska fügte sich und ließ, so schwer es ihr wurde, Robert allein abreisen. Abends fügte sie sich abermals und zwar in den Willen ihrer Mutter, die darauf bestand, Priska müsse sich zerstreuen. Beide Damen fuhren in das Opernhaus, wo der „Freischütz" aufgeführt wurde.

Als sie in ihre Loge traten, war das Theater bereits überfüllt, die Vorstellung hatte begonnen.

Ausgezeichneter Gesang, herrliche Orchesterbegleitung! — die Gräfin Mutter verfiel sehr bald in den träumerischen Zustand halber Bewußtlosigkeit, in welchen jede gute musikalische Aufführung sie versetzte und der ihr den Besuch der Oper so angenehm machte.

Der erste Aufzug war vorüber, der Vorhang hob sich zum zweiten und die Augenlider der Gräfin sanken .... Mit süßer Innigkeit sandte Agathe ihr Gebet in die mondhelle Nacht hinaus — sie flehte:

Vor Gefahren
Uns zu wahren
Sende deine Engelsscharen!

und Gräfin Walsegg lehnte ohne Rücksicht auf ihre Blumenkoiffure das Haupt an die Wand zurück. Ein seliges Lächeln auf den Lippen, tippte sie von Zeit zu Zeit mit dem Fächer auf die Logenbrüstung, um anzudeuten, daß sie diese Töne, diesen lieblichen Gesang nur mit geschlossenen Augen, ganz entzückt, ganz hingegeben genieße — nicht etwa schlafe — o noch nicht — jetzt gewiß nicht.

Plötzlich werden nebenan, dicht an ihrem Ohr, einige Worte gesprochen, und die Gräfin fährt auf wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt. Sie richtet sich empor und sitzt da kerzengerade — hellmunter ...

In den vordersten Reihen des Parterres, in der Kasinologe, war eine Bewegung, ein Gemurmel und Geflüster entstanden. Alle Augen und Operngucker richteten sich nach einer Loge im ersten Range, derjenigen Priskas gerade gegenüber. Eine Frau hatte darin Platz genommen, deren Erscheinen all dieses Aufsehen, diese Neugier, diese leisen, mit Spott gemischten Zeichen der Bewunderung und des Staunens hervorrief.

„La violà!“ raunte die Gräfin ihrer Tochter zu. Diese folgte mit den Augen der ihr bezeichneten Richtung. Sie sah — und zweifelte an dem, was sie sah. Eine tiefe Bestürzung bemächtigte sich ihrer, als sie in der Mätresse Steinaus, in dieser siegesbewußten, von Seide und Spitzen umhüllten, von Diamanten blitzenden Schönheit die Frau erkannte, der sie vor kurzem an der Straßenecke begegnet war und deren drohender, haßerfüllter Blick sie erschüttert hatte bis in das tiefste Mark. Welch ein schreiender Kontrast! Wie war sie verwandelt! — Damals noch in Schmerz versunken, den schwersten Verlust beweinend, unbekannt, verlassen — allein. Heute, das Gespräch der Stadt, berühmt und berüchtigt, viel verachtet, vielleicht viel

geliebt... Wie hoch trug sie ihr Haupt! mit welcher nachlässigen Ruhe lehnte sie sich an den golddurchwirkten Mantel, der von ihren Schultern auf den Fauteuil geglitten war, wie sonnte sie sich im eigenen Glanze, wie strahlte sie in ihrer Herrlichkeit!... Und — welch tiefes Elend pflegt solchem Glanze zu folgen!

Ist es dahin mit ihr gekommen? Hat ihr Unglück sie so weit getrieben? dachte Priska mit der Nachsicht des Mitleids, das errät und entschuldigt; und: „Gehen wir nicht so streng ins Gericht, liebe Mutter," sagte sie, als Gräfin Walsegg über die Verworfene da drüben einen Ausspruch der Verdammnis tat.

Die arme, alte Gräfin war in einem bedauernswerten Zustand. Es konnte ihr lange nicht gelingen, zu entdecken, ob der Herr, der sich in Begleitung jenes Weibes befand, auch wirklich Steinau sie. Er hielt sich im Hintergrunde der Loge, man konnte ihn nicht deutlich sehen. Als er sich einmal vorbeugte und die Gräfin sein scharfes Profil wahrnahm, als kein Zweifel mehr möglich war, wurde sie von einer andern Sorge ergriffen. Sie dachte jetzt nur noch daran, das Haus vor Beendigung der Vorstellung zu verlassen, um nicht etwa beim Ausgange mit dem unglückseligen Paare zusammenzutreffen, um nicht das Lächeln der Schadenfreude zu sehen, das eine solche Begegnung auf den Gesichtern der Bekannten hervorrufen müßte...

„Wenn nur der Wagen käme!" wiederholte die Gräfin angstvoll einmal ums andere. Der dritte Aufzug begann. Agathe kniete vor ihrem Hausaltare und sang ihr göttliches:

... und ob die Wolke sie verhülle ...

O Schmerz — eine solche Melodie hören und nicht in ihr schwelgen können!... Das Annchen kam — aber der Wagen kam nicht... Die Gräfin hatte schon ihren Mantel umgenommen, war schon aufgestanden und lauschte an der Tür in höchster Spannung und Sehnsucht den Schritten des Be-

dienten. Endlich erschien er und die Damen verließen eilends ihre Loge. Aber im Vestibül mußten sie von neuem warten, bis der Wagen herbeigerufen wurde, bis er vorfuhr... Die Gräfin vibrierte vor Ungeduld wie eine Klaviersaite.

„Das dauert — das dauert heute wieder!... O Kind — deine Leute!... Es gibt nichts Ungeschickteres!..."

Sie hatte Ursache zu klagen, und ihr Mißmut war sehr begründet. Da kamen schon die beiden, denen sie um jeden Preis hatte ausweichen wollen, in lebhaftem Gespräche, lachend und munter, die breite Treppe herab. Einige Mitglieder des Jockeiklubs gaben ihnen das Geleite. Als die Herren Gräfin Walsegg und ihre Tochter erblickten, zwinkerten sie einander halb boshaft, halb verlegen zu und suchten mit plötzlicher Eilfertigkeit den Ausgang zu gewinnen. Nur Steinau veränderte keine Miene und beschleunigte seine Schritte nicht. Margarete aber zog rasch und unwillkürlich ihren Arm aus dem seinen. Eine leichte Blässe hatte ihre Wangen überflogen, sie beugte den Nacken und ging mit niedergeschlagenen Augen an den beiden Damen vorbei. Priska blickte ruhig vor sich hin, ihre Mutter wandte sich voll Abscheu weg. Sie sprach kein Wort mehr, ließ sich nach Hause fahren, legte sich sogleich zu Bette und erwachte am nächsten Morgen mit einer fürchterlichen Migräne.

XIII.

Zu Ende der Woche kehrte Robert aus Vohburg zurück. Er brachte einen großen, im Freien gepflückten Veilchenstrauß mit, Grüße ohne Zahl von jung und alt und die Versicherung, das Wetter sei auf dem Lande tausendmal schöner als in der Stadt. Er drohte dem Hofrat, ihn mit Gewalt nach Vohburg zu entführen, damit er sich überzeuge, daß er Priska nicht länger

die Wohltat eines solchen Aufenthaltes versagen dürfe. So wurde dem Doktor die Erlaubnis abgerungen, schon in den ersten Tagen des Mai reisen zu dürfen.

Die Zeit verging still und einförmig. Priska nahm nicht mehr teil an geselligen Unterhaltungen und verließ ihr Haus nur selten, sie schien sogar die Freude am Besuche des Theaters verloren zu haben, das sie sonst jeder andern Zerstreuung vorzog.

Der erste Mai kam heran, ein wunderbar warmer und sonniger erster Mai, wie er in frühlinghafter Lieblichkeit den Bewohnern der Hauptstadt lange nicht mehr erschienen war. Priska hatte die Hälfte des Tages im Freien zugebracht, fühlte sich ermüdet und ging am Abend früher als gewöhnlich zur Ruhe.

Robert aber unternahm nach einem Herrendiner, dem er sich nicht hatte entziehen können, Abkühlung suchend, noch einen Gang um die Stadt. Am Himmel glitzerten die Sterne, ein sanftes Lüftchen wehte die Düfte des Maibaums, des Flieders und Jasmins von den Gärten herüber und erquickte die dumpfe Atmosphäre mit seinem frischen Hauch. In den Straßen begann es still zu werden. Ein Haustor nach dem andern schloß sich hinter müden Spaziergängern, die von einem Ausfluge ins Grüne zurückkehrten. Außerhalb der Stadt, vor den Kaffee- und Weinhäusern, ging es lebhafter zu; dort brannten noch die Windlichter auf kleinen Tischen, saßen die Leute noch plaudernd zwischen mageren Efeuwänden.

Robert kam an einem der stattlichsten Gebäude des Rings, dem von Margarete bewohnten Hotel, vorüber. Glänzend erleuchtet strahlte die Fassade im Lichte unzähliger Gasflammen, Musikklänge strömten aus den geöffneten Fenstern, Wagen fuhren ab und zu, die Menge bildete Spalier, um Masken und geputzte Frauen aussteigen zu sehen. Einige Herren, die eben aus dem Hause traten, um frische Luft zu schöpfen und eine Zigarre im Freien zu rauchen, riefen Robert zu: „Endlich! schön, daß du kommst."

„Den Teufel auch. Ich habe eben gewettet, daß du nicht kommst," sprach Fürst Friedrich, ein fünfzigjähriger Junggeselle und gutmütiger Lebemann.

„Was gibt es denn?" fragte Robert.

„Es gibt ein Zauberfest, einen Eliteball im Hotel," erwiderte Hans Hochstedt, der amüsante Hochstedt, der den Ruf witzig zu sein schon so lange besaß, daß er nicht mehr nötig hatte, ihm Ehre zu machen. „Du aber kümmerst dich nicht um den Eliteball, du kommst zum Privatfeste Steinaus."

„Gelage zu Ehren Kleopatras — Ah qu'elle est belle!" fiel ein junger Franzose ein.

„Belle, nur belle? — das schönste Weib der Erde!" seufzte der Fürst mit melancholischer Begeisterung. „Guter Kerl, der Steinau, daß er dich einlädt."

Niemand hatte gelacht, als aber der witzige Hochstedt wiederholte: „Guter Kerl!" lachten alle.

Robert zuckte die Achseln. „Ich bin nicht eingeladen."

„Doch, doch!" riefen mehrere Stimmen durcheinander. — „Ich hatte den Auftrag, dich zu bitten." — „Und ich." — „Alle Intimeren haben nur mündliche Einladungen erhalten."

„Wenn du nicht formell aufgefordert wurdest, ist's unsre Schuld, es verließ sich eben einer auf den andern," sagte Hochstedt, und der Fürst versetzte: „Alles eins, wessen Schuld. Du hast nichts erfahren, laß es dabei. Glaube mir. Die Margarete sieht heute aus ... entzückender als heute hat sie überhaupt nie ausgesehen. Halte dich fern, ich rate dir gut."

Robert sah um sich und begegnete nur spöttischen Mienen: „Deine Fürsorge ist sehr rührend und sehr überflüssig," sprach er in hochmütig gereiztem Tone. „Ich bin gestählt, gegen noch ganz andre Gefahren gestählt."

„Beweisen," murmelte Hochstedt.

Ein Gekicher erhob sich, das der Fürst mit seinem ehrlichen: „Laß es gut sein! ... Laß es gut sein!" zum Schweigen brachte.

„Auch du deine Ermahnungen, liebster Freund," ließ ihn Robert aufgeregt an. „So ruhig ich hier auf und ab gehe —"

„So ruhig," wiederholte Hochstedt leise vor sich hin.

„So ruhig auch oben, im Salon."

„Beweisen," sagte Hochstedt noch einmal.

„Mais, Monsieur veut peut-être briller par son absence," bemerkte der Franzose und fand allgemeine Zustimmung.

„Das ist die Sache!" sprach der eine, und ein zweiter, ein dritter: „Höre, dieses Raffinement! — Sich ersehnen lassen wollen, sich auf den interessanten Abwesenden spielen!"

Schlechte Späße, dachte Vohburg, aber wogegen wehre ich mich denn eigentlich?

Dann sagte er gelassen: „Nun, wenn ihr's so nehmt, muß ich freilich nachgeben. Gehen wir."

Damit trat er ins Haus.

Die übrigen folgten ihm, und die Gesellschaft begab sich nach den Gemächern Margaretens.

Eine Schar Diener, als ägyptische Sklaven verkleidet, hütete den Eingang, machte aber Platz, da die Freunde ihres Herrn sich zeigten.

Der Vorhang, der vor einem Portal mit hohem Kranzgesimse niederwallte, wurde zurückgezogen und ein märchenhafter Anblick bot sich dar.

Alexandrien! Palast der Kleopatra!

Alexandrien an der Donau, ein ägyptisches Haus von heute auf morgen. Vorhallen, im magischen Halbdunkel liegend, führten zu dem taghell erleuchteten Festsaal. Eine doppelte Säulenreihe trug dessen mit Purpur verhängte Decke, bunte Bilderschrift überzog die breiten Wandflächen. An den Eingängen ragten mächtige Pyramiden, aus Blumen aller Zonen errichtet, und Blumen umwanden die Säulen, die Portale, bedeckten verschwenderisch ausgestreut den Boden und mischten ihre feinen Düfte mit den berauschenden Aromen qualmender

Rauchgefäße. Gruppen phantastisch geschmückter Männer und Frauen bewegten sich in fremdartigem Tanze bei den leisen Tönen einer aus der Ferne herüberklingenden Musik, oder lagerten auf Teppichen an niederen Tischen, auf denen heiße Getränke in Gold- und Silbergefäßen dampften und der Wein feuerfarbig in weiten Schalen blinkte, oder rosenrot in schlanken Kelchen perlte. In der Mitte des Gemachs auf einem Ruhebett mit weit zurückgebogener Lehne lag Margarete im Kostüm der Kleopatra. Ein Diadem aus funkelnden Sternen umgab ihr Haupt. Der Halsschmuck, die Spangen, von denen die Arme knapp unter den Schultern eingefaßt wurden, blitzten von Edelsteinen, ebenso die Säume des weißen ärmellosen Gewandes, das die Gestalt des schönen Weibes umfloß.

Ein Dutzend Männer, von Wein und Lustigkeit glühend, waren um sie versammelt. Sie lärmten, schrien oder sangen mit schwerer Zunge. Ein Bürschchen von kaum achtzehn Jahren, mit einem wahren Cherubsgesichte, hatte ein Knie vor Margarete gesenkt und wie betend die Hände gefaltet. Er blickte verzückt zu ihr empor und stammelte flehend und leise ihren Namen.

Steinau, der einzig völlig Nüchterne in der Gesellschaft, stand hinter seiner Geliebten, beugte sich zu ihr und flüsterte ihr spöttische Bemerkungen über die Anwesenden ins Ohr, die sie schonungslos ergänzte und überbot. Plötzlich richtete er sich auf, füllte sein Champagnerglas und rief in den Tumult hinein: „Ruhe! Ich will einen Toast ausbringen!"

Gelächter erschallte, energische Proteste erhoben sich. Einer schlug auf den Tisch und donnerte: „Hört! hört!" Die übrigen johlten: „Verschone uns!"

„Eine Rede! Keine Rede von einer Rede!" keuchte ein dicker Herr mit kurzem Atem, blickte Beifall heischend um sich und sank, nachdem er ihn geerntet, erschöpft auf seinen Stuhl zurück.

„Auf die Untreue!" sprach Steinau mit lauter Stimme.

„Auf die Untreue!" ertönte es im Kreise. „Das ist nicht schlecht. Hoch! Hoch!"

„Auf die Untreue!" fuhr Steinau fort. „Die Erneuerin unsrer Freuden, der Jungbrunnen unsrer Herzen. Sie löst unsre Fesseln und duldet keine welkende Empfindung in unsrer Brust. Auf die Untreue! die Unüberwindliche, die jede Gewalt besiegt, die sogar den Dämon besiegen wird, der mich jetzt gefangen hält!"

Margarete hatte ihm den Kopf zugewandt und ihn, während er sprach, über die Schulter mit einem seltsamen Lächeln angesehen. Jetzt stimmte sie in den Jubel ein, der von allen Seiten losbrach, nahm ein Glas vom Tische und sagte: „Auf meinen Leichtsinn, der deiner Untreue noch zuvorkommen wird!"

Hochrufe begrüßten diese Worte. Ein blasser breitschultriger Mann schrie aus Leibeskräften: „So recht, Margarete! Bravier den Prahler — laß ihn sitzen — was ich habe, ist dein."

Er suchte sie bei der Hand zu fassen, aber ein ältliches Herrlein mit feinen Zügen und feurig glänzenden Augen drängte sich zwischen ihn und sie.

„Possen!" sagte er, „was liegt dir an seinem Geld? Du hast Millionen zu verschenken, wenn du willst. Ein Weib, wie du, muß herrschen. Hast du Lust zu herrschen, Margarete?"

Ein schweres Pfeifen und Pusten unterbrach ihn. Der kurzatmige Koloß, der seit dem Beginn dieser Szene nicht aufgehört hatte, Margarete mit verglasten Augen anzusehen und ihr eine stumme Libation nach der andern darzubringen, stellte sich mühsam auf seine wankenden Beine und keuchte heiser: „Zum Kuckuck! Schick die zum Kuckuck, alle!... Ich mache dich zur Prinzessin... ich heirate dich! Ich gebe mein Ehrenwort, daß ich dich heirate!"...

Er schnappte nach Luft und zitterte vor Vergnügen bei dem Gejohle, das diese Erklärung hervorrief. Der Blick Margaretens

glitt rasch wie ein Blitz über die drei Bewerber zu dem Jüngling hin; sie legte die linke Hand auf sein lockiges Haar, während sie ihr Glas mit der Rechten Steinau hinreichte, der es bis zum Rande füllte.

„Unsinn!" sprach sie verächtlich — „dem Kinde da bring' ich's. Stimmt ein, auf das, was nicht mehr euer ist: auf die Jugend."

„Auf die Liebe!" fiel der Knieende beschwörend ein.

„Nicht doch, vor der hüte dich! Auf die Leidenschaft! Ich taufe dich im Namen der Leidenschaft!" rief sie und goß langsam den Champagner über sein Haupt. Der Wein rann über sein rosiges Gesicht; kleine Schaumperlen blieben an seinen langen Wimpern hängen und verschleierten seine Augen, die sich mit unschuldiger Betroffenheit auf den Gegenstand seiner Anbetung richteten.

Steinau lachte: „Jetzt einen Kuß!" sagte er. „Ich, Cäsar, schenke dem holdesten Sklaven meiner Kleopatra einen Kuß von ihren Lippen."

Margarete beugte sich nieder, der Jüngling stieß einen Laut des Entzückens aus... Da berührte eine kräftige Hand seine Schulter und zog ihn zurück.

„Steh auf, Trostberg!" rief Robert, und seine Stimme klang so gebieterisch, die Aufforderung kam so unerwartet, daß der Zurechtgewiesene wie eine Feder emporschnellte und verwirrt zurücktrat.

Margarete erbebte. Alle schwiegen erstaunt über den Ausdruck von Schrecken in ihrem Gesichte. Aber sie faßte sich rasch.

„Das ist ja Graf Vohburg," sprach sie, „welche Überraschung! Graf Vohburg auf dem Maskenball und auch hier in seiner Eigenschaft als Mentor."

Er antwortete nicht; er sah sie an mit scheuer und widerstrebender Bewunderung und fragte sich, ob dies dasselbe Weib, das sich flehend zu seinen Füßen gewunden und ihm nicht

die leiseste Rührung erweckt hatte, nicht das geringste Erbarmen. Eine andre erschien sie ihm in dieser schwülen Atmosphäre, dieser goldschimmernden Pracht. Da war sie in ihrem Elemente, da war der volle Reiz ihres Wesens gelöst, und der Gegensatz zwischen dem strahlenden Glanze, der sie umgab, und ihrer finstern Schönheit seltsam berückend. Als die Macht einer Herrscherin wurde sie von den andern empfunden, als Fürsprecherin, Versöhnerin schmeichelte sie sich in das Herz Roberts ein.

Genieße, du hast ein Recht dazu, dachte er.

Wie auf einem einzigen Bilde stand alles vor ihm ... All das Leid, das er ihr zugefügt, die Unempfindlichkeit, mit welcher er — lächerlich und empörend kam es ihm in diesem Augenblick vor — das Richtschwert über ihrem Haupte geschwungen ... Statt sie zu meiden von der Stunde an, in welcher die erste, noch unbestimmte Ahnung des Gefühls, das er ihr einflößte, ihm aufgedämmert war ... Ihm, der vielleicht, da er immer wieder zu ihr zurückgekehrt, einer Anziehung gehorchte, für die er nur den rechten Namen nicht fand ... schmerzvoll und sühneheischend ergriff es ihn. Du stehst in ihrer Schuld ... Hätte doch die Erde die müßigen Gaffer ringsum verschlungen! — Er würde Margarete die Hand gereicht und gesagt haben: „Verzeihen Sie mir!“ So aber, da sie beobachtet waren, brachte er halblaut und stockend etwas kaum Verständliches vor, nicht Antwort, nicht Abwehr — Entschuldigung.

Sie lachte: „Nicht doch, der Mentor ist es eben, den ich an Ihnen anbete, mein lieber Graf. Sehen Sie nur, dieser Krösus bietet mir seine Millionen, und dieser Reichsgewaltige seinen Einfluß, der Prinz seinen Namen, der unschuldige Jüngling seine Liebe — und meine Antwort ist —“ sie erhob sich und trat auf ihn zu — „wenn ich all das hätte, was die mir schenken wollen, es wäre mir feil um eine Predigt des Grafen Vohburg.“

Mit verschränkten Armen stand sie vor ihm. Wie ein Gluthauch strömte es ihm aus ihrer blendenden Erscheinung ent-

gegen, umhüllte ihn mit bannendem Zauber, ließ ihn zum erstenmal die Macht ihrer Schönheit in völliger Selbstvergessenheit empfinden.

Ein bitteres Lächeln auf den Lippen, hatte Steinau sich abgewandt und beschäftigte sich scheinbar sehr eifrig mit einer jungen Tänzerin. Fürst Friedrich jedoch sprach unbefangen: „Sapperlot — das muß etwas sein, so eine Predigt! Gib sie zum besten, Robert, wir möchten auch so eine Predigt hören."

„Stumm!" höhnte Margarete. „Seine Beredsamkeit versagt ihm hier... So will denn ich ein Pröbchen von ihr geben, so gut ich kann. Habt Nachsicht, meine Herren!" Sie erhob ihr Haupt, nahm eine eisige Miene an und begann: „Dein Glück starb durch mich — verzichte jetzt auf die Freude... Wie! du tust das nicht umsonst, du verlangst etwas dafür — und was?... Ein Wort des Mitleids — des Trostes. — Von mir, dem Halbgott?... Bist wohl toll?"... Sie streckte die Arme mit einer Gebärde des Abscheus aus, als ob sie ein allen übrigen unsichtbares Schrecknis abzuwehren suchte.... „So spricht dieser Barmherzige, so heilt er, so rettet er die Armen zu Tod und hilft den Wankenden ins Laster!"

„Qu'est-ce que vous nous chantez là?" fragte der Franzose.

„Hören Sie auf, Margarete, das ist nicht lustig," brummte der Fürst, und beide folgten einer vorüberkommenden ägyptischen Königstochter.

„Den Weg zum Laster fanden Sie allein," sagte Robert, mit einem verzweifelten Versuch, Seelenruhe zu heucheln. Aber der mißlang ihm, und er sprach es nicht im Tone der Überlegenheit, sondern, schaudernd vor dem, was in ihm vorging, mit dem schmerzlichen Zorne der Eifersucht.

Margaretens düster flammende Augen hielten den berauschten Blick, den er auf sie richtete, unwiderstehlich fest. Er las in ihrer Seele so deutlich, wie sie in der seinen, sie waren füreinander hüllenlos.

Wenn ich jetzt wollte, gehörtest du mir, sprach ihr stummer Mund.

Und zugleich — ihr schien's ein Wunder — wurde sie von einer ungeheuren Ernüchterung ergriffen. Etwas erlosch in ihr wie ein Licht, das man ausbläst.

Du hast mich gequält, dachte sie, dich kühl gesonnt in der Glut meiner Leidenschaft. Du warst gefeit durch eine andre Liebe, ich war einsam und sehnsüchtig. — Jetzt aber, weil ich das Ziel der Wünsche vieler bin, begehrst du mein und bist wie alle sind. — Nun sieh, ich bin des Alltäglichen müde und übersatt.

„Was geht in Ihnen vor?" fragte sie ihn plötzlich.

„Sie wissen es," erwiderte er, und sie sprach ruhig: „Ein Halbgott, der eine menschliche Regung hat. Sie werden Ihrer Rolle untreu, der Natur kann man nicht untreu werden."

Die Adern auf seiner Stirn schwollen, er kämpfte mit seinem aufsteigenden Zorne; „aber man kann trachten, sie zu besiegen," murmelte er zwischen den Zähnen, grüßte und schritt dem Ausgange zu.

Der Fürst, den Arm Trostbergs unter dem seinen, und die übrigen besonders Beflissenen näherten sich wieder: „Ich hoffe," sagte Friedrich, „Sie würdigen die Bescheidenheit, mit welcher wir uns während des Duetts der Prima-donna mit dem Primo-uomo in die Kulissen zurückgezogen haben."

Man lachte, und auch Steinau, der Robert das Geleite gegeben und nun zu seiner Gesellschaft zurückkehrte, nahm teil an der allgemeinen Heiterkeit. „Schlange vom Nil," rief er in bester Laune, „du hast mein Versprechen nicht eingelöst. Trostberg wartet immer noch auf seinen Kuß."

Margarete nahm den Kopf des Jünglings zwischen ihre beiden Hände und preßte ihre Lippen auf seinen Mund: „Denk an diesen Kuß, du Kind, es ist der erste, den du bekommst, nicht wahr? der erste, der zählt."

Der Jüngling erbebte vom Wirbel bis zur Sohle, die Sinne

wollten ihm vergehen. — Plötzlich sprang er auf, riß den Dolch, den Margarete am Gürtel trug, aus seiner Scheide und richtete ihn gegen seine Brust. Aber schon hatte der Fürst ihm die Waffe entwunden, prüfte den blanken Stahl und sprach: „Wie kann man sich das zum Ball anschnallen? Neulich war mein Arzt bei mir, der hatte eben einem jungen Mädchen, das nach kurzer Krankheit gestorben, auf Wunsch der Eltern den Herzstich gemacht. Das Instrument, das er dazu benutzte, hatte Ähnlichkeit mit dem Ding da. Er hat es mir gezeigt und gesagt: ‚Sie glauben nicht, wie leicht es hineingegangen ist.‘ Geben Sie das Ding weg."

Steinau protestierte: „Nein, nein, laßt ihr ihren Dolch, sie mag sich damit erstechen bei meiner ersten Untreue."

„Keine Gefahr," erwiderte Margarete in hellem Übermut. „Auf, auf, meine Herren! Verlassen wir das alte Ägypten, sehen wir uns ein wenig in der jetzigen Welt um. Die Nacht ist lang — vertanzen, verjauchzen wir sie, peitschen wir ihre kriechenden Stunden!"

Sie ergriff ihren Fächer aus bunten Federn und schwang ihn hoch über ihrem Haupte.

Wie eine Mänade, gefolgt von ihrem Troß, erschien sie im Ballsaal, wo ihr die Schaulust der Menge einen glänzenden Empfang bereitete. Es war, als ob bei ihrem Eintreten ein neues Leben sich in die Adern aller Anwesenden ergossen hätte. Nie wieder vergaß ihrer, wer sie in jener Nacht gesehen. Ein geheimnisvoller Reiz ging von ihr aus. Die Stumpfsten, die Kühlsten empfanden ihn mit beklemmendem Entzücken. Dem Weibe, das im tollen Tanze dahinraste oder umdrängt, umringt, ihre Worte und Blicke den nach ihnen Schmachtenden zuwarf, wie Perlen einer Bettlerschar, hätte man zugetraut, einmal statt des Champagnerglases den Giftbecher zu ergreifen, zu leeren und triumphierend auszurufen: „Jetzt will ich sterben!"

Mit einem Gelage in den Gemächern Margaretens endete das Fest.

Gegen Morgen verloren sich die Gäste einer nach dem andern. Der kleine Trostberg hatte toll getrunken, war schwer leidend und fürchtete sich vor dem Wiedersehen mit der Mama, die er in einer Après soirée hätte abholen sollen.

Steinau übernahm es, ihn nach Hause zu bringen. „Pack ihn ein und leg ihn in den Wagen," befahl er seinem Diener. — „Ich komme wieder," flüsterte er Margarete zu. „Ich schmachte nach dir, du Hexe, Teufelin — ich bin dein Narr, dein Hund." Er zog sie an sich und küßte sie. Ihre Lippen blieben geschlossen, ihre Miene blieb abwehrend. Er runzelte die Stirn: „dein Herr!" Sie schüttelte den Kopf: „dein Geliebter?"

„Du weißt ja wohl — das warst du nie."

Er lachte: „Wenn es einmal nicht anders ist, muß ich auch so zufrieden sein."

XIV.

Margarete begab sich in das Schlafzimmer und klingelte ihren Frauen. Niemand kam. Sie ging, die Dienerinnen zu holen. Die ältere, beide Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme gelegt, hatte hochrote Wangen und schlief den tiefen Schlaf der Trunkenheit. Die jüngere, in ihrer Stube eingeschlossen, blieb taub für die Stimme ihrer Herrin.

„Sie mag sich einmal wieder selbst entkleiden," hatten die Zofen wohl gedacht.

Im Schlafgemach, in das Margarete zurückkehrte, waren die Läden geschlossen; die von der Decke herabhängende Ampel verbreitete einen dämmerigen Schein über das Lager. Margarete schlug den kostbaren Überwurf zurück von den seidenen Decken,

den spitzenbesetzten Kissen ... fuhr zusammen und trat hinweg. Steinaus Abschiedsworte fielen ihr ein — es hieß bezahlen. Wie der Arme den Reichen bezahlt für das karge tägliche Brot mit seinem Fleisch und Blut, mit seiner Lebenskraft, bezahlte sie mit ihrer Schönheit, für Pracht und Glanz für Gold und Perlen.

Von Schauern durchrieselt verließ sie das Zimmer. Im anstoßenden Salon wälzte sich auf dem weißen Atlas des Ruhebettes ein halbentkleideter Lakai, fluchte im Rausche und stieß Beschimpfungen gegen seine Gebieterin aus. Eine Weinflasche war ihm aus der Hand gefallen, ihr Inhalt hatte sich auf den Boden ergossen, und Margarete zog im hastigen Vorübereilen ihre Schleppe durch die roten Lachen.

In der ganzen Enfilade verglommen an den Kronleuchtern die herabgebrannten Kerzen. Die letzten Stümpchen rangen zuckend und qualmend wie kleine Fackeln mit dem Tageslicht, das durch die Spalten der Gardinen hereinbrach. Im großen Saale mischte sich der dumpfe, kränkliche Geruch der welkenden Blumen mit dem des kalt gewordenen Tabakrauchs und der Speisereste auf Schüsseln und Tellern ... Abscheulich wüst war es hier zugegangen. Der Zustand, in dem der ganze Raum sich befand, erzählte davon ...

Lechzend nach besserer Luft schritt Margarete weiter.

In die Wand des letzten Zimmers war ein großer Spiegel eingelassen, in dem erblickte sie ihr Ebenbild, wie es sich langsam näherte, in seinen lichten prunkenden Gewändern, mit dem fahlen Gesicht, dem schmerzvoll verzogenen Mund, den grauen Schatten unter den Augen. Nun stand sie dicht vor ihm und starrte hinein, von kaltem Entsetzen durchschauert.

Sie ging hin, zog den schweren Vorhang vom Fenster zurück und öffnete es. Besser, besser wollte sie sehen, wie eine kurze Zeit des Lebens, das sie führte, sie verwandelt hatte. Das ehrliche Tageslicht sollte es ihr sagen, ihr, die den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage gemacht.

So also, dachte sie, im Anblick ihres Spiegelbildes versunken, muß aussehen, wer dem Tugendhelden gefährlich sein soll? — Der Halbgott kommt um seine Unverwundbarkeit durch eine aufgeputzte Hetäre. Die arme Margarete konnte ihm nicht eine milde Regung abgewinnen... Und damals war sie mehr wert als jetzt — damals als noch das Kind... Sie schlug beide Hände vors Gesicht. Zwei schwere Tränen rollten über ihre Wangen, ihr Kopf glühte, eisige Schauer liefen durch ihre Glieder. Sie schloß das Fenster, und nun drang der matte, schale Geruch der welkenden Blumen wieder auf sie ein, und der und diese Lichter, „die dem Tage die Augen ausbrannten," erweckten eine Erinnerung, die nun plötzlich vor ihr auftauchte, deutlich wie lebendige Gegenwart: die Erinnerung an den Morgen nach ihrer letzten Wache am blumenbedeckten, von Lichtern umringten Sarge ihres Kindes... Und heute war der zweite Mai, und an einem zweiten Mai hatte sie ihn geboren und seither den Tag begangen als den schönsten, den das Jahr bringen konnte. Nun brach er wieder an, zum erstenmal nach dem Tode des Kindes. Es lag im Grabe und seine Mutter hatte ihm die Ruhestätte nicht geschmückt, nicht wie einst, nicht wie in der ersten Zeit, nachdem sie ihn verloren, das Gesicht in den Rasen gepreßt, unter dem er lag, gebetet, mit ihm gesprochen, ihm zugeflüstert: „Ich leide Qualen — du warst mein Glück... Ich komme bald, ich hoff's, meine Sehnsucht nach dir wird mich töten und uns vereinen."

Alles Lüge und Trug! Wahr einzig nur, daß sie ihn vergessen, monatelang — und die Seligen wissen, ob man ihrer gedenkt, es gibt einen Zusammenhang mit den Toten, die uns und die wir geliebt. Margarete hat ihn früher mächtig gefühlt und fühlt ihn wieder in diesem Augenblick. Ihr Kind sieht traurig herunter auf sein verlassenes Grab.

„Und deine Mutter lebt!" rief sie aus. Mörderisch wie ein Raubtier fiel es sie an: „Deine Mutter lebt und hat dich ver-

gessen und hat nicht ein Kränzlein vorbereitet, um es dir heute zu deiner kleinen Wohnung unter der Erde zu tragen."

Ekel an allem hatte sie schon oft angeweht mit seinem vergiftenden Hauche, jetzt ergriff sie der Ekel vor ihrer eigenen Häßlichkeit. Die wilde Margarete klagte einmal niemanden an als sich selbst.

Traumverloren stand sie da. Ihr war, als dränge aus weiter Ferne die Stimme des Kindes an ihr Ohr, an ihr peinerfülltes Herz. Durch die Leere der öden Gemächer hallten leichte Schritte, kamen heran, jetzt zögernd, jetzt hastend... die Schritte des Kindes. Schattenhaft und bleich, wie es in seiner letzten Krankheit gewesen, im weißen Hemdchen trat es auf die Schwelle und streckte seiner Mutter langsam und schüchtern seine Arme entgegen. — „Kennst du mich noch?" schien es zu fragen und seine Augen flehten.

Margarete starrte die Vision wie versteinert an. Aber plötzlich in heißer Scham erglühend, verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und murmelte: „Nicht hierher, Kind, du nicht... Ich komme."

In einem Schranke ihres Ankleidezimmers lag noch das ärmliche Trauerkleid, das sie nach dem Tode ihres Kindes getragen. Mit dem vertauschte sie ihr Festgewand, bedeckte ihren Kopf mit einem schwarzen Tuche und steckte ihren Dolch zu sich. Ein grelles Aufblitzen erhellte ihre finsteren Züge, als sie seine blanke Klinge, die nadeldünne Spitze im Scheine einer sterbenden Kerze funkeln ließ.

Unbemerkt gelangte sie über eine Seitentreppe in die Einfahrt und auf die Straße. Alles war noch öde und menschenleer, nur einige Wagen hielten vor dem Hotel. Sie rief den Kutscher des nächststehenden derselben an, und er betrachtete sie erst ein Weilchen voll Verwunderung, dann fragte er: „Was,

nimmt die Maskerad' noch kein End'? Wohin fahren wir, Euer Gnaden?"

Die Antwort, die er erhielt, machte ihn stutzen, sie wurde wiederholt, und Margarete stieg ein.

Eine Stunde später hielt der Fiaker vor dem Mitteltor des Zentralfriedhofs, und Margarete ging festen, raschen Schrittes der Gräbergruppe zu, in welcher ihr Kind, umringt von fremden Toten, ruhte. Sie trat an sein Grab und erkannte es kaum. Die Traueresche zu Häupten desselben, die anfangs so sehr gekümmert, daß die Totengräber gemeint: die kommt nicht fort, war gewachsen und gedieh und senkte ihre schlanken, mit zarten Blättern frisch begrünten Zweige zu dem wohlgepflegten Rasen des Hügels herab. Auf diesem lag vor dem Kreuze aus Sandstein, das sie dem Kinde hatte setzen lassen, eine graue Marmorplatte, welcher der Name Georg, sein Geburts- und Todesjahr und das Datum eingemeißelt waren.

So früh Margarete kam, ein andrer war doch früher dagewesen. Den Marmor umgab ein wundervoller Kranz aus halberschlossenen Rosenknospen. Auf den daran befestigten Schleifen waren in Gold gestickt die Buchstaben R. und P. und die Worte: „Wir trauern um dich. Bete für uns."

Mit einem Lachen, das einem Stöhnen glich, schleuderte Margarete den Kranz hinweg, trat ihn mit Füßen und ließ sich niedergleiten auf ihre Knie. Das Kind braucht die heuchlerische Liebe dieser Leute nicht, es hat seine Mutter ... Wenn sie ihn auch eine Zeitlang verlassen hat, jetzt ist sie da, die anders lieben kann, als all das Puppenvolk. — „Da hast du deine Mutter, da hast du sie, ganz und für immer."

Sie preßte ihre Wange, ihre Lippen auf den Stein und sprach, wie einst, kosend und zärtlich mit ihrem Kinde.

Plötzlich erhob sie ihre Augen zum strahlenden Himmelsgewölbe: „Ich komme ungerufen, Herr; auf der Flucht fragt man nicht erst lange: ‚Darf ich kommen?' Verstoß mich nicht,"

betete sie halb trotzig, halb flehend. „Du weißt, Herr, ich bin auf der Flucht aus dem Leben, in dem ich schlecht geworden bin und alle Tage schlechter werde. Erbarmen, Herr, um des Kindes willen, das selbst bei dir nicht froh werden kann ohne seine Mutter."

Sie zog den Dolch aus seiner Scheide, drückte mit großem Bedacht die Spitze an ihr Herz, daß sie durch die Kleider drang, und führte den tödlichen Stoß mit sicherer Hand und leidenschaftlicher Kraft.

Steinau war sehr erstaunt, Margarete nicht zu Hause zu finden, wartete lange und schalt die Dienerinnen, die nichts von ihrer Herrin wußten. Erst gegen Mittag erhielt er, halb zufällig, die ersehnte Auskunft durch den nach einem ausgiebigen Aufenthalt im Wirtshause auf seinen Standplatz zurückgekehrten Kutscher.

„Hättest du nicht dort bleiben sollen?" fragte Steinau.

Nein, der Kutscher war reichlich entlohnt und entlassen worden.

Von einer unbestimmten Angst ergriffen, die er wegzuspotten suchte, sprang Steinau in den Wagen: „Ich will mir auch einmal den Friedhof ansehen. Fahr zu," rief er, „fahr was du kannst."

Nach fünfundvierzig Minuten war der Fiaker zur Stelle; knapp beim Mitteltor hatte er einen andern Wagen eingeholt. Zwei Herren stiegen aus demselben (in einem von ihnen erkannte Steinau den ehemaligen Assistenten Hofrat Kellers) und wechselten in geschäftsmäßigem Tone einige kurze Reden mit dem Beamten der Direktion, von welchem sie erwartet wurden.

„Wer hat sie gefunden?" fragte der Arzt.

„Der Totengräber," lautete die Antwort und der Betreffende nickte: „In der Gruppe dreiunddreißig."

Steinau erbleichte. In der Gruppe dreiunddreißig befand sich das Grab des kleinen Georg. Er wußte es und wußte es nun auch, was ihm bevorstand, was sie ihm angetan hatte.

„Gehen wir," sagte einer der Herren, und Steinau folgte ihnen. Sein erstes Gefühl war das eines namenlosen Grolls. Erbitterung über erlittenen Undank gärte in ihm.

Die kleine Gesellschaft langte an der Unglücksstätte an, und die Herren konnten beim Anblick der Leiche einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken.

Der Körper Margaretens war zur Seite geglitten, in ihrer königlichen Schönheit lag die mächtige Gestalt auf dem Rasen hingestreckt, das Haupt ruhte auf dem Steine, rein und herrlich hob das edle Profil sich von dem dunklen Marmor ab. Der Ausdruck eines großartigen Friedens verklärte die Züge der Toten.

Mit den anderen hatte Steinau sich genähert. Der Arzt erblickte ihn, grüßte ihn und drückte ihm die Hand mit einer Teilnahme, die er nicht zu würdigen wußte. Er suchte gefaßt und ungerührt zu scheinen.

„Da liegt meine Torheit. Sie war mehr wert, als aller Verstand der Welt," sprach er und wollte hinweggehen, doch seine Kraft verließ ihn. Verzweifelnd stürzte er sich über ihre Leiche im Ausbruch eines unbezähmbaren Schmerzes.

Margarete feierte ihren letzten Sieg.

Drei Novellen

Oversberg

Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder

Einundsiebzig Jahre alt ist unser Herr Generalinspektor, aber wetterfest und unermüdlich, hart wie Stahl und scharf wie der Nordwind im Dezember — und gescheit — und einen Blick!... „Wissen Sie, wie Sie sind, Herr Verwalter, oder Herr Förster, oder Herr Kontrollor?" oder was der ist, mit dem er eben spricht. „So sind Sie!" und dann sagt er's einem aufs Haar.

Bei mir, als ich ihm vorgestellt wurde, bald nach meinem Eintritt in die Ökonomieverwaltung, hieß es: „Herr Binder, Kaufmannssohn aus Wien. Der Jüngste der Familie, Nesthäkchen, wohlhabend und wohl verhätschelt — wie?"

Das war am Abend des ersten Tages, den er damals in Neuhaus zubrachte auf seiner Inspektionsreise. Eine Woche später, beim Abschied, fragte er nicht mehr: „Wie?" Da tranchierte er schon meinen inneren Menschen mit wahrem Hochgenuß und legte mich gleichsam mir selber vor. Ich wurde sehr rot und sprach: „Ich habe nicht gewußt, Herr Generalinspektor, daß ich von Glas bin." Er schmunzelte, klopfte mir mit seinen langen knochigen Fingern auf die Schulter, daß ich's bis in den Ellbogen spürte, und nannte mich „Finaud," eine Auszeichnung, zu der mir sämtliche Herren gratulierten.

Seit meiner ersten Begegnung mit ihm haben wir noch zweimal die Ehre gehabt, ihn bei uns zu sehen. Im Herbste trifft er immer aus Böhmen ein, um die fürstlich Oehsdorfischen Domänen an der mährisch-schlesischen Grenze zu besichtigen, und

uns allen scheint, daß er mit den Leistungen der Forst- und Ökonomieverwaltung noch nie so einverstanden war wie dieses Mal. Beim Abschiedsdiner im großen Saale des Amtshauses kamen nur feine Sorten aus dem fürstlichen Schloßkeller auf den Tisch, und der Oberförster sagte mir:

„Nach der Qualität des Weines, den er uns vorsetzen läßt, ist die seiner Zufriedenheit mit den Erfolgen seiner Inspektion zu bemessen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht Anno 89 hier gewesen sind, als der Borkenkäfer in unseren schönsten Nadelholzbeständen gehaust. In jenem unvergeßlichen Jahre brachte der Inspektor den Toast auf den Fürsten nach dem Rindfleisch statt nach dem Braten aus, und zwar mit Eigenbau — Sie können sich denken! Jetzt noch, meiner Treu, jetzt noch, wenn mir etwas Unangenehmes passiert, kommt mir der Geschmack in den Mund."

Nun, heute konnte der Oberförster sich gütlich tun, schon vor dem großen Augenblick, in dem der Herr Generalinspektor aufstand, in seiner großen, ungewöhnlichen Höhe und Schmalheit, und seinen halb gefüllten Champagnerkelch auf das Wohl des Fürsten leerte, ungern genug, denn er ist seinem Geschmack und seiner Überzeugung nach Wassertrinker.

Wir stimmten in sein Hoch ein, und nun erhob sich der Herr Dechant, der zu Häupten der Tafel saß, schneeweiß und stattlich.

Ein Pfeiler der Kirche wird er oft genannt, doch scheint mir diese Bezeichnung unrichtig, denn er hat nichts Steinernes und nichts Ausschließendes wie der Pfeiler, dem es nur um das Eine zu tun ist, das er zu stützen hat. Viel eher kommt der Herr Dechant mir vor wie ein Baum, der seinen Schatten und seine guten Früchte allen reichlich spendet, die nach Labung begehren; ja seine Zweige sogar über die Ausgestoßenen und Verfemten breitet, deren es auch gibt in unserer Gemeinde.

Der Dechant, wie gesagt, erhob sich und brachte einen Toast auf die Anwesenden aus, die dabei Abwesende wurden (im Geiste),

weil's gar so lange dauerte. Wenn der Dechant spricht, sehe ich immer einen schwer beladenen Wagen vor mir, der den Berg hinauf rumpelt. Der Fuhrmann schläft, die Pferde duseln, das Holzwerk knarrt und stöhnt — man gäb was drum, wenn man rufen dürfte: Hüh! — Er aber hört sich natürlich gern und schaut nach jedem Satz im Kreise herum mit sehr naiver und sehr harmloser Selbstzufriedenheit.

Als er endlich geschlossen hatte und wir in Jubel darüber ausbrachen, nahm er wieder Platz und fragte den Herrn Inspektor: „Haben Sie meinen lieben Fürsten kürzlich gesehen, ist er recht wohl? — Und die liebe Fürstin, und die lieben, lieben Kindlein auch? Kommt er bald, wie er mir mittels lieber Korrespondenzkarte vom 3. April versprochen hat?"

Der Inspektor beantwortete alles mit Ja, bestellte die schönsten Grüße und setzte hinzu: „Er läßt Ihnen auch sagen, daß er einen ihm sehr werten alten Freund betrauert, den Herrn Oversberg."

„Oversberg?"

„Erinnern sich seiner nicht mehr? Vor zehn Jahren war er hier mit dem Fürsten. Die Freundlichkeit selbst; sich immer höflich bedankt für jeden Gruß und für jeden Guten Morgen und Guten Abend, den man ihm gewünscht hat: ‚Danke schön, danke verbindlichst,' und den Hut gezogen vor jedem Tagelöhner."

„Ich weiß schon, ich weiß schon, ich hab ihn schon!" rief der Oberförster plötzlich, und sein Gelächter durchschmetterte den Saal wie Zimbelschlag und Paukenschall: „Er war da mehrmals mit auf der Jagd. Sein Gewehr, das hat er getragen wie eine Gitarre. Ich habe Ihnen noch gesagt, Herr Verwalter: Ich bin neugierig, was er uns da aufspielen wird, und Sie haben noch gesagt: Ich auch."

„Schau, schau," versetzte der Verwalter, ein guter, alter Herr, der seine kurzen Reden immer mit „und" beschließt. „Ja, man sagt so manches — und, und." Wir warteten ein Weil-

chen, es war aber schon aus. Ohne das geringste Bedürfnis, noch etwas hinzuzusetzen, wies er schweigend den Kragen seiner lichtgelben Galaweste, der mit tückischer Hartnäckigkeit zu den Ohren seines Eigentümers emporstrebte, an den einem Westenkragen gebührenden Platz zurück.

„Ein Jäger war er nicht, nein, aber ein Schütz," begann mein Nachbar, der kleine, lebhafte Revierjäger, der einen semmelfarbigen, so üppigen Haar- und Bartwuchs hat, daß sich jeder Pinscher vor ihm verstecken kann. — „Dreimal hab ich ihn anlegen gesehen, zweimal auf Marder, einmal auf ein Wiesel, und mir gedacht: Sapperment, was aufsteht, liegt."

„Auf das Schädliche mag er geschossen haben," sagte der Inspektor, „mit Hasenblut hat er seine Hände nie befleckt, und zwar — aus Nächstenliebe."

Wieder ließ der Oberförster sein Gelächter ertönen, der Dechant aber schüttelte bedächtig den Kopf:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, meine Herren; Herr Albrecht Oversberg war durchaus kein Hase. Ich entsinne mich seiner jetzt deutlich und deutlicher. Die Umgebung, in der er vor mein inneres Auge tritt, bilden Rauch und Flammen. Aber nicht als der Höllenfürst erscheint er mir, sondern als ein guter, stiller Engel. Und stehen sehe ich ihn auf der Feuerspritze neben dem Kommandanten der Feuerwehr, unserem zur Zeit in Gott ruhenden Herrn Bäckermeister Lepitcek. An jenem Tage schrie dieser Gute wohl aus Leibeskräften, hatte aber seine Geistesgegenwart durchaus eingebüßt. Ihm wurde später die Rettung des halben Dorfes bei dem furchtbaren Brande als sein Verdienst zugeschrieben. Indessen war es einzig und allein das des Herrn Oversberg."

„Herr Dechant," fiel der Inspektor ihm ins Wort, „weil ich Ihnen erzähle, daß der Fürst an dem Oversberg einen Narren gefressen hat, avanciert der bei Ihnen gleich zu etwas rechtem."

Der Greis sah ihn vorwurfsvoll an und sagte, halb im

Ernst und halb im Scherze: „Was hat er Ihnen getan? Gestehen Sie's."

„Mir nichts und niemandem. Unterhalten höchstens hat er mich, war für mich ein Rätsel, das lösen zu wollen mir nie eingefallen ist."

„Ein Rätsel Ihnen, einem solchen Menschenkenner? — Das machen Sie uns nicht weis."

„Bei dem Oversberg, Hochwürden, hat meine Menschenkenntnis mich sitzen lassen. In den konnte ich mich nicht hineindenken — Und Sie, meine Herren, könnten Sie's? Können Sie sich vorstellen, daß ein Mann das Faktotum abgibt auf einem Gute, das früher (freilich nicht lange) sein war, und die rechte Hand des neuen Herrn wird? Und wer ist Ihnen der? Der angetraute Gatte der ehemaligen Braut desselben ‚Mannes' — einer vielgeliebten Braut, nota bene."

Nein, wahrlich, keiner von uns konnte sich da hineindenken. Es hätte sich sogar jeder verachtet, der imstande gewesen wäre, seine werte Persönlichkeit in eine solche Lage zu versetzen. Darauf schworen wir.

Der Dechant jedoch wollte erst hören, wie das Verhältnis, von dem die Rede war, sich gebildet hatte, bevor er sein Urteil darüber aussprach.

„Wie sich's gebildet hat? Wenn ich auf den Uranfang zurück muß, komme ich auf den Onkel, von dem Oversberg das Gut Siebenschloß geerbt hat. Das ist nicht wenig langweilig, melde ich Ihnen im voraus."

Er musterte uns durch die Bank einen nach dem andern und erquickte sich ein Weilchen an dem niederschlagenden Eindruck, den seine Verheißung gemacht hatte, dann fuhr er fort: „Ich habe ihn gut gekannt. Siebenschloß grenzt an die fürstlichen Güter in Böhmen, die ich damals schon unter der Leitung meines Vaters verwaltete. Er war — der Onkel Oversberg nämlich — ein einsamer, alter Junggeselle, ein Gelehrter.

In welchem Fach glauben Sie? — im Käferfach. Sammlungen einen ganzen Saal voll hat er gehabt. Dazu die Kataloge verfaßt und weitläufige Korrespondenz geführt mit in- und ausländischen Berufsgenossen und wissenschaftlichen Vereinen. Viele Jahre allein, bis er brieflich auf einen längst vergessenen Jugendfreund stieß, einen pensionierten Oberstleutnant. Der bewegte sich in den Schmetterlingen. Seliges Wiederfinden! Der Gedanke, einander neuerlich zu verlieren, ausgeschlossen. — Eine Viertelstunde weit vom Herrenhaus steht eine verlassene Mühle, an einem einst wasserreichen, jetzt nur noch schwach rieselnden Bach. Blumige Wiesen, Erlen und Weiden, hinter dem Hause ein Wäldchen, an dessen Saum eine Eiche. Sehen muß sie der Deutsche, um zuzugeben, daß so was vorkommen kann in mährischen Landen. Die Mühle wird adaptiert, restauriert, kriegt ein Türmchen aufgesetzt, dürfte sich für ein Schlößchen ausgeben, wenn sie wollte, und wird auch so getauft."

„Genannt," warf der Dechant dazwischen.

„— Der Oberstleutnant zieht ein mit seinen toten Schmetterlingen, mit einem großen Porträt seiner seligen Frau Gemahlin und mit seiner lebensprühenden Tochter Lene. Ein Bild von einem Fräulein, und elegant, sage ich Ihnen — immer in Spitzen; verdreht Männlein und Weiblein die Köpfe, den ersten durch ihre Schönheit, den zweiten durch ihre Toiletten. Reger Verkehr entspinnt sich zwischen dem Käferonkel und dem Schmetterlings-Oberstleutnant. In Bälde wird Albrecht Oversberg nach Siebenschloß zitiert. Eine Ehre, die ihm selten widerfährt. Könige und alte Junggesellen mögen ihre Erben nicht. Aber die Freunde haben ihren Plan. Albrecht soll sich in Lene verlieben und vice verso."

„Versa," berichtigte der Dechant, worauf der Inspektor sein spöttisches Räuspern vernehmen ließ, das nichts anderes heißt als: — Wenn Sie glauben, daß ich Sie um Ihre Kenntnisse beneide — und weiter erzählte:

„Das war in den Osterferien. Onkel Oversberg, müssen Sie wissen, hatte den Neffen in Anwartschaft auf das berühmte Erbe Ökonomie studieren lassen, ihm aber keine Gelegenheit gegeben, die erworbene Weisheit praktisch anzuwenden. So war Albrecht mit unzureichenden Mitteln einen Pacht eingegangen, bei dem er sein bißchen Eigenes einbüßte. Später wurde er Professor an der Ökonomieschule."

„Richtig!" rief der Oberförster. „Wer bei der Praxis abgeblitzt ist, sucht sein Glück bei der Theorie," und der Inspektor versetzte:

„Wo immer er früher sein Glück gesucht, jetzt hatte er's gefunden. Es lachte ihn an aus den Augen des Fräuleins Lene und sprach zu ihm aus dem Munde des Onkels. Er soll das Fräulein heiraten, Siebenschloß übernehmen; der Oberstleutnant behält den ihm lieb gewordenen Wohnsitz, die Freunde bleiben beieinander und Vater und Tochter auch. — Alles rollte wie auf Rädchen, die Alten jubilierten, die Verlobung wurde gefeiert. Wir waren auch geladen, mein Vater und ich, und halfen redlich mit, die Braut anschwärmen. Natürlich, sie war danach. ‚Moosrosenknospe' nannte sie mein Nachbar zur Linken, ‚Morgenröte' mein Nachbar zur Rechten. Der glückliche Unglückliche aber, der Bräutigam, mußte sich nach empfangenen Verlobungskuß und getauschtem Treueschwur losreißen und nach seiner Hochschule zurückkehren, um seinen Kurs zu Ende zu lesen. Zur Trauung sollte er wieder in Siebenschloß eintreffen. Indessen — was geschieht? Es zeigt sich, daß die Vertiefung ins Schmetterlingsfach dem Menschenverstand weniger abträglich ist als die ins Käferfach. Der Oberstleutnant fängt Ihnen nach und nach an zu merken, daß es nicht recht geheuer ist mit der Wirtschaft auf dem Gute. Sie ist unter der fünfzigjährigen Regierung eines Gelehrten auf eine schiefe Ebene geraten und rutscht abwärts, langsam, aber sicher. — Was tun? . . . . ‚Öffnen Sie ihm die Augen, Sie sind praktische Ökonomen,' sagt der

Oberstleutnant, auf das äußerste bekümmert, zu meinem Vater und mir. ‚Helfen Sie, reden Sie mit ihm!‘ — Wir reden. Er ist wie ein Bock. Warten sollen wir, bis sein Neffe kommt, der hat studiert, der wird's uns zeigen, bei dem können wir in die Schule gehen. Das war alles sehr fein gegeben, und wir haben gleichfalls fein repliziert, daß wir jede Gelegenheit, etwas zu lernen, gern ergreifen. Keine sechs Wochen später starb der alte Oversberg nach kurzer Krankheit. Sein Neffe kam zum Begräbnis und war so ergriffen, daß wir meinten: Dem hat am Ende ein guter Freund verraten, wie's bestellt ist mit seiner Erbschaft. Aber nein, das dämmerte ihm erst auf, als er sie antrat.

„Was wahr ist, ist wahr; er hat nicht gesucht, sich ein X für ein U vorzumachen, nicht lange herumgewackelt zwischen dem ersten Zweifel und dem letzten — zu mir gesagt: ‚Sie kennen die Verhältnisse. Wie steh ich? Ich will es wissen.‘ — Da habe ich ihn sich selbst von allem überzeugen lassen durch den Augenschein, und er ist natürlich von einer unangenehmen Überraschung in die andere geraten; und gänzlich niedergebrochen in der Kanzlei, beim Addieren der Rück- und Ausstände. Auf einmal legte er die Feder hin, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, drückte das Gesicht in die Hände und blieb in dieser Position, bis ich ihn endlich mahnte: ‚Nun, Herr Oversberg, belieben Ihren Gedanken Audienz zu geben?‘ Er guckt auf, schaut herum, ganz verloren, ich rufe ihn an: ‚Kommen Sie zu sich, wo sind Sie?‘ Nun hat er ein Lächeln von besonderer Art gehabt, das ihm geblieben ist bis an sein Ende: ‚Ich war bei einem Leichenbegängnis,‘ gibt er zur Antwort — ‚welch ein Trauerzug — unübersehbar — — ich habe meine Hoffnungen begraben.‘

„Was er sagen wollte, war nicht mißzuverstehen, und ich freute mich, daß er's von selbst begriff: Kein Geld, keine Braut. Die Temperaturveränderung im Benehmen des Oberstleutnants gegen ihn konnte ihm, trotz aller seiner Unschuld in solchen

Dingen, nicht entgehen, und er hatte sich ferngehalten von dem Schlößchen auf der Wiese während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um ins reine zu kommen über den Stand seiner Angelegenheiten.

„‚Was wird er jetzt wohl anfangen?‘ dachte ich mir, wollte ihn aber nicht fragen.

„Am nächsten Tage, es war um Johanni und sehr heiß, trieb mich die Neugierde wieder zu ihm. Unterwegs, in der Nähe seiner Wohnung, traf ich den Oberstleutnant und seine Tochter, die von der Schmetterlingsjagd heimkehrten. Er hatte ein paar Schwalbenschwänze auf dem Hut stecken, sie trug ein Spiritusfläschchen und einen Pinsel, um den Gefangenen damit auf die Köpfe zu tropfen, weil sie es nicht leiden konnte, das Ungeziefer an der Nadel zucken und flattern zu sehen.

„Der Oberstleutnant winkte und rief mir schon von weitem zu, sehr aufgeregt, wie er seit einiger Zeit immer war: ‚Guten Nachmittag! Kommen Sie, kommen Sie, machen wir eine!‘

„Eine Partie Domino meinte er. Ich sagte, daß ich bereit sei, und folgte ihm ins Haus. Das Fräulein jedoch schickte er fort, mit vielerlei Aufträgen. Würde sie allem nachgekommen sein, bis zum Abend hätte sie zu tun gehabt.

„Nun, wir setzten uns hin und spielten.

„Mein Gegner war nicht bei der Sache, verlor nacheinander zwei Partien und stand im Begriff, auch die dritte zu verlieren. Er beugte seinen breiten Nacken, stützte seine Arme in die Seiten, schnaubte und zog die niedere Stirn in Falten, und hinter der saß Ihnen ein Eigensinn, ein unglaublicher, kein eiserner, sondern der von der unüberwindlichen, der zähen Art.“

„Wenn man diese Beschreibung hört, denkt man: der reine Zyklop,“ sprach der Dechant, und der Inspektor, ärgerlich über die Unterbrechung, versetzte:

„Kenn das Tier nicht.“

Er protzte einmal gern damit, daß er fremd war auf hu-

manistischem Gebiete. Auch früher habe ich schon, bemerkt daß Gelehrte oft weniger stolz sind auf ihr Wissen als Ungelehrte auf ihre Unwissenheit.

„Gut also," fuhr der Inspektor fort. „Glauben Sie mir — nicht, daß ich es jetzt sage, nein, damals, wie ich mir ihn recht betrachte, denke ich, er könnte einem Angst machen, der Mann, mit seiner Aufgedunsenheit und seinem kurzen Atem. Früher war mir das nicht so aufgefallen, und verändert hat er sich ja seit dem Tode seines Freundes, und seitdem die Aussichten auf eine gute Partie für das Fräulein Tochter verschwunden sind. Ist doch ein alter Mann, und gar viel dürfte über ihn nicht kommen, sonst wär's gefehlt — den Eindruck machte er mir. — Daß sein Appetit fort ist, gibt er selbst zu, und die halben Nächte schreibt er — er, dem das Schreiben — oder wie er sich ausdrückt: das Herumkratzen mit einem Stückchen Eisen auf dem Papier — Zähneknirschen macht. Und am Morgen trägt er selbst rekommandierte Briefe an seinen Vetter in Wien auf die Post und holt auch selbst die eintreffenden Antworten ab.

„Er stierte noch immer ratlos seine Steine an. Ich unterdessen sah von meinem Platze aus durch das Fenster und erblickte Ihnen unten auf dem Fußsteig am Wiesenrande den geehrten Herrn Oversberg. Er schreitet einher, langsam, aber ohne sich aufzuhalten."

Hier nahm ich mir die Freiheit, den Herrn Inspektor zu interpellieren: „Darf ich fragen, ist er ein hübscher Mensch gewesen? Wie hat er ausgesehen?"

„Wie soll er ausgesehen haben? Nicht groß und nicht klein, nicht dick und nicht dünn; blaue Augen, braune Haare, braunen Backen- und Schnurrbart, das Gesicht, trotz seiner einunddreißig Jahre, noch wie Milch und Blut. An dem Tage mehr wie Milch, und zwar wie geronnene. Gut denn. Der Oberstleutnant streckt endlich die Hand aus und setzt seinen Stein an — ich will eben den meinen, meinen letzten, umschlagen — Domino

hätte ich gemacht, da klopft es an die Tür, und Oversberg tritt ein. Er schien nicht gerade besonders angenehm überrascht, mich da zu finden, begrüßte mich ebenso kühl, wie er den Oberstleutnant warm und gerührt begrüßte, worauf ich Miene machte, mich aus Diskretion zu empfehlen.

„Aber der Alte hielt mich fest: ‚Bleiben Sie, bleiben Sie! Wir haben keine Geheimnisse, Herr Oversberg und ich. Was Herr Oversberg mir sagen kommt, darf die ganze Welt wissen. Wohl, wohl. Nehmen Sie Platz, Herr Oversberg!‘

„So gibt er ihm einen Herrn Oversberg nach dem andern, und mit dem Herr Schwiegersohn und Lieber Herr Sohn ist es aus.

„Mein guter Oversberg ging sofort auf den Ton ein, was blieb ihm übrig? ‚Sie wissen alles, Herr Oberstleutnant,‘ sagte er. ‚Sie sind genau unterrichtet von der Wendung, die in meinen Verhältnissen eingetreten ist.‘

„— ‚Wendung, ja, ganz richtig,‘ — dieses Ausdrucks bemächtigte sich der Oberstleutnant mit großer Geschwindigkeit. — ‚Eine Wendung zieht die andere nach, und so stehen wir nicht mehr wie früher, leider, leider. Ich bedaure — besonders wegen meiner Tochter. — Was uns betrifft, uns Männer, Gott im Himmel, ich habe meine Dorothea verloren und lebe, und kann mich freuen über einen Schmetterling. Sie werden sich also hineinfinden; aber auch sie wird sich hineinfinden, wohl, wohl, in das Unabänderliche.‘

„Das Fräulein zu sprechen wünsche er doch sehnlich, erwiderte Oversberg. Wenn er auch Siebenschloß nicht behaupten könne, ganz mittellos sei er nicht. Die Möglichkeit, das Gut nach seinem vollen Werte zu verkaufen und im Besitz eines kleinen Vermögens zu bleiben, habe sich ihm geboten. Er zog einen Brief aus der Brusttasche und überreichte ihn dem Oberstleutnant. Der setzte den Zwicker auf die äußerste Spitze seiner kleinen Nase, denn nur da fand dieser einen Halt, und las halblaut vor, was

sein Vetter, Herr Theodor von Siegshofen, ein reicher Großhändler in Wien, an Oversberg schrieb. In Schlangenwindungen kam er heran. Ein kurzer Aufenthalt, den er im vorigen Sommer bei seinem lieben Verwandten, dem Oberstleutnant, in Siebenschloß genommen, war ihm unvergeßlich. Die Luft so gesund, die Gegend so sympathisch. Er hatte allerdings keine Ahnung, ob Herr Oversberg daran denke, sich von dem Besitze zu trennen. In dem, wenn auch nicht wahrscheinlichen, aber doch möglichen Falle jedoch, daß er sich heute oder morgen oder übers Jahr dazu geneigt fände, bäte er ihn, sich seiner als eines ihm im Wort Stehenden zu erinnern.

„Davon, daß der Großhändler seinen Besuch beim Oberstleutnant in Begleitung seines Sohnes abgestattet, und daß dieser einzige, vielgeliebte Sohn sich sterblich in Fräulein Lene verliebt hatte und sie mit zärtlichen Briefen bombardierte, davon stand in dem väterlichen Schreiben natürlich nichts. Und wenn auch etwas gestanden hätte, mein guter, guter Oversberg würde doch nichts gemerkt haben."

Wir alle lachten, am lautesten aber lachte der Kontrollor, der — ich wette darauf, selbst nichts merkte von einem Zusammenhang zwischen dem Besuche des Herrn von Siegshofen in Siebenschloß und diesem Briefe.

„Ich konnte," begann der Inspektor von neuem, „mich nicht enthalten, zu sagen: ‚Dieser Antrag kommt a tempo; merkwürdig a tempo!'

„Den Oberstleutnant befiel eine kleine Verlegenheit, er wetzte auf seinem Sessel hin und her und sprach: ‚Wohl, wohl. Jetzt aber heißt's überlegen. Was werden Sie antworten?' — ‚Ich habe geantwortet.' — ‚Sie haben?' — ‚Worauf denn warten?' — ‚Nun,' meinte ich, ‚schimmlig wäre Ihnen in acht Tagen die Sache nicht worden, und einem Kaufmann solche Eile zeigen ... Klugsein ist anders.'

„‚Ganz recht, aber — jeder kann, was er kann, nicht mehr,

nicht um das Geringste mehr. Ich kann die Ungewißheit nicht ertragen, ich muß mir die Wenn und Vielleicht abgewöhnen, die machen mich irre!' Indessen — immer sanftmütig und durchaus nicht wie einer, der ‚irre' ist — wandte er sich an den Oberstleutnant: ‚Ich habe Herrn von Siegshofen Siebenschloß angetragen (angetragen auch noch!) um einmalhundertfünfzigtausend Gulden. Gibt er sie, und das kann man geben, dann bleiben mir nach meiner Berechnung zwanzigtausend Gulden eher mehr als weniger.'

„Zwanzigtausend Gulden?' wiederholte der Alte in einer Art, wie wenn das ein Pfifferling wäre, den er für seine Person nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren würde. Dann gab er Redensarten von sich, Versicherungen größter Hochachtung tiefgefühlten Bedauerns, ewiger Dankbarkeit, stand auf und machte mit der Hand, die stark zitterte, eine entlassende Gebärde. Er hätte ihn um alles gern draußen gehabt, bevor die Tochter zurückkam. Aber das war sogar von dem lieben Oversberg zu viel gefordert. — Sehen möchte er sie doch noch, wiederholte er, gleichfalls aufstehend, als der höfliche Mann, der er war. Der alte Herr, ganz puterrot, lagte sich aufs Bitten:

„‚Machen Sie ihr das Herz nicht schwer, sehen Sie — wozu wohl? ... Geschieden muß sein.' — ‚Herr Oberstleutnant, ich möchte das, wie schon gesagt, aus ihrem eigenen Munde hören.' — ‚Als ob sie etwas dreinzureden hätte ... Sie hat nichts dreinzureden, sie ist siebzehn.'

„Da wurde Oversberg etwas entrüstet: ‚Wenn alt genug, um ein vor Gott und den Menschen fürs Leben bindendes Ja zu sprechen, doch wahrlich auch alt genug, um ein Nein zu sagen, das nur er allein gelten zu lassen braucht,' sagt er; und wenn er schon ihr Ja nicht hören soll, ihr Nein will er hören. Darauf besteht er, merkt nicht, daß der Oberstleutnant am ganzen Körper zittert, alle Farben spielt und aussieht zum Erschrecken. Nun, daß man Widerspruch erfahren kann, hat er längst vergessen.

Die Schmetterlinge widersprechen nicht, die Tochter auch nicht, die tut, was sie mag und hält den Mund. Die alten Leute vertragen ein Zuwiderhandeln besser als ein Zuwidersprechen. Der Oberstleutnant will reden, aber ihm versagt die Stimme, und Oversberg ruft: ‚Da ist sie ja!‘ —

„In einem weißen Kleide, den großen, runden Hut in der Hand, die Haare mit einem rosenfarbigen Bande hinaufgebunden wie ein kleines Mädchen, kommt Fräulein Lene, rot und erhitzt, daher und auf Oversberg zu mit hellichter Freude: ‚Albrecht,‘ sagte sie, ‚erinnern Sie sich einmal, daß Sie eine Braut haben? — Es ist Zeit. Ich habe wirklich geglaubt, Sie wollen nichts mehr von mir wissen!‘

„Wenn sie das geglaubt hatte, als sie ihn sah, glaubte sie etwas anderes. Mit einer Wonne blickte er sie an und mit einer Bewunderung! Und hatte im selben Moment alles vergessen, außer daß sie da vor ihm stand, voll Jugend, Schönheit und Liebe, und daß er vierzehn Tage in ihrer Nähe zugebracht und ihren Anblick entbehrt hatte.“

Hier beging der Oberförster eine Taktlosigkeit. Er platzte heraus mit seiner plumpen Lacherei, zwirbelte seinen stichelhaarigen Knebelbart, seine Äuglein blinkten unter den herabhängenden Brauen und den immer halb geschlossenen Augendeckeln weinselig hervor, und er kicherte: „Belieben zu gestehen, Herr Inspektor, der Herr Inspektor werden selbst in das schöne Fräulein verguckt gewesen sein?“

Unser Gestrenger nahm die Dummheit übel. Sein harter Blick schoß dem Oberförster ein: Sie Lümmel! mitten ins Gesicht. „Wir wollen von etwas anderem sprechen,“ sagte er, und seine Lippen drückten sich fest und klamm zu wie eine Kasse, die man absperrt.

Wir mußten lange bitten, bevor er sich wieder herbeiließ, das Wort zu nehmen:

„Der Oberstleutnant fuhr seine Tochter an: Wer sie gerufen

habe und wie sie sich unterstehen könne, und augenblicklich solle sie sich auf ihr Zimmer begeben. Aber das Fräulein verhielt sich nicht anders, als wenn er chinesisch zu ihr gesprochen hätte. Mein guter Oversberg hingegen, wie er die Unerbittlichkeit des alten Herrn auch seiner Lene gegenüber sieht, gibt die letzte Hoffnung auf, nimmt sich zusammen so viel er kann und spricht: ‚Fräulein Lene, ich habe um Sie geworben, obwohl ich ja eigentlich zu alt für Sie bin — in der Überzeugung, daß ich Ihnen das Leben angenehm werde gestalten können. Das war ein Irrtum. Ich bin nicht nur zu alt, ich bin auch zu arm für Sie, und gebe Ihnen denn Ihr Wort zurück.‘

„— Ei, wie sie diese Erklärung aufgenommen hat! — wer das nicht gesehen hat — hat nichts gesehen. Das Erstaunen erst, das grenzenlose. Ihr Wort zurückgeben, er — ihr? ... Steht die Welt auf dem Kopf? Gibt's keinen Verlaß, keine Treue mehr? — Und dann: ‚Haben Sie nur ein Wort von mir, habe ich nicht auch eines von Ihnen?‘ interpellierte ihn das junge Ding mit dem Anstand eines Staatsanwalts. ‚Fragen Sie doch, ob ich Ihnen das Ihre zurückgebe.‘

„Viele Jahre sind darüber hingegangen — ich kann natürlich nicht jede einzelne Rede wiedergeben, wie sie gelautet hat, im ganzen aber stimmt's. So vielerlei einem im Laufe des Lebens um die Ohren summt — es ist Unvergeßliches darunter. Der Kampf zum Beispiel, zu dem es damals kam zwischen Vater und Tochter.

„Der liebe Oversberg wankte anfangs hin und her. Sprach sie, gab er ihm recht, und umgekehrt, wie sich's für einen so extra edlen Menschen gehört, der immer trachten muß, ein Exempel für alle andern zu sein. Einmal bat er: ‚Fräulein Lene, fügen wir uns‘; ein anderes Mal: ‚Vertrauen, Herr Oberstleutnant — etwas wert bin ich doch, ich werde mich emporringen.‘

„Der Oberstleutnant sah entsetzlich aus, tauchte sein Sack-

tuch alle Augenblicke ins Lavoir und preßte sich's an die Stirn, und kam zuletzt in seiner Verzweiflung mit allem heraus, was ihn schon lange gedrückt haben mochte. Er hatte darauf gerechnet, daß Oversberg, der Ehrenmann, seine Ansprüche auf die Hand des Fräuleins jetzt aufgeben werde, und sie dem jungen Siegshofen zugesagt. Ja, das hatte er getan — er konnte sich nicht anders helfen. Die Obervormundschaftsbehörde verlangte von ihm zum — ich weiß nicht wievielten — Mal, daß er Rechnung lege über das Vermögen, das seine Tochter von ihrer Mutter geerbt hat. Nun, er kann Rechnung legen, es ist nur eben kein Vergnügen und würde einem Schreibereien machen ohne Ende. Kurzum, er will einen Schwiegersohn, der ihn instandsetzt, auf die Frage: — Wo ist das Geld? antworten zu können: — Da ist es! ... Heute, wie die Sachen stehen, wüßte er nur zu sagen: — Wo? — man solle doch Lene selbst fragen. Ja, er war ein schwacher Vater; was sie haben wollte, gab er ihr, und was wollte und brauchte sie nicht! ... Bitte, sehen Sie doch selbst, wie sie herumgeht auf dem Lande. Spitzenkleid, Spitzenhut, seidene Strümpfe. Unsere Nachbarin, die Fürstin, geht in Loden — die bürgerliche Stabsoffizierstochter in Samt ... die Fürstin in Perkal — sie in Gaze und so weiter ... Wohl, wohl, immer wie eine Prinzessin, die auf ihren verwunschenen Prinzen wartet ... Und bitte, gehen Sie doch in ihre Zimmer — überzeugen Sie sich, wie sie wohnt, und sagen Sie dann selbst, ob sie danach ist, einen Professor an einer landwirtschaftlichen Schule oder einen kleinen Pächter zu heiraten.'

„Lene erwiderte, ihr liege nichts an den Fetzen und an dem Tand, ihr liege nur an ihrem Albrecht. Sie flammte, der Oberstleutnant war in das Stadium des Weißglühens gelangt. Ganz heiser, stöhnte und keuchte er nur noch, und deutete auf die Pistolen, die auf dem Schranke lagen: ‚Die sind meine letzte Zuflucht, dahin treibst du deinen Vater ... Entscheide — wähle: ihn oder mich.'

„Und sie macht ein Paar Augen, so recht wie ein wildes, feuriges Füllen, stampft mit dem Füßchen und ruft aus, ohne sich zu besinnen: ‚Ihn, ihn! — wie kannst du nur zweifeln?'"

„Sein eigenes Blut!" grollte der Kontrollor, der sieben schon erwachsene Kinder hat und sie in der Corda hält, daß sie nicht schnaufen können.

„Nun, ich kann Ihnen versichern," versetzte der Herr Inspektor, „daß ich so etwas wie ein Ameisenlaufen über den Rücken verspürte bei der standhaften Erklärung des Fräuleins. — Stark, sehr stark, von einer Tochter, dachte ich, was wird wohl unser Oversberg dazu sagen? und sah ihn darauf an, und bemerkte, daß er die Stirn finster runzelte. — ‚O Fräulein Lene!' sprach er vorwurfsvoll. Zugleich vernahm ich ein Stöhnen und einen schweren Fall, der Oberstleutnant war umgesunken, hatte sich rasch aufrichten wollen, schlug ein zweites Mal hart auf mit dem Kopfe, und lag da wie tot.

„Großer Schrecken, kleine Überraschung — wie gesagt, ich hab es kommen sehen."

„Und Sie haben dennoch das Fräulein, das Unglückskind, nicht aufmerksam gemacht?" fragte der Dechant. Es rollte und grollte in seinen Worten wie in einer Gewitterwolke und seine hohe gewölbte Stirn wurde ganz rot, wie immer, wenn er mit aufsteigendem Zorn in seinem Innern kämpft.

„Nein, Hochwürden," antwortete der Inspektor, „weil ich damals schon bleiben ließ, was ich für unnötig hielt. Nun denn: wir rissen dem Ohnmächtigen die Krawatte herunter, legten ihn flach auf sein Bett, labten ihn, was wir laben konnten. Der Arzt kam, das denkbar Mögliche geschah. Zwölf geschlagene Stunden blieb Ihnen der alte Mann bewußtlos, und als er endlich zu sich kam, war die Gefahr noch lange nicht vorbei. Wochenlang hing sein Leben an einem dünnen Faden. Er war nie krank gewesen, nun packte es ihn auf einmal und wollte ihn nicht mehr loslassen. Und doch wäre ich Ihnen lieber in

seiner Haut gesteckt, als in der des Fräuleins, so schön die war. Ihre kindliche Liebe hatte sich wieder gemeldet, zu ihrer Strafe und Qual. — Oversberg machte es ihr auch nicht leicht. ‚Fräulein Lene,‘ hörte ich ihn einmal zu ihr sagen, ‚wenn er nicht gesund würde, wir hätten keine ruhige Stunde mehr.‘ (Merken Sie: Wir, die Hälfte der Schuld nahm er auf sich.) ‚Er muß gesund werden, und was er will, muß geschehen. Nicht wahr, Fräulein Lene? —‘ Sie nickte stumm: Ja, sie war gebrochen, und er und sie pflegten den Alten Tag und Nacht, wie zwei Geschwister ihren Vater.

„Während der Krankheit des Oberstleutnants wurde der Verkauf von Siebenschloß perfekt gemacht. Ich, damals noch ein Neuling, vertrat die Interessen Oversbergs gegen einen mit allen Salben geschmierten Kerl von einem Wirtschaftsrat, der im Namen des Herrn von Siegshofen abschließen sollte. Manchen Vorteil ließ ich mir abgewinnen, mich oft in die Enge treiben. Hatte ich einmal das Feld behauptet und stritt der andere nur noch zum Scheine weiter, da richtig! war auch schon der liebe Albrecht da und verdarb mir alles mit seinem ewigen: — ‚Geben Sie nach, schließen Sie ab. Ich habe vorher gelebt, ich werde nachher leben. Der Oberstleutnant kommt zu keiner Gemütsruhe, ehe man ihm nicht den Kaufkontrakt auf die Bettdecke legt.‘

„Jeder Mensch hat wohl im Leben etwas, das er sich nie verzeiht, — ich habe diesen Verkauf. Die Rechnung Oversbergs war richtig. Zwanzigtausend Gulden mußten ihm bleiben, wenn der Geschäftsmann des Herrn von Siegshofen nicht zu denen gehört hätte, die dem Stier die Hörner vom Kopf herunter handeln. Unter den obwaltenden, für den Verkäufer recht ungünstigen Umständen blieben ihm kaum fünfzehn.

„Am Tage, an dem wir dieses traurige Resultat erreicht hatten und die Übergabe stattfinden sollte, erschienen Vater und Sohn Siegshofen in Siebenschloß. Der Vater, ein kleiner,

schlauer, schlagfertiger Mann, mit einem Gesichte wie ein Wiesel, der Sohn fünfundzwanzig Jahre alt, hochaufgeschossen, engbrüstig, blutarm, lauter Nerven, kein Nerv. Er schien sehr verliebt in Fräulein Lene. — Sie ist wahrscheinlich das erste gewesen, nach dessen Besitz er eine Weile schmachten mußte." —

„Und sie? wie benahm sie sich gegen ihn?" erlaubte ich mir den Herrn Inspektor zu unterbrechen, und er erwiderte:

„Nach ihrer gewöhnlichen Manier jedem gegenüber, der sich erkühnte, sie merken zu lassen, daß sie ihm gefiel, und der nicht ihr Albrecht war. Da warf sie den Kopf zurück, zog die Augenbrauen zusammen, sah einen fest an mit einem Blick, der, ich sage Ihnen, der sprach nicht, der rief: ‚Schau nur, schau, wie ich dich nicht mag!' ...

„Das aber genierte Herrn Robi nicht, Robi wurde er nämlich genannt. Robert hieß er. Er war in Fräulein Lene verliebt und bekam sie zur Frau, alles übrige galt ihm als nebensächlich. Um ihre Gefühle kümmerte er sich wenig. — Was nicht ist, wird werden, dachte er wohl, und wenn's nicht wird, traurig für sie. Auf Oversberg, den armen Teufel, der bescheidentlich aus dem Wege ging, eifersüchtig zu sein, dazu ließ er sich nicht herab.

„Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, und der ihn mit der größten Ungeduld herbeiwünschte, war Ihnen vielleicht doch — der Oberstleutnant. Er hatte in seinem noch halb wirren Kopf den einen hellen Gedanken: Im Augenblick, in dem seine Lene mit Herrn Robi an den Altar tritt, ist alles gut. Ihm die verhaßte Schreiberei und Rechnungslegerei erspart, von ihr die Gefahr abgewendet, arm zu sein, darben zu müssen ... Arm sein! darben! — davor hatte er Ihnen einen Graus! — Es schüttelte ihn, wenn er die Worte aussprach. Ein Unglück ist ein Unglück. Man übertaucht's oder man übertaucht's nicht — aber Not leiden, das ist ein Unglück von jeder Stunde, ein immerwährendes Unglück, da gibt's kein Übertauchen, da heißt's

untertauchen, das reißt einen hinab. ‚Ich kenn's' sagte er, ‚ich hab's ausgekostet meine ganze, elende Jugend hindurch. Nein, nein, nicht Not leiden, nicht darben soll meine Lene!'

„Ich will ein wenig vorgreifen in meiner Erzählung und gleich jetzt sagen, daß ihm sein Wille getan und die Trauung in der Schloßkapelle abgehalten wurde, ganz still und ohne ihn.

„Anwesend waren nur vier Trauzeugen und die Eltern Robis. Dessen Mutter hatte sich nämlich auch eingefunden; eine anspruchslose Dame, der man ihren Reichtum nicht ansah, sehr einfach und wortkarg. Sie ließ die Braut nicht aus den Augen, und wenn diese arme Seele nicht so benommen gewesen wäre, wie sie war, hätte sie den mitleidigen und kummervollen Blick bemerken müssen, der unverweilt auf ihr ruhte.

Aber sie bemerkte nichts. Sie wurde rot und blaß und wieder rot, und schien einmal ganz Ergebung, und unmittelbar darauf meinte man, die Flammen der Empörung müßten gleich beim Dach heraus schlagen. Und als sie ihr Ja zu sagen hatte, sagte sie hastig: ‚Ja, ja,' und es fehlte nur, daß sie noch hinzugesetzt hätte: ‚In Gottesnamen, weil ihr mich zwingt.'

„Gleich nach der Ankunft der neuen Eigentümer von Siebenschloß hatte Oversberg seinen Koffer gepackt und sprach zu mir, da ich ihn aufsuchte im Amtshaus, in das er sich zurückgezogen, um Platz zu machen: ‚Nun will ich fort.' Worauf ich natürlich nichts erwidern konnte als: ‚Ein großer Verlust für uns.'

„Stellen Sie sich vor, wie verwundert ich Ihnen war, als nicht später denn am nächsten Morgen der Oberstleutnant mich rufen läßt und ganz eigen geheimnisvoll und gerührt anfängt: ‚Ich muß Ihnen eine Mitteilung machen.' — ‚Erfreulich?' — ‚Kommt drauf an — ich weiß noch nicht — was meinen Sie?' Und er weist mir einen Platz an, und ich setze mich an sein Bett. Er stand immer noch spät auf, war mager geworden, sah aber eigentlich gesünder aus als früher, hatte Toilette gemacht, sich

frisiert und rasiert, las auch schon wieder in seinen Schmetterlingsbüchern.

„‚Wissen Sie was?‘ sagte er, ‚also, unser Albrecht bleibt.‘

„‚Nein,‘ sag ich, ‚das kann nicht sein, das wäre zu — gutmütig, sogar für ihn.‘

„‚Es ist, wohl, wohl, es ist.‘ — Und nun erzählte er mir im Vertrauen:

„Am vorigen Abend (wir waren im September, die Tage begannen kurz zu werden), es dunkelte bereits, der Oberstleutnant war im Lehnstuhl eingenickt, und seine Tochter saß neben ihm — da kam Oversberg. — Der Alte sah ihn, er war erwacht, als die Tür ging, tat aber nichts dergleichen. Fräulein Lene machte dem Eintretenden ein Zeichen, und er fragte leise: ‚Wie geht's?‘ ‚Gut, der Doktor war zufrieden.‘ — ‚Heil uns, Fräulein Lene, welch ein Glück. Nun kann ich ruhig scheiden.‘ — ‚Scheiden?‘ In ihrem Tone spricht sich, obgleich sie nur flüstert, alles aus: Überraschung, Bestürzung und ein großmächtiger, unüberwindlicher Unglauben. — Eine Pause, dann fragt sie mit dem liebevollsten und zärtlichsten Vorwurf: ‚Albrecht, warum quälen Sie mich?‘ — Und er: ‚Mein Gott, Fräulein, was soll ich denn?‘ —

„Es entsteht ein seltsamer Streit zwischen ihnen. Sie begreift nicht, was ihn wegtreibt, sie begreift es nicht, sie begreift nur, wenn man jemand lieb hat und wird nicht mit Gewalt von ihm fortgerissen, bleibt man bei ihm. Und er begreift — sie weiß nicht, was sie ihm zumutet, weil sie ein Kind ist, leidenschaftlich und unschuldig. Herrn Robi muß sie heiraten, weil ihr Vater es will — daß sie ihren Albrecht darüber verlieren soll, sieht sie nicht ein. Warum — warum denn? ... Wie sie jetzt mit einander existiert und ihren Krankendienst besorgt haben, wollen sie weiter existieren, das ist in ihren Augen das Zusammenleben von Liebenden. — Oversberg ringt die Hände: ‚Lene, Lene, wenn Sie nicht wären wie ein Kind — Sie könnten

das von mir nicht verlangen!' — Und sie mit gewaltsam unterdrücktem Schluchzen — unheimlich, versicherte der Oberstleutnant, war das Geflüster, aus dem ihre schreiende Herzensangst herausstönte. Im Grunde, wie schon die Frauen sind, sagt sie immer dasselbe: ‚Wenn Sie mich verlassen, haben Sie mich nicht lieb.' Da bricht er endlich aus: ‚Nur zu lieb — ich muß fort, weil ich Sie zu lieb habe. Sie verstehen das noch nicht, aber Sie werden das verstehen. Gott, mein Gott — ein anderer wird es Sie lehren!' Damit wendet er sich und will davonstürzen.

„Lene ist mit dem Rücken gegen das offene Fenster gestanden, ihre Gestalt — die war Ihnen schlank und biegsam wie eine Gerte und dabei kräftig — hat sich scharf abgehoben vom noch etwas beleuchteten Abendhimmel. Zufällig hatte sie die Arme just ausgebreitet und drückte die Handflächen an die Fensterflügel, und wie der Oberstleutnant verstohlen zu ihr hinüber sah, ist sie ihm vorgekommen wie eine Gekreuzigte, und da hat er einen schweren Gewissensvorwurf verspürt und gedacht: Ich bin's, der sie jetzt ans Kreuz schlagen muß, weil ich ihr früher nichts versagen konnte.

„In dem Moment sprach die Kleine auf einmal: ‚Albrecht, Albrecht!' und er blieb stehen. ‚Wissen Sie, wie mir jetzt ist? Ganz wie in Kindertagen. Wenn ich schlimm war, und ich war oft schlimm, und wenn meine liebe schwache Mutter nicht ein und aus wußte mit mir, griff sie zu ihrem letzten Mittel und sagte: Arme Lene, jetzt ist dein Schutzengel fort — ich hab ihn fliegen gesehen. — Da kam ein Gefühl über mich von trostloser Verlassenheit. Ich hab es lang nicht mehr gehabt — jetzt ist es wiedergekommen.'

„Er ist gerührt, spricht hin und her — ich weiß nicht was — allerlei, nur nicht das Richtige. Daß seine Mannesehre ihm befiehlt, sich zu verabschieden, scheint ihm nicht eingefallen zu sein."

„Mannesehre, Herr Inspektor?“ fiel ihm der Dechant mit großer Wucht in die Rede. „Hier muß ich eine Bemerkung machen. Mit dieser Mannesehre ist das so eine Sache. Im Evangelium habe ich nie etwas von ihr gelesen, und überhaupt nicht in der Vulgata und ebensowenig in der Thora.“

„Tut mir leid um diese Törin, oder wie sie auf Lateinisch heißt,“ warf der Inspektor ärgerlich hin. „Zur Sache! — Lene erging sich nun in den bittersten Vorwürfen: — ‚Sie haben mich ins Unglück gestoßen, und jetzt verlassen Sie mich.‘ — Gut, gut, er möge gehen; sie wird sich schon zu helfen wissen, sie wird sterben.

„— ‚O Lene, sterben ist nicht so leicht!‘ gab er ganz durchdrungen zur Antwort, und meinte natürlich — sonst wäre ich tot. Doch sie mißverstand ihn und versetzte:

„‚Lieblos sind Sie, lieblos ... Sie wollen nur fort ... wie mir das tut, kümmert Sie nicht ... Ich bin eine Närrin, daß ich da bitte und bettle ... So gehen Sie denn — gehen Sie, wenn Sie das Herz dazu haben. Ich aber, ich sage Ihnen, ich werde daran sterben, weil ich will, und ich kann, was ich will.‘

„Eine Weile ist es ganz still geblieben, und endlich fragte Oversberg sehr leise und sehr zögernd: ‚Wenn ich bliebe, Lene, würden Sie dann nicht mehr sterben?‘

„Und sie gab mit dem vollen Ton der Freude zur Antwort: ‚O nein, nicht mehr, alles würde ich dann ertragen, alles und leicht ... ich würde leben und — gern.‘

„— Und gern ... armes Ding! dieses Versprechen hat sie nicht gehalten. Wieder ist eine lange Pause gewesen; endlich sagte er:

„‚Ach, Lene, Sie sind stark, und ich bin schwach. — Ich bleibe, Lene!‘

„Ist Ihnen denn richtig auch geblieben.“

„Herr Inspektor," rief ich aus — ich weiß nicht, wo ich die Kühnheit dazu hernahm — „ich wäre auch geblieben."

Die Herren lachten und witzelten, und zwar keineswegs fein; und der Inspektor beschämte mich recht grausam, indem er wegwerfend zu mir sagte:

„Schön von Ihnen. Freilich, eine Dummheit findet immer Gesellschaft. Die Klugheit steht allein. Hören Sie weiter. Den Oberstleutnant hatten alle mit dem Abschied von seiner Tochter verbundenen Aufregungen sehr zurückgeworfen. Er seufzte in einem fort nach seiner „Krankenwärterin", wie er den guten, guten Oversberg nannte, und der ließ sich halt wieder als solche bei ihm anstellen. Nebenbei besorgte er seinen Umzug in einen Bauernhof, den er, teuer genug — natürlich, wozu wären Leute von seinem Schlage auf der Welt, wenn nicht um übers Ohr gehauen zu werden? — erstanden hatte. Das Haus machte ihm wenig Sorge, nur gerade, daß es nicht hereinregnete und daß es ihm nicht über dem Kopf zusammenfiel, mehr verlangte er nicht. Er war nie drin, immer draußen. Der Boden muß ihm kurios gebrannt haben unter den Füßen, schon gar in der ersten Zeit nach der Rückkehr der jungen Eheleute. — Was er sich Ihnen da herumgetrieben hat in Wind und Wetter! Von uns aus ins Gebirg — 's ist eine schöne Distanz. Tag für Tag war er dort — auf der Jagd, hat's geheißen, immer auf der Jagd ..."

„Nun, ja, ein solcher Jäger," meinte der Oberförster, „wahrscheinlich nichts treffen wollen, aber vielleicht was fangen — Grillen vielleicht."

Der Kontrollor, der Herrn Oversberg schon deshalb haßte, weil er eine Tochter um seinetwillen ihrem Vater den Gehorsam gekündigt, bemerkte bissig: „Die weiten Spaziergänge dürften seinem schönen Teint (er sprach Tent) geschadet haben."

„Angeraucht hat er sich nach und nach schon," versetzte der Herr Inspektor. „Seine rosenfarbigen Wangen sind so dunkel

geworden, daß man's nicht mehr merkte, wie ihm das Blut hineinschoß, wenn die Rede auf Frau Lene kam. Anfangs hatte man immer gehört, daß Herr von Siegshofen und Gemahlin um Weihnachten wieder da sein sollten. Der Oberstleutnant zählte einem, wenn man ihn besuchte, die Tage und Stunden vor, die ihn noch vom Wiedersehen mit seiner Lene trennten. Auf einmal wurden deren aber so viel, daß er das Zählen bleiben ließ. Herr Robi hatte geschrieben, er habe einen Husten, müsse etwas für sich tun und werde auf ärztlichen Rat den ganzen Winter im Süden zubringen. Im Mai kamen seine Eltern nach Siebenschloß, ihn da zu erwarten. Dem Vater machte der Husten bang, von dem er in jedem Briefe ausführlich berichtete, die Mutter legte der Sache keine Bedeutung bei und behielt recht, denn als der vielgeliebte Sohn heimkehrte, sah er so gut aus, als er überhaupt aussehen konnte.

„Die Lene hingegen — eine solche Veränderung wie an der — in doch verhältnismäßig kurzer Zeit — habe ich an einem zweiten Menschen nie erlebt. Als ein herrliches, stolzes, blühendes Kind war sie gegangen, als eine blasse, stille, scheue Frau kam sie zurück ... So scheu und fremd und wie hinausgeschoben aus der Welt ... und nirgends weniger zu Hause als in ihrem eigenen Haus, und das ist ihr geblieben bis zu ihrem, zum Glück für sie, frühen Tod.

„‚Was ist ihr — was ist meiner Lene?‘ fragte der Oberstleutnant, und der Schwiegersohn schmunzelte: — Was soll ihr sein? Er hat nichts bemerkt; sie klagt nicht. Daß sie eben nicht besonders hübsch aussieht, hat natürliche Ursachen. Diese waren allerdings vorhanden. Im Spätsommer genas sie eines Knaben. Gott im Himmel, das war Ihnen ein Stammhalter! — Faustgroß. Kein Jahr wird er alt, meinte die weise Frau, und der Doktor machte das bedenklichste Gesicht. Davon durfte man jedoch nichts hören und nichts sehen, sondern mußte tun, als ob man den armseligen kleinen Krietsch für ein kräftiges

Kind halten würde. Und als Frau Lene vom Wochenbett aufstand, mußte man finden, sie sei wieder völlig aufgeblüht in Frische und Gesundheit. Förmlich erpreßt wurde einem das durch den Oberstleutnant und die Herren von Siegshofen. Nur die Schwiegermutter, die meistenteils mit niedergeschlagenen Augen umherging, sah nicht, was sie zu sehen wünschte, sondern was war. Worte hatte sie allerdings darüber nicht verloren, es ließ sich nur aus ihrem liebevollen Benehmen gegen die Schwiegertochter erkennen. Sie machte sich auch in bezug auf ihren Robi nichts weis, tadelte ihn sogar in Gegenwart anderer Leute. Das nahm er denn immer auf wie ein Unrecht, das ihm geschah, und schrieb's einem Mangel an mütterlicher Liebe zu. Im Zaum hielt es ihn aber doch ein wenig. Freilich dauerte das nicht lange. Der alten Dame war der Kampf peinlich, und sie machte sich aus dem Staube. Sobald Frau Lene die Führung des Hauses wieder übernehmen konnte, trieb die Mutter Siegshofen zur Heimkehr nach Wien, und nun stand es Herrn Robi frei, zu tun und zu lassen, was ihm einfiel, ohne daß jemand auch nur ‚Pah' dazu gesagt hätte.

Erst hatte es ihm beliebt, herum zu kommandieren und den Herrn zu spielen in Siebenschloß. Wem Gott die Besitzung gibt, gibt er auch den Verstand sie zu administrieren, wird er wohl gedacht haben. Aber der Verstand, den er gebraucht hätte, wollte ihm nicht wachsen. — Allerhöchste Zeit, der miserablen Wirtschaft, die sogar einen Fremden jammerte, ein Ende zu machen; der nervus rerum war vorhanden, aber — wie packt man die Geschichte an? Herr Robi wußte es nicht, und seine Verlegenheit den Beamten einzugestehen genierte er sich. Kein Wunder am Ende, daß er den Weg zu demjenigen fand, vor dem sich niemand geniert hat, zu — Oversberg."

„Und der hat da gleich angebissen?" rief der Oberförster.

„Das heißt, wie er schon war — nach seiner Manier. Wir haben sein Vorgehen immer das stille Regiment genannt.

Befehlen konnte er nicht" — der Inspektor sagte es lächelnd — „er machte nur Vorschläge."

— Wir waren alle ergötzt, und der Verwalter, der eben wieder einen Kampf mit seiner Weste bestanden hatte, sprach:

„Vorschläge? — gar nicht übel. Ich will mir das auch angewöhnen: Ochsenknechte, wie wär's, wenn ihr euer hungriges Vieh füttern und euch dann erst euren Abendrausch antrinken würdet? — Arbeitsleute, meine Lieben, spielend leicht könntet ihr fertig werden mit dem Binden — ein Landregen droht, und morgen ist Sonntag. Überlegen wir, ob's nicht besser wäre zuzugreifen, statt zu faulenzen — und — und" ...

„Herr Verwalter," unterbrach ihn der Dechant in der Fortsetzung seiner ‚und' — „wenn Zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe."

„Brauchen sich seiner nicht annehmen," versicherte der Inspektor, „es will niemand sein Verdienst schmälern. Er hat manches ausgerichtet, wie schon gesagt — auf seine Art. Wo er mitgeholfen hat, da ist — merkwürdig! den andern allerlei Gutes eingefallen, bei dessen Ausführung er Ihnen immer gleich mit Hand anlegte. Leid war ihm nicht um sich selbst, zu gering hat er eine Arbeit nie gefunden. Nach und nach developpiert er sich als recht leidlicher Ökonom, hatte übrigens viel Glück, verließ sich drauf, und durfte sich drauf verlassen. — ‚Ihnen trägt ja der Windhafer Weizenähren,' habe ich mehr als einmal zu ihm gesagt ... Und dann — brave Leute! ja, die hatte er, und das war eigentlich sein Hauptglück."

„Wird es nicht vielleicht auch sein Verdienst gewesen sein, daß er sie zu finden wußte?" fragte der Dechant, und der Inspektor erwiderte:

„Ja, gewiß. — Herr Robi stützte sich endlich ganz auf ihn. Es kam soweit, daß er nicht mehr dahin zu bringen war, eine Unterschrift zu geben, eine Rechnung zu bezahlen, ohne bei Oversberg angefragt zu haben: ‚Soll ich?' Dabei — man

möcht's nicht glauben — fühlte er sich als dessen Wohltäter. ‚Denn,' sagte er, — ‚ich geb ihm eine Stellung.' Und dann machte er einen wichtigen Buckel, wiegte den Kopf und setzte hinzu, so von oben herunter: ‚Ich tue gern etwas für ihn. — Sie wissen ja — der Arme — — er war halb und halb verlobt mit meiner Frau. — Aber — — sie hat mich vorgezogen.' — Das war wieder seine Manier; wer ihn ansah, stand in seiner Schuld. Er hatte sich nie bei jemand zu bedanken ... Und ein solches Weichtier! Hielt nichts aus und hielt nichts fest. Alle paar Wochen eine andere Liebhaberei, und immer großartig betrieben, Rudersport, Bienenzucht, Astronomie, die Jagd ... Auch aufs Künstlerische hat er sich geworfen. Entdeckt Ihnen, daß ein großes Talent zum Bildhauer in ihm schläft, und daß er bisher nur nichts gemerkt hat von dem Gottessegen. Sofort werden einige Zimmer als Atelier eingerichtet, und ein Lehrer kommt aus Wien. Sie, der hat's verstanden! hat in Siebenschloß ein paar Sachen gemacht — eine Büste von Herrn Robi und eine vom Oberstleutnant und eine vom Stammhalter — schon prächtig! Auch Frau Lene hätte er machen sollen — das ist ihm aber nicht zusammengegangen, denn der junge Mann — ein schöner, großer Bursch war er — verliebt sich zum Wahnsinnigwerden in sie. Nicht imstande, es zu verbergen. Bei Tisch sitzt er, bringt keinen Bissen hinunter, verschlingt immer nur Frau Lene mit den Augen ... Dem Herrn Robi hat's außerordentlich Spaß gemacht, daß seine Frau einem Künstler eine solche Leidenschaft einflößt. Der sanfte Oversberg hingegen ist damals aufgestanden aus seiner Gelassenheit. Zu allen Tageszeiten auf dem Schloß gewesen, sich eingefunden bei den Sitzungen, die Frau Lene im Atelier hatte. — Ja, sich hinreißen lassen, Herrn Robi vor mir zu sagen: ‚Wenn du (sie waren ‚Du' geworden, vermutlich wegen der Stellung) ihm nicht die Tür weisest, tu ich's.' Und er tat's. Wie? haben wir nie erfahren. Auf einmal war der Künstler

abgereist mit Hinterlassung eines Abschiedsbriefes an den Hausherrn, eines Briefes, den zwar der Bildhauer geschrieben, in dem ich aber, als sie ihn mir zu lesen gaben, den höflichen Stil meines guten Oversberg erkannte. — Der trat nun wieder schön zurück in seiner Bescheidenheit, ließ sich nur zur offiziellen Besuchsstunde blicken; das war am Nachmittag, den der Oberstleutnant regelmäßig bei seiner Tochter zubrachte. Schleppte auch sein Kreuz, der Alte.

„O wie gern hätte er den Schwiegersohn geliebt und den Oversberg nicht gemocht! Es war jedoch — was er sich selbst und den andern auch vorzuschwindeln suchte — das Umgekehrte der Fall. Und nun die Angst, daß Frau Lene es ihm nachmachen könnte! Eine begründete Angst ... Herr Jesus, was mag die ausgestanden haben, die Frau!"

Der Inspektor sagte das ganz wehmütig ohne die geringste Spur von Schärfe. Überhaupt, wenn er von Frau Lene sprach, geschah es immer mit verhaltenem Schmerz, und der derbe Mann fand Ausdrücke, um ihre Empfindungen zu schildern, die ich nicht imstande bin aus der Erinnerung wiederzugeben, über deren Zartheit ich aber staunte. Er muß sie sehr verehrt haben. Dafür hat er Herrn Robi kräftig gehaßt und beurteilte ihn vielleicht doch gar zu hart.

„Wissen Sie," sprach er, „im Innersten zuwider war ihr der Herr Gemahl; ihr Gesicht veränderte sich, wenn er ins Zimmer trat, ihre Stimme hatte einen andern Klang als sonst, wenn sie mit ihm sprach.

„Einmal stand sie vor dem Schmetterlingskasten mit ihrem Vater, der ihr und mir eine Vorlesung hielt über den neuesten Fang, den er getan. Da schlich Herr Robi von rückwärts mit großen, leisen Schritten an sie heran und gab ihr plötzlich einen derben Kuß ins Genick.

„Sie zuckte, sie wurde Ihnen wie die Wand, ein Gruseln durchlief sie vom Wirbel bis zur Sohle, und jetzt, denk ich —

jetzt fällt sie hin und wird ohnmächtig. Doch nahm sie sich zusammen und sagte nur: ‚Wie hast du mich erschreckt!‘ —

„Es war aber nicht Schrecken, was sie gepackt hatte, es war Grausen — Ekel ... Es war, was die Leute, die an Katzenscheu leiden, empfinden müssen, wenn ihnen eine Katze in die Näh kommt. Ich hab's ein paar Mal mit angesehen."

„Was das für Sachen sind! Mit solchen Sachen sollte die Meinige mir kommen," brummte der Kontrollor, „die würde ich ihr austreiben. Hat denn der gnädige Herr von Siegshofen nichts gemerkt von diesen Sachen?"

„Doch! momentan ist es ihm aufgegangen. Aber wie solche Leute sind: Wegschieben das Unangenehme — wegschieben! Wenn er sich's zugegeben hätte — was für Ungelegenheit konnte daraus erwachsen. Am Ende gar eine Scheidung. Gott behüt's! Da fand er's viel bequemer und auch schmeichelhafter, zu denken: Mir ist sie recht, warum soll ich ihr nicht recht sein? — und den zärtlichen und geliebten Gatten zu spielen.

„Und sie hatte eine Geduld mit ihm — eine himmlische!

„Seine albernen Launen, sein fippriges Wesen, das läppische Getue, das er manchmal hatte, brachten sie nie außer sich. Sie muß seine Dummheiten schon gekannt haben und immer darauf gefaßt gewesen sein, und ein so erfinderischer Kopf war er trotz seiner Unstetheit nicht, daß er sie mit einer neuen hätte überraschen können."

Hier machte der Generalinspektor eine Pause und fuhr erst nach längerer Zeit mit sichtlicher Selbstüberwindung fort:

„Ganz anders freilich war sie gegen Oversberg. — Mit allen Menschen immer dieselbe, gegen ihn ungleich, sehr ungleich.

„Beim ersten Wiedersehen — als ob sie vor ihm in den Boden sinken möchte, aus Scham, bald darauf, als ob sie ihn gleich zur Rechenschaft ziehen werde wegen einer schweren Schuld.

„Was einem alles einfällt, wenn man anfängt, sich zu erinnern an die alten Geschichten! Kleinigkeiten — nicht der

Rede wert, meint man, und haben einen doch so tief hineinschauen lassen in diese Menschen!

„Unter anderem zum Beispiel das. Es war nach einem Diner, zu dem auch Oversberg und ich geladen gewesen sind. Alle übrigen Gäste hatten schon ihren schwarzen Kaffee bekommen, nur er noch nicht. ‚Kriegt der nichts?' fragte Herr Robi und zeigte mit dem Finger auf ihn. ‚Was hat er denn angestellt, daß er nichts kriegt?'

„Sie wird Ihnen furchtbar rot, schenkt schnell ein in die leere Tasse, die noch vor ihr steht, nimmt sie, geht damit auf ihn zu und sagt überflüssig laut: ‚Verzeihen Sie, Herr Oversberg, ich habe Sie ganz vergessen.'

Vergessen! — Ich bin in einer Ecke gestanden und habe meine Beobachtungen gemacht und den Kampf gesehen, den sie geführt hat, in der Stille ... Vergessen! — die ganze Zeit nichts anderes gedacht, als — Wie bring ich das: Herr Oversberg, Ihr Kaffee, in einem natürlichen Ton und just so heraus, wie ich gesagt habe: ‚Herr Der und Herr Jener, Ihr Kaffee.' Wohl zehnmal die Lippen geöffnet und nach der Tasse die Hand ausgestreckt und sich nicht entschließen können, und sie wieder zurückgezogen ... Jetzt aber plötzlich aufgesprungen, die unglückliche Tasse ergriffen, gezittert, daß man das Löfferl klirren hörte, auf Oversberg zugegangen und ihm eine Lüge und eine Unart hingeworfen. Es ist aber kaum geschehen, so erschrickt sie, erschrickt zum Sterben. —

„Alle sind aufmerksam geworden und stutzig über ihr verstörtes Wesen. Der Oberstleutnant hat am Schnurrbart gekaut und einen Moment nicht viel weniger wild dreingestarrt, als an dem gewissen Tage, an dem er uns wie tot hingeschlagen ist ... Herr Robi lacht, der Esel, über die Verlegenheit, in die er seine Frau gesetzt hat. Einen Schabernack tut er ihr ja immer gern an, muß doch eine kleine ordinäre Rache nehmen für die Gedanken, die er sich ihretwegen in seinen lichten Stunden macht.

„Der einzige, der unbefangen geblieben ist, war Oversberg. Zugleich mit Frau Lene ist er aufgesprungen und ihr entgegengeeilt. ‚Aber Robi,‘ sagt er, ‚ich bitte dich.‘ Und zu ihr: ‚Aber ich bitte Sie, gnädige Frau,‘ und die Tasse nimmt er ihr so ruhig aus den Händen, wie wenn rein gar nichts wäre; höchstens, daß er vermieden hat, sie anzusehen.

„Dieser scheinbaren oder vielleicht wirklichen Ruhe verdankte er die Herrschaft, die er über die anderen gewann. Ich habe nie einen schwachen Menschen gesehen, an den so viele sich angelehnt hätten. Der Oberstleutnant und Herr Robi eingestandenermaßen, Frau Lene unwissentlich und widerstrebend, und das Kind, sobald es jappen konnte, jappte es: ‚Herr Oversberg!‘ — Lief hinter ihm her wie ein Hündlein. Beim Erwachen: ‚Ich will zu Herrn Oversberg!‘ Zu Mittag, wenn man's zum Essen zwang, denn von selbst wollte es nicht — unter Tränen: ‚Aber dann zu Herrn Oversberg!‘ — Und der Kleine — zwischen dem dritten und vierten Jahre hat er sich etwas herausgemaust, wir meinten schon, wer weiß, vielleicht bringen sie ihn doch auf — der Kleine wurde nach und nach sein Leben. — ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ sprach Frau Lene von Zeit zu Zeit und war eifersüchtig auf ihr eigenes Kind, schmerzlich eifersüchtig, und Eifersucht ist eine große Qual .. ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ — Dazu hatte sie sich seine Art, zu lächeln, angewöhnt. So ein armes Lächeln war Ihnen das und bedeutete: Nur zu! Was ich mir wünsche, darf ich ja doch nicht haben.

„‚Ich bewundre Ihre Tugend,‘ sagte ich einmal zu Oversberg — weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit.

„Er machte ein ordentlich strenges Gesicht: ‚Tugend, Herr Verwalter? Wenn ich nur ein wenig anders handeln würde, als ich's tue, wäre ich ein Schuft. Merken Sie wohl: Nicht, wenn ich das Gegenteil von dem täte, was ich tue, nein, schon dann, wenn ich nur ein wenig anders handeln würde. Das ist ein großer Unterschied. Merken Sie wohl!‘ wiederholte er,

‚und kein Schuft sein, ist noch lange nicht Tugend, wie Sie sagen. Ich mag das Wort nicht.‘

„Nicht?‘ Ich gönnte mir's, ihn steigen zu lassen, und stellte mich ganz erstaunt: ‚Sie sind also einer, der seinen eigenen Namen nicht hören will.‘“

Der Inspektor hielt wieder inne, noch länger als früher, bevor er von neuem begann: „Ein paar Jahre, mich hat's gewundert genug, ist nichts geredet worden über Frau Lene und Oversberg. Indessen, Sie können sich denken, der Tratsch auf dem Land! — Die Leut haben halt doch zu munkeln angefangen. Im Schloß war eine Kammerjungfer, nicht übel, nur das sie immer schief lachte, mit dem halben, nie mit dem ganzen Munde. Arbeitsam, famos in ihrem Fach, anständig, ehrlich, aber — eine Viper. Die beehrte mich mit ihrem Vertrauen. Frau Verwalterin werden, hätte ihr gepaßt. Immer wußte sie etwas Neues, und so giftig kam Ihnen bei ihr alles heraus!

Nun, einmal, ich denk's wie heut, begegne ich ihr, es war an einem recht kühlen Vormittag im März, in der Nähe des fürstlichen Tiergartens. Sie hat einen Besuch bei der Försterin abgestattet. Wir bleiben beide stehen, und sie macht gleich ihre Schlangenaugen und erzählt von dem Schrecken und der Gemütsbewegung, die sie vor ein paar Stunden gehabt hat. Sie war im Schlafzimmer der gnädigen Frau beschäftigt (mit Horchen natürlich); nebenan im Salon saß der Oberstleutnant bei seiner Tochter und sprach laut und zornig. Seine ‚Wohl, wohl‘ nahmen schrecklich überhand. Hatten einen Vortrab bekommen, eine Menge ‚Wo‘. Wenn er sich ärgerte, wurde ein förmliches Bellen daraus: ‚Wo, wo, wo, wohl!‘ Die Zofe behauptete, just die Ohren hätte sie sich verstopfen müssen, um nicht jedes Wort zu verstehen, als er Frau Lene unter gehöriger Wo-wohl-Begleitung andonnerte:

„‚Ein Unrecht ... das allerkleinste ... und, du weißt ... meine Pistolen liegen noch immer da.‘

„Sie lachte krampfhaft und sagte — gewiß nicht laut, aber die Viper hat eben gehorcht: ‚Ich weiß, und weiß auch, daß du mich langweilst mit deinen Pistolen. Meinetwegen können sie ruhig liegen bleiben. Eh du dich meiner zu schämen brauchst, Vater, stehst du an meinem Grab und weinst um mich.‘

„Darauf wollte die Kammerkatz mehrere ‚Wo-wohl‘ gehört haben und dann ein Stöhnen und Wimmern wie von etwas Angeschossenen und das Stürzen eines schweren Körpers. Sie sogleich, und gestand es auch ganz ungeniert — das Auge am Schlüsselloch.

„Was sieht sie? — Der Oberstleutnant liegt auf den Knien vor seiner Tochter, die beim Fenster sitzt, mit dem Rücken gegen die Tür. Der Alte ringt die Hände, Bäche von Tränen laufen ihm über das Gesicht ... Wie sie ihm auch zuredet und ihn bittet, aufzustehen, er tut's nicht, er will nicht, er kommt nur immer tiefer hinein in seine Angst und Verzweiflung, schluchzt und beschwört:

„‚Glücklich sein! leben, mir zu Lieb glücklich sein ... Nicht sterben, meine Lene, nicht sterben!‘“ ...

Der Inspektor unterbrach sich plötzlich, und es war, wie wenn die Spannung, die aus den vielen auf ihn gerichteten Augen sprach, ihm ein gewisses Unbehagen verursache; er richtete die seinen auf ein Bild unserer großen Kaiserin Maria Theresia, das ihm gegenüber hing, und sagte gepreßt und nachdenklich:

„Sechzehn Wochen später, auf den Tag, starb Frau Lene. Dreiundzwanzig Jahre alt, im sechsten ihrer Ehe.“

„Sie hat sich gewiß zu Tode gekränkt,“ sagte ich, und der Oberförster sprudelte heftig heraus:

„Ja, just! Das ist auch etwas Neues, daß sich die Leute zu Tode kränken. Zu meiner Zeit haben wir gelitten wie die Hunde und sind dabei gesund geblieben wie die Fische.“

„Und was soll ihr denn gefehlt haben?“ erkundigte sich der Kontrollor, so böse und so bissig, als ob er ihr nicht einmal

das Recht auf eine Krankheit, an der sie sterben durfte, zugestanden hätte.

Der Inspektor zuckte die Achseln: „Röserln auf den Wangen gehabt, gefiebert. — Der Doktor, so einer wie die Landärzte gewesen sind vor vierzig Jahren. Wenig Kunst, viel Erfahrung, voll Devotion vor allem, was in Schlössern wohnt; der Doktor also sprach sich nicht aus. Er war auf das Schweig- und Vertuschungssystem des Herrn Robi eingeschustert. Erst einen Monat vor ihrem Tode hat man angefangen, sie als eine Kranke zu behandeln. .. Und sie, sich's nicht gefallen lassen wollen, selbst da noch nicht; sich geschleppt, auf die Gesunde gespielt, viel heiterer gewesen als je zuvor, und viel zärtlicher mit ihrem Kinde."

„Und vielleicht auch mit ..." begann der Kontrollor und wollte dazu eine Prise nehmen. Aber seine flammend rote Nase hatte sich umsonst auf den bevorstehenden Genuß gefreut, und seine Rede blieb unvollendet.

Sie war ihm abgeschnitten worden durch ein: „Herr Kontrollor!", in dem wenigstens ein Dutzend R bedrohlich knatterten wie Kleingewehrfeuer.

Der Herr Dechant hatte gesprochen.

Fast unmerklich dankte ihm der Inspektor mit einem raschen Blicke und sprach: „Oversberg war in dem Jahre wenig in Siebenschloß; blieb fern, hielt's nicht mehr aus in der Nähe Frau Lenes. Die Arme mit ihrem Schutzengel! Der Schutzengel war immer auf der Flucht vor ihr."

„Der die Versuchung flieht, der ist der Held," flocht der geistliche Herr ein.

„Ich war dabei, wie er, zum letzten Male in ihrer Gegenwart, anzeigte, daß er verreise, und sich empfahl. Sie senkte bei dieser Nachricht rasch die Augen; um ihre Lippen spielte es seltsam trotzig und herbe; aber sie schwieg. Er machte ein tiefes Kompliment, und — draußen war er. Nie hab ich gesehen, daß

er ihr oder sie ihm die Hand gegeben hätte. Aber in einem geheimen Einverständnis ist er doch gewesen — mit dem Doktor; der schrieb ihm regelmäßig. Darauf bin ich gekommen. Nun tritt Ihnen das Ende geschwinder ein, als der Arzt erwartet hat. Da zitiert er mich. — ‚Sie stirbt,' sagt er. ‚Ich bitte Sie, bleiben Sie da für alle Fälle; beim alten Herrn. Mir ist bang um ihn. Eigentlich sollt man ihn und Herrn Siegshofen vorbereiten!' — ‚Das wäre die Sache Oversbergs,' meinte ich, und unglaublich, aber wahr, sehnte mich nach ihm in diesem Augenblicke. ‚Daß er auch jetzt noch fort sein muß!' — ‚Ich hoffe, er kommt,' seufzte der Doktor, ‚ich habe ihm telegraphiert und ihm einen Wagen auf die Bahn geschickt. Wenn alles klappt, könnte er da sein in anderthalb Stunden ... Geb's Gott, daß die Katastrophe nicht früher eintritt. Was fangen wir sonst mit dem alten Herrn an?'

„Ich entschließe mich und frage: ‚Soll ich zu ihm?' — ‚Nein, noch nicht. Er hat die ganze Nacht bei der gnädigen Frau gewacht und ist jetzt drüben beim gnädigen Herrn und ruht ein wenig aus. Beide schlafen.'

„So bin ich denn vor dem Schloß geblieben, habe mich auf die Bank neben dem Tor gesetzt und gewartet.

„Der Doktor geht ein-, zweimal hinauf, kommt wieder, zündet sich eine Zigarre an, steckt sie verkehrt in den Mund, macht sich nichts draus. Was ihn plagt, ist seine Sorge um den Oberstleutnant und auch die, daß noch keine Anstalten wegen des Geistlichen getroffen worden sind. ‚Was anfangen, Herr Verwalter, wenn Herr Oversberg nicht kommt? ... Aber er kommt,' tröstete er sich, ‚und dann ist uns geholfen. — Die gnädige Frau scheint mir jetzt etwas besser, zum größten Glück ... Mein Gott, wenn nur Herr Oversberg käme!'

„Nun denn, Schlag acht fährt er in den Hof, springt aus dem Wagen und auf den Doktor zu und keucht mehr, als er spricht: ‚Lebt sie noch?' — Der Doktor wiederholt: ‚Noch,' und bringt

seine Schmerzen vor wegen des Oberstleutnants und des Geistlichen. Oversberg hört ihn an, oder hört ihn nicht an — ich weiß nicht. Er hat keinen Tropfen Blut im Gesicht, beißt die Zähne zusammen und geht ins Haus, über die Stiege, den Gang geradeaus, auf die Zimmer der Frau Lene zu.

„Wir folgen ihm, der Doktor und ich, bis in den Salon. Er, das bemerken, sich umwenden und uns zurufen mit einer Stimme voll Zorn und Schmerz: ‚Ich — ich allein! ...‘

„Der Doktor wagt nicht mehr sich zu rühren; ich denke mir: Was hast du zu kommandieren? und suche mir einen Platz, von dem aus ich Frau Lene sehen kann, ohne daß sie mich bemerkt. Beide Flügel der Tür zum Schlafzimmer sind offen, das Bett ist gerade gegenüber, frei, mit dem Kopfende an der Wand gestanden. Die Viper und ein Stubenmädchen haben, auf Befehl der Krankenwärterin, eben im Salon die Fenster aufgemacht. Die gute, frische Morgenluft ist hereingekommen und durch die Zimmer gestrichen und über das Bett der Kranken, und über ihr Gesicht und durch die kleinen, zerzausten, braunen Locken. Ihre Augen sind geschlossen, die Wangen fahl, sie sieht aus, als ob sie einen schweren, finstern Traum hätte, rührt sich nicht, nur die Finger zucken und klopfen auf die Decke. Die Krankenwärterin, die vor ein paar Tagen aus Wien gekommen ist, steht neben ihr und wischt ihr mit einem Batisttüchel den Schweiß vom Gesicht.

„Gute Nacht, Frau Lene, denke ich, und bin doch froh, daß ich sie noch einmal gesehen habe, ohne daß ihr Plagegeist dabei war, der Herr Robi ... Nun aber tritt Ihnen Oversberg — mit Schritten, wie wenn er der Herr wäre, ans Bett ... Nimmt der Wärterin das Tücherl aus der Hand, schiebt Ihnen die Person weg, sie dürft ein Sessel sein, der ihm im Weg ist, beugt sich über die Kranke und sagt ganz laut: ‚Lene, liebe Lene!‘ — Und sie macht die Augen langsam auf, und ihr Gesicht verwandelt sich. Alle Traurigkeit in Freude — aller Schatten in Licht. Die

Jugend ihrer sechzehn Jahre erwacht in ihrem Blick, und ihr altes Lächeln ist auch wieder da, ihr Lächeln aus der früheren Zeit — das rosige, sonnige, das heißt: Was ich mir nur wünsche, alles, alles habe ich! ...

„‚Albrecht,‘ sagt sie einige Male leise und deutlich und sieht ihn flehend an. So schüchtern kommt's heraus, als ob sie kaum hoffen würde auf die Erfüllung ihrer Bitte: ‚Albrecht ... einmal ... geben Sie mir einmal die Hand —‘ und wie er ihr die Hand gibt: ‚Die andere auch.‘ Sie hält seine beiden Hände in ihren Händen und sagt: ‚Sie haben mich doch ein wenig lieb gehabt.‘ — ‚O Lene, Lene, immer gleich übermenschlich lieb!‘ war seine Antwort. ‚Dank‘ — nur gehaucht, aber die Seligen im Himmel danken so, glaub ich. Sie streckt die Arme aus, drückt seine Hände fest — fest ... macht einen tiefen Atemzug und ist tot.

„Er ist sehr lange vor ihr stehen geblieben, ohne den Blick von ihr zu verwenden, hat endlich seine Hände aus den ihren gelöst, das Tücherl an seine Augen und an seinen Mund gepreßt, es zu sich gesteckt, und — merkwürdig, da er sich von ihr ab und uns zuwendet — nichts hätten Sie ihm angesehen — nichts, sage ich Ihnen.

„Sie liegt da, ausgesöhnt mit dem Leben, mit allem, und man hätte sie für ein Kind halten können, das vor Müdigkeit eingeschlafen ist; aus ihm spricht ein Frieden — völlig erhaben. Ja, ja: sanft und leicht ist sie gestorben, und er hat einen schönen Augenblick gehabt in seinem Leben, und das war der.

„Anders der Oberstleutnant und Herr Robi. Der Alte nach dem Tode seiner Tochter total niedergebrochen, und was das Geistige betrifft — fertig gewesen. Der Herr Robi ein Vierteljahr hindurch — untröstlicher Witwer: ‚Mein Weib! mein geliebtes, liebendes Weib!‘ Er hat, beteuert er, ihr frühes Ende vorausgesehen und ihr deshalb die goldenen Tage bereitet, die sie an seiner Seite gehabt. Er wollte ein Gedicht machen

für ihr Grab, brachte es aber nicht über die erste Zeile. Die lautete einmal: ‚Kein Zwiespalt trübte unsern Himmel‘, und ein anderes Mal: ‚Zu sonnig unser Weg.‘ — Sogar der geduldige Oversberg zeigte offen, daß ihm die Faxen zum Hals herauswuchsen; nur der Oberstleutnant konnte nicht aufhören, sich wiederholen zu lassen, wie glücklich seine Tochter gewesen. Den Trost suchte, wollte er, an den klammerte er sich aus Selbsterhaltungstrieb, der immer mächtig in ihm war.

„Sie hatten Frau Lene — einstweilen — auf dem Dorfkirchhof beigesetzt, den Platz aber schon ausgesucht, auf dem sich ihr Mausolum erheben sollte.“

„Mausoleum,“ berichtigte der Dechant, indem er das le nachdrücklich betonte.

„Natürlich! — man darf sich doch versprechen,“ versetzte der Inspektor. „Ein Mausoleum wollte er ihr bauen, und in der Art wie das vom großen Napoleon hätte es werden und auch schon gleich fertig dastehen sollen. Nun — die alte Geschichte. Die Arbeit mit dem bekannten Robischen Stallfeuer angefangen und betrieben worden, bis der Winter sie unterbrochen hat. Dann ist der Bauherr davon gerutscht, zur Erholung nach Wien, und Oversberg hat in seinem Namen weiter regiert.

„Um die Weihnachtszeit gab es eine Überraschung in Siebenschloß — Frau Lene kam zurück. Leibhaftig, herzig, wie sie unter uns gewandelt, aber — aus Stein, in der Gestalt ihrer für das Mausoleum bestimmten Statue. Der junge Bildhauer hatte sie gemacht, und es war noch seine ganze Liebe drin. Mir hat's beim ersten Anblick den Atem verschlagen ... Etwas so Schönes! Der Kopf sehr sanft vorgeneigt, der linke Arm herabhängend am zarten, schlanken Leib, die rechte Hand ein wenig erhoben, das Kleid einfach, in vielen Falten. Und der Ausdruck in dem Ganzen! Unschuldig und doch bewußt, ein Mädchen und doch eine Frau. Ja, eine solche Kunst lasse ich mir gefallen.

„Der Oberstleutnant brach vor dem Ebenbilde seiner Tochter in Tränen aus, konnte sich die längste Zeit nicht fassen. ‚Sie spricht ja!‘ rief er endlich, ‚sie spricht! ... Sag, wo bist du jetzt, meine Lene? Sag es uns!‘

„Die Statue wurde auch ‚einstweilen‘ zu Häupten von Frau Lenes Grab aufgestellt, steht heute noch auf demselben Fleck, denn zum Ausbau der Gruft ist es nicht gekommen. War unmöglich, solche Kapitalschnitzer haben sie im Anfang mit ihrem Überhetzen gemacht. Was wäre in unserem rauhen Klima aus dem Meisterwerk geworden, wenn Oversberg nicht später ein Kapellchen darüber hätte mauern lassen?

„In der ersten Zeit, in der das schöne Steinbild sich dort befand, fuhr ich eines Nachts im Schlitten von einer Unterhaltung — es war Fasching —, die ich in der Kreisstadt mitgemacht hatte, nach Hause. Die Straße führt über Siebenschloß. Am Ende des Dorfes macht sie eine Schlinge, die sich abschneiden läßt, indem man einen schmalen Weg längs der Friedhofsmauer einschlägt. So tat ich. — Das Land ist flach wie der Tisch; der Schnee lag festgefroren und schuhhoch. Nun, wie ich an der kleinen Gittertür vorbeikomme — was sehe ich? — Sie steht halb offen. Was soll das heißen? Wer hat bei nachtschlafender Zeit auf dem Kirchhof zu tun? Ich halte, steige aus, binde mein Pferd an den nächsten Baum. Wollen uns doch umschauen, denk ich, und geh hinein.

„Von weitem schon schimmert mir, mitten unter den niederen Kreuzen ringsum — Frau Lene entgegen. Hinter ihr die dunkeln Zypressen der Oversbergischen Gruft, ihre Gestalt hebt sich von ihnen ab, weißer als der Schnee, eine wahre Lichterscheinung. Ich trete näher ... da höre ich ein Schluchzen aus tiefster Brust, hart, trocken, und sehe der Länge nach ausgestreckt einen Menschen am Boden liegen vor der Statue, das Gesicht auf ihren Fuß gepreßt. Es ist Oversberg ... Sein ganzer Körper bebt und schüttert in einem leidenschaftlichen, verzweiflungsvollen

Schmerz, und er gibt sich ihm willenlos hin, der Mann der Selbstüberwindung.

„Die steinerne Frau Lene schaute mild auf ihn herab, und gar seltsam machte sich's, daß ihre Hand sich gerade über seinen Kopf ausstreckte wie zum Segen, wie zum Schutz.

„Nun — ich zog mich still zurück; mir war's nicht darum zu tun, ihn zu beschämen.

„Wissen aber wollte ich, in welchem Humor er sie befand nach einem solchen Stelldichein mit seiner toten Geliebten. So nahm ich mir zu Hause nur Zeit, mich anzuziehen und zu frühstücken, und fuhr sofort wieder nach Siebenschloß. Einkaufen, leider. Sie hatten dort ihr gewöhnliches Glück gehabt und trotz des nassen Jahres ihr Heu trocken herein gebracht. Wir — nicht.

„Ich traf ihn in der Kanzlei mit den Plänen zu einer Wasserleitung beschäftigt, die er später ausgeführt hat. Als ich von der großen Entfernung der Quellen hörte und von den vielen Bauerngründen, durch welche die Röhren laufen sollten, kam mir das Unternehmen sehr keck vor, und ich sagte:

„‚Sie, das bleibt auf dem Reißbrett.'

„Er suchte mich zu widerlegen, rechnete, zeichnete mir vor und war halt bei der Sache wie ein Mensch, der nichts anderes als das im Kopfe hat. Die Augen glänzten ihm, als ob er sie die ganze Nacht nicht aufgemacht und höchstens von der Wasserleitung geträumt hätte. Es verdroß mich, ja — ich kann's nicht leugnen, und ich tat, als wenn er mich zu seiner Meinung bekehrt hätte, und sagte: ‚Das dürfen auch nur Sie riskieren — mit Ihrem Glück!' Worauf er wegsah und schwieg.

„Das Trauerjahr war noch nicht ganz um, und Herr Robi der untröstliche Witwer, wieder verheiratet. Dieses Mal mit einem Fräulein von Adel, so einem papiernen wie der seinige. Schöne, stattliche Blondine, lebenslustig, viel Geld gebraucht. Offnes Haus in Wien, offnes Haus auf dem Lande, Herr Robi anfangs ganz aufgemischt, dann froh, wenn er beim Oberst-

leutnant sitzen und sich ein bisserl langweilen konnte, zur Erholung von allen den Festivitäten.

„Seine Frau machte Witze über die Greisenkolonie in Siebenschloß, denn auch die alten Siegshofen hatten sich — nachdem er sein Geschäft aufgegeben — dahin zurückgezogen. Um den Stiefsohn kümmerte sie sich nicht stark; sie hat eigene Kinder bekommen, die etwas gesünder ausgefallen sind als der war. Ihn erhielt ja nur, man muß wirklich sagen, künstlich, die außergewöhnliche Sorgsamkeit, die seine Großeltern und Oversberg auf ihn verwendeten, bis zum siebenten Jahre. Die junge Frau wurde traurig, wenn sie ihn ansah: ‚Armes Tierchen, es wird nicht leben,' sagte sie voll Mitleid, denn sie war gutmütig. Wäre sie böse gewesen, sie hätte die Alten, die doch keine Gesellschaft für sie waren, von Siebenschloß weggedrückt, so aber — drückte sie sich selbst, brachte den Winter in der Stadt, den Sommer in See- und anderen Bädern zu. In Siebenschloß erschien sie nicht mehr, und Herr Robi nur selten, um seine Alten und seinen Erstgeborenen zu sehen, den ihnen wegzunehmen er nicht das Herz hatte. Das Treibhauspflänzchen war ihr Glück und das Oversbergs.

„Es überlebte nur die Großeltern Siegshofen. Bald nach ihnen ging auch ihr Enkel.

„Nun — was Oversberg für Frau Lene nicht hatte tun dürfen, hat er für ihr Kind getan, es gehegt und gepflegt unermüdlich, ist nicht von ihm gewichen Tag und Nacht. In der Krankheit war's seiner Mutter immer ähnlicher geworden, lag im Sarge wie sie, so schlank und weiß, und hatte auch die langen, dunklen Wimpern, die einen durchsichtigen Schatten warfen auf seine abgemagerten Wangen, und um den Mund ihr letztes, seliges Lächeln ... An diesem kleinen Sarge ist die Erinnerung an sie wieder recht lebhaft erwacht, aber auch die Giftstaude der Verleumdung, von der man meinte, sie ist glücklich eingegangen, wieder in die Höhe geschossen. — Ja, die Viper saß

nicht umsonst im Amtshaus und hatte den Revisor genommen, weil der Verwalter nicht zu haben war.

„In der Gestalt des Bedauerns und des Lobes suchte die Lästerung den armen Oversberg auf. — ‚Das ist ein Verlust für Sie! Sie sind ja so gut! Nein, diese Güte, diese Liebe zu dem armen Kind ... Sein eigener Vater hätte nicht anders mit ihm sein können!'

„Und er alles für bare Münze genommen, nichts gemerkt. Ich mußte ihn, dem Andenken Frau Lenes zu Ehren, aufmerksam machen, er solle sich gewiß recht zusammen nehmen beim Begräbnis, und warum er's solle, und daß die Leute nur warten, daß er dem Kinde ins Grab nachspringt, und sich darauf freuen.

„Da ist er wachsbleich geworden. — ‚Was sagen Sie?' wiederholte er ein paar Male und preßte seine Hände zusammen. Mit welcher Kraft, werden Sie sich vorstellen, wenn ich Ihnen sage, wie er sie auseinander nimmt, sind sie voll Blut.

„Zum Begräbnis, um keinen Preis früher, ist Herr Robi erschienen. Dabei sein, wenn sein Kind leidet — unmöglich; das konnte er nicht, so grausam ist er nicht. Jetzt aber zeigt er sich! Alles aus Wien kommen lassen, den ganzen Pomp: Sechs Schimmel, blauen, silberbeschlagenen Wagen, silberbeschlagenen Sarg — silbergesticktes Bahrtuch, Fackelträger und so weiter. Die Geistlichkeit aus der ganzen Gegend zusammengetrommelt; der Zudrang ungeheuer — natürlich. Von weit und breit sind die Menschen herbeigelaufen, um das Leichenfest mitzumachen. Wie einen Prinzen, erzählt man sich, wird Herr von Siegshofen seinen Erstgeborenen begraben lassen, ‚und Herr Oversberg wird ihm ins Grab nachspringen,' setzten die Eingeweihten hinzu.

„Ist ihm aber nicht nachgesprungen. Dagestanden und sich geniert, weil Herr Robi gar so theatralisch war, besonders in dem Moment, in dem er die ersten Schollen Erde auf den Sarg werfen und dann die Schaufel dem Oberstleutnant reichen mußte.

„Der hatte durchaus mitgehen und seine alte Uniform an-

legen wollen, und nahm sich in ihr aus — zum Weinen; sie ist an ihm gehängt wie an einem Rechen. Ihretwegen wahrscheinlich auch das militärische Auftreten, zu dem er sich, seinem runden Rücken und seinen wackligen Beinen zum Trotz, gezwungen hat, und die Anstrengung, die er machte, um die Tränen hinunter zu schlucken, die ihn beinah erstickten.

„Zu viel für den gebrochenen Mann ... Wie er die Hände nach der Schaufel ausstreckte, zitterte er so stark, daß er daneben griff, sie fiel, er stolperte und wäre bei einem Haar gestürzt, knapp neben der Grube. Wir haben ihn glücklich aufgefangen, ich und Oversberg, und der hat ihn beim Arm genommen und nach Haus geführt.

„An den Neugierigen vorbei sind sie gegangen, die Oversberg unverschämt anglotzten. Nun ja — er hat ihre Erwartungen getäuscht ... Auch er schaut — zieht die Augenbrauen zusammen, und sein Blick sagt deutlich, niemand konnte es mißverstehen:

„Gesindel!

„Ja, wenn er sich nur öfters hätte ärgern können; es ist ihm gut gestanden.

„Seit der gewissen Andeutung, die ich ihm gemacht habe, ist das Kind nie wieder von ihm erwähnt worden. Was er im stillen durchgemacht haben wird — meiner Treu, lieber er als ich. Äußerlich hat sich an ihm wenig verändert, nur daß er womöglich noch fleißiger geworden ist als früher — angezogen, angezogen — die pure Schraube! ... Viel später einmal kommt, ganz zufällig, die Rede auf den kleinen Robi, und daß es doch schade ist um das einzige Kind Frau Lenes.

„‚Ein Unglück,' sage ich, und er seuzt tief auf:

„‚Nein — ein Glück. Den Willen sollte man ihm tun, und ihn dabei doch erziehen ... Er so kränklich, und wir so schwach ... Wir hätten ihn verwöhnt, was wäre aus ihm geworden? O wohl ihm! wohl ihm!'

„Darauf konnte ich nur entgegnen: ‚Dann ist's ja recht. Aber Ruhe würde ich mir an Ihrer Stelle gönnen. Für wen plagen Sie sich, wenn das Kind nicht mehr da ist, dem Siebenschloß doch einmal zugefallen wäre? Was haben Sie jetzt von Ihrer Arbeit?'

„Er sah mich an, wie wenn ich die größte Dummheit ins Leben gesetzt hätte, und gab mir zur Antwort: ‚Nun doch — die Arbeit.'".

Diese Auffassung erregte das Mißfallen der Herren Beamten. Der Verwalter fand kein Ende mit: „Erlauben Sie mir, und und und" ... der Oberförster rief: „Dilettantenfleiß, Unsinn das!" Der Kontrollor polterte, so ein verzwickter Junggeselle, dem nie ein Dunst davon aufgestiegen ist, was es heißt, eine Familie ernähren, habe leicht plappern. Am gelassensten blieb der Revierjäger, der sprach einfach: „Von der Arbeit nichts haben wollen als Arbeit — das ist mir zu hoch."

„Ist es Ihnen?" versetzte der Inspektor mit spöttischem Triumphe — offenbar hatte er sein Publikum jetzt da, wo er es haben wollte. — „Nun, mir auch. Für tüchtige Arbeit tüchtigen Lohn, ist mein Grundsatz. Und zum Beweis, daß ich ihn auch vertrete — eine Mitteilung, meine Herren."

Er war plötzlich in seinen trockensten Geschäftston übergegangen, erhob sich (wir, selbstverständlich, sprangen auf), schlug an sein Glas und sprach unter lautloser Stille: „Unser gnädigster Herr Fürst hat auf meinen Antrag die Besoldung sämtlicher hier anwesender Forst- und Wirtschaftsbeamten um fünfundzwanzig Prozent erhöht."

Das war eine Überraschung, eine Rührung, eine Dankbarkeit, ein gegenseitiges Glückwünschen! Ich mußte warten, bis die hochgehende Flut der allgemeinen Freude sich gelegt hatte, um, mit dem Rechte des einzigen, der bei einer großen Bescherung nichts bekommen hat — aber auch nichts braucht,

Gott sei Dank! — den Herrn Inspektor um das Ende der Geschichte Overbergs zu bitten:

„Sie hat kein End'," erwiderte er, „sie ist aus, das ist ihr End'."

„Ach," rief der Revierjäger, ganz übermütig gemacht durch das unerwartete Glück, das ihm zuteil geworden (er ist unser ländlicher Don Juan). „Verehrter Herr Inspektor, entschuldigen, daß ich mich ausdrücke, aber mir scheint, Herr Oversberg war ein Narr und hat keine Courage gehabt. Wenn er zugegriffen hätte, da sich das hübsche Fräulein so tapfer für ihn deklariert hat, alles wäre gut geworden. Der alte Herr hätte sich erholt, wie er sich ja erholt hat, und verziehen und seine Enkel gehutscht, anstatt ..."

Der Inspektor unterbrach ihn: „Natürlich! — Hab ihm's auch vorgehalten ... Aber der! ... mich spazieren geschickt, nichts anderes; gesagt: Sie haben ihn ja damals gesehen — nämlich den Alten. Nach menschlicher Voraussicht wäre er einer neuen Gemütsbewegung gewiß unterlegen, und — wir können nur nach menschlicher Voraussicht handeln ... und auch nur nach unserem eigenen Charakter ... Sie und viele — Stärkere als ich würden anders gehandelt haben ... ich, ich bin ein schwacher Mensch. Und noch etwas: Die Liebe in einem Winkel des Herzens, die Hochachtung in einem anderen — es kommt oft vor. Bei mir wohnen sie beisammen. Die Lene, die von ihrem sterbenden Vater weg zu mir gelaufen wäre — das wäre nicht mehr meine Lene gewesen ..."

„Bravo!" rief der Kontrollor, „da hört man einmal etwas Vernünftiges von ihm."

„Und was ist denn," fragte der Verwalter und gab seiner Weste eine so nachdrückliche Mahnung, daß sie genug hatte und für diesen Abend ihre ehrgeizigen Bestrebungen aufgab, „was ist denn mit dem Herrn Oberstleutnant geschehen, und und? ..."

„Der Oberstleutnant weinte und klagte seinen Schmerz um den Sohn seiner Lene aus," erwiderte der Inspektor, „und duselte dann noch viele Jahre gemütlich weiter und wurde uralt, und mein guter Oversberg auch nicht jünger. Tag für Tag, bei jedem Wetter, wanderten beide zum Kirchhof. Der Alte setzte sich auf ein Bänklein am Grab seiner Tochter, blieb in Sommerszeit stundenlang dort sitzen und war Ihnen stillvergnügt. Die Schmetterlinge hatten jetzt Ruhe vor ihm. Ungeniert konnten sie ihn umflattern, sich auf seine Hand niederlassen, er betrachtete sie mit Kennerblicken und — ließ sie fliegen. Ein besonders schöner Admiral hatte einmal Platz genommen auf dem Netze, das er gewohnheitsmäßig immer mittrug und neben sich auf das Bänklein legte.

„‚Fangen,' sagte ich — denn müssen Sie wissen, ich besuchte ihn hie und da auf seinem stillen Plätzchen — ‚fangen Sie ihn doch!'

„Er lachte, wiegte den Kopf hin und her und erwiderte mit ordentlich schalkhafter Miene: ‚Du sollst nicht töten!'

„Da konnte ich mir's nicht versagen, die Frage an ihn zu stellen, ob diese Auslegung des göttlichen Gebotes von ihm selbst oder von Oversberg herstamme, brachte aber eine klare Antwort aus ihm nicht heraus. So bleibt es denn ewig unentschieden, dürfen wir oder dürfen wir nicht unter den vielen Verdiensten, die der heilige Albrecht sich erworben hat, auch aufzählen: Er rettete mehreren Schmetterlingen das Leben ... verdarb damit freilich dem alten Oberstleutnant seine letzte Freude, wodurch das Verdienst wieder vermindert wird — um wie viel? — Das sind Spintisierungen, in die ich mich nicht einlasse, das geht Sie an, Herr Dechant."

Dieser nahm den Scherz nicht übel, sondern erwiderte mit Schmunzeln: „Spintisierungen, ja, über einen Konflikt der Pflichten, die einem buddhistischen Weisen besser anstünden als einem christlichen Priester."

„Aha!" rief der Inspektor, „der gute Oversberg gibt sogar Ihnen ein Rätsel auf. Lassen Sie mir, ich bitte recht sehr, gelten, daß er für mich eines bleiben durfte, bis an sein seliges Ende ... Denn selig soll es gewesen und er mit seinem Sprichwort auf den Lippen gestorben sein. Das lautete: ‚O welch ein Glück!' — Im Leben alle Augenblicke: ‚Welch ein Glück!' und im Sterben, als er den Arzt, der ihn für bewußtlos hielt, sagen hörte: ‚Es geht zu Ende,' — auch wieder: ‚Welch ein Glück!' So hatte er sich's angewöhnt. Wie oft haben wir ihn deswegen ausgelacht! Seine berühmte Chance als Ökonom hat ihn ja auch manchmal sitzen lassen, die Dummheit und Bosheit der Menschen ihm auch zu schaffen gegeben. — Einmal ist die ganze Gemeinde gegen ihn aufgestanden, bis auf — zwei Häusler: ‚Zwei Ehrenleute,' sagt er: ‚Welch ein Glück!' ... Wirklich, ich fahr ihn an: ‚Wenn Ihnen der Sturm Ihr Haus zerstört und nur zwei Ziegel aufeinander sitzen bleiben, Sie werden noch sagen: Welch ein Glück! ... Nein, Ihre sanftmütige Heiterkeit, wo Sie die hernehmen!'

„‚Woher?' — das gab ihm zu denken, und erst nach einiger Zeit antwortete er: ‚Sie hat vielleicht einen recht engherzigen Grund; sie kommt vielleicht aus dem Bewußtsein — ich habe alle meine Lieben geborgen, es kann nur noch mir etwas geschehen.'

„Er war ein alter Mann, seine Haare waren weiß geworden, den Kopf trug er ein wenig gebückt, sah jeden von unten herauf mit außerordentlichem Wohlwollen an. Manche, besonders die Jüngeren, wie sie schon sind, erwiderten das in einer Art: Machen Sie sich doch nichts aus mir, ich mache mir ja nichts aus Ihnen. — Ob mein guter Oversberg so etwas gemerkt hätte? — nie! ... Er ging dahin ..."

Zum letzten Male an dem Abend unterbrach der Herr Dechant den Herrn Inspektor. Der alte Herr lehnte sich zurück in seinen Sessel, legte die Hände auf den Rand des Tisches, wie

er sie auf die Kanzelbrüstung zu legen pflegt und sprach: „Er ging dahin, unverwundbar durch seine Harmlosigkeit und Güte, wie die Helden der nordischen Sage es geworden sein sollen durch ein Bad in Drachenblut. Ehre seinem Andenken! Sonderbar, Herr Inspektor, sehr sonderbar, Sie haben mir mehr von ihm erzählt, als Sie selbst von ihm wissen und wissen können. Denn, nehmen Sie es ja nicht übel, wenn ich mir die Bemerkung erlaube: Sie sind ein gescheiter Mann, ein rechter Schätzmeister der Fähigkeiten, der Arbeitskraft anderer in ihrem wichtigen, weit umfassenden Wirkungskreise. Aber einen einfachen und edlen Menschen — verstehen Sie nicht."

Der Nebenbuhler

I.

Graf Edmund N. an Seine Hochwürden Herrn Professor Erhard.

Paris, den 10. Mai 1875.

Mein verehrter Freund!

Da bin ich aus Marseille eingetroffen, vor vierzehn Tagen, die mir vergangen sind wie vierzehn Stunden.

Es ist unmöglich, liebenswürdiger empfangen zu werden, als ich es wurde von Freunden und Verwandten. Freilich begegnet man auch nicht alle Tage einem Manne, der direkt von den Antipoden kommt, mit Menschenfressern zu Mittag gespeist, am Salzsee gewohnt, den schwarzen Turban der Kopten getragen, den Schrei auf Ceylon gehört hat und bei indischen Schlangenbändigern in die Lehre gegangen ist.

Tante Brigitte grüßt Dich. Sie hat sich kürzlich frisch emaillieren und perückieren lassen, und jetzt machen wir gegenseitig Staat miteinander. Von einer Veränderung an ihr keine Spur. Sie sagt noch immer bei den unpassendsten Gelegenheiten: Ah je comprends ça! Sie spricht noch immer mit derselben Schwärmerei von meiner verstorbenen Mutter: ihrem Kinde mehr als ihrer Schwester, und bricht plötzlich ab mitten in der tiefsten Rührung, wischt sich die Augen, winkt mit dem Taschentuche und seufzt: „Va mon enfant, va te distraire.“

Lieber Freund, ich bilde mir ein, daß auch sie vor Zeiten nicht verschmäht hat, kleine Zerstreuungen zu suchen in ihrem Schmerze, erst um die Schwester, dann um den Gatten. Heil

ihr! möge noch so mancher Frühling frisch gemalte Rosen auf ihren Wangen erblühen sehen. Sie ist die gutmütigste Egoistin, die ich kenne.

Ganz in Übereinstimmung mit Dir, will sie mich jetzt verheiraten, und gegen die junge Dame, die sie mir ausgesucht hat, ist nichts einzuwenden. Sie stammt aus gutem Hause, von braven Eltern, ist verteufelt hübsch, hat einen klaren, schlagfertigen Verstand, eigenes Urteil, den Mut es auszusprechen und — was unendlich mehr: Die Fähigkeit, auch ein gegenteiliges anzuhören und sogar gelten zu lassen. Dabei gleichmäßig heiter, harmlos, unbefangen. Ich glaube, daß sie noch nie vor einem Menschen die Augen niedergeschlagen hat; und es wäre schade wahrlich, denn sie sind prachtvoll; dunkelgrau wie ein Gewitterhimmel, und wenn es in ihnen aufblitzt bei irgend einem Anlaß, da gibt's einen schönen Anblick.

Ich hoffe, Du bestätigst mir heute oder morgen den Empfang meiner Sendung aus Marseille. Kurz vor dem Einlaufen in den Hafen, an Bord des „Triomphant," schrieb ich die Schlußworte des letzten Kapitels meines Reisetagebuchs. Streiche fort, was Dir sentimental vorkommt, ehe Du abschreiben lässest. Nach zweijährigem Herumbummeln in fremden Weltteilen hat mich die Heimkehr ins alte Europa seltsam bewegt. Plötzlich ist alles vor mir gestanden, was zu vergessen ich auf und davon gegangen ...

Aber — sei unbesorgt, es war nur eine flüchtige Erinnerung. In die Tiefen des Ozeans versenkt, in den Sand der Wüste vergraben, in die Lüfte gestreut habe ich die Leidenschaft meiner Jugend.

Und jetzt will ich glücklich und tätig sein, ein Landwirt werden, ein Familienvater, ein Bürgermeister, alles, alles — nur nicht Politiker.

Vorher indessen noch eine Zeitlang: cum dignitate otium. Es ist ein gewaltiger Strom des Lebens, der hier an einem

vorüberbraust, und mit gekreuzten Armen seinem Treiben zuzusehen, hat einen großen Reiz.

Jedenfalls, Lieber, Verehrter, dürfte der Aufenthalt in Paris mir jetzt gesünder sein als vor zehn Jahren, da ich, ein laubfroschfarbiger Jüngling, in dieser Stadt der Arbeit und des Genusses erschien. Damals an Deiner Hand, mein Mentor, oder vielmehr in Deiner Hand, das reine Postpaket, aufgegeben von meinem armen, weltentfremdeten Vater in Korin an der Wottawa, abzugeben in Paris, Rue St. Dominique im Hotel der Tante. Sie hatte mich reklamiert, und Ihr liefertet mich aus für ein Jahr, in dem es mir oblag, tanzen und fechten zu lernen und mich in der Aussprache des Französischen zu vervollkommnen.

O, ihr alten, unschuldigen Kinder!

Wir haben leicht lachen heute, aber einen zwanzigjährigen, in einem Privat-Trappisten-Kloster zwischen zwei greisen Gelehrten erzogenen Menschen nach Paris schicken, zu einer langmütigen Tante, die den Bengel vergöttert — das war ein Wagnis, das ich nicht unternehmen werde mit meinen Söhnen.

Ei, wenn er nur welche hätte! denkst Du im stillen. Nun, Freund, vielleicht ist heute übers Jahr schon einer auf dem Wege. Sobald er sein erstes Lustrum erreicht haben wird, kommt er zu Dir in die Lehre. Du lässest einen kleinen Pfahlbau für ihn im Teiche errichten, und er stellt mit seinen Bausteinen keltische Monumente auf und getreuliche Nachbildungen der Stufenpyramiden auf Otaheiti. Alle Kinder, die überhaupt Bausteine besitzen, tun das unbewußt, die meinen werden es mit Bewußtsein tun.

Und nun für heute lebe wohl!

Dein Edmund.

II.

Professor Erhard an den Grafen Edmund N.

Korin, den 15. Mai 1875.

Hochgeborener Herr Graf!

Mein lieber Mundi!

Ballen und Kisten glücklich einpassiert. Ei, wie köstlich! Gratuliere vornehmlich zur Erwerbung des Papyrus. Da ist Arbeit für viele Jahre in Aussicht gestellt. Möge Dein gehorsamster Diener sie zu Ende führen können. Dazu jedoch möchte die Zeit nicht langen, und wenn sein guter, gnädiger Gott ihn auch das Alter Methusalems erzielen ließe.

Daß Dein edler Vater noch lebte, sich der altägyptischen Statuette zu erfreuen, und der trefflichen Produkte textiler Kunst aus dem einstigen Reiche der Sikhs! Lieber Mundi, mein teurer Graf, Du hast im größten wie im kleinsten bei der Auswahl der von Dir nach Hause geschickten, vielfach unschätzbaren Gegenstände, Dich in einem hohen Grade umsichtig und weise erwiesen. So bist und warst Du von jeher, und ich würde mich sehr besinnen, Deiner Behauptung zuzustimmen, daß Dein hochseliger Vater und meine Wenigkeit sich in ein Wagnis eingelassen, als wir Dich vor zehn Jahren für reif erklärten zu einem Aufenthalt im modernen Babel. Wir wußten, was wir taten, und durften es — wie Figura zeigt — wohl tun.

Dein Reisetagebuch wird bestens abgeschrieben werden; doch darf ich leider nicht zur Indrucklegung raten, ein Vorschlag, mit dem ich Dich zu überraschen gedachte; es fehlt gar zu oft der nötige Zusammenhang. Die sentimental-feurige Apostrophe an die südliche Küste Frankreichs ist eine Zierde des Manuskriptes, und ich müßte lügen, wenn ich behauptete, daß sie mich, wenn auch nur gelinde, erschreckt hat. Was Du so schwungvoll die Leidenschaft Deiner Jugend nennst (ein hübscher Ausdruck und mir durchaus neu), dürfte derzeit wohl zur Gänze

erloschen sein und Dein guter Verstand eingesehen haben, daß auf Erwiderung niemals zu hoffen, ja, daß eine solche niemals zu wünschen war. Eine vermählte, eine edle, heilig-zarte Frau, und zugleich die Deines besten Freundes, der Dich liebt, wie wenn Du der Sohn wärest, den er, leider vergeblich, ersehnt — das müßte ein anderer als mein Mundi sein, der sich da mit unerlaubten Gedanken trüge, oder getragen hätte; denn wenn sich ja dereinst etwas Ähnliches in seiner schönen Seele begeben hat, liegt es derselben heute ferner als uns die Sintflut.

Glück und Segen und des Himmels auserlesenste Gunst über Dich! Ich bitte um Mitteilung des werten Namens derjenigen, die, Gott gebe es! bald den treuen Deinen tragen wird. Wolle mich, wenn Du das Haus ihrer hochschätzbaren Eltern besuchst, dort allerseits des angelegentlichsten empfehlen.

In treuer Wertschätzung, Liebe, Ergebenheit

Dein alter Lehrer P. Erhard.

PS. In Deiner Wirtschaft herrscht beste Ordnung, in Deinem Schlosse beginnt sie schon das Zepter zu schwingen. Auf Schritt und Tritt begegnet dem Wissenden Genuß, dem Schüler Belehrung. Der Boden der Halle, mit Ausgrabungen bedeckt, darf ohne Ruhmredigkeit verglichen werden mit einem klassischen Trümmerfeld. Aus bereits eingetretenen Mangel an Raum waren wir genötigt, die holdig-schönen, von ungemeinen antiquarischem Reiz umflossenen Mumien in Deinem Schlafgemache unterzubringen.

III.

Graf Edmund N. an Professor Erhard.

Paris, den 22. Mai 1875.

Lieber Professor, bester Freund!

Allzubreit darf das Altertum sich in meinem Hause doch nicht machen; wer weiß, ob wir nicht, in erwartbarer Zeit, darin Platz brauchen für eine junge Frau. Die Mumien lasse, wenn's

nicht anders geht, in den Keller schaffen. Es gehört zu meinen Marotten, daß ich lieber in meinem Bette schlafe, als im Sarge einer Pharaonentochter.

Um die Erlaubnis, das Elternhaus Madeleines — so heißt nämlich die halb und halb Erwählte — besuchen zu dürfen, habe ich noch nicht gebeten, mich noch nicht entschlossen zu dem entscheidenden Schritt. Keineswegs aus Angst vor einem Korbe. Madeleine hat für mich „de l'amitié" — nicht zu übersetzen mit unserm deutschen „Freundschaft;" es heißt weniger und mehr und jedenfalls etwas ganz anderes. Die Mutter ist mir wohlgesinnt, und geradezu geliebt werde ich vom Vater. Der würde Dir gefallen, den würdest Du zu erwerben suchen — für unsere Sammlung. Denke Dir das schönste Exemplar einer Rasse, die wir für ausgestorben hielten, einen „chasseur du roi", wie ihn die Bretagne um 1794 nicht charakteristischer aufgestellt: Untersetzt, breitnackig, breitgestirnt, mit funkelnden Falkenaugen, kurzer Nase, runden Nüstern, Mund und Kinn wie, ziemlich grob, aus Stein gemeißelt. Ich wette, er schwört noch bei der heiligen Jungfrau von Auray und trägt unter dem Hemde mehr Amulette als Ludwig XI. In seinen Augen ist jedes Mißgeschick, von dem Frankreich seit dem Zusammentreten der Nationalversammlung betroffen wurde, eine Sühne für die Zertrümmerung des Königtums. Mit dem letzten Kriege ließ Gott die schwerste Geißel über das abtrünnige Reich des heiligen Ludwig niedersausen. Die Deutschen sind ihm nur Werkzeuge der Rache des Allgerechten, und als solche dürfte er sie eigentlich nicht hassen, aber er haßt sie doch und ingrimmig. Mich, als den Sohn eines „Tschèche" und einer Französin, hält er für einen geborenen Widersacher seiner Feinde und zieht in meiner Gegenwart mit besonderem Schwung gegen sie los.

Da habe ich denn schon oft bemerkt, wie peinlich solche Ausbrüche des Zornes gegen uns — welch ein Schnitzer! ich sage uns, ich „Tschèche," — auf Madeleine wirken.

Sie schweigt zwar, aber sie kämpft entschieden mit innerster Empörung; wechselt die Farbe, und gestern sah ich, wie ihre schönen Hände, die einen so ausgesprochen festen und braven Charakter haben, krampfhaft zitterten auf ihrem Schoße.

Vielleicht ahnt sie etwas von meiner wahren Gesinnung, dachte ich, und fürchtet, ich könnte mich durch die Ausfälle ihres Vaters verletzt fühlen. In der Absicht, sie darüber zu beruhigen, sagte ich ihr, daß ich Kosmopolit bin aus ganzem Herzen. Ich wiederholte, was ich so oft von Dir gehört, und was sich mir überzeugend eingeprägt hat: daß unsere Nation nur unsere erweiterte Familie ist, und daß der rechte und gute Mensch seine Familie nicht auf Kosten anderer liebt, lobt und fördert. Indessen vermöge ich doch, mich in die Empfindungen eines in seinem Stolze gekränkten Patrioten hineinzudenken und sie trotz ihrer Verschiedenheit von den meinen zu ehren.

Sie hörte mich aufmerksam an und nickte zustimmend, freilich auch etwas spöttisch, und lächelte, wie sie pflegt, wenn ich ihr gegenüber einmal einen warmen, vertrauensvollen Ton anschlage... Es ist eine ungute Art zu lächeln, die mich aus der Fassung bringt, mich immer unvorbereitet findet und peinlich überrascht.

Das war anders dereinst! Elsbeth konnte mich nie überraschen; sie konnte mich nur stets von neuem in der hohen Meinung, die ich von ihr hatte, bestärken. Bei zahlreichen Gelegenheiten fragte ich mich: was würde jetzt das Prototyp dieser Frau tun? dachte mir das Schönste und Schwerste aus — und das war dann, was sie tat, so natürlich und einfach, wie wenn es das Selbstverständliche wäre.

Ja, diese Frau! Ich habe dem Geschick für vieles zu danken, für nichts aber so heiß, als daß ich drei Jahre in ihrer Nähe leben und mit ihr verkehren durfte, fast wie ein Hausgenosse. Ohne sie wäre ich untergegangen, war auf dem besten Wege... Sehr unrecht hast Du, es zu bezweifeln! Erinnere Dich, wie ich Euch

heimkehrte nach jenem ersten lehrreichen Aufenthalt in Paris. Ich sehe noch den Ausdruck des Schreckens im Angesicht meines armen, damals schon todkranken Vaters bei unserm ersten Tischgespräche, da ich meine neuerworbenen Ansichten vom Leben auskramte, mit meinen Erfahrungen prahlte und mich erhaben dünkte über Euch, wie ein aus dem Kriege kommender Soldat über ein paar alte Ofenhocker.

Und später — das Eis war gebrochen, es hatte schon begonnen zu tauen in meiner erwachenden Seele... weißt Du noch? — lag ich auf den Knien vor dem Sterbenden, und er segnete mich und sprach leise mit seinem allgütigen Lächeln: „Verliebe Dich, mein Sohn."

Wahrlich, ein väterlicher Rat ist nie treuer befolgt worden. Ich habe geliebt, wie man nicht mehr liebt im neunzehnten Jahrhundert, und wie vielleicht auch in den vorigen Jahrhunderten nur wenig Frauen geliebt worden sind.

Die Frau Deines väterlichen Freundes, sagst Du vorwurfsvoll. — Aber dieses Bewußtsein verschärfte nur die Qual und änderte nichts an der Empfindung.

Niemand vermag mir den Glauben zu nehmen, daß sie für mich, und daß ich für sie geboren war, daß wir eins gewesen sein mußten in einem früheren Leben und nun zueinander strebten mit derselben Urgewalt, wie die Fluten des durch Klippen getrennten Bergstroms, der zu Tale stürzt.

Und dennoch, so zuversichtlich ich hoffte, daß jede sehnsüchtige Empfindung meiner Seele einen Widerhall in der ihren fände, so fest war meine Überzeugung, daß Elsbeth lieber sterben würde und lieber mich sterben ließe, als ein Unrecht tun. Ich aber hatte Augenblicke — Dir, alter Mensch, darf ich's sagen, unsere Schuljungen würden mich verhöhnen — in denen alle meine Wünsche schwiegen vor dem einen, ihrer würdig, ihr Freund, ihr geistiger Genosse zu bleiben. Die ich wie eine Göttin verehrte, sollte nicht niedersteigen, um in meinen Armen eine Erdenfrau

zu werden. Aber diese Augenblicke wurden immer seltener, die Selbstbeherrschung wurde mir immer schwerer, um so mehr als Elsbeth ihr Benehmen änderte, ihre Unbefangenheit zu verlieren, jedes Alleinsein mit mir ängstlich zu vermeiden schien — —

Unwandelbar der selbe blieb nur Er, der Lustspielgatte, der arglose, alberne — anbetungswürdige. Er hielt mich mit Gewalt fest, wenn ich fort wollte, er plagte sich, um mir mein kroatisches Gut zu erhalten, das ihm das seine so schön arrondiert hätte, und das schon zu Zeiten meines Vaters losgeschlagen werden sollte, weil wir Geld brauchten für die arg zurückgegangene Wirtschaft in Korin.

Aber er weigerte sich zu kaufen. Im Anfang zögernd, dann immer entschiedener. — „Es ist halt schwer, es ist halt schwer. Mir würde der Krempel passen. Du gehst mathematisch darauf zugrund. Kennst Dich ja bei uns gar nicht aus."

„So kaufe! kaufe! zahle, was Du recht findest."

„Was ich recht fände, kann ich nicht zahlen, und weniger mag ich nicht zahlen, ich mache keinen Handel mit einem Menschen, der wie Du in Geschäften ein Mondkalb ist. Das darf nicht sein. Was meinst, Elsbeth?"

Sie lachte. Es gibt nichts, das lieblicher wäre als ihr Lachen. Um so lachen zu können, muß man eine großartige und milde Seele haben. Gar wenige Frauen lachen schön. „Was soll ich nur antworten, ohne entweder unhöflich oder gewissenlos zu sein?" fragte sie, und er schmunzelte und begann seinen graublonden Knebelbart um den Zeigefinger zu wickeln: „Ja, wenn ich Kinder hätte, Gott weiß, welcher Schandtat ich fähig wäre, — aber so!"

Und später hieß es dann: „Weil ich keine Kinder habe und mathematisch keine bekommen werde, will ich Deine lang vernachlässigten Interessen vertreten, Du Junge Du, wie wenn es die meiner Kinder wären."

Nein, einen solchen Mann betrügt man nicht: „Das darf nicht sein," wie er sagt.

Aber so schwer als möglich hat er mir's gemacht, ein ehrlicher Kerl zu bleiben. Ich mußte am Ende heraus mit einem halben Geständnis. Da murmelte er etwas von Unsinn und wurde ein wenig rot. „Du weißt nicht mehr, was Du erfinden sollst, damit man Dich nur fortläßt," sagte er und — ließ mich ziehen.

Kommst halt wieder, wenn Du mathematisch sicher bist: ich darf mit gutem Gewissen!

Und ich darf! Ich werde mit meiner jungen Frau den ersten Winter in meinem, durch den fürsorgenden Freund bewohnbar gemachten Hause in der Nähe von Fiume verleben, gut nachbarlich mit Elsbeth und mit meinem lieben alten Hans.

Seit drei Tagen schreibe ich an diesem Brief. Nun soll er endlich abgeschickt werden. Wir reisen morgen auf das Land.

Die Tante hat ihre Einladungen gemacht; unter den ersten Aufgeforderten waren die Eltern Madeleines samt Tochter.

Die letztere und ich hatten eben vom Ende der Saison gesprochen, vom nahen Scheiden, als die Tante herantrat mit der Kunde, daß uns ein baldiges Wiedersehen bevorstehe.

Da bereitete mir Madeleine wieder eine Überraschung — ein heller Freudenglanz überflog ihr Gesicht, leuchtete aus ihren Augen.

Dieses plötzliche Aufflammen war wirklich eigentümlich. Ich glaube, sie hat mehr „amitié" für mich, als sich einbildete

Dein treuer Schüler.

Wenn die Eifersucht der Mumien es erlaubt, so schreibe mir doch einmal wieder und adressiere: Les Ormeaux, Département Meurthe et Moselle, près Cirey les fosses. Wie nahe der jetzt deutschen Grenze!

IV.

Graf Edmund N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 2. Juni 1875.

Teurer Freund, lieber Professor!

Gestern hatte die Tante den Besuch einer merkwürdigen Frau. Ich will sie Irina nennen.

Vor Jahren in Wien lernte ich sie kennen. Sie war reizend und sehr gefeiert. Ihr Mann, ein widerwärtiger Gesell, ein Streber, hatte sie aus Ehrgeiz geheiratet; sie galt, als „Adoptivtochter" eines hohen Würdenträgers, für einflußreich. Der Gatte ließ ihr volle Freiheit. Welchen Gebrauch sie in Petersburg davon gemacht, weiß ich nicht, in Wien bestand ihr Hauptvergnügen darin, die Herzen ihrer zahlreichen Anbeter an langsamem Feuer zu braten. Wie niemand verstand sie sich auf die Kunst, nichts zu versprechen und — alles hoffen zu lassen. An mir ging sie gerade so lange gleichgültig vorbei, als sie meine Gleichgültigkeit nicht bemerkte. Dann begann der Kampf. Meine Seele lag in Elsbeths Banne. Ich konnte mir jederzeit ihr Bild so deutlich heraufbeschwören, daß ich sie sah wie mit körperlichen Augen, — aber kennst Du den Mann, der einer hübschen Frau gegenüber, die sich ihm an den Kopf wirft, den Spröden spielt? — Ich hatte nur den Abhub der Liebe zu vergeben, Irina begnügte sich damit, sie triumphierte. Der Rausch war kurz, aber noch vor der völligen Ernüchterung trennten uns die Verhältnisse.

Zwei ihrer Briefe beantwortete ich, den dritten und vierten nicht mehr.

Und jetzt sehe ich sie wieder; etwas gealtert, aber noch immer verlockend und, wie ich höre, noch immer sehr umworben. Eine gefährliche Frau; besonders für junge Leute, die die Kinderschuhe eben ausgetreten haben, oder für die alten, die eben im Begriffe sind, wieder hinein zu schlüpfen.

Bei Tische schenkte sie mir keine Aufmerksamkeit; als ich aber nachmittags in den Garten ging, um im Freien meine Zigarre zu rauchen (aus dem Hause der Tante ist der Tabak verbannt), kam sie mir nach, eine Zigarette dampfend. Wir wandelten eine Weile am Ufer des Teiches nebeneinander und führten ein unbedeutendes Gespräch. Plötzlich blieb sie stehen, sah mich fest an und sagte in ihrer nachlässigen und sanften Weise: „Unter anderem, warum haben Sie meine letzten Briefe nicht beantwortet?"

Ich war auf diese Frage gefaßt und erwiderte ohne Zögern: „Weil ich wußte, daß Sie mir einst danken würden für diese weise Zurückhaltung."

„Wirklich? Mir ist das nicht ausgemacht."

„Mir hingegen mit einer Gewißheit, so groß, daß sie auslangt für uns beide."

Wir setzten unsere Wanderung wieder fort; die Luft war drückend schwül, hinter den Hügeln an der deutschen Grenze stiegen schwere Gewitterwolken auf.

Irina zog mit einem tiefen Atemzuge den Rauch ihrer Zigarette ein und ließ ihn, langsam genießend, wieder herausqualmen zwischen den leicht geöffneten Lippen. — „Wenn ich nicht irre, trug ich Ihnen an, mich scheiden und mich mit Ihnen trauen zu lassen in irgend einem siebenbürgischen Gretna Green."

„Etwas dergleichen ... Denken Sie, wenn ich selbstsüchtig genug gewesen wäre, Sie beim Wort zu nehmen?"

„Nun?"

„Sie hätten auf alles verzichten müssen: Ihre Stellung in der Welt, Ihren Einfluß, die Liebe der Ihren, Ihr abwechslungsreiches Leben ..."

„Und die Folge dieser Entbehrungen?"

„Daß Sie sich unglücklich gefühlt hätten."

„Was weiter? Wer sagt Ihnen, daß Durst nach Glück mich veranlaßt hat, Ihnen den Vorschlag zu machen, der so wenig

Anwert bei Ihnen fand? Es war Durst nach dem Gegenteil, nach Leid, nach Schmerz, mit einem Worte — nach Liebe."

Ich muß sie sehr zweifelnd angesehen haben, denn sie beeilte sich, zu bekräftigen — „Liebe, ja, ja. Schade, daß ich sie nur zu empfinden und nicht einzuflößen verstand. Wir wären miteinander durchgegangen, und Sie hätten mich unglücklich gemacht, und das wäre wundervoll gewesen — unglücklich durch einen Menschen, den man liebt. Die Hand, die mich schlägt, ich küsse sie. Quäle, mißhandle mich, so viel es Dich freut, mit meiner Liebe wirst Du doch nicht fertig, diesen Reichtum erschöpfst Du nicht ... Und den in sich zu fühlen, den göttlichen Leidensquell ... was ist all das kleine Glück, das sich uns im Leben bietet, gegen ein solches Unglück?"

Sie verlangsamte ein wenig ihren noch sehr jugendlichen und hübschen Gang, ihre ganze Art und Weise blieb ruhig, ja gleichgültig, und dieser Gegensatz zwischen ihren Worten und ihrem Benehmen hatte einen eigentümlichen Reiz.

Wir nahmen Platz auf einer Gartenbank; der Himmel verfinsterte sich mehr und mehr, es herrschte ein malerisches Halbdunkel unter den Bäumen, das äußerst vorteilhaft war für Irinas farblosen, durchsichtigen Teint. Ihr feines Gesicht mit den großen grauen Augen, die zarte Gestalt im duftigen Spitzenkleide gewannen in der schmeichelnden Beleuchtung etwas Poetisches, Elfenhaftes.

„Das Glück," sagte ich, „mit dem Sie sich in Ermangelung des erwünschten Gegenteils begnügen mußten, hat doch auch sein Gutes, es hat Sie jung erhalten und schön."

„Und leichtsinnig," setzte sie hinzu, in nur allzu überzeugtem Tone. „Wir Frauen haben einmal im Leben nichts als die Liebe, und wenn wir mit der unsern nicht an den Rechten gekommen sind, dann heißt es eben — tröste dich, wie du kannst! ... Man sucht, man findet ... das wohlbekannte Surrogat: Zerstreuung — ohne Liebe ... Sie aber" — der wehmütige Aus-

druck, den ihre Züge angenommen hatten, verwandelte sich in einen übermütig schalkhaften — „Sie werden Liebe haben — ohne Zerstreuung."

Ich verstand sie nicht gleich und brachte ein albernes „Wieso?" vor, dessen ich mich zur Stunde noch schäme.

Der Donner grollte, einige Regentropfen fielen, sie achtete ihrer nicht, schalt mich einen Geheimniskrämer, den sie jedoch durchschaue, und gratulierte mir zu meiner bevorstehenden Heirat. Als echter Deutscher (ihr bin ich ein Deutscher) hätte ich klug und praktisch gewählt. — Das Erbfräulein ist hübsch, wohlerzogen, hat einen vortrefflichen Charakter. „Kann man mehr verlangen?" fragte sie. „Sie treffen es gut — beinahe so gut wie — Ihre Braut. Und somit gebe ich Ihnen meinen Segen."

Sie erhob sich rasch und streifte meine Stirn mit flüchtigem Kusse. Ich wollte sie an mich ziehen, doch entwand sie sich mir und sprach: „O nein... Aus, aus!... Ob die Liebe gar nicht kommt, ob zur unrechten Zeit, ist eins und dasselbe... wir sind geschiedene Leute. — Wenn unsere Wege sich nicht mehr kreuzen sollten, Sie nur noch von mir hören, und nicht immer das Beste, dann gesellen Sie sich nicht zu denen, die einen Stein auf mich werfen. Sie haben kein Recht dazu," schloß sie sanft.

Ich war ergriffen und gerührt. Es ist nicht heiter, wenn jemand, mit dem wir glaubten längst abgerechnet zu haben, vor uns hintritt und uns beweist, daß wir tief in seiner Schuld stehen.

Etwas dergleichen sagte ich auch, ohne damit einen besonderen Eindruck zu machen.

Die schwarzen Wolken am Himmel platzten und sandten einen Guß nieder wie aus hunderttausend Traufen. Irina, leicht aufatmend, bot dem strömenden Regen ihr unbedecktes Haupt und schlug ohne die geringste Eile den Heimweg ein.

Zur Albernheit verurteilt an diesem Nachmittag, wußte ich

nichts anderes zu sagen als: „Ihr schönes Kleid wird ganz verdorben."

„Durch Ihre Schuld!" erwiderte sie mit scherzender Anklage. „Warum mahnten Sie nicht früher zum Aufbruch ... Jetzt haben Sie auch mein Kleid auf dem Gewissen."

Triefend kamen wir nach Hause. Irina ging, sich umkleiden zu lassen, und betrat eine halbe Stunde später im Reiseanzug den Salon. Die Tante beschwor sie, zu bleiben, wenigstens morgen noch, vergeblich, sie ließ sich nicht erbitten.

Wir begleiteten sie zur Bahn, im offenen Wagen. Das Gewitter hatte sich völlig verzogen, der Sommerabend war mild und hell, ein kräftiger Erdgeruch wallte aus den feuchten Feldern und Wiesen zu uns herauf. Ich saß Irina gegenüber; sie lächelte mir zu und machte sich lustig über die Melancholie, in die mich, wie sie behauptete, ihre Abreise versetzte.

Auf der Station warteten einige Bauern; der Zug war schon signalisiert, Irinas Leute hatten kaum Zeit, die Bagage aufzugeben und Billetts zu lösen, da brauste er heran.

Aus dem Fenster eines Coupés erster Klasse beugte sich ein junger Mensch weit heraus, ein langer, hübscher, blasser Bursche, mit keimendem Schnurr- und Backenbärtchen. Als er Irina erblickte, stieg eine dunkle Röte ihm in die Wangen, die aufrichtigste Seligkeit funkelte aus seinen unverwandt auf sie gerichteten Augen. Hastig winkte er den Schaffner herbei.

„Ach, mein Neffe Wladimir, welcher Zufall!" sagte Irina mit förmlich herausfordernder Unbefangenheit und nahm Abschied. Ich führte sie zum Waggon, dessen Tür bereits offen stand. Der Jüngling hatte das Handgepäck, das der Kammerdiener hinein reichte, in Empfang genommen, stand da und hielt selbstvergessen die Reisetasche Irinas mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Brust gepreßt. Ich half der schönen Frau einsteigen. Der Duft frischer Blumen strömte uns aus dem Wagen entgegen; in den Netzen hingen, auf den Sitzen lagen

die schönsten Teerosensträuße. — Ich hörte Irina noch sagen: „Quelle folie!“ Dann flog die Tür zu, die Lokomotive pfiff und pustete, die Räder setzten sich in Bewegung, ein letzter Gruß, ein Taschentuch, das man flattern sieht aus einem Fenster, und — alles vorüber.

Die Tante und ich fuhren nach Hause. Sie war außerordentlich aufgeräumt. Durch alle ihre Kosmetiques hindurch schimmerte der Glanz stiller Heiterkeit. In einem alten Renner, vor dessen Augen ein anderes Pferd durchgeht, mögen sich ähnliche Erinnerungen regen, wie die ihren waren in diesem Augenblicke.

Ganz gegen ihre Gewohnheit, denn sie gehört zu den harmlosesten Geschöpfen, die ich kenne, bemerkte sie nach einer kleinen Pause, während der wir uns unsern Betrachtungen überlassen hatten:

„Früher waren es Cousins, jetzt sind es Neffen. Ich weiß nicht, ob das ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist.“

„Mais,“ setzte sie seufzend hinzu, und ihre Stirn würde sich in nachdenkliche Falten gelegt haben, wenn die Crême de Lys à la Ninon eine solche Hautgymnastik erlaubt hätte — „mais je comprends ça!“

Dein Edmund.

V.

Graf Edmund N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 25. Juni 1875.

Lieber, verehrter Freund!

Bereite Dich auf eine Überraschung vor. Unsere Pläne sind umgestoßen. Ich schrieb Dir gestern in verdrießlicher Laune. Dank der Nachlässigkeit meines Dieners blieb der Brief liegen. Heute zerreiße ich ihn, schreibe einen neuen und hoffe, wenn diese Zeilen in Deine Hände kommen, bin ich ganz versöhnt mit meinem Lose und habe eingesehen, „daß alles Segen war.“

Was sich begeben hat, ist folgendes:

Neulich am Abend waren wir alle auf dem Balkon. Eine Dame aus der Nachbarschaft, die sich für eine Naturfreundin hält, hatte uns dahin beordert, um den Aufgang des Mondes zu bewundern. Sie quittierte die Oh und Ah, die ausgestoßen wurden, und machte die Honneurs des schönen Schauspiels, als ob sie es erfunden hätte. Es verdroß sie, daß Madeleine sich schweigend verhielt. — „Die jetzige Jugend lobt nichts," meinte sie, „nicht einmal den lieben Gott in seinen Werken. Ein Anblick wie dieser läßt euch kühl. Nicht wahr, liebe Kleine?"

Die „Kleine," von der die dicke Naturschwärmerin um einen halben Kopf überragt wird, sah zu ihr nieder und erwiderte rasch und lebhaft: „Sie tun mir unrecht, niemand schätzt den Mond mehr als ich, diesen liebenswürdigen Alten, dessen Glanz schon längst erloschen ist, der sich aber in Ermangelung eigenen Lichtes zum Spiegel fremden Lichtes macht und uns so hold die Nacht erhellt. Ich will mir sogar ein Beispiel an ihm nehmen und bei fremdem Glücke borgen, was man so braucht, um den Schein der Heiterkeit zu haben und zu verbreiten."

„Welche Resignation!" rief ich aus.

„Eine sehr bedingte, wohl gemerkt," erwiderte sie. „Mit dem Scheine begnügt ein braves Herz sich erst, wenn das Wesen ihm unerreichbar bleibt... Ja, wenn die Wahl frei stände..." sie hielt inne. Es war wieder das Aufblitzen in ihrem Gesichte, das Leuchten der Augen, das übermütig schalkhafte Lächeln. —

Plötzlich warf sie einen Blick voll Entschlossenheit auf eine junge Frau hinüber, die ich längst im Verdachte hatte, die Vertraute aller ihrer Mädchengeheimnisse zu sein, und fuhr fort: „Zum Beispiel Sie, meine Damen, wenn Sie sich statt dieses Anblicks," den Arm ausstreckend, deutete sie nach dem Horizont, „den eines Sonnenaufganges gönnen wollten, was so leicht geschehen kann, und — ich wette, noch nicht geschehen ist."

Einige widersprachen, ein kurzer Streit entspann sich. Am

Ende beschloß die ganze Gesellschaft einstimmig, morgen mit dem Frühesten auszureiten und von einem Hügel aus, der zu Pferde in zwanzig Minuten zu erreichen war, das Erscheinen des Tagesgestirns zu erwarten.

„Seien Sie pünktlich," empfahl mir Madeleine, ehe wir uns trennten, und ich versprach's und hielt Wort. Ich war der erste beim Stelldichein im weitläufigen, kiesbestreuten Hofe, in dessen Mitte eine Fontäne plätscherte. Ihr einförmiges Geräusch wurde allmählich eine Art Stimme und gurgelte: „Mach dich gefaßt! Mach dich gefaßt!" Es kam sogar zu einem Vers:

Als Junggeselle reit ich aus,
Als Bräutigam kehr ich nach Haus.

Nicht sehr schön, aber was kann man von einer Fontäne verlangen?

Die Pferde wurden vorgeführt, streckten die Hälse, senkten die Köpfe, alle schienen unzufrieden, gegen jede Gewohnheit so früh aus dem Stall zu müssen.

Und nun erschien Madeleine unter dem Portal. Im dunkeln, enganliegenden Reitkleid nahm ihr ganzes Wesen sich so gar jung und unfertig aus... Da hieß es: nicht vergleichen! nicht denken an Elsbeths wundervolle Frauengestalt.

Madeleine, die Reitpeitsche unter dem Arme, knöpfte mit der bloßen Rechten den Handschuh der Linken zu. Sie hatte mich gesehen, aber ohne zu grüßen hastig den Kopf gesenkt, runzelte ein wenig die breiten Brauen (die hat sie vom Vater), preßte die Lippen aufeinander...

Ich sage Dir alles, demnach auch die Vermutungen, die mir da in den Sinn kamen: Ah, Mademoiselle, ich zögere Ihnen wohl zu lange? Sie haben wahrscheinlich geflunkert mit Ihrer Eroberung, und nun fragen die Freundinnen: Was ist das? will der Besiegte sich noch immer nicht ergeben?... Die Entscheidung muß endlich herbeigeführt werden. So oder so! In

der Kühlwanne läßt sich unsereines nicht halten ... Wohlan, ich will Ihnen den Sieg nicht schwer machen, sagte ich zu mir, trat an sie heran, und wir wünschten einander einen guten Morgen und waren gleich einig, daß wir auf die übrige Gesellschaft nicht warten wollten.

„Welches Pferd befehlen Mademoiselle?" fragte der Stallmeister.

„Gleichviel, das erste beste," gab sie zur Antwort mit kaum unterdrückter Ungeduld und saß im nächsten Augenblick schon im Sattel auf einem tüchtigen Braunen, und auch ich wählte nicht lange — was mich später reute —, sondern bestieg, weil er am nächsten bei der Hand war, einen hochbeinigen, langohrigen Gaul, auf dem nicht einmal der Apollo von Belvedere sich gut hätte ausnehmen können.

Wir ritten im Schritt aus dem Hofe, dann im kurzen Trabe durch den Park und sprengten draußen in einen munteren Jagdgalopp ein. Madeleine, des Weges kundig, führte. Es ging immer schneller vorwärts, eine gute Weile über das Weideland, zwischen flachen grünen Hügeln dem Licht entgegen, das im Osten emporlohte.

„Wohin denn?" fragte ich endlich. „Wo ist das Ziel?"

Sie erwiderte: „Längst überholt," hielt ihr Pferd an, lauschte und spähte in die Ferne, und ich rief:

„Bravo: Wissen Sie, wo wir sind? Da steht der Grenzpfahl — auf deutschem Boden — in der Höhle des Löwen."

„Jawohl, und da schickt er einen Abgesandten."

Von der flammenden Morgenröte am Himmel hob sich der Schattenriß eines Reiters, der, wie aus dem Boden gewachsen, vor uns auftauchte. Es war ein deutscher Offizier, ein schöner Mensch, sehr sonnverbrannt, sehr hübsch gewachsen, vortrefflich beritten. Er legte die Hand an die Mütze und ich, dumme gute Haut, dankte ihm noch und bemerkte nicht gleich, daß der Held

nur Augen hatte für Madeleine, die er voll Ehrfurcht und frommer Anbetung begrüßte.

O Lieber! und sie senkte den Blick vor dem seinen; und ich habe mich geirrt — sie kann das doch auch.

„Madeleine," sagte er, und seine Stimme war tief und wohlklingend und hätte mir in jedem andern Augenblick einen angenehmen Eindruck gemacht.

„Arnold," sagte sie. Das D tönte so zärtlich nach, so liebevoll: Arnolde. Sie reichten einander die Hände.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

Ihre ablehnende Gebärde drückte deutlich aus: Dafür keinen Dank! — „Morgen also?" fragte sie nach einer langen Pause ernster, schweigender Seligkeit.

„Morgen. Vergessen Sie mich nicht, Sie wissen wovon ich lebe."

„Und ich? — Als neulich Ihr Brief nicht kam am bestimmten Tage und auch am nächsten nicht — ich wäre fast gestorben."

„Wie voreilig!" sprach er, wurde rot vor Bestürzung und Wonne und drückte ihre Hand fester, „liebe Madeleine..."

„Mein edler, mein treuer Freund."

„Treu, ja, aber das ist mein Schicksal, nicht mein Verdienst."

„Ich lobe Sie auch nicht, ich sage nur, Sie sind es."

„Wie Sie."

„Das heißt: bis ans Ende."

„Bis ans Ende."

„Gott behüte Sie, Arnold."

„Sie wollen mich schon verlassen?"

„Ich will nicht — ich muß."

„Madeleine!"

„Noch einmal, noch tausendmal: Gott behüte Sie! Ich bete zu ihm für Ihr Glück."

„— Dann beten Sie für sich."

Das war, glaube ich, ihr ganzes Gespräch. Möglich, daß

ich einiges überhörte. Mein Untier von einem Rotschimmel hatte einen Anfall von Heimweh bekommen und kehrte ganz entschlossen um; ich wandte ihn und er wieder sich, wir waren einer hartköpfiger als der andere und führten, indem wir uns kaffeemühlenartig auf dem Fleck herumdrehten, ein sonderbares accompagnement auf zu der Liebesszene, die sich zehn Schritte von uns abspielte.

Nachdem der Offizier (der mich gewiß für irgend eine untergeordnete Vertrauensperson gehalten hat) sich empfohlen, ritten wir in entgegengesetzter Richtung dem Aussichtshügel zu und erblickten, an dessen Fuß angelangt, die vom Schlosse her trabende Kavalkade.

„Fräulein," sagte ich mit verachtungswürdiger Plumpheit zu Madeleine, „wissen Ihre Eltern?..."

„Das versteht sich," fiel sie mir ins Wort und hatte ein gar rührendes Lächeln, „sie wissen es, aber sie glauben es nicht."

„Was nicht?"

„Daß meine Neigung alles überdauert, ihren Widerstand, die immerwährende Trennung. Sie meinen, endlich wird diese Liebe doch erlöschen. Nur Zeit lassen, nur Geduld haben. Ein anderer wird kommen und das Bild des Abwesenden aus ihrem Herzen verdrängen. Da stellen sie von Zeit zu Zeit Proben an..."

„Und Bewerber auf," rief ich ungemein beleidigt.

Sie aber erzählte in wenig Worten, das Schloß ihrer Eltern sei im Kriegsjahre zu einem Spitale gemacht worden. Mit andern Verwundeten wurde ‚Er' gebracht, sterbend, der Arzt gab ihn auf. — „Meine Mutter aber," sagte Madeleine, „pflegte ihn gesund. Ich bin ihr kaum mehr Dank schuldig für mein Leben, als er ihr für das seine. Das verpflichtet, Sie begreifen. Wir werden meine Eltern nie betrügen... Er hat mir einmal die Hand geküßt, in Gegenwart meines Vaters... Er ist einmal aus seiner Heimat nach Falaise gekommen, zwei Nächte und einen Tag gereist, um mich zu sehen, an der Seite meiner Mutter,

um auf der Straße an mir vorüberzugehen und stumm zu grüßen. — Ich war krank gewesen, er hatte durch meine Freundin davon gehört ..."

„Sublim!" spöttelte ich. „Es muß Ihre Eltern rühren, sie werden endlich nachgeben."

„Sie werden nie nachgeben und wir auch nicht."

„In einem solchen Kampfe siegen die Überlebenden. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge also — die Jüngeren."

Wir waren nicht mehr allein, die Reiter hatten uns eingeholt.

Madeleine sprach mit gesenkter Stimme: „Gott erhalte mir meine Eltern!"

Oben auf dem Hügel war es herrlich. Ein feuriger Glutball, stieg sie empor, die Lichtspenderin, die Urheberin alles Lebens ... Lieber Freund, die Schilderung des Sonnenaufganges wirst Du mir wohl erlassen.

Dein Edmund.

VI.

Graf Edmund N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 5. Juli 1875.

Bester Freund!

Glaubst Du, daß es heutzutage einen Romancier gibt, kühn genug, um seinem Publikum ein Liebespaar wie Madeleine und Arnold vorzuführen? — Er müßte sich darauf gefaßt machen, ein lächerlicher Idealist genannt zu werden, der faden Brei rührt für literarische Kinderstuben und Menschen schildert, die es nie und nirgends gibt.

Und doch wäre der Mann ein so treuer Darsteller der Wirklichkeit, wie nur irgend ein orthodoxer Naturalist. — Allerdings würde diese Wirklichkeit niemand mehr interessieren.

Ich bin veraltet, mich interessiert sie. Madeleine und ich haben ein Freundschaftsbündnis geschlossen.

„Konnte ich Ihnen," sagte sie, „einen größeren Beweis von Vertrauen geben, als den, Sie zum Zeugen meiner Zusammenkunft mit Arnold zu machen? Auf Gnade und Ungnade habe ich Ihnen mein Geheimnis ausgeliefert."

Was ich vor drei Tagen miterlebte, war ein Abschied. Das Regiment Arnolds, das im Elsaß stand, hat Marschbefehl bekommen und kehrt zurück nach Bayern. Die Trennung der Liebenden wird dadurch räumlich erweitert, tatsächlich bleibt sie dieselbe. Sie sehen einander nicht, sie stehen nur in, freilich sehr eifrigem, schriftlichem Verkehre. Als Briefbote fungiert die Freundin — wie mir scheint, nicht ohne Wissen der Eltern. Die denken wohl: Schwärmt euch aus, in solcher Art ist's ungefährlich; man wird ihrer müd.

Meine Meinung aber ist, daß diese beiden tun werden, wie sie sagen, und einander treu bleiben, bis ans Ende. Gestern machte ich mich in denkbarst vorsichtiger Weise zu ihrem Anwalt — bei der Mutter: an den alten Chouan wollte ich erst später heran. Aber ich traf auf den unbeugsamsten Widerstand — so einen sanften, wohlüberlegten, gegen jeden Angriff gefeiten. Welche Kraft des Fanatismus in dieser schmächtigen, blassen Frau, deren Stimme sich nie über den Konversationston erhebt, deren Lippen ohne Beben dem Glück der armen Madeleine das Todesurteil sprechen! Sie liebt ihr Kind, sie weiß, daß Arnold ein braver Mensch ist, aber zugeben, daß ihre Tochter die Frau eines Deutschen werde — o, da würde sie sich doch eben so gern auf den Pranger stellen und öffentlich brandmarken lassen.

Das nenne ich einen gehörigen Rassenhaß!... Etwas Gräßliches wahrhaftig und Dummes obendrein, wie denn jeder Haß, der sich gegen Menschen wendet, statt gegen das Unrecht, das sie tun... Weise ist nur die Liebe — halte mir den kühnen Übergang zugute, ich bin mir des Mangels an Folgerichtigkeit in meinem Gedankengange sehr bewußt... Weise ist Irina,

die dafür, daß sie nicht geliebt wurde, wie sie es erstrebt, Trost findet, indem sie sich lieben läßt. Weise ist Madeleine, die im Vollgefühl ihrer großartigen Empfindung eine höhere Befriedigung genießt als mancher, dessen Leben eine Kette erfolggekrönter Liebesabenteuer war.

Unweise ist Elsbeth, unweise bin ich, mit meiner Selbstüberwindung, die so viel Verlogenheit in sich birgt.

Jede echte Liebe, sogar eine hoffnungslose, ist herrlich, erbärmlich und töricht, aber der Kleinmut, der verzichtet.

„Wir Frauen haben nur die Liebe," sagt Irina. So hat denn Elsbeth — nichts.

Arme Elsbeth!

Lebe wohl und schreibe doch einmal wieder

Deinem treuen Edmund.

VII.

Graf Edmund N. an Professor Erhard.

Wien, den 12. August 1875.

Mein verehrter Freund!

Dir schreiben, was ich vorhabe, fällt mir schwer. Es wird Dich empören, es wird Dir weh tun. Wenn Dich dieser Brief findet, mitten in einer fesselnden Arbeit, dann lege ihn weg und lies ihn erst am Abend, vor dem Einschlafen. Das ist der rechte Moment. Da bist Du in der unendlich wohlwollenden und versöhnlichen Stimmung, die jeden guten Menschen ergreift, wenn er sich, zufrieden mit seinem Tagewerk, auf das Lager streckt und die angenehme Müdigkeit seiner Glieder, die köstliche Abgespanntheit seiner Nerven ihm eine vortreffliche Nacht verheißen ... Dann nimm dieses Blatt zur Hand. So sanft wie die Traumseligkeit, die Dich umfängt, wird Dein Urteil sein; Du wirst denken: Sieh doch, seinem Verhängnis entgeht

keiner ... Ei, ei. — Nun, Gott mit ihm. Nach Nowidworo denn ...

Ja, nach Nowidworo, das ist das Ende vom Liede.

Ich will hintreten vor meinem alten Hans und will ihm sagen: Alles war vergeblich, die Flucht, die Trennung, der lange Kampf. Ich komme wieder als derselbe, der ich gegangen, nur daß ich erprobt habe, daß meine Liebe unüberwindlich ist. Habe ich nicht getan, was ich konnte? Habe ich nicht sogar heiraten wollen? Danke ich's nicht ganz allein der Seelengröße Madeleines, daß der lügenhafte Bund nicht geschlossen wurde?

Mach mit mir, was du willst, wirf mich hinaus, schieß mich tot, ich verlange nur eins: bevor du es tust, frage deine Frau, ob ihr damit ein Gefallen geschieht ... Man muß doch auch an sie denken. — Haben wir einmal Phantasie, stellen wir uns vor, daß ich um ein Jahr früher nach Fiume gekommen wäre, sie kennen gelernt und heimgeführt hätte ... Verzeih, verzeih, lieber Hans! Du bist ein Engel, und ich bin nur ein gewöhnlicher Sterblicher — aber Elsbeth wäre vielleicht mit mir glücklicher geworden als mit dir ... Nicht wegen des geringeren Unterschieds im Alter, — was sind die Jahre! Im Gemüte wirst du immer ein Jüngling bleiben. Wie oft kam ich mir, mit dir verglichen, wie ein Greis vor.

Aber du kennst die Frauen nicht, hast dich nie mit ihnen befaßt, du bist mit der deinen wie der beste Vater ... Ich, mein teurer, treuer Hans, ich würde wahrscheinlich trotz aller Anbetung weniger zart mit ihr umgehen als du, ich würde sie mit Eifersucht quälen, aber es gäbe nichts, was mich je von dem Gedanken an sie ablenken könnte. Immer hätte ich in ihrer Gegenwart die Empfindung eines reicheren, erhöhten Lebens, immer sie in der meinen das Bewußtsein, eines andern Menschen köstlichstes Gut, sein Um und Auf, sein Schicksal zu sein.

Ich würde sie nicht tage- und wochenlang allein lassen und nachmittags, wenn ich noch so müde aus der Wirtschaft nach

Hause gekommen wäre, würde ich nicht einschlafen ... und wenn ich mit ihr im Walde spazieren ginge, würde ich noch Sinn für anderes haben, als für die Anzahl Raummeter, die der Holzschlag ergeben wird, und für den wahrscheinlichen Ertrag der Eichelmast.

Hans, mein väterlicher Freund, werfen wir einmal alles über Bord: Vorurteil, die sogenannten Gesetze der Ehre, und fragen wir uns, ob du dich nicht ebenso zufrieden fühlen würdest wie jetzt, wenn du ... nun, das ist wirklich schwer auszusprechen ... wenn — sagen wir, Elsbeth und ich deine Kinder wären, deine dankbaren, in dir den Schöpfer ihres Glückes verehrenden Kinder ...

Lieber Hans, was ist die Aufgabe des Menschenfreundes? Nach den schwachen Kräften, die ihm als einzelnen gegeben sind, die Summe des auf Erden vorhandenen Leids zu vermindern, die des Glückes zu erhöhen. — Mathematisch, um mit dir zu sprechen: Ich besitze etwas, das mir Freude macht = 6; doch kenne ich einen, dem dieses selbe etwas Freude machen würde = 100000. — Was tue ich, der Menschenfreund? Ich schenke ihm den bewußten Gegenstand und erhöhe damit die Summe der Weltfreude um 99994!

Ähnliches, liebster Professor, habe ich einmal getan. Ich hatte ein Bild, das jeden Kenner entzückte. Einen mir befreundeten Maler machte der Wunsch, es zu besitzen, halb verrückt. Er sann und träumte nichts anderes; er meinte, es sein nennen zu dürfen, würde ihn beseligen und läutern und jede in seiner Künstlerseele noch schlummernde Kraft zur höchsten Entfaltung bringen.

Ich erwog das Glück, das ich diesem Menschen bereiten konnte, machte die bewußte Rechnung und — schenkte ihm das Bild.

O Freund, es handelte sich um eine bemalte Leinwand, die nichts davon wußte, ob der begeisterungstrunkene Blick

eines Künstlers auf ihr ruhte, ob der meine es streifte mit flüchtigem Wohlgefallen.

Sie aber lebt und, ich glaube wenigstens, ist mir gut. Eigentümlich, daß sich meiner, je näher der Augenblick des Wiedersehens kommt, Zweifel bemächtigen, vielleicht begründete?

Nein doch, nein! — ich brauche mich nur der Nachmittage unter den Linden auf der Terrasse zu erinnern ... Ich las vor — „Faust" von Turgenjew ... Wie sie da horchte, mit welcher Spannung, wie sie mich ansah ... Am selben Abend entstand ein Gedicht, das natürlich verbrannt wurde, und das ich vergessen habe, bis auf die eine Strophe:

Zu mir erhebt mit stummem Fragen
Dein dunkles Aug' sich unbewußt,
Die selbe tiefe Sehnsucht tragen
Wir beide in verschwiegner Brust ...

So war es. Aber freilich, zu wem hätte sie auch die Augen erheben sollen? Mein Hans, ihr Hans, ich will sagen: unser Hans schlief, oder schlummerte wenigstens ...

In zwei Tagen werde ich viel mehr wissen als heute. Ich schreibe Dir gleich, noch unter dem ersten Eindruck. Was steht mir bevor?

Dein Edmund.

VIII.

Professor Erhard an Freiherrn Hans v. B.

Korin, den 12. September 1875.

Euer Hochwohlgeboren!

Hochverehrter Herr Freiherr!

Für die Belästigung auf das höflichste um gnädige Nachsicht bittend, wage ich es, Euer Hochwohlgeboren um eine Kunde von meinem lieben Grafen zu bitten. Derselbe äußerte in seinem letzten Schreiben die Absicht, die Gegend von Fiume zu besuchen,

und dürfte es bei dieser Gelegenheit schwerlich verabsäumt haben, Euer Hochwohlgeboren seine Aufwartung zu machen. Auf die Annahme dieses Falles hin darf ich vermuten, daß es Euer freiherrlichen Gnaden bekannt sein dürfte, wohin unser teurer Reisender seine Schritte gelenkt, und dieser Vermutung wieder entspringt das oben gestellte flehentliche Ersuchen.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren den Ausdruck der unbegrenzten Hochverehrung, mit welcher zeichnet

Euer Hochwohlgeboren
untertänigster Diener
P. Erhard.

IX.

Hans v. B. an Professor Erhard.

Nowidworo, den 14. September 1875.

Euer Hochwürden
setzen mich in Bestürzung.

Unser lieber Edmund hat uns nach zweitägigem Aufenthalte verlassen, um geraden Weges heimzufahren nach Korin.

Sieht aus wie das Leben, ist prächtig. Er muß seinen Plan geändert haben, ich staune, daß er nichts davon schrieb.

Mit der inständigen Bitte, mir sein Eintreffen zu Hause telegraphisch bekannt zu geben,

Euer Hochwürden
tief ergebener Hans B.

X.

Graf Edmund N. an Professor Erhard.

Abbazia, den 20. September 1875.

Lieber, verehrter Freund!

Ich habe noch eine kleine Seefahrt unternommen, bin aber jetzt auf dem Heimwege; heftig regt sich in mir die Sehn-

sucht nach meinem Zuhause. Eines schönen Morgens wirst Du im Frühstückszimmer erscheinen, mit einem Schweinsledernen unter jedem Arm, und — plumps! da liegen die Folianten, Du hast sie fallen lassen, Du brauchst Deine beiden Hände, um sie vor Verwunderung über dem Kopfe zusammen zu schlagen und dann dem Freunde zu reichen, der Dir die seinen entgegenstreckt.

Freue Dich, Du Lieber und Getreuer! ich komme für lange Zeit.

Wenn Jahre zwischen heute und dem Tage lägen, an dem ich Dir zum letzten Male schrieb, eine größere Wandlung könnte mit mir nicht vorgegangen sein, ich bin, scheint mit — klug geworden.

Als ein ganzer Geck kam ich noch am Nachmittag des 14. August in Karlstadt an. Ich hatte im, natürlich reservierten, Coupé Toilette gemacht und gefiel mir selbst in meinem Knickerbocker und meinem englischen, helmförmigen Hut.

Auf dem Bahnhofe wartete der Wagen aus Nowidworo, der gelbe Phaeton, den Hans nur bei großen Gelegenheiten ausrücken läßt; vorgespannt war der Jucker-Viererzug, und auf dem Bocke prangte mein dicker, schweigsamer Freund Djuro.

„Pomez Bog," rief ich, und er erwiderte: „Ljubim ruka." Sein braunes Gesicht glänzte gleich einem blank gescheuerten Kupferkessel, und er lachte mich so vergnügt an, als ob ihm das verkörperte Trinkgeld entgegenträte.

Wir flogen schon ein Weilchen dahin zwischen rebenbepflanzten Hügeln und Geländen, als er sich besann, daß er etwas an mich zu bestellen habe, und mir einen Brief in den Wagen reichte. — Von Hans. Sein gewöhnliches Riesenformat, der Inhalt drei Zeilen im Telegrammstil:

Willkommen! hochwillkommen, Du, mein Junge, Du! Erwarten Dich mit offenen Armen. Haben uns redlich nach Dir gesehnt.

Elsbeth und Hans.

Beide hatten unterschrieben.

Ich zerknüllte das Blatt und schleuderte es fort, denn es brannte wie eine Kohle in meiner geschlossenen Hand. Die Sonne brannte auch, der Himmel erstrahlte in feurigem Blau, zu eitel Fünkchen wurde der Staub, der uns umwirbelte. Am Saume der großen Ebene dunkelten die Wälder, erhoben sich die Spitzen der Okicer Gebirge.

Mit innigem Entzücken begrüßte ich sie ... Die schönsten Bilder tauchten vor mir empor, holde Träume umfingen mich.

Mein Kutscher war plötzlich aufgestanden, schwang die Peitsche und schnalzte kräftig. Ein Leiterwagen, mit türkischem Weizen beladen, wackelte vor uns her. Die kleinen, mageren Pferde krochen nur so; ihr Lenker schlief, der Länge nach ausgestreckt, auf seiner Ernte. Djuros Peitschenknall weckte ihn, er fuhr empor, wich aus, und wir sausten weiter.

Das Gefühl ist nicht zu beschreiben, das mich ergriff, als ich die Schloßmauern von Nowidworo durch die Bäume des Gartens schimmern sah und bald jedes Fenster am Mansardendache unterschied.

Die Luft schien mir dünner und reiner zu werden, mein Herz war so leicht, der letzte Zweifel abgetan. Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht laut aufzujubeln.

Beim steinernen Kreuze, wo der Weg sich abzweigt, der zwischen Walnußbäumen gerade zum Schlosse führt, lenkte Djuro nach rechts, und wir fuhren längs des Gartenzauns dem schlanken zinnengekrönten Türmchen an der Ecke, der sogenannten „Warte" zu.

Dort oben hatten Hans und Elsbeth gewiß gestanden und nach mir ausgespäht, und jetzt eilen sie die Treppe hinab und zur Pforte zwischen den Pfeilern und werden gleich heraustreten ... Wenn sie zuerst kommt, dann ist's ein gutes Zeichen.

Das Zeichen stimmte wohl —

Sie kam zuerst, weiß gekleidet, im reichen Schmuck ihrer

dunklen Haare, in ihrem ganzen Liebreiz — ein wenig blaß kam sie mir vor im ersten Augenblick.

Hinter ihr breitete sich's chamoisfarbig; ein paar Arme fochten sinnlos in der Luft herum und bemächtigten sich meiner, als ich aus dem Wagen sprang. Es waren die Arme meines alten Hans, und er drückte mich an seine Brust wie ein Bär. Seine Augen standen voll Tränen, all seine Gesichtsmuskeln zitterten.

„Elserl," brachte er nach vielen vergeblichen Anstrengungen endlich heraus, „umarm ihn auch — du darfst, weil er da ist — — wenn er nicht da wäre, dürftest du nicht," sprach er in warnendem Tone und zwinkerte mir voll Verständnis zu.

Auch seine Frau verstand diese allerdings sehr einfache Logik. Sie errötete, eine tiefe Verwirrung malte sich in ihren Zügen, doch gelang es ihr bald, eine heitere Miene anzunehmen. Mit ihrer gewohnten, sanften Sicherheit blickte sie zuerst ihn, dann mich an und bot mir die Wange.

Ich küßte sie ... das Unglaubliche geschah — ich küßte sie, und ob es mich auch durchzuckte vom Wirbel bis zu den Füßen, ob mir der Atem vergehen wollte — ich verlor meine Fassung nicht.

„Jetzt die Überraschung," sagte Hans zwischen Weinen und Lachen ... „Wir haben nämlich eine Überraschung ... du wirst dich wundern."

Mein lieber Freund, eine flüchtige Erinnerung an die Absicht, mit der ich gekommen, an die berühmte Rechnung, kam mir in den Sinn, und mich überlief's.

Elsbeth nahm meinen Arm, sie drückte ihn herzlich mit ihrer Hand, Hans ging nebenher, klopfte mich von Zeit zu Zeit auf die Schulter und murmelte: „Du, mein Junge, du!" Er lobte und bewunderte alles an mir, mein Aussehen, meinen Vollbart, meinen Anzug, und Elsbeth stimmte ihm bei, und wenn er sich wie ein sehr erfreuter Vater benahm, so hatte sie

in ihrer Art und Weise gegen mich etwas entschieden Mütterliches.

Wir näherten uns dem schattigen Platze unter den Linden den edlen, herrlichen, die am Rande der Wiese vor dem Schlosse stehen.

Dort habe ich ihr das Meisterwerk des großen russischen Erzählers vorgelesen, diese Bäume haben leise dazu gerauscht, auf der Bank unter dem mächtigsten von ihnen hat sie gesessen, mir gegenüber in sprachloser Ergriffenheit, und mich angesehen mit jenem unvergeßlichen Blick ...

Auf derselben Stelle, unter demselben Baum befand sich jetzt eine stattliche Frau, in halb städtischer, halb ländlicher Tracht, und neben ihr stand ein Korbwägelchen mit blauseidenem Dach.

„Spovo on?" fragte Elsbeth.

„Sada isputje," antwortete die Frau.

Das heißt: „Schläft er?" und „Eben erwacht."

Mein dummer Kopf hatte eine plötzliche Erleuchtung. Sie war so hell — zu hell — — sie schmerzte.

Elsbeth führte mich zu dem Wägelchen, hob die Schleier, die es verhüllten, und der Inhalt der kleinen Equipage kam zum Vorschein. Er hatte kugelrunde, rosige Wangen und dunkle Augen, machte Fäustchen, strampelte und war — mein Nebenbuhler.

Wie sie sich zu ihm hinabneigte, gewann ihr Gesicht einen Ausdruck stiller, vollkommener Seligkeit, der mich sofort belehrte: Wenn je ein Funke Neigung für mich in ihrem Herzen erglomm — er ist erloschen. Der Atem dieses Kindleins hat ihn ausgeblasen.

Sein Vater warf sich in die Brust, kreuzte die Arme und betrachtete abwechselnd seinen Sohn und mich mit — glaube mir — fast gleicher Zärtlichkeit.

„Nun, mein Junge," rief er mich an, „was sagst du? sag etwas zu deinem quasi Bruder."

Aber ich konnte nichts sagen, ich war in den Anblick Elsbeths versunken.

„Wir Frauen," sagt Irina, „haben nur die Liebe," nun — Elsbeth ist reich.

Zwei Tage hielt ich es wacker aus bei ihr und ihm und dem Kinde, am dritten räumte ich dem Nebenbuhler das Feld.

Die Frage, ob ich nicht auch ohne ihn von dannen gegangen wäre, wie ich ging, will ich einstweilen unerörtert lassen.

Auf Wiedersehen, Freund und Mentor! Schalte und walte in meinem Hause, wie's Dir gefällt. Auch wenn ich nur durch eine Allee von Mumien in mein Zimmer gelangen kann — mir ist alles recht und eines gewiß: Vorläufig interessiere ich mich für keine Frau mehr, die nicht tot ist seit mindestens dreitausend Jahren.

„Galgenhumor," denkst du, und irrst; es ist der ehrliche, sehr harmlose, der einem etwas verwundeten Herzen entströmt. Aber die Wunde schließt sich schon ...

Erwarte mich ohne Bangen, ich bin geheilt.

Dein Edmund.

Bettelbriefe

Schreibzimmer der Gräfin Beate, einfach und altmodisch eingerichtet. Ein Fenster, eine Tür, an den Wänden Bücherschränke, über ihnen Familienporträts. In der Nähe des Fensters, schräg gestellt, ein Schreibtisch; diesem gegenüber an der Längswand ein kleines Kanapee, vor dem ein Tisch steht. Es ist sieben Uhr abends; das Zimmer wird durch einen dreiarmigen Glaslüster hell erleuchtet. Gräfin Beate, zweiunddreißig Jahre alt, noch schön, mittelgroß, dunkelblond, schlank, in schwarzer, englischer Toilette, sitzt am Schreibtisch, Briefe lesend. Es wird an die Tür geklopft, Baron Max tritt ein. Er ist sechsundvierzig Jahre alt, sehr groß, breitschultrig, hat feine, edle Züge, eine ansehnliche Glatze, dunkelgraue Haare. Die Wangen und das Kinn sind rasiert, die Enden des Schnurrbarts in die Höhe gebürstet. Seine Kleidung ist elegant und anspruchslos. Er grüßt stumm, stellt seinen Hut auf einen Sessel, zieht ein Paket mit Schriften aus seiner Tasche und breitet sie auf dem Schreibtische aus.

Baron. Sieben Empfangsscheine über ebenso viele Antworten auf Bettelbriefe. Eine Quittung über fünfundzwanzig Gulden, ausgestellt von Rosalie Wimmer, eine über siebzehn Gulden, unterfertigt von den Eheleuten Kaniz. Hier die saldierte Rechnung für eine Singersche Familien-Nähmaschine. Sie wurde ausgefolgt und mit Jubel aufgenommen. Lob und Preis ohne Ende habe ich zu bestellen. Sie sind selbstverständlich ein Engel, und ich wünsche Ihnen einen guten Abend.

Gräfin. Den ich dankend erwidere. Was Ihnen allein gebührt, behalten Sie für sich: den Engel.

Baron (setzt sich, einem Winke, den sie ihm gibt, gehorchend, auf das Kanapee ihr gegenüber). Darf ich fragen, ob Sie vielleicht aufgelegt sind, ein Geständnis anzuhören?

Gräfin (stutzt). Das hängt vom Geständnis ab.

Baron. Frau Gräfin —

Gräfin. So feierlich?

Baron. Gräfin, ich habe mich im Laufe des heutigen Tages mehrmals auf demselben Gedanken ertappt.

Gräfin (etwas ängstlich). Und der war?

Baron. Ob ein Kommissionär Ihre Gänge nicht ebenso gut besorgen könnte. Ich bin nicht mehr jung.

Gräfin. Haha!

Baron. Das Treppensteigen ermüdet mich...

Gräfin. Hoho!

Baron (in bittendem Tone). Sagen Sie nicht immer Haha und Hoho! (Mit Nachdruck.) — ermüdet mich. Ihre Armen haben die Manie, im vierten und im fünften Stock zu wohnen.

Gräfin. Es gibt keinen fünften Stock.

Baron. Aber so manchen vierten mit Mezzanin und Entresol.

Gräfin. Übrigens stecken auch einige in Kellerwohnungen.

Baron. Leider Gottes, die armen Teufel!

Gräfin. Jetzt sind Sie gerührt, sehen Sie. Ich weiß ja, Sie brauchen meine Armen, sonst wäre Ihr Leben leer.

Baron (nagt am Schnurrbart). Ich werde heiraten.

Gräfin. Ich werde mich vergiften, könnten Sie nicht in einem anderen Tone sagen.

Baron. Papperlapapp —

Gräfin (bittend). Sagen Sie doch nicht immer Papperlapapp. (Läutet; Diener kommt.) Den Tee. (Diener ab.) Wenn Sie mir glauben, geben Sie Ihre Heiratsgedanken auf —

Baron. Und werden Armenvater und Bettelmönch.

Gräfin. Das erste wäre kein Hindernis; zum zweiten fehlt Ihnen das Talent. Seitdem ich den Vorzug habe, Sie zu kennen, das heißt, seit drei Jahren —

Baron. Nicht ganz. (Diener bringt das Teezeug auf einem Servierbrette, stellt es auf den Tisch, rückt einen Sessel für die Gräfin an denselben und geht ab.) Zwei Jahre und dreihundertdreiundsechzig Tage. Es war am zwei-

undzwanzigsten Januar um zehn Uhr abends im Salon des deutschen Botschafters.

Gräfin (hat sich an den Tisch gesetzt und bereitet den Tee). So genau wissen Sie das? Nun, lieber Freund, da Sie mir von der ersten Stunde an Ihr ganzes Vertrauen schenkten, weiß ich, daß Sie seit jenem 22. Januar fünfundeinhalbmal verliebt gewesen sind.

Baron. Papper ... (Gräfin sieht ihn an; er räuspert sich.) Nun denn — fünfundeinhalbmal!... Ich bewundere Ihr gutes Gedächtnis.

Gräfin (legt ihm kalten Aufschnitt vor). Ja, ja, mein Gedächtnis ist noch intakt. Sie waren verliebt: Zweimal in verheiratete Frauen, zweimal in junge Mädchen, ein halbes Mal in eine Hofdame. Und immer hieß es: Wenn Sie — nämlich ich — sie doch kennen lernten, Sie wären entzückt, das ist eine (schwärmerisch) charmante Person!...

Baron (der mit großem Appetit gegessen, hebt den Kopf). Lachen Sie den armen Nebenmenschen nicht aus. Ich sollte gefeit sein gegen Ihren Spott — ich habe mich Ihnen, wie Sie selbst zugeben, völlig ausgeliefert, ich sage Ihnen alles, ich liege vor Ihnen (entfaltet seine Serviette auf dem Tische und glättet sie mit beiden Händen) — sehen Sie: so! — Ausgebügelt; kein Fältchen in meiner Seele, dem Sie nicht auf den Grund schauen könnten.

Gräfin. Das ist wahr. Im Anfang — aufrichtig gestanden — befremdete mich Ihre Vertrauensseligkeit.

Baron (rasch). Glauben Sie nur nicht, daß mir je einem andern Menschen gegenüber beim ersten Begegnen das Herz so aufgegangen ist wie damals —

Gräfin (fällt ihm ins Wort). Nehmen Sie etwas Hasenpastete. Sie sind hungrig, armer Freund.

Baron. Ich habe nicht zu Mittag gegessen. Die Wirtshauskost wird mir täglich widerwärtiger. Aber was ich Ihnen sagen wollte: mein Vertrauen blieb und bleibt unerwidert. Sie

sind verschlossen wie ... (sinnt nach). Ich suche umsonst, ich finde keinen Vergleich, der auch nur halbwegs —

Gräfin. Strengen Sie sich nicht an. Ich werde Red und Antwort stehen. Was wollen Sie wissen? Worüber soll ich Auskunft geben? Sie sehen mich bereit dazu, ich habe — unnennbares Glück! — keine Geheimnisse.

Baron. Dann gestehen Sie mir (sieht sie voll Innigkeit an, verwirrt sich und schweigt; sie hat ihm eine Tasse Tee hingestellt, er nimmt einen Schluck). Wo kaufen Sie Ihren Tee? Er ist vorzüglich; ich kann keinen anderen mehr trinken. So gestatten Sie sich doch einen Luxus ... das ist Tee zu —

Gräfin. Es ist Lianfin; das russische Pfund zu vier Gulden.

Baron. Unbegreiflich! Ich zahle zwölf, und mein Diener setzt mir eine Flüssigkeit vor ... nicht einmal mein Hund mag sie ohne Rahm sauf ... (hält inne unter dem strafenden Blick der Gräfin) sau ... f ... (rasch) zu sich nehmen. Aber Sie antworten mir um keinen Preis, Sie weichen aus —

Gräfin. Verzeihen Sie! Ich fragte: Was wünschen Sie von mir zu wissen? und Sie überraschten mich mit der Gegenfrage: Wo kaufen Sie Ihren Tee?

Baron. Es beliebt Ihnen, mich auszulachen; ich bitte Sie, sich ja nicht zu genieren. Ehre genug für einen unbedeutenden Menschen wie ich, wenn er Ihnen einen Augenblick Spaß machen darf.

Gräfin. Haha:

Baron. Wie eben jetzt.

Gräfin. Sie tyrannisieren mich mit Ihren Märtyrermienen. Noch einmal denn: was wollen Sie von mir wissen?

Baron. Wie sind Sie dazu gekommen, die Wohltätigkeit in so großartigem Maße auszuüben, daß Sie — ich bin davon überzeugt — trotz Ihres Reichtums oft darben?

Gräfin. Ich? O lieber Freund! ... daß ich mir hier und da etwas Überflüssiges versage, darin besteht mein Darben.

Baron. Papperl ... (Hält inne, in verändertem Tone.) Ich wette, Sie machen sich einen Vorwurf daraus, daß Sie sich satt essen (mit steigender, aber unterdrückter Heftigkeit) — wenn es geschieht, woran ich fast zweifle. Nur so fort, ruinieren Sie Ihre Gesundheit, sterben Sie, welch eine Wohltat für die Armen! Wenn Sie ihnen auch Ihr ganzes Vermögen hinterlassen, eine solche Verweserin dieses Reichtums findet sich nicht mehr, die Armen werden immer betrogen sein!

Gräfin. Es müßte nur jemand mein Erbe antreten, der die Sache zum mindesten ebenso gut versteht.

Baron. Rechnen Sie nicht auf mich! Ich bin um vierzehn Jahre älter, und es fällt mir nicht —

Gräfin. Ohne Sorge! Ich habe Sie im Leben genug gequält. Nach meinem Tode sollen Sie unbehelligt bleiben.

Baron. Nach Ihrem Tode, wenn ich das Unglück haben sollte, Sie zu überleben, würde mich nichts mehr behelligen. Mir wäre alles gleichgültig.

Gräfin. Auch Wohl und Wehe des Nächsten?

Baron (barsch). Auch. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Mehr verlangt nicht einmal das Evangelium. Nun, was gibt mir ein gewisses Interesse an mir? das Bewußtsein, vielleicht die Einbildung, daß ich mich Ihnen ein bißchen nützlich erweisen kann. Nehmen Sie mir das weg, und ich bin mir gleichgültig, und die anderen dürfen es mir auch sein.

Gräfin. Es wird nicht so weit kommen.

Baron. Das hängt von Ihnen ab. Versprechen Sie mir, an sich zu denken, sich nicht mutwillig zugrunde zu richten.

Gräfin. Welche Übertreibungen!... Sprechen wir von etwas anderem. Ich bin Ihnen die Geschichte meiner Berufswahl schuldig — sie hat nämlich eine Geschichte. (Sie versinkt in Gedanken.) Ich verjage gewöhnlich die Erinnerung daran, weil sie mir peinlich ist.

Baron. Dann schweigen Sie, beschwören Sie diese Er-

innerung nicht herauf... ich will nichts hören... Ich mache mir Vorwürfe —

Gräfin. Nein, nein! Sie fordern ein Zeichen meines Vertrauens, und Sie dürfen es fordern; Sie haben ein Recht darauf.

Baron. Wie käme ich zu einem Rechte? Was Sie mir gewähren, ist Gunst und Gnade. Bin ich zu kühn, wenn ich diese Gunst, diese Gnade als Zeichen anzusehen wage... vielleicht als Vorboten — (Bemerkt, daß sie nicht zugehört hat, und stockt plötzlich.)

Gräfin (auffahrend aus ihrem Nachsinnen nach kurzer Pause). Sie wissen, daß ich, früh verwaist, im Kloster erzogen wurde. Zehn Jahre habe ich darin verlebt, ununterbrochen. Die anderen gingen auf Ferien, ich nie. Wer hätte mich herausgenommen? Meinem Onkel und Vormund, dem einzigen Verwandten, den ich hatte, fiel das nicht ein.

Baron. Traurig!

Gräfin. Durchaus nicht; es ging mir gut. Ich war im Kloster bei jung und alt eine beliebte Persönlichkeit; ich habe eine glückliche Jugend und nie einen anderen Wunsch gehabt, als weiter zu leben, wie ich lebte, und einmal erwachsen, Klosterfrau zu werden.

Baron. Das hätte noch gefehlt!

Gräfin. An meinem achtzehnten Geburtstag schrieb ich meinem Onkel und schüttete mein ganzes volles Herz vor ihm aus bis auf den letzten Tropfen. Tags darauf war er da, zornschnaubend: Wo ist meine Nichte? Her mit ihr! Machen Sie mir keine Schwierigkeiten! Ich überwinde alle, ich telegraphiere an den Papst!

Baron. Ganz recht; ich hätte auch telegraphiert.

Gräfin. Am selben Abend mußte ich mit vom Weinen geschwollenen Augen die Honneurs beim Tee meines Onkels machen, in einer Versammlung von ältlichen Herren. Der, dem alle anderen den meisten Respekt bezeigten, war der mir bestimmte

Gatte und bald darauf hatte ich mich aus einem unbedeutenden Klosterzögling in Ihre Exzellenz Frau Gräfin Hochfeldt, Ministersgattin, verwandelt.

Baron. Wie kann man sich so ohne weiteres verheiraten lassen! Haben Sie denn gar keinen Willen gehabt?

Gräfin. Ich habe nicht einmal gewußt, daß eine Frau einen Willen haben darf. Gehorsam wurde im Kloster gelehrt, Gehorsam forderte mein Onkel als mein vom Gesetz bestellter Gebieter. Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, sagte mein angebeteter Schiller.

Baron (verdrießlich). Freilich — die Religion, das corpus juris, die Ästhetik forderten Sie zum Gehorsam auf; Sie mußten ihn leisten.

Gräfin. Ich hatte es im Grunde nicht zu bereuen, Hochfeldt war —

Baron (fällt ihr ins Wort). Ich weiß! wie sämtliche verstorbenen Ehemänner eine Musterkarte aller Tugenden.

Gräfin. Lieber Baron, dieser Scherz kommt zu oft in antiquierten Lustspielen vor! Man sollte ihn ein paar Menschenalter hindurch in kühle Vergessenheit geraten lassen; vielleicht wird er wieder frisch.

Baron (beschämt). Entschuldigen Sie ... ich bin literarisch unzurechnungsfähig.

Gräfin. Ich hatte meine Heirat nicht zu bereuen, sagte ich —

Baron. Im Grunde nicht zu bereuen, sagten Sie.

Gräfin. Mein sehr imposanter Mann fand alles recht, was ich tat, ließ mir volle Freiheit, bekümmerte sich sogar zu etwas wenig um mich. Ich aber schwelgte im Hochgefühle meiner Unabhängigkeit. Was für neue Freuden brachte sie. Unter anderen eine, die ich beinahe am höchsten schätzte. Lachen Sie mich nicht aus —

Baron. Ich — Sie? Verkehrte Welt!

Gräfin. Die Freude, die Briefe, die ich erhielt, selbst eröffnen zu dürfen. Im Kloster waren sie mir erst nach strenger Durchsicht ausgeliefert worden. Und nun! — wenn ich am Morgen in das freundliche Speisezimmer trat, die Tür des in ein Gärtchen verwandelten Balkons offen stand — wir hatten im Herbst geheiratet und jetzt war's Frühling — und auf dem schön gedeckten Tische einige noch von niemandem gelesene Briefe meiner einstigen, auch flügge gewordenen Schulkameraden lagen, da hätte nur einer kommen und sagen sollen: Es gibt ein Glück, von dem du nichts weißt.

Baron (seufzt tief auf, leise). Und von dem du später nichts wirst wissen wollen.

Gräfin (überhörend). Ich frühstückte immer allein, konnte dann meine Korrespondenz in größter Ruhe und Muße genießen. Stellen Sie sich vor — einmal, was finde ich neben meiner Tasse zwischen andern Briefen? ... ein großes Schreiben von unbekannter Hand. Ich erbrach es zagend und las; sein Inhalt ergriff mich in allen Seelentiefen — es war ein Bettelbrief, der erste, den ich erhielt.

Baron. O folgenschweres Ereignis! Eine so zahlreiche Nachkommenschaft, wie dieser Brief gehabt hat, ist dem Abraham nicht einmal versprochen worden.

Gräfin. Klara Glasperle, eine Waise und Witwe —

Baron. Mit sieben Kindern.

Gräfin. Von denen drei tot, und mit einem gelähmten Bruder

Baron. Ein Variante, der Bruder.

Gräfin (ohne sich unterbrechen zu lassen). — Beschwor mich kniefällig, meine wohlbekannte Großmut auch an ihr zu üben. Sie wußte von mir mehr als ich selbst: Ich war eine Mutter der Armen, die Verlassenen, die Verzweifelnden riefen mich an in ihrer höchsten Not, und taten es nie umsonst — und so weiter! ... Ich fühlte mich gerührt, geschmeichelt, beschämt.

Guter Gott, wie kam ich zu einem solchen Lobe, ich lustiges Ding, das nur an seine Unterhaltungen dachte, und schon deshalb nicht viel verschenken konnte, weil es sich in beständiger Geldverlegenheit befand.

Baron. Wieso?

Gräfin. Mein Mann setzte die Verwaltung meines Vermögens in der gewissenhaften Weise meines Vormundes fort und gab mir ein reichliches Nadelgeld, mit dem ich hätte auskommen können und sollen, aber nie auskam. Ich steckte in Schulden bei Schneidern, Modisten, Photographen, und so weiter. Als Frau Glasperle ihren Hilfeschrei ertönen ließ, machten — ich weiß es wie heute — sechs Gulden den Inhalt meiner Kasse aus. Und wie vielmal sechs Gulden hätten dazu kommen müssen, bevor ich hätte sagen dürfen: Ich habe nichts.

Baron (mitleidsvoll). Sie Arme ...

Gräfin. Zerschmelzen Sie nicht. Nur kein übel angebrachtes Erbarmen. Sie berauben sich und haben, wenn's gilt, nichts mehr übrig.

Baron. Papperlapapp!

Gräfin. Lieber Baron — sagen Sie, haben Sie manchmal Ahnungen?

Baron. Wohl, wohl, ich kann mich aber nicht auf sie verlassen.

Gräfin. Deshalb wird sich Ihnen kaum je enthüllen, wie geschmacklos es ist, Ihr ewiges: Papperlapapp.

Baron (verlegen). Doch — ich beginne zu ahnen — ich werde mich bessern.

Gräfin. Ich schickte also meine sechs Gulden, mit den dringendsten Entschuldigungen, daß meine Darbringung so gering war, an die angegebene Adresse, die des Bruders.

Baron. Des Gelähmten.

Gräfin. Ja. Er natürlich war immer zu Hause, während die Glasperlen sich beständig auf den Straßen zerstreuten —

Baron. Hm, hm — Arbeit suchend.

Gräfin (hat seine Tasse ausgespült, wieder gefüllt und stellt sie vor ihn hin). Noch eine Tasse Tee?

Baron. Die dritte. Es sei. Schlafen kann ich ja doch nicht.

Gräfin. Das wäre schlimm.

Baron. Es ist schlimm.

Gräfin. Haha —

Baron (sieht sie vorwurfsvoll an). Schon wieder — wenn Sie wüßten... Aber ich bitte, fahren Sie fort.

Gräfin. Obwohl Sie mich fortwährend unterbrechen?

Baron. Papper... (erschrickt) pap ... (entzückt, in der Meinung sich herauszuhelfen): Pah! pah!

Gräfin. Sehr schön. Jetzt kommen lauter verkümmerte Papperlapapps zustande; und ich wette, Sie wissen nicht, wo wir geblieben sind.

Baron. Sie haben verloren. Bei dem gelähmten Bruder, an den Sie sechs Gulden schickten.

Gräfin. Seine Adresse lautete: Herrn Hugo Muckenberger, Mediziner, Margareten, Berggasse Nr. 47, 4. Stock, Tür Nr. 12. Postwendend kam ein in den gesteigertsten Ausdrücken gehaltenes Dankschreiben, für das wieder ich wärmstens dankte. Es entspann sich eine lebhafte Korrespondenz, wahre Liebesbriefe wanderten hin und her. Meine Teilnahme wurde fortwährend rege erhalten. Das Unglück, das die Glasperlen verfolgte, grenzte ans Märchenhafte; die Kinder fielen von einer Krankheit in die andre, hungerten, froren —

Baron. Im Sommer?

Gräfin. Sie hatten kaltes Fieber...

Baron. Papper... o pardon! — Ich glaube vielmehr, daß Ihre Witwe Bettelbriefe hatte für jede Saison und sich einmal vergriff.

Gräfin. Mein ganzes Geld spazierte nach der Berggasse, und meine Rechnungen blieben unbezahlt; und unsere Abreise

auf das Land stand bevor. Ich wurde gemahnt, wußte nicht, was beginnen, und suchte endlich Rat bei meinem „natürlichen Beschützer." Aufrichtig mit der Sprache herauszurücken, wagte ich nicht, machte zarte Andeutungen und bildete mir ein, bei einem Manne wie der meine braucht man nur antippen, und ein Quell der Weisheit springt, und meinen Schützlingen und mir ist geholfen. Aber es kam anders. Hochfeldt hörte mir geduldig zu und sagte dann: Wenn ich dich recht verstehe, bekommst du Bettelbriefe. Das ist ganz natürlich. Alle Personen, die sich in bevorzugter Lebensstellung befinden, erhalten solche Zuschriften. Es gibt Leute, die aus dem Verfassen derselben ein Gewerbe machen, das in der Ausbeutung der Leichtgläubigkeit und der Sentimentalität besteht. Er setzte mir auseinander, um wieviel mehr wert der ist, der jeden Bettelbrief unbeantwortet in den Papierkorb wirft, als der, der Geld, also Macht, dem Müßiggang, also dem Laster ausliefert.

Baron (vor sich hin). Ich höre ihn sprechen.

Gräfin. Es gäbe allerdings noch einen anderen Standpunkt, meinte er; zu dem werde ich mich aber kaum emporschwingen wollen. Dabei sah er mich etwas spöttisch an —

Baron. Mit seinen kalten grauen Augen.

Gräfin. Warum glauben Sie, daß er kalte graue Augen hatte?

Baron. Da hängt ja doch sein Bild, und Sie sagen, daß es ähnlich war.

Gräfin. Es sei denn, ich wäre gesonnen, mein Leben in den Dienst der Armen zu stellen, sie aufzusuchen, mich vertraut zu machen mit ihren Verhältnissen, die Kranken zu pflegen, die Kinder ...

Baron (fällt ihr ins Wort). Kurz, alles das zu tun, was Sie tun.

Gräfin. Schlecht und recht. Damals tat ich aber nichts davon; in jener Stunde erst, aus reinem Widerspruchsgeist, erwachte in mir der Wunsch, den „Standpunkt" zu erreichen, der

meinem Manne unerreichbar für mich schien. Als er mich verlassen hatte, machte ich eine höchst einfache Toilette, nahm einen Mietwagen und fuhr nach Margareten in die Berggasse. An der Ecke stieg ich aus, hieß den Fiaker warten und befand mich in einer fremden Welt. Häßliche Häuser, ärmlich gekleidete, finster dreinschauende Menschen, verwahrloste Kinder. Nummer siebenundvierzig, seiner Umgebung würdig, hatte kleine Fenster, einen schmutzigen Hof, eine schmale, finstere Treppe, die ich emporstieg ...

Baron. Wie? was? nur so — ohne vorher zu fragen ...

Gräfin. Nur so; getragen wie von Flügeln von dem Bewußtsein meiner edlen Tat.

Baron (unruhig). Jetzt ahne ich, und zwar etwas Unangenehmes.

Gräfin. Je höher ich gelangte, desto heller wurde es. Im vierten Stock konnte ich die Nummern der Türen, die auf den Flur mündeten, deutlich lesen, hatte zwölf bald gefunden und klopfte an mit triumphierendem Finger. Keine Antwort; aber mir war, als hörte ich schnarchen. Ich klopfe stärker, eine Tür gegenüber öffnet sich, ein altes, zahnloses Weib guckt hervor, droht mir mit der Faust und schimpft: Das ist ein Gerenn! ein Gerenn, seitdem der Lump Geld hat.

Baron. Verdammte Hexe!

Gräfin. Mir wird angst und bang — ich trommle mit dem Knopfe meines Sonnenschirmes an die Tür und rufe: Frau Glasperle, Frau Glasperle, sind Sie da? ... Endlich regt sich's drinnen, eine Baßstimme — die des gelähmten Bruders, denke ich — brüllt: Herrein! 's ist ja offen. Und richtig, die Klinke gibt meinem Drucke nach, ich stürze mehr als ich trete in ein niederes, mit dickem Tabaksqualm gefülltes Zimmer. — Bist du's, Katherl? klopfst an, was heißt das? spricht wieder die Baßstimme, und vor mir steht und streckt die Hand aus und faßt mich am Kinn ...

Baron. Frechheit...

Gräfin. Ein riesiger, bärtiger, offenbar angetrunkener Gesell, in Hemdärmeln, mit offener Weste...

Baron. Unverschämter...

Gräfin. Er beugt sich, sein branntweinduftender Atem weht mich an — ich weiche zurück, stammle: Wo ist Frau Glasperle?... Er wankt mir nach, er wiehert: Das bin ich selbst, habe die Ehre, mich vorzustellen, Witwe Glasperle, sieben Kinder... Und Sie, mein Schätzchen — Sie sind meine Wohltäterin — meine schöne gütige Wohltäterin... Erraten? nicht wahr? nicht wahr?... Werden mein Geheimnis bewahren... werden mir zum Pfand dafür ein Küßchen geben...

Baron (springt auf). Kanaille: Ich zertrümmere ihn!... Wo wohnt er?

Gräfin. Heute kann ich Ihnen seine Adresse nicht mehr angeben. — Ich war vor ihm in die Tiefe des Zimmers geflohen, er wackelte herum zwischen mir und der Tür... Da ergriff mich der Mut der Verzweiflung. Ich legte mein Parasol ein wie eine Lanze und rannte an ihn an, und — denken Sie nur — er gab Raum, er glitt aus, ich glaube sogar, er fiel hin — ich aber erreichte die Tür im Nu, hatte noch die Geistesgegenwart, den Schlüssel, der außen steckte, umzudrehen, und rannte die Treppe hinab wie gejagt... Im ersten Stock wäre ich beinahe der die Stiege waschenden Hausmeisterin auf den Kopf gesprungen. Sie goß vor Schrecken ihren Wasserkübel um und sagte mir Dinge —

Baron (senkt die Augen). Peinlich, sehr peinlich!

Gräfin. Heute noch erröte ich, wenn ich daran denke. In meiner Verwirrung, in meinem Bestreben, mich zu rechtfertigen, erzählte ich ihr alles, die ganze Geschichte meiner verunglückten Pilgerfahrt, nannte mich... sie blieb mißtrauisch...

Baron. Gemeine Krea... (Gräfin sieht ihn strafend an, er hält inne, fährt dann los). Nein, es muß heraus: Gemeine Kreatur!

Gräfin. Erst als ich ihr alles Geld gegeben, das ich bei mir hatte ...

Baron (sehr teilnehmend). Es wird gottlob nicht viel gewesen sein.

Gräfin. Schenkte sie mir Glauben, bat um Verzeihung, empfahl mir, in Zukunft vorsichtiger zu sein, und begleitete mich zu meinem Wagen. Dann ging sie Herrn Muckenberger aus der Gefangenschaft zu befreien und ihm, wie sie versicherte, die Hölle heiß zu machen ... Und ich fuhr heim — in einer Betroffenheit, einer Beschämung ... Haha!

Baron. Sie haben jetzt gut lachen — damals mag Ihnen die Erfahrung herb erschienen sein. Was ich übrigens nicht verstehe, das ist die Lehre, die Sie aus ihr schöpften. Die hätte eine andere sein müssen, meine ich.

Gräfin (erregt). Und war es — und das werde ich nie verwinden.

Baron. Liebe Freundin ...

Gräfin. Acht Tage später erhielt ich einen zweiten Bettelbrief. Sein Anblick schon beengte mir den Atem. Er war in der Berggasse Nummer neunundvierzig aufgegeben, kam aus der nächsten Nähe des Schauplatzes meines albernen Abenteuers. Die Hausmeisterin hatte geschwatzt, ich war die Fabel der Berggasse, ein Nichtsnutz nach dem anderen wird jetzt kommen und meine „Leichtgläubigkeit," meine „Sentimentalität" auszubeuten suchen ... Wie recht hatte mein Mann behalten, welch ein gesegneter Aufenthalt wäre der Papierkorb für die Episteln des verlotterten Mediziners gewesen! — Das Schicksal, das dem ersten Bettelbrief erspart blieb, wurde dem zweiten zuteil. Nach einigen Tagen indessen, beim Suchen irgend eines in Verlust geratenen Schriftstücks, kam der Brief mir wieder in die Hände, und nun las ich ihn und fand ihn befremdlich trocken. — Die Bittstellerin hatte gehört, daß ich mich der Armen annähme, und den Rat erhalten, mein Mitleid anzuflehen. — „Ich war

immer eine fleißige Arbeiterin," schrieb sie, „jetzt bin ich krank, kann mich und mein Kind nicht erhalten. Lassen Sie sich nach der Anna Bauer erkundigen ... (Ihre Stimme versagt.)

Baron. Nicht weiter!... Es greift Sie an.

Gräfin (fährt abgebrochen und hastig fort). Mich erkundigen lassen — durch wen? Meine Leute, ich bemerkte es bei jeder Gelegenheit, waren geschworene Feinde der Armen.

Baron. Sie hielten die Ausbeutung der Gebieterin für ihr Privilegium.

Gräfin (immer erregter). Meinem Manne wagte ich nicht ein zweites Mal mit derselben Frage zu kommen, er imponierte mir zu sehr... O, wenn die Männer wüßten, welches Unglück es für ihre Frauen und auch für sie selbst ist, dieses Imponieren...

Baron (übereilt). Ich würde Ihnen nicht imponieren.

Gräfin. Erkundigen Sie sich, hatte Frau Glasperle nie geschrieben — diese Worte fielen mir immer wieder ein, und endlich fuhr ich zum zweitenmal in die Berggasse. Nicht mehr mit Hochgefühlen, sondern mit der Empfindung einer lieblos erfüllten Pflicht. Vor Nummer neunundvierzig ließ ich halten und ersuchte den Kutscher, jemanden herbeizuholen, der mir Auskunft geben könne über Anna Bauer. Kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, als eine Frau, die vor dem Hause stand, laut aufschrie: „Du, Augustin! du, Mann, komm, komm! da ist jetzt die Herrschaft, die sich nach der Anna erkundigen tut." Der Angerufene trat aus dem Tore, behäbig, redselig und präsentierte sich als Hausbesorger. Ja, die Anna Bauer hatte hier gewohnt, bei der Kirchendienerin im dritten Stock war sie „zu Bett" gewesen. Eine brave Person und arbeitsam und fleißig, ja. Alle Monat ihren „Fünfer" nach Hause geschickt, den Eltern. Nachher, als sie den Fehltritt begangen — ihr Brotgeber, der schlechte Kerl, der schon so manche andere auf dem Gewissen hat — und sie so elend und krank geworden ist, da war's aus mit dem Geldschicken, und ist auch gleich per Post

der Fluch der Eltern gekommen. Hat sich erfüllt, so ungerecht er traf. Aus dem Spital wurde sie entlassen, ihr Leiden war nicht akut. Verdienen konnte sie nichts, aufs Betteln verstand sie sich schlecht, ließ es auch gleich sein, sobald sie einige Kreuzer beisammen hatte, Milch davon zu kaufen für das Kind. Jammervoll ist es ihr gegangen; da auf einmal scheint sie neu aufzuleben. Die Hausmeisterin von nebenan hat mit ihr gesprochen, ihr geraten, sich an eine „gute Herrschaft" zu wenden. Sie hat es getan, hat geschrieben und ist plötzlich voll Zuversicht: Ihr wird geholfen. Das Letzte verpfändet, auf die Straße gesetzt, erschöpft und hungernd, aber — gehofft, gehofft und gewartet. Am Tor angelehnt hat sie gestanden von früh bis abends, Tag um Tag, und jeden Briefträger gefragt: Haben's was für mich? In jeden Wagen hineingeschaut mit aufleuchtenden Augen, im festen Glauben, er bringt die Retterin ...

Baron. Mein Gott. —

Gräfin (erzwungen ruhig; starrt vor sich hin). Die blieb zu lang aus ... Das arme Weib verlor den Mut; sie suchte die sicherste Zuflucht, ging in die Donau mit ihrem Kinde ... (wie verloren). Einen Brief von ihren Eltern — im Kuvert, wissen Sie — trug sie bei sich, und so konnten die Leichen vom Hausbesorger agnoziert werden — am selben Morgen war es geschehen.

Baron. Gräfin, Beate, Freundin — verzeihen Sie mir!

Gräfin. Ihnen — was denn Ihnen?

Baron. Das Unverzeiliche. Meine Plumpheit von vorhin. Verfügen Sie über mich, schicken Sie mich, wohin Sie wollen, auf Türme, auf Dächer! — Verzeihen Sie mir jedes Wort des Tadels Ihrer Mildtätigkeit, Ihrer Großmut! Ich sehe es ein, Sie können nicht anders, Sie müssen — es gibt für Sie keinen andern Trost.

Gräfin (reicht ihm beide Hände, die er küßt und einen Augenblick in den seinen festhält).

Baron. Verehrte Freundin! — Und dann?

Gräfin. Dann kam eine schwere Zeit. Der Schatten der armen Frau, die vergeblich ihre Hoffnung auf mich gesetzt, hat meine Jugendjahre verdüstert. Ich sah sie immer vor mir, müd und krank am Tor lehnen und — warten. Ich versenkte mich in den Anblick des schmerzlichen Bildes und horchte den Lehren, die es predigte, und suchte an anderen Unglücklichen gut zu machen, was ich an der einen verschuldet.

Baron. O — wie lange sind Sie schon eine Wohltäterin!

Gräfin (unwillkürlich lächelnd). Sehr lange.

Baron (bestürzt). So war's nicht gemeint. Ich sagte, das heißt, ich wollte sagen: eine Wohltäterin ganz im stillen — schweigend —

Gräfin (nickt). Ich wühlte meine Gedanken über das folgenschwerste Ereignis meines Lebens in mich hinein. Viel später erst, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, sprach ich einmal meinem Manne davon. Ich tat's mit bebender Seele und — weckte sein Befremden. Ist es möglich, so kindisch zu sein? Sich Vorwürfe machen — worüber denn? was ging die Sache mich an? Eine arme Närrin hatte auf meine Hilfe gerechnet? Sie hätte ebensogut auf die Hilfe einer anderen ihr unbekannten Person rechnen können. Er riet mir dringend, meine Phantasie nicht maßlos spielen zu lassen und mich frei zu halten von Gefühlssubtilitäten ...

Baron. Hm — so? — nun vielleicht — und Sie?

Gräfin. Ich? — Bis dahin war Hochfeldt mir vorgekommen wie ein großer hoher Mensch, dem ich zwar angehörte, den ich aber noch kennen zu lernen hatte. Eine Brücke von meinem Verständnis zu dem seinen müsse es geben, meinte ich, und suchte sie. — In jener Stunde überkam mich's plötzlich ... daß ich sie nie finden würde.

Baron (kann eine gewisse gutmütige Schadenfreude nicht verbergen). Und mit der verlorenen Brücke haben Sie weiter existiert. Und so war die Ehe beschaffen, von der Sie sagen —

Gräfin (fällt ihm ins Wort). Daß sie alles in allem genommen ... Es gibt viele weniger gute Ehen.

Baron. Aber auch bessere, und sogar vortreffliche. (Sich vergessend.) Eine solche zum Beispiel wie die unsere sein könnte. (Erschrocken.) O Pardon!

Gräfin (unruhig verlegen). Haha —

Baron. Nein, nein! nicht haha. Überlegen Sie. — Ein Verständnis zwischen uns, ein grenzenloses ... von einer Brücke keine Rede: festes Land ... die Armenpflege mein eigentlicher, mir von der Natur angewiesener Wirkungskreis ... Bettelbriefe meine Lieblingslektüre ... ich komme immer mehr auf den Geschmack.

Gräfin. Hoho!

Baron (in steigender Ekstase). Nein, nein, nein! Nicht hoho. Wenn es möglich wäre — wenn ich dableiben dürfte, nicht hingehen brauchte um mich — der Himmel weiß mit welcher Mühe — zum sechsten Male zu verlieben; — wenn ich ein Recht hätte auf diesen Tee, diese Pastete, dieses Zimmer, dieses Gespräch, diesen kleinen Zank mit Ihnen, dem nie eine Versöhnung folgt, weil wir das nicht nötig haben, weil wir auch während des heftigsten Zankes innerlich einig sind — wenn Sie mich nehmen wollten — (hat den Tisch zur Seite gerückt; erhebt die gerungenen Hände. Stürmisch): Nehmen Sie mich! ... Wenn Sie mich nicht nehmen, verschenke ich alles, was ich habe, werde ein Bettler, schreibe Ihnen täglich zehnmal zehn Briefe, falle Ihnen ganz zur Last.

Gräfin. Lieber Baron, wie alt sind Sie?

Baron (hat sich immer tiefer vom Kanapee herabgleiten lassen, halb kniend). Zwanzig Jahre.

Gräfin (schüttelt den Kopf). Zu jung für mich.

Baron. Es vergeht. (Fährt mit der Hand über seinen Scheitel, seufzt tief auf.) Es ist schon vergangen. Anwandlungen, tollkühne Träume. Ich weiß ja. Sie sind mir überlegen an Rang, Bildung, Geist —

Gräfin. Papperlapapp.

Baron (überrascht, jubelnd). Hoho! (Gleich darauf wieder mutlos, in ganz verändertem Tone): Ach nein! (Erhebt sich, deutet auf die Briefe, die auf dem Schreibtisch liegen.) Ich sehe da ein paar Bittschriften. Tut rasche Hilfe not? Befehlen Sie über mich.

Gräfin. Das Wetter ist schlecht.

Baron. Was liegt daran?

Gräfin. Neun Uhr. Hören Sie? Es schlägt schon neun Uhr.

Baron. Ich fürchte mich nicht im Finstern. — Schicken Sie mich fort. Sie finden ja keine Ruhe, solange Ihnen irgend ein Obdachloser vorschwebt ... (Deutet auf die Briefe, die auf dem Schreibtisch liegen.) Darf ich lesen?

Gräfin. Nein, es ist verboten.

Baron. Aus welchem Grunde?

Gräfin. Raten Sie.

Baron (bärbeißig). Es sündigt wieder jemand auf Ihre Güte

Gräfin (ist aufgestanden). Nein — aus Bescheidenheit. 's ist lauter Dank.

Baron. Nicht eine Bitte darunter? nun, gestehen Sie, das konnte ich nicht erraten ... (Er will noch etwas hinzusetzen, seine Augen begegnen ihrem freundlich auf ihn gerichteten Blick. Plötzlich ergreift er ihre Hand und zieht sie an seine Lippen.)

Gräfin (sich zu ihm neigend). Sie sind überhaupt im Erraten nicht stark, sonst wüßten Sie längst — daß ich Sie herzlich liebe.

Rittmeiſter Brand

Erzählung

I.

Dietrich Brand entstammte einer uralten angesehenen Kaufmannsfamilie. Seit fast einem Jahrhundert bestand das Rohseidengeschäft Brand & Co. in Ehren auf dem Wiener Platze. Es hatte seine Begründer und ihre nächsten Nachfolger reich gemacht und trotz der Ungunst der Verhältnisse in den letzten Dezennien keinen Rückgang erfahren. Diesen Erfolg verdankte das Haus der Tüchtigkeit seines Chefs, und niemand zweifelte, daß sein willensstarker und energischer Sohn sein Nachfolger werden würde. Durch lange Zeit blieb das streng, sogar vor einander bewahrte Geheimnis seiner Eltern: Dietrich zeigt zum Kaufmannsstande wenig Lust und Talent.

Trotzdem war es ein Tag des Entsetzens für sie, als er kam und ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kundtat, nichts anderes zu werden, als wozu er sich im Innersten berufen fühlte, Soldat.

Warum Soldat, um Gottes willen? Warum nicht Beamter oder Landwirt, wenn schon durchaus nicht Kaufmann? — Ja, weil er dazu beitragen wollte, die außer Rand und Band geratenen Menschen wieder an Zucht zu gewöhnen. Weil er erziehen wollte, wie er von klein auf getan. Das mußten die Eltern gelten lassen. An dem Hunde und dem Papagei seiner Mutter, an den Tauben und Spatzen, die er mit Weißbrotkrumen auf den Fenstersims lockte, an allen hatte er — und mit Glück — erzogen. Im Sommer, wenn die Familie in ihrer Villa in Neuwaldegg Aufenthalt nahm, kamen die Kinder dran. Da war er immer von einem Trupp umgeben,

den er kommandierte und der ihm gehorchte, weil es sich von selbst versteht, daß man dem Dietrich Brand gehorcht.

Dem Vater wollte das Befehlshaberische im Wesen seines Sohnes nicht gefallen: „Aus dir wird einmal ein Schulmeister," sprach er zu ihm.

„Nicht ein Schulmeister, ein General," antwortete Dietrich.

Ja, sie hätten es voraussehen können und nicht schweigen sollen. Auch nicht zu den schweren Kämpfen, die er im stillen bestand. Den Trübsinn, der ihn seit längerer Zeit ergriffen hatte, sein übles Aussehen, die roten, überwachten Augen, mit denen er jeden Morgen zum Frühstück kam, erklärte Vater Brand für Symptome der Übergangsjahre, die einem weiter keine Sorgen zu machen brauchen. Das sagte er freilich nur, um die „Frau" zu beruhigen, die sich wieder ihm zuliebe beruhigt stellte; denn die wahre Liebe, die alles kann, kann sogar ihre eigenste Natur verleugnen, kann sogar lügen, wenn's gilt.

Als Dietrich ihnen sein Vorhaben mitteilte, wußten die beiden gar wohl: Leicht ist es ihm nicht geworden, unsere Luftschlösser niederzureißen und unsere Altershoffnungen bankerott zu machen.

Was ihnen anfangs ganz unauffindbar schien, war der Zusammenhang zwischen seiner Lust am Erziehen und seiner Liebe zum Militärstande. Es wies ihnen aber nach, daß kein anderer so viel Macht verleiht, auf den armen und ungebildeten Nächsten fördernden Einfluß zu nehmen. Und in diesem edelsten Stande gibt es wieder keine Waffengattung, die dem Erzieher so viel Möglichkeit bietet, sein Talent nutzbringend zu entfalten wie die Kavallerie. Das Wesen, dem ich meine Sorgfalt widme, wird zugleich angehalten, die seine einem anderen Wesen zu spenden — seinem Pferde. Da steht also der Mann gleichsam in der Mitte zwischen einer heilsamen Ursache und einer heilsamen Wirkung und erfährt zugleich zweifachen

Nutzen. Deshalb wollte Dietrich Brand nicht nur Soldat, er wollte ein Reiter werden, ein schwerwiegender, ein Dragoner.

„Unser Sohn ist ein Feuergeist," klagten die tiefbetrübten Eltern ihrem Vertrauensmanne, dem greisen Buchhalter; und er dachte bei sich: Zur Hälfte Feuergeist, zur Hälfte Pedant. Die Sorte setzt alles durch.

Klug wie er war, befolgte er auch dieses Mal die bewährte Praxis, die ihm das Vertrauen des Herrn und der Frau Prinzipal sicherte. Er riet ihnen, das zu tun, was sie ohnehin getan hätten — nachzugeben.

Der Vater versöhnte sich nie ganz mit der Berufswahl Dietrichs; aber das uneingeschränkte und einstimmige Lob, das seinem Sohne gezollt wurde, freute ihn doch. Was seine Vorgesetzten am meisten an ihm rühmten, um was seine Kameraden ihn am meisten beneideten, das war die unerschöpfliche Geduld, die ihn bei all seiner eisernen Strenge nie verließ.

„Hätten wir viele Offiziere wie Sie, würde unsere Armee zur grandiosesten Volkserziehungsanstalt der Welt," hatte ein sehr hoher Herr zu Dietrich gesagt, und an diesen Ausspruch erinnerte man sich im Regimente noch lang, nachdem Brand aus ihm geschieden war.

Seine Mutter geriet nach und nach in eine wahre Begeisterung für den Militärstand. Am Tage der Ernennung ihres Sohnes zum Leutnant begann sie den Militärschematismus zu studieren. Sie fehlte bei keiner Revue auf der Schmelz; Remonte, Train, Menage, Zug, Eskadron, Regiment, Division, in der Tour, außertourlich usw. wurden für sie gebräuchliche Worte. Von allen kamen aber keine so oft über ihre Lippen wie die: „Mein Sohn, der Leutnant." Als sie sagen durfte: „Mein Sohn, der Oberleutnant," und als er in dieser Charge die Wiener Garnison bezog, da mußte Vater Brand mit ihr hinausfahren auf den Exerzierplatz zu jeder Truppenausrückung. Die Gattin an seiner Seite geriet beim Defilieren der Regi-

menter in solche Ekstase, daß er sich fragte, ob der Sohn nicht am Ende von ihr die kriegerischen und heroischen Neigungen geerbt habe. Aber die erbliche Belastung wäre in dem Falle schwer nachweisbar gewesen, denn Frau Brand entstammte, wie ihr Gemahl, einer alten, friedfertigen Kaufmannsfamilie.

Im Winter wurde der Zug des Oberleutnants Brand mit Puls- und Seelenwärmern, mit Socken und Flanellunterkleidern so reichlich versehen, daß die Leute sich durch ihr behagliches Aussehen vor allen andern auszeichneten. Frau Brand erlebte auch noch die Glückseligkeit von ihrem Sohne, dem Rittmeister, sprechen zu können und ihren guten Alten dazu ein wenig schmunzeln zu sehen.

Zu der Kaiserrevue in dem Jahre, in dem Dietrich zum ersten Male eine Eskadron kommandierte, kam seine Mutter allein gefahren im schönen offenen Landauer. Die Pferde hatten schwarze Geschirre, und die Diener trugen schwarze Livree, und im Wagen saß eine gebrochene Frau in Witwentrauer. Noch ein Jahr und der Rittmeister hatte keine Eltern mehr, er hatte auch sonst niemand, er hatte nur seinen Beruf.

Nein, man darf nicht sagen „nur" wenn von einem Beruf die Rede ist von einem vollen, ganzen. Der Beruf ist alles, ist mehr als Eltern und Kinder, als die Geliebte, als der Freund. — So glaubte Dietrich wenigstens damals.

II.

Wenn seine Mutter ihm gesagt hatte: „Du solltest doch endlich ans Heiraten denken," war seine Antwort gewesen: „In Gottesnamen, nur nicht zu viel, nur nicht zu oft; mein Beruf läßt mir keine Zeit zu Nebenbeschäftigungen."

Und gerade im ersten Sommer nach dem Tode der guten alten Frau verliebte er sich. Es geschah so sachte, so allmählich, daß er's anfangs gar nicht merkte. Die Ehe seiner Eltern hatte ihn gelehrt von der Liebe den höchsten Begriff zu haben. Sie kommt nicht, oder im Triumphe, die unwiderstehliche, allmächtige Siegerin. Und nun war sie erschienen ohne Sang und Klang, hatte sich ihm ins Herz geschlichen unter fremdem Namen, in der bescheidenen Gestalt von Sympathie, Wertschätzung und tiefem Mitleid.

Die es ihm angetan hatte, hieß Sophie von Henning und war die Tochter eines mährischen Landedelmannes, der sich, als Brands Eskadron in der Nähe seines Gutes einquartiert wurde, eben damit beschäftigte, die Reste seines einst ansehnlichen Vermögens in alle Winde zu streuen.

So lange seine, ihm weit überlegene Frau am Leben gewesen war, hatte sie verstanden, seiner Verschwendungssucht bis zu einem gewissen Grade Einhalt zu tun. Nach ihrem Tode, den er sechs Wochen lang leidenschaftlich betrauerte, erwachte er aus seinem Grame als ein verjüngter, lebensfreudiger Mensch. Er färbte seine Haare, unterzog sich einer Entfettungskur, machte jungen Damen den Hof, stellte kostbare Pferde in den baufälligen Marstall ein, steckte seine dörfliche Dienerschaft in Livreen von falscher Eleganz, und hielt offenes Haus.

Seine Tochter sah den Augenblick des unabwendbaren Zusammenbruchs immer näher herankommen, war aber dem leichtsinnigen Vater gegenüber ohnmächtig. Sie konnte nichts tun, als mühsam und unter Entbehrungen aller Art die Lücken und Risse verkleistern, die hinter der kläglichen Herrlichkeit des zu Grunde gehenden Haushalts klafften.

Herr von Henning nahm die Hilfe Brands, der ihn schon mehrmals aus momentaner Verlegenheit gerettet hatte, mit der größten Unbefangenheit in Anspruch. Sobald der hart

gesottene Optimist die Spur einer Neigung des Rittmeisters für Sophie wahrgenommen hatte, stand es ihm auch fest: Brand wird sein Schwiegersohn und rangiert ihn. In fröhlicher Weinlaune vergaß er sich einmal so weit, daß er in Gegenwart der beiden Anspielungen auf diesen Zukunftsplan machte.

Von Stunde an veränderte Sophiens Benehmen gegen Brand sich völlig; keine Spur mehr des unbefangenen Vertrauens, mit dem sie ihm bisher begegnet war, auch keine auffallende Zurückhaltung, die wieder auszeichnend gewesen wäre. Gleichgültigkeit schien an die Stelle der stillen, tiefen Neigung getreten zu sein, die in ihr erwacht war, ihren Ernst hold durchsonnte, ihr stilles Wesen liebreich verklärte.

Aber Dietrich ließ sich nicht täuschen; er bewunderte die Seelenstärke, mit der sie ihre Neigung verleugnete, den Stolz, aus dem diese Selbstverleugnung entsprang. Zum ersten Male erwog er die Möglichkeit, seine goldene Freiheit aufzugeben und sich fürs Leben an ein anderes Wesen zu ketten. Dann hatte er die Wahl: austreten — den Gedanken schleuderte er nur so hinweg; oder: allen seinen Überzeugungen und Grundsätzen untreu werden und als verheirateter Mann weiter dienen. Also — tun, was er von jeher verschworen hatte: eine Frau, und weiß Gott wie bald, auch Kinder nachschleppen in kleine Kavallerie-Garnisonen, immer bereit, das eben erst errichtete Zelt wieder abzubrechen.

Militärwirtschaften — er hatte ihrer genug vor Augen — waren ihm ein Greuel. Kaum hat die Familie sich seßhaft gemacht, wohnt leidlich, schickt die Kinder in die Dorfschule oder den Dorfschullehrer zu den Kindern, und schon wieder heißt es wandern. Die richtige „ärarische Frau" sagt dann zu ihrem Manne: „Du brauchst dich um nichts zu kümmern, die Übersiedlung ist meine Sache." Der Bagagewagen steht vor der Tür und daneben sie und überwacht das Aufladen der Einrichtungsstücke, der Betten, der Kisten. Ein Kind hängt

sich an ihr Kleid, ein anderes ist in Gefahr unter die Räder zu kommen, sowie der Wagen sich in Bewegung setzt, ein drittes heult um sein Schaukelpferd, das ihm davon geführt wird. Der „ahnungsvolle Engel" sieht es im Geiste schon nach dem Überladen auf den Lastzug und von da wieder auf den Fuhrmannswagen mit drei Beinen ankommen, wenn's gut geht. Die Tische und Stühle teilen sein Schicksal. Im unbekannten Lande, im neuen Haus, das meistens eine Hütte ist, wird dann geleimt, geflickt, die Bude wieder hergerichtet — fürs Auge.

So manche unternehmende Leutnantsgattin lädt schon am Tage des Einrückens in die Station einige Offiziere zum Tee. Auf einer umgestürzten Kiste wird er serviert, aus schartigen Tassen getrunken. Wie der Hausrat aussieht, wie die Kinder untergebracht sind, darüber geht man hinweg mit Leichtsinn und Humor. — Aber haben muß man die, ein Pedant darf man nicht sein, für den die schönste Frau allen Reiz verliert, wenn er dahinter kommt, daß sie nicht Ordnung hält in ihrem Wäscheschrank. Ein solcher Mann darf seine Frau nicht in Lagen bringen, in denen die Schönheit der äußeren Lebensform gar zu oft verletzt werden muß.

Nein denn, und dreimal nein.

Und nun kam er auf den Gedanken, den er schon als völlig unausführbar verworfen hatte, zurück — den Dienst aufgeben.

Ja, er überlegte, erwog die große Frage aufs neue. Konnte es einen besseren Beweis geben, daß er liebte, innig und tief? Aber das Resultat seines peinigenden Nachgrübelns war doch wieder „nein" gewesen. Und nun stand es fest, und kein Gott hätte daran rütteln können. Dem Rittmeister blutete das Herz. Man sagt das oft so leicht hin: Mir blutet das Herz. Erfahre es nur an dir selbst, wie das ist, wenn sich's zusammenschnürt, immer fester, immer erstickender, bis man meint, die schweren, schmerzenden Tropfen hervorquellen zu fühlen, mit denen Frohsinn und Lebensfreude dahinfließen.

Er wußte auch: Sie leidet und vielleicht mehr als er selbst; sie hatte ja nicht einen Beruf, der für alles Trost bietet, sie hat nur elende Sorgen.

Seitdem Brand das Haus Henning mied, war dort ein Freier aufgetreten, der sich bisher vor dem brillanten Rittmeister bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, ein Herr von Müller, Major in Pension, von dem es hieß, daß er ein wohlhabender Mann sei und den traurigen Mut haben wolle, das verschuldete Gut Hennings zu übernehmen. Er knüpfte an dieses problematische Erlösungswerk die Hoffnung, Sophie werde sich entschließen, ihm ihre Hand zu reichen. Sie tat es nicht, sie widerstand seinem treuen Werben, dem flehenden Beschwören ihres Vaters.

Brand hörte durch gemeinsame Bekannte ab und zu von ihr in der fernen Garnison, in die sein Regiment versetzt worden war.

Zwei Jahre gingen vorüber, da traf eine überraschende Kunde ein. Müllers Großmut und Güte mußten Sophie endlich gerührt haben, sie war seine Frau geworden.

III.

Nun erfuhr Brand, was heiße Reue ist. Er sagte sich, daß es doch besser gewesen wäre, im Kampfe gegen seine Herzensneigung zu unterliegen als zu siegen. Schade, schade um diese edle Sophie, die ihm herabgewürdigt schien durch eine nicht aus Liebe geschlossene Verbindung. Die Schuld an dem schweren Unrecht, das damit an ihr begangen wurde, maß er mit gutem Grunde sich selbst zu.

Alles, was Brand damals im stillen litt, trat aber bald in den Hintergrund vor einem anderen wichtigen Ereignis, das über seine ganze Zukunft entscheiden sollte.

Von Kind auf hatte er bedauert, daß er keine Geschwister gehabt, keinen schwachen, kleinen Bruder, den er hätte beschützen, leiten, erziehen können. Im Regimente fand er, was die Familie ihm schuldig geblieben war, den jüngeren, etwas unselbständigen Kameraden, auf den er alle Bruderliebe, die in ihm geschlummert hatte, übertragen konnte, und der ihm dafür durch unbedingte Ergebenheit dankte.

Es war ein schöner, etwas zur Melancholie geneigter Mensch, dem das Leben mehr Bitternisse zu kosten gegeben hatte als gut ist für eine feine, scheue Natur. Früh verwaist, arm, die ganze Kindheit hindurch auf das Gnadenbrot angewiesen, das wohlhabende Verwandte ihm und seiner Schwester widerwillig reichten, schlug für ihn die erste glückliche Stunde, als seine Angehörigen seinem Drängen nachgaben und ihm erlaubten, in eine Militär-Erziehungsanstalt einzutreten. „Er wird die harte Schule bald satt haben," meinten sie, „und ungestümer herausstreben, als er hineingestrebt hat." Sie irrten. Er bestand die harte Schule zum Verdruß der Onkel und Tanten, denen seine Ausdauer als eine weitgetriebene und ziemlich respektlose Rechthaberei erschien. Sobald die lange — oft endlos scheinende — Lehrzeit vorbei und er Offizier geworden war, hatte er seine Schwester zu sich nehmen wollen. Darüber lachte man nur. Einem zwanzigjährigen Leutnant, wenn er auch ein Muster von Solidität ist, pflegt man nicht ein achtzehnjähriges Mädchen zur Vollendung ihrer Erziehung zu übergeben. „Ihr müßt warten," sagten der Onkel-Vormund und seine Frau, denen es sehr angenehm war, eine unbesoldete Bonne im Hause zu haben, auf die man sich jederzeit verlassen konnte.

Die Geschwister warteten, bis die Ernennung Wildensteins zum Rittmeister nahe bevorstand und seine Schwester mündig gesprochen werden sollte. Sie hatten in dem kleinen, dunkeln Hofzimmer, das sie bewohnte, das letzte kurze Wiedersehen vor der letzten Trennung gefeiert. „In drei Wochen also komme

ich und hole dich" — hatte er gesagt, und sich erhoben und ihr die Hand gereicht. Aber sie hatte die Hand nicht erfaßt, sie war in unaussprechlichen Jubel ausgebrochen. Die Schüchternheit, von der sie sonst in der Nähe des abgöttisch verehrten Bruders ergriffen wurde, verschwand. Sie stürzte in seine Arme, und ihre Glückseligkeit verriet ihm, wie viel sie bisher gelitten hatte: So nahe der Augenblick, in dem die Sehnsucht ihres ganzen Lebens sich erfüllen sollte! So nahe die Erlösung! Es war kaum zu fassen, es berauschte sie, es stand vor ihr wie das plötzlich geöffnete Himmelstor: „Ich werde bei dir sein!" Sie lag an seiner Brust, die kleine, stille Dulderin, seine echte Schwester, so schweigsam und tapfer in ihrer Weise, wie er in der seinen — und weinte.

Da verlor er seine gewohnte Selbstbeherrschung, sein Herz floß über. Sie erfuhr, daß er ihrer bedurfte, ihrer tröstenden, heilenden Nähe, der immer wach erhaltenen Überzeugung: da ist ein Wesen, für das ich leben muß. Wäre sie nicht, würde er selbst nicht mehr sein: er hätte längst den Qualen einer törichten, verdammenswerten und unüberwindlichen Liebe ein Ende gemacht. Als er seine Schwester in die Tiefen seiner Seele blicken ließ, lernte sie mit Entsetzen eine Leidenschaft kennen, von der bis jetzt nicht die leiseste Ahnung in ihr gedämmert hatte. Ihr Bruder liebte eine Unerreichbare, liebte, wie nur einsame und verschlossene Menschen lieben, die bezaubernde junge Frau seines Obersten. Gräfin Erny ermutigte ihn nicht — er beteuerte, daß sie es nie getan habe. An Wahnsinn grenzte, sich einzubilden, der Wunsch vermöchte die Erfüllung zu erzwingen, es war Aberwitz, kühne Hoffnungen zu nähren. Er wollte sie austilgen, sich befreien, dem entnervenden Kampfe ein Ende machen, und zählte dabei auf die Hilfe seiner Schwester.

Als er sie verließ, blieb sie, im Innersten erschüttert zurück. Erhört oder zurückgewiesen werden, fragte sie verwirrt und

ratlos: Was ist das größere Unheil in dieser sündhaften Liebe? Aus ihrem Gleichgewicht gebracht, in unsäglicher Angst um ihn, hätte sie sich an seine Fersen heften, nicht mehr von ihm weichen mögen. Sie hatte so lange geduldig gelitten und gewartet; die zwanzig Tage, die sie noch von dem Zusammenleben mit ihm trennten, glaubte sie nicht überdauern zu können. Sie schrieb ihm täglich; er beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu ihrem Empfang, und Rittmeister Brand, der sonst zu zetern und zu wettern pflegte, wenn die Ankunft einer Frau in der Station bevorstand, erwartete die Schwester des Freundes mit fast ebenso großer Ungeduld wie dieser selbst. Ehe noch ein Auge sie erblickt hatte, tat sie Wunder: Brand sehnte ihr Erscheinen herbei, Wildenstein brachte es in der Selbstbeherrschung so weit, vierzehn Tage lang den Anblick der geliebten Frau zu meiden. Das war mehr, als er sich zugetraut hatte, und es gewährte ihm eine stolze, schmerzvolle Freude, der Schwester schreiben zu können: „Wieder ein Tag, an dem ich sie nicht gesehen habe. Sei du nur einmal da, und was mir jetzt als etwas Ungeheures erscheint, wird mir leicht werden."

Die Oberstin zeigte sich verstimmt; sie wollte Wildenstein nicht verlieren. Es verdroß sie nicht nur, es kränkte sie, daß er vermochte, den Gleichgültigen zu spielen, zu tun, als ob sie ihre Macht über ihn eingebüßt hätte.

Gräfin Erny war mehr als schön, sie war bildhübsch, lebenslustig, emotionsbedürftig und hatte Anwandlungen von Sentimentalität. Als fünfte Tochter eines unbegüterten ungarischen Edelmannes geboren, bei reichen Verwandten aufgewachsen, kehrte sie nach deren Tod in das väterliche Haus zurück. Die kühle Aufnahme, die sie dort fand, tat ihr weh, die kleinlichen Verhältnisse beengten sie. Nur fort, wieder fortkommen, heiraten, gleichviel wen, wenn er sie nur erlöst aus der Familie, in der sie das fünfte Rad am Wagen ist, war fortan ihr heißer Wunsch. Als ihr Vater ihr lachend mitteilte, der alte Oberst

Graf Prach habe bei ihm um sie geworben, dachte sie einen Augenblick nach und rief dann entschlossen: „Hol's der Kuckuck, ich nehm' ihn!"

Er war freilich nicht verlockend, der unförmig dicke Oberst. Um ein Vierteljahrhundert älter als sie, so plump, wie sie zierlich, so langweilig, wie sie sprühend von guten Einfällen war. Allerdings hatte auch Prach eine kurze Blütezeit gehabt, als er, ein junger Major, mit seinem Regimente die Garnison Wien bezog. Da war er in der Gesellschaft bis in exklusive Kreise vorgedrungen und hatte dort den Spitznamen: „Le boeuf à la mode" erhalten, denn Anlagen zum Dickwerden zeigte er schon damals und war auch nicht gescheiter als jetzt. Aber er konnte doch vor seiner Braut mit einst errungenen Erfolgen prahlen, und sie fühlte sich befriedigt in ihren Ansprüchen auf Glück, wenn sie die Frau eines Mannes wurde, der eine Stellung in der „großen Welt" hatte und Kommandant eines eleganten Kavallerieregiments war.

Kurz nach ihrer Verheiratung erlebte sie eine bittere Enttäuschung. Prach, der bisher immer von väterlicher Freundschaft und von der Unabhängigkeit gesprochen hatte, die Erny als regierende Frau Oberstin genießen sollte, wurde ein verliebter, eifersüchtiger Gatte und ein engherziger Haustyrann. Die schönen, glänzenden Augen der jungen Frau verschleierten sich allmählich, und die leise Trauer, von der die angeborene Munterkeit und Frische ihres Wesens nun oft gedämpft wurde, gab ihr einen neuen Reiz. Er wirkte auf keinen ihrer zahlreichen Verehrer so ergreifend wie auf Rittmeister Wildenstein.

Erny hatte mit ihm gespielt wie mit allen, die ihr huldigten. Sie ließ sich gern den Hof machen in allen Ehren. Weiter als bis zu einem Handkuß brachten es bei ihr selbst die Unternehmendsten nicht. Seltsam war, daß fast jeder, der in ihren Banden gelegen hatte, ihr Feind wurde von der Stunde an, in der er seine Eroberungspläne aufgab. Sie mußte eine gar

unangenehme Manier haben, die Leute abblitzen zu lassen. Andere wieder, die ihr Glück bei ihr gar nicht versucht hatten, behandelten sie mehr wie einen lustigen Kameraden, denn als Respektsperson.

Herr von Wildenstein war ihr, von allem Anfang an, anders als alle andern begegnet. Er verehrte sie wie eine Königin, wie ein höheres Wesen. Ihr mochte das etwas komisch vorgekommen sein, nach und nach aber begann sie den Unterschied zwischen den Huldigungen, an die sie gewöhnt war und denen, die der junge Rittmeister ihr darbrachte, zu fühlen. Der Ton, den sie ihm gegenüber angeschlagen hatte, ihr gewöhnlicher, spielerischer, den Scherz herausfordernder Ton stimmte sich allmählich um. Sie mußte einen Blick in dieses Männerherz getan haben, der ihr etwas völlig Neues, Schönes enthüllte; eine tiefe, ernste, an die Wurzeln des Lebens greifende Empfindung.

Und die wollte Erny nicht einbüßen, sie wußte sehr wohl, daß sie damit ihren besten Reichtum verlor. Sie beging eine große Unvorsichtigkeit, sie schrieb, sie beschied Wildenstein zu sich. Er kam nicht; sie erfuhr, daß er einen kurzen Urlaub nach Wien genommen hatte. Einige Tage hindurch waren die Briefe von seiner Schwester ausgeblieben, dann gab der Vormund traurige Nachricht von ihr. Sie hatte ihre Zöglinge in einer ansteckenden Krankheit gepflegt und lag nun selbst schwer darnieder.

Als Wildenstein zur bestimmten Frist zurückkehrte, kam er vom Begräbnisse seiner Schwester.

Die Gräfin äußerte ihr Mitgefühl in liebenswürdiger Weise, schonend und herzlich. Wildenstein und sie hatten die Rollen getauscht; sie zeigte sich ihm dankbar, wenn er einer Gelegenheit, ein freundlich tröstendes Wort von ihr zu hören, nicht auswich. Seine Leidenschaft schien erloschen, untergegangen in seinem tiefen Schmerz.

Und doch war der Oberst nie eifersüchtiger auf ihn gewesen als jetzt. Er bewachte, er belauschte seine Frau, er verschlang sie mit den Augen, wenn sie den Namen Wildenstein aussprach, er hätte den zweiten Rittmeister von der Erde forttilgen mögen — und den ersten dazu. Die Eifersucht auf den einen ließ ihn nicht schlafen, der Neid auf das Ansehen, die Beliebtheit, die der andere im Regimente genoß, raubte ihm den Appetit. Seine Anlage zur Grausamkeit, das Erbteil vieler bornierter Menschen, entwickelte sich unter solchen Umständen zu üppiger Blüte. Das Offizierkorps und die Mannschaft hatten schlechte Zeiten und waren überzeugt: es gibt keine Hoffnung auf bessere, bevor der Oberst die beiden Rittmeister „weggebissen" haben wird.

Mühe genug ließ er sich's kosten.

Die Eskadron Brands lag in der Stabstation, und der Morgenritt des Obersten führte an der Reitschule vorbei. Alle Augenblicke war er da, spöttelte, nörgelte — raste, brachte die Leute zur Verzweiflung und Brand beinahe um seine Geduld.

Auch seiner Frau machte der Oberst das Leben schwer. Einmal, in einer Stunde der Empörung über ihn, ließ sie sich hinreißen, Wildenstein ihr Leid zu klagen. Das wurde für beide verhängnisvoll. Die lange zurückgedämmte Empfindung im Herzen Wildensteins brach mit elementarer Macht hervor; er entrang der Geliebten ein halbes Geständnis ihrer Gegenliebe und drückte in an Wahnsinn grenzendem Entzücken den ersten Kuß auf nur schwach widerstrebende Lippen. Sie hatte ihm durch ihre Klage das Recht gegeben, sie zu beschützen, und dieses Recht war nun sein, und er wollte es wahren, es verteidigen, und sie war sein. Um dieses höchste Gut sollte ihn keine Macht der Erde bringen. Aber nicht unrechtmäßig, nicht in Unehren wollte er sie besitzen. Er sprach von der Scheidung ihrer Ehe, von dem Eingehen einer neuen mit ihm. Er entrollte vor ihr ein Zukunftsbild, das ihm die Seligkeit auf Erden verkörperte,

vor dem ihr aber graute. So hatte sie es nicht gemeint! Empörend und lächerlich erschien der gesellschaftlich hochstehenden, an Luxus gewöhnten Frau die Zumutung Wildensteins und er selbst als ein rücksichtsloser Egoist.

Am folgenden Tage erhielt er einen langen Brief von der Gräfin. Sie bat ihn, ihre „gestrige Übereilung" großmütig zu verzeihen. Sie war seitdem von Reue gefoltert. Sie hatte schwer gegen ihren Gatten gefehlt, dem sie ja im Grunde keinen anderen Vorwurf machen durfte als den, daß er sie zu sehr liebe. Sie hatte sich auch an Wildenstein schwer versündigt, und ihn — freilich eine Selbstgetäuschte — über die Stärke ihrer Empfindung für ihn getäuscht. Sie würde sich nie entschließen können, ihren Pflichten untreu zu werden, ihren Gatten zu verlassen. „Ich bin in Ihrer Hand," hieß es am Schlusse. „Sie können mich verderben; Sie sind ein edler Mensch, Sie werden es nicht tun. Ich hoffe, ich baue auf Sie, Sie werden die arme, kleine Erny nicht unglücklich machen wollen. Ich wage nicht, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, ich bitte nur, seien Sie nicht mein Feind."

IV.

Eines Abends in der Offiziersmenage, — auch der Oberst war da und saß an einem Tische mit Brand, — kam das Gespräch auf allgemeine militärische Verhältnisse. Die Herren gerieten in Eifer, Dietrich behandelte mit besonderer Wärme sein Lieblingsthema: Keine Institution ist zur Erfüllung des hohen Zweckes, die Menschen zu erziehen, so berufen und so fähig wie die Institution des Waffendienstes. Sie stellt die strengsten Anforderungen an die Pflichttreue, die Ehrenhaftigkeit, den Mannesmut. Sie verlangt blinden Gehorsam von

den Geführten und deshalb von den Führern sehende Augen, klaren Vorausblick, scharfen Einblick. Sie verlangt von ihnen Gerechtigkeit und Strenge, denn nicht Freiheit braucht der Mensch, der Mensch braucht Zucht. Aber weise muß die Strenge sein; unweise Strenge wird immer Grausamkeit und unter dem grausamen Führer die Mannschaft zur wilden Rotte. Der Dutzendoffizier verroht, der tüchtige verbittert. Ein Fluch für die Armee ist jeder, der Gewalt hat über andere und nicht über sich selbst, ein Verräter, der unseren Stand dem Haß und der Verleumdung ausliefert.

Er sah, während er sprach, dem Obersten fest ins Gesicht, und der erwiderte kein Wort, zog die giftigen Äuglein nur immer mehr zusammen. Plötzlich stand er auf, nickte den Herren, die alle zugleich seinem Beispiel folgten, kaum merklich zu und ging nach Hause.

Besonders zeitig fand er sich am nächsten Morgen auf der Reitschule ein, wo Brand Chargenreiten abhielt.

Schon als er vom Pferde stieg, sich in den breiten Hüften wiegte, die Beine warf, daß ihm die Kniescheiben knackten, und am staubfarbigen Schnurrbart ungeduldig zupfte, wußten seine unglücklichen Untergebenen: Der ist geladen. Gnade Gott jedem, den er heute aufs Korn nimmt.

Der Oberst untersuchte die Packung, die Zäumung, die Bügelschnallung, tadelte alles, fand auch die Wartung der Pferde, die Haltung der Reiter miserabel, unterzog die Abrichtung selbst einer herben Kritik.

„Herr Rittmeister Brand", hieß es auf einmal, „Sie scheinen vorzugehen nach einem ganz neuen, eigens von Ihnen erfundenen Reglement. Ihre Unteroffiziere haben die schlechtesten Pferde."

„Entschuldigen, Herr Oberst, das ist nicht der Fall," antwortete Brand.

„Wie, nicht der Fall?" Er bezeichnete ein Pferd in der Ab-

teilung Wildensteins, der eben aufgesessen war, und auf den Befehl, in die Reitschule zu kommen, wartete: „Der Braune dort im zweiten Glied ist mir lieber als alle Ihre Unteroffiziers-pferde."

„Aber auf einem Auge blind," sprach Dietrich mit größter Ruhe.

Der Oberst schnaubte: „Was?... Sie?... Den mein ich nicht. Den andern, den lichten, der ist das richtige Unter-offizierspferd."

„Er ist's auch gewesen, aber Herr Oberst haben ihn selbst vor vierzehn Tagen als untauglich dazu erklärt."

Das auf offener Reitschule vor aller Mannschaft. Dem Obersten liefen dicke Schweißtropfen über die Hängebacken, er biß die Lippen und wendete sich der Abteilung des zweiten Ritt-meisters zu. Mit dem war der Kampf leichter aufzunehmen, der sollte jetzt büßen für den Freund und für sich selbst, hatte ihn der Regimentskommandant doch schon lange genug im Magen, den melancholischen Frechling, der es wagte, die Frau Oberstin anzuschmachten.

Die Nörgeleien begannen. Wildenstein erfuhr Rüge um Rüge, Spott um Spott. Was einen Menschen, der seine Schul-digkeit tut, und mehr als seine Schuldigkeit, nur reizen und demütigen kann, folgte Schlag auf Schlag. Nun entsetzte sich der Oberst plötzlich über das Aussehen eines der Dragoner.

„Kommandieren Sie den Mann in die Mitte der Reitschule," befahl er, und nachdem das geschehen war, betrachtete er den armen Teufel von Rekruten, einen blutjungen, plumpen, hoch-schulterigen Burschen, und schrie dann auf, mit geheucheltem Zorn: „Der ist ja bucklig. Sagen Sie mir einmal, Herr Ritt-meister Wildenstein, wie heißt der Mann? — Wie er heißt, frag ich."

Merkwürdig — der Rittmeister besinnt sich. Hat ihn das Gedächtnis verlassen, hat er nicht reden können, weil es schon

so gekocht hat in ihm, er antwortete nicht. Da brach der Oberst in ein abscheuliches Lachen aus: „Ach ja, freilich, Männernamen merken Sie sich nicht. Freilich, freilich, wenn eine Amalia Rosenduft oder eine Eulalia Lilienstengel da oben säße, da hätten Sie nicht nötig, erst lange nachzudenken. Ich muß Ihnen doch raten, befassen Sie sich zeitweise wenigstens mit dem, was Ihre Pflicht ist."

„Herr Oberst," knirschte Wildenstein, und in seine Arme hätte Dietrich ihn nehmen, wegtragen hätte er ihn mögen. Er sieht es ihm an, es ist aus mit seiner Selbstbeherrschung, seiner Willenskraft, mit allem.

„Schweigen Sie," donnerte der Oberst ihn an. „Riskieren Sie nicht ein einziges Wort, man soll das Schicksal nicht versuchen, wenn man so wenig Glück hat wie Sie."

Das war mit einer so schändlich gemeinen Ironie gesprochen, daß es jeden anwiderte, der es mit anhören mußte. Wildenstein war leichenblaß: „Herr Oberst," sprach er mit lauttönender Stimme, „ich dulde das nicht, das gehört nicht hierher." Seine Hand ballte sich um den Säbelgriff, er trat auf den Kommandanten zu.

Brand sprang ihm nach, packte ihn und hielt ihn fest.

„Gehen Sie zum Profosen, ich mache Ihnen den Prozeß," sagte der Oberst. Er triumphierte; endlich war die Gelegenheit da, Herrn Rittmeister Wildenstein den Hals zu brechen.

Als der sich wendete, um zu gehorchen, stand Dietrich vor ihm und sah ihn unsagbar besorgt und beschwörend an. Wildenstein antwortete mit einem ernsten, entschlossenen Blick, einem Blick, der deutlich sprach für den verstehenden Freund: „Sag selbst, ist's nicht genug?"

Nach dem Schluß der Reitschule ging Brand gerade aus ins Quartier seines Freundes. Da fand er ihn, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Bette sitzend, neben ihm lag die abgeschossene Pistole; er hatte sich meisterlich ins Herz getroffen.

Auf dem Tische war sein Geld ausgebreitet, zweiundvierzig Gulden, und ein Briefbogen, auf dem mit Bleistift geschrieben stand:

„Lieber Dietrich, zwanzig Gulden meinem Burschen, den Rest den Leuten meiner Abteilung. Hab Dank für deine Liebe und Treue. Auf Wiedersehen. Ich glaube dran."

Dieser Tag und die darauf folgende Nacht waren die schwersten im ganzen Leben Dietrich Brands. Da muß er fürchterlich mit sich gerungen haben. Am Morgen war sein Entschluß gefaßt. Beim Begräbnis des Freundes hatte er zum letzten Male den Säbel gezogen.

Nach der Heimkehr von der Beerdigung verfaßte er sein Gesuch um Enthebung von der Militärcharge.

Im ganzen Regimente rief der Entschluß Brands Bestürzung hervor. Aber das änderte nichts daran. Er tat auch keinen Dienst mehr. Der Regimentsarzt stellte ihm ein Krankheitszeugnis aus und konnte es mit gutem Gewissen tun. Er war ehrlich besorgt und sagte: „Ein Nervenfieber oder der Wahnsinn — der Herr Rittmeister kann von Glück sagen, wenn er ohne eines von beiden durchkommt."

Als das Gesuch des Rittmeisters bewilligt worden und er wieder in den Zivilstand zurückgetreten war, schickte er seine Herausforderung dem Obersten zu. Der nahm sie an; seine Sekundanten und die Brands einigten sich ohne Schwierigkeiten über die Bedingungen des Duells: Pistolen, zehn Schritte Barriere. Nie waren zwei Leute entschlossener, einander das Lebenslicht auszublasen. Der Oberst wußte: treff ich ihn nicht, bin ich ein toter Mann, und Brand hatte sich's zugeschworen; dem grausamen Führer wird das Handwerk gelegt. — Gute Pistolenschützen waren beide. Und doch — die Anwesenden trauten ihren Augen nicht, der Oberst drückte los und — fehlte. Auch sein Gegner fehlte. Nachdem die Sekundanten einen pflichtgemäßen und selbstverständlich nutzlosen Versöhnungs-

versuch gemacht hatten, wurden die Pistolen wieder geladen. Der Oberst zielte und traf Dietrich in die linke Schulter. Dieser zuckte. Die Sekundanten wollten hinzu springen, doch winkte er sie fort, ließ den Obersten bis an die Barriere heran kommen und schoß ihn durch und durch. Die Kugel prallte an einem kleinen Baume ab, der Mann stürzte nieder ohne einen Laut. Für tot — nicht tot. Im Wagen schon, in dem sie ihn nach Hause brachten, erlangte er die Besinnung wieder. Es fand sich, daß die Kugel zwischen den Lungen durchgegangen war. Er genas nach verhältnismäßig kurzem Siechtum. Aber Brand hatte ihm doch das Handwerk gelegt; der Oberst mußte den Dienst aufgeben, denn seine Stimme war zum Kommandieren zu schwach geworden.

Die Verwundung Dietrichs erwies sich als eine schwere; lange Zeit verging, ehe er die volle Gesundheit wieder erlangte.

Den Titel, dessen er sich entäußerte, erhielt ihm die Tradition. Die Erinnerung an seine ehrenvolle Dienstzeit, an die Beliebtheit, die er genossen hatte, blieb unvergessen, und er, trotz all seines Protestierens, Verbietens und Verbittens, für jeden, der ihn in früheren Jahren gekannt und in späteren von ihm gehört hatte: der Rittmeister Brand.

V.

Gescheitert, wie Robinson, richtete er sich auf seiner Insel ein. Er änderte, als Feind der halben Maßregel, seine Lebensweise aus dem Grunde, verschenkte seine Pferde, seine Waffen an arme, einstige Kameraden, zog nach der Stadt und vegetierte dort wie ein pensionierter Hofrat. Er mied die Kaffeehäuser, in denen Offiziere verkehrten, machte große Spaziergänge, besuchte Museen, Kunstausstellungen, Konzerte, Theater

und populäre Vorlesungen. Er holte manches nach, was ihm an literarischer Bildung fehlte, las die Klassiker, las auch moderne Poeten, konnte sich erfreuen an einem schönen Buch, einem schönen Bildwerk und an guter Musik. Diese wohltuenden Eindrücke gingen aber nicht tief; hinter der flüchtigen Wärme und dem Interesse, die sie erregten, schauerte es kalt, gähnte die Leere.

Der Zeit wilder Aufregung war eine unausbleibliche Reaktion gefolgt. Brand hatte einem gebieterischen Müssen gehorcht, als er alles hingab, was den besten Inhalt seines Daseins ausmachte, um einen Verbrecher bestrafen zu können. Er hatte nicht rechts noch links geschaut, nur nach dem einen, einzigen Ziele hin; nicht gefragt: wenn es erreicht sein wird, was dann? Und als dieses „dann" zur Gegenwart wurde, erschien sie ihm recht öde, nutzlos und armselig, und der Blick in die Zukunft wie ein Blick ins Grab.

Die Wohnung, die er für sich und für seinen ehemaligen Privatdiener gemietet hatte, lag im zweiten Stock eines schönen Hauses der Rathausstraße, war hell und freundlich und zeichnete sich durch die höchste, eine wahrhaft erfinderische Reinlichkeit aus. Wer die drei Zimmer durchschritt, aus denen sie bestand, brauchte keinen besonderen Scharfsinn, um zu erkennen: hier haust ein einfacher und solider Mann, der eine Vorliebe hat für mattgeschliffenes Nußholz und für die grüne Farbe.

Zwischen der Tür, die aus dem konventionell ausgestatteten Salon herein führte, und dem ersten Fenster links, ragte ein hoher Bücherschrank fast bis zur Decke, und die Bücher darin waren nett gebunden und sorgfältig eingereiht. Dem Bücherschrank gegenüber, zwischen dem zweiten Fenster und der Tür des Schlafzimmers, machte sich ein großer Schreibtisch breit; ein Strohsessel mit runder, niederer Lehne stand vor ihm, und über ihm hingen zwei schöne Kupferstiche: Erzherzog Karl, nach dem Gemälde von Kellerhoven, und Laudon, nach L'Allemands prächtigem Reiterbilde.

Die Längswand wurde zur Hälfte von einer großen Ottomane, eine der Ecken von einem Kachelofen eingenommen, der in sanftem Maigrün schimmerte, die andere von einer Etagere mit Rauchrequisiten, alles gediegen, lauter brave Arbeit von tüchtigen Handwerkern, natürlich auch der Tisch, die Fauteuils und die Stühle, die mit der Ottomane zusammen eine Familie bildeten. Sie wieder hatte ein würdiges vis-à-vis in der zwischen den Fenstern angebrachten Konsole, der Trägerin einer vortrefflichen altdeutschen Uhr.

Neben ihr standen zwei Armleuchter aus Messing. Das mattfarbige und weichliche Silber wird in Brands Haushaltung nur in Gestalt von Eßbestecken geduldet. Wohl verpackt steht der Schatz an schönem Silbergerät, der von seinen Eltern und Großeltern herstammt, im Schranke und wird auf Dietrichs nicht gerade lachende, aber auch nicht weinende Erben übergehen, entfernte, wohlhabende Verwandte. Mit Fug und Recht darf er sich sagen, daß sein Tod keinem seiner sogenannten Angehörigen eine Stunde trüben oder erheitern wird. Und dessen freut er sich. Wo er gleichgültig ist, will er auch gleichgültig lassen. Das Ärgste wäre ihm, in der Schuld eines andern zu stehen, ob sich's nun um Gulden handelt oder um liebevolle Empfindungen.

Es war an einem heißen Mainachmittag des Jahres 1890, und Brand eben aus dem Restaurant zurückgekommen, in dem er seine einfache Mahlzeit einzunehmen pflegte. Die Sonne brannte mit sommerlichen Gluten zur Erde nieder und machte jedes Fenster, das sie beschien, zu einem Brennspiegel, und jeden Pflasterstein zu einem kleinen Ofen.

Mit Behagen empfand der Heimgekehrte den Kontrast zwischen der drückenden Schwüle, dem grellen Lichte auf der Straße und der angenehmen Temperatur in seinem hohen,

luftigen Zimmer. Leicht gedämpft durch die herabgelassenen Stores fiel das Licht herein, ein mildes, grünliches Licht, bei dem man ungemein gut lesen konnte. Brand zündete eine Zigarre an, setzte sich auf seinen Sessel vor dem Schreibtisch und nahm ein Buch, das aufgeschlagen neben der Mappe gelegen hatte, zur Hand: Möllhausens Reisen im Felsengebirge Nordamerikas.

Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Lektüre, um einen Blick nach der riesigen Weltkarte zu werfen, die über der Ottomane hing. Einen scharfen, durchdringenden Blick aus seinen grauen, tiefliegenden Augen, die von ihrer ungewöhnlichen Sehkraft noch nichts verloren, obwohl achtundvierzig Jahre verflossen waren, seitdem die sich zum ersten Male aufgeschlagen hatten. Dabei zog er seine dichten Brauen zusammen, und auf der viereckigen Stirn entstanden zwei tiefe Furchen, die ihm einen klugen und strengen Ausdruck gaben.

Eine halbe Stunde verging. Die Tür des Salons wurde geöffnet, und jemand trat ein. Brand wußte, ohne sich umzusehen, wer es war. Er kannte den festen und zugleich diskreten Schritt, den sein Diener sich hatte angewöhnen müssen, er kannte auch dessen Art, die Tür zu öffnen und zu schließen. Wer hatte sie ihm denn beigebracht?

„Die äußere Klinke gefaßt, du Waldmensch. Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Tür auf! — Vorwärts, und die andere Klinke gefaßt: Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Tür zu! —"

Diese Übung zehnmal nach einander durch drei Tage wiederholt, und ein ehemaliger Waldmensch war für den ganzen Rest seines Lebens befähigt, als ein Gesitteter unter Gesitteten zu erschienen. Ist solcher Gewinn nicht der kleinen Mühe wert?

Peter Peters war also eingetreten. Ein weiteres Lebenszeichen gab er nicht. „Was willst du?" fragte Brand nach einer Weile, ohne sich umzusehen.

Peter zögerte, seine Stimme war furchtbar gepreßt, als er

sie endlich erhob, um seine „gehorsamste Mitteilung" vorzubringen.

Eigentlich wurde die Mitteilung hinterbracht, denn er sagte, was er zu sagen hatte, in seines Herrn Rücken, der ihm wohl auch imponierte, aber doch nicht so sehr wie seines Herrn Gesicht.

Wenn er gesehen hätte, was auf dem vorging, während er sprach, würde er seine Rede schwerlich zu Ende gebracht haben. Bestürzung, Zorn, Wehmut spiegelten sich in den Zügen des erregten Mannes, um, als sein Diener schwieg, einer rasch erkämpften, eisernen Ruhe zu weichen. Jetzt wendete er plötzlich den Kopf. Er, der Sitzende, der Kleine maß den stehenden großen Peter von oben herunter und sagte, die Ellbogen auf die Sessellehne gestützt, die Zigarre zwischen den Zähnen: „Heiraten willst du, wenn ich nichts dagegen habe? — Was soll ich dagegen haben? — Du heiratest und du gehst. Einen mit Familie behafteten Diener kann ich nicht brauchen. Und wie heißt die Gans, die dich nimmt?"

Nicht ein protestierendes Wort zugunsten seiner Erkorenen kam über Peters Lippen. „Du gehst." Wie eine Pistolenkugel hatte es ihn getroffen. Er wunderte sich, daß er noch aufrecht stand. „Du gehst." Diese — Unmöglichkeit hatte er nicht erwogen.

„Wie heißt sie?" wiederholte Brand.

Tonlos, mit verglasten Augen vor sich hinstarrend, gab Peter die Antwort: „Magdalena Sänftenträger. Kinderlose Witwe. Das Delikatessengeschäft grad gegenüber gehört ihr. Wo ich zum Souper für den Herrn Rittmeister die kalte Küche hole."

„Die kalte Küche, schön. Bei der haben die Herzen Feuer gefangen. Gut. Abgemacht. Geh."

Peter ging, und die grollenden Gedanken Brands folgten ihm nach. Der will heiraten, der will sich etablieren, einen

Haushalt gründen, dieser Peter, an dem immer noch erzogen werden muß, der nichts kann und nichts ist ohne seinen Herrn. Wenn man nur denkt! — Zum zweiten Dragonerregiment war er gekommen vor zwölf Jahren, halb verhungert, der verwaiste Sohn einer armen Tagelöhnerin, die mit ihm in der Welt herumgezogen war, da- und dorthin, wo sie gerade Arbeit fand, der nie eine Schule regelmäßig besucht, nie einen ganzen Rock am Leib gehabt hatte. Und nun auf einmal gut genährt, gekleidet und bewohnt, von seinem Rittmeister mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt als der ärmste, im Zustande ärgster Verwahrlosung übernommene Rekrut. Man konnte Freude an ihm haben, an seinem physischen, geistigen und moralischen Gedeihen, an dem Glück, das sich auf seinem gutmütigen, braunen Gesichte spiegelte — wenn er nicht gerade weinte — denn das war seine Schwäche. Viel zu leicht für einen Mann, einen Soldaten, traten ihm Tränen in die Augen. Der bärenhafte Bursche konnte nicht leiden sehen, am wenigsten Tiere. Er war allem Lebendigen ein Freund: er hielt sich für den Beneidenswertesten auf Erden, als ihm ein Pferd anvertraut wurde. Keines im ganzen Regimente war besser gehalten als Peters Sinbad, und in verhältnismäßig kurzer Zeit keines besser geritten. Auf dem Rücken des Tieres, dessen Gedanken er, und das seine Gedanken erriet, verlebte er seine glücklichsten Stunden.

Neun Jahre hatte er schon gedient und sich mit seinem Stande immer gleich zufrieden gefühlt, als die große Katastrophe im Leben Brands eintrat, als das Unerwartetste, Unglaublichste geschah, als er den Dienst aufgab. Da bewährte sich Peter Peters, da betätigte er die Liebe und Dankbarkeit, die sich allmählich in ihm gesammelt, aber nie einen Ausdruck gefunden hatte. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, als ob es nicht anders sein könnte, brachte er sein Opfer. Er verließ den Dienst, das Regiment, seinen Sinbad und folgte dem Rittmeister, der

ihn vor Jahresfrist zu seiner Ordonnanz gemacht hatte, „ins Zivil."

Dummer Peter, treuer Peter, dachte Brand, als diese Erinnerungen in ihm aufstiegen, und mit ihnen zugleich alle die anderen, die er nie wissentlich, nie mit Willen heraufbeschwor, die er am liebsten ruhen ließ. Er seufzte schwer. Was vorbei ist, ist vorbei; ein Schwächling, der widerbellt gegen die Notwendigkeit. Wenn er noch so tief überlegte, mußte er sich sagen: Alles, was geschehen war, war regelrecht geschehen. Brand hatte gehandelt, wie er seinem Charakter nach handeln mußte, wie er, in dieselbe Lage versetzt, noch einmal handeln würde. Keine Reue — darüber nicht. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken — darüber nicht!

Schattengleich zog eine schlanke Mädchengestalt an seinem innern Auge vorbei, und er streckte mechanisch abwehrend die Hand gegen sie aus, die in ihrer Lieblichkeit vor ihm aufgetaucht war.

Verdrießlich über die Träumerei, in die Peters scheinbare Treulosigkeit ihn versetzt hatte, richtete er sich entschlossen auf und schrieb an ein Dienstvermittelungsbureau, das er täglich in seiner Zeitung angekündigt fand. Dann erhielt Peter Peters den Befehl, den Brief abzugeben. Das war für den Mann ein großer Schmerz. Er hätte gern Einwand erhoben und brachte es doch nur zu einem: „Aber Herr Rittmeister," weil seine Stimme in einem Schluchzen erstickte, das um keinen Preis vor dem strammen Herrn laut werden durfte.

So trug der das unselige Schreiben ins nächste Postkästchen und ging dann sich ausweinen, zu seiner Magdalena.

Am nächsten Vormittage schon stellte sich eine Anzahl Bedienter, vom Dienstvermittelungsbureau entsendet, dem Rittmeister vor. Er wählte den, dessen Äußeres den schärfsten Kontrast zu dem Äußern Peters bildete: einen feinen, wunderhübsch frisierten Menschen, der ausgezeichnet gute Manieren und wohlgepflegte Hände hatte.

Vier Wochen später, am Hochzeitstage seines Vorgängers, trat er den Dienst an, und zwar, wie er sich ausbedungen hatte, mit dem Range eines Kammerdieners.

Bevor Peter seine Braut zum Altar führte, mußte sie mit ihm zu Brand, der die schöne, von Kraft und Gesundheit strotzende Witwe ernsthaft betrachtete und sprach:

„Stattlich, stattlich. Du hast dir eine gewichtige Lebensgefährtin ausgesucht, Peter."

Peter strich über seinen dicken, roten, an den Enden leicht gelockten Schnurrbart und versetzte: „Ich mag die Mageren nicht."

„Und ich," sprach Magdalena und warf dabei einen zärtlichen Blick auf den Auserwählten, „habe mir vorgesetzt; wenn ich wieder heirate, nehme ich einen Großen. Ein Kleiner kann grad so grob sein und macht kein Ansehen."

Brand meinte, dem Peter seien noch andere gute Eigenschaften nachzurühmen als seine Größe, und als ganz armer Schlucker käme er ihr auch nicht ins Haus. Damit legte er ein auf zweitausend Gulden lautendes Sparkassenbuch in die Rechte des Bräutigams und schloß:

„Ich danke dir für deine treuen Dienste. Werde ein so braver Ehemann wie du ein braver Diener warst. Leb wohl."

Peter schluchzte laut während der ganzen Fahrt zur Kirche, und vor dem Altare stieß ihn der Bock so heftig, daß er sein „Ja" mehr bellte als sprach.

Vom Hochzeitsmahle sprang er auf, als eben die Torte mit den verschlungenen Lettern „P" und „M" serviert wurde, lief hinüber zum Herrn Rittmeister, um zu sehen, ob der „Neue" die Lampe angezündet und das Bad ordentlich hergerichtet habe. Und am nächsten Morgen kam er, sich zu überzeugen wie denn der Kaffee gemacht und die türkische Pfeife gestopft worden war. Einmal da, blieb er auch gleich beim Aufräumen.

Als Brand ihn erblickte, fuhr er ihn an: „Was willst du hier, närrischer Kerl? Geh zu deiner Frau."

Aus diesen Worten fühlte Peter die Eifersucht seines Herrn auf seine Herrin heraus, und Tränen traten ihm in die Augen. Die Eifersucht rührte ihn und der „närrische Kerl" auch. Wer besser dran war mit seiner Vernunft, wußte Peter gar gut, respektierte aber die Täuschung, in der der Rittmeister sich über diesen Punkt befand. Möge er nur in ihr fortleben und wenigstens die Freude haben, er, der sonst keine hat.

Um das grausame Lebewohl, das Brand gesprochen hatte, Lügen zu strafen, fand er sich alle Finger lang bei ihm ein und wünschte ihm eine gute jeweilige Tageszeit.

Arbeit gab es „drüben" immer. Der elegante Kammerdiener überließ ihm neidlos die ganze. Seine eigene Tätigkeit beschränkte sich darauf, das Haus durch seine Gegenwart zu schmücken. Aber auch das wurde ihm nach und nach lästig, und eines Abends verschwand er, nachdem er vorher mit seinen wohlgepflegten Händen den Schreibtisch Brands erbrochen und eine reich gefüllte Brieftasche daraus entnommen hatte.

Über diese kurze Majordomus-Epoche im rittmeisterlichen Interieur wurden nicht viel Worte gemacht. Wie von selbst kam alles ins alte Geleise. Höchstens, daß Peter früher als sonst die kalte Küche zum Souper holen ging und später als sonst zurückkehrte, wozu Brand regelmäßig bemerkte:

„Bist schon wieder da?"

Einmal fragte er: „Was sagt denn deine Frau dazu, daß sie dich so wenig sieht?" Und die Antwort lautete:

„Die sagt niemalen nichts. Die hat eine Cousin', der ihrer trifft nur alle vier Wochen einmal nach Haus."

VI.

Genau am ersten Jahrestage ihrer Vermählung erschien Magdalena Peters bei Dietrich Brand und brachte ohne viel

Umstände die Bitte vor, er möge im Fall, daß es ein Bub werden sollte, sich gütigst herbeilassen, ihn aus der Taufe zu heben. Die Erfüllung ihres Wunsches wurde ihr sogleich und mit großem, feierlichem Ernste zugesagt. Brand holte sofort die genauesten Erkundigungen über die Pflichten ein, die er mit der Taufpatenschaft auf sich nahm. Er gedachte sie pünktlich zu erfüllen und erhielt Gelegenheit dazu, denn es wurde ein Bub, ein niedlicher Peter junior.

Sein Vater übergoß ihn mit Tränen der Rührung, das Kindlein nieste, und Dietrich selbst, sehr bewegt durch den ihm völlig fremdartigen Anblick eines neugeborenen Menschen, führte Peter von der Wiege fort und sagte:

„Blamiere dich nicht vor Weib und Kind."

Brands Fürsorge wuchs mit ihrem Gegenstande. Er schrieb sich Eigentumsrechte über das Knäblein zu und forderte, daß ohne Unterlaß an ihm erzogen werde.

Frau Magdalena verlor endlich die Geduld. „Dein Rittmeister," sagte sie zu ihrem Manne, „wie der's treibt. Bald wird niemand mehr wissen, bin ich die Mutter, oder ist er's!"

Peter hatte Mühe, sie mit der Versicherung zu beschwichtigen, darüber könne kein gescheiter Mensch im Zweifel sein.

Das Interesse, das der Rittmeister für den kleinen Peter gefaßt hatte, breitete sich allmählich auch auf andere Kinder aus. Man muß doch vergleichen, den Blick schärfen, Erfahrungen sammeln. Dietrich, der bisher ziemlich gleichgültig an allem vorüber gegangen war, was nicht im Alter der Militärpflicht stand, begann nun, dem Kindervolke seine Aufmerksamkeit zu schenken. Es traf sich, daß er mit kleinen Schulbesuchern, Knaben und Mädchen, die mit ihm im selben Hause wohnten und denen er täglich auf der Treppe begegnete, einen Gruß tauschte. Zu dem Gruße kam bald eine Ansprache, und aus der entwickelten sich nach und nach förmliche Konversationen, die man nicht schon unterm Tor abbrechen wollte. Nicht selten geschah's, daß

Brand dem oder jenem jugendlichen Geschöpfe das Geleite gab bis zur Schule.

Er hatte sich zuerst an die Kinder der Armen gewendet und ihr Vertrauen und, bis zu einem gewissen Grade, das ihrer Eltern errungen. Dann schritt er an verfeinerte Gesellschaftskreise heran, machte auch da Glück und war bald wieder in seinem Elemente, konnte wieder erziehen. Er übte auch Gastfreundschaft. An jedem Samstagnachmittag wimmelte es von Jugend in seiner Wohnung; die verschiedensten Stände waren da durch auserlesene Exemplare vertreten. Entsprechende Kost für Kopf und Herz lieferte der Hausherr, das Ehepaar Peters sorgte für den Magen; Überladung in irgend einer Weise kam nicht vor. Glücklich, gesund, von frischem Eifer zur Bravheit beseelt, kehrten die Kinder heim.

Im Frühling des zweiten Jahres nach der Geburt des Klein-Peters frühstückte Brand an jedem schönen Morgen, statt zu Hause in einem der am Rathausparke gelegenen Cafés und ging dann in den Park hinüber, wo sein Täufling im Korbwägelchen unweigerlich bis zehn Uhr zu schlafen hatte.

Dabei schenkte Brand aber auch fremden Kindern seine Aufmerksamkeit, sah ihren Spielen zu, ermunterte die Schüchternen, ging den Ungeschickten zur Hand, beschützte die Unterdrückten und hatte eine beneidenswerte Art, die Übermütigen und Tyrannischen zurecht zu weisen. Durch eine kurze Bemerkung, einen Blick verstand er zu bändigen, ohne zu empören und zu erbittern.

Eines Tages war Dietrich auch noch in den Volksgarten gegangen. Er nahm dort Platz auf einer Bank mit der Aussicht auf das Grillparzer-Denkmal und freute sich, daß es wieder Frühling war, daß die Natur in erneuter Jugendherrlichkeit blühte und daß die Menschen ihrer pflegten, mit so viel Sorgfalt und Geschmack, wie es hier geschah, in diesem kleinen irdischen Paradiese. Er freute sich auch, daß sie in all die Schön-

heit Schönes hingestellt haben, das edle Denkmal, das unsern Dichter veranschaulicht mit ergreifender Wahrheit, und die Werke seines Schöpfergeistes im beseelten Steine vor uns aufleben läßt.

Brand lächelte vor sich hin. Er gedachte der Äußerung, die eine seiner Cousinen einst getan hatte: „Heirate doch, es ist noch gerade Zeit. Du hast Kinder so gern, und eigne sind noch etwas ganz anderes als fremde, und eine angenehme Häuslichkeit ist auch nicht zu verschmähen."

Häuslichkeit, eigene Kinder — als ob ein Mensch ihrer bedürfe, der gewöhnt ist, sich überall häuslich einzurichten; dem alles Gute und Schöne in der Welt gehört, weil er es lieben und bewundern kann. Die glauben, nur das zu besitzen, was sie an sich gerissen haben, das sind die ewig Unersättlichen und ewig Entbehrenden.

In seiner Nachbarschaft hatten sich drei fein aussehende Damen auf eine Bank niedergelassen; offenbar Gouvernanten in sehr wohlhabenden Häusern. Es waren zwei ältliche Engländerinnen, die in guter Laune und schlechtem Französisch ein eifriges Gespräch mit einer jungen — ihr tadelloser Akzent verriet's — Pariserin, führten. Ihre drei Zöglinge, nicht Kinder mehr und noch nicht Backfische, pendelten auf dem Wege zwischen ihren Bändigerinnen und Brand hin und her.

Er konnte einiges hören von ihrer laut und ungeniert geführten Konversation:

„Du, Aurora," sagte das muntere Ding am linken Flügel, das in Blau gekleidet, blond, frisch und ein wenig untersetzt war, zu der in der Mitte Schreitenden, „deine Stiefeletten sind hübscher als die meinen, aber ich habe einen hübscheren Fuß."

„Und ich habe eine hübschere Taille," fiel das Fräulein zur Rechten ein. „Die deine ist ja viel zu lang." Sie prangte havannafarbig, und man konnte schwerlich eine zierlichere Gestalt sehen.

Allerdings durfte sich die zwischen den beiden wandelnde, eckige und blasse Aurora an persönlichen Vorzügen mit ihnen nicht vergleichen. Dafür aber schlug ihre Toilette die der Freundinnen völlig. Allererstes Ranges waren der hellgraue Stoff und die Mache des Kleides, und der Hut mit seiner breiten, genial aufgestülpten Krempe und seinem Federngewoge. Wenn eine Harpye ihn aufgesetzt hätte, jedermann würde ausgerufen haben: „O wie anmutig sehen Sie heute aus, meine Gnädige!"

Ihre Verhandlung eifrig fortführend, hatten sich die Fräulein mitten auf dem Wege aufgepflanzt, als von der Ringstraße in der Richtung gegen den äußeren Burgplatz, zwei ärmlich gekleidete Kinder einher kamen. Ein Knabe von etwa sieben Jahren und ein viel jüngeres Mädchen. Der Knabe, hoch aufgeschossen und schmächtig, trug an einem Riemen am Arme eine der mit Wachsleinwand überzogenen Schachteln, in denen Modehändler ihre Ware verschicken. Das kleine Mädchen im ausgewaschenen Perkalkleidchen, einen blauen, gestrickten Capuchon auf dem Kopfe, ein Tüchlein um die mageren Schultern geschlungen, hüpfte neben ihm her.

Bei dem Anblick der aufgeputzten Fräulein blieb sie plötzlich stehen und staunte, wie angenagelt vor Entzücken, zu ihnen hinauf. Besonders hingerissen schien sie von dem grauen Federhut; zu ihm kehrte ihr leuchtender Blick immer wieder zurück.

Sie wurde bemerkt, die Modedöckchen nahmen den Zoll naiver Bewunderung, den das Kind ihnen darbrachte, spöttisch auf, und die Blaue sprach:

„Wie dumm sie ist!"

„Und wie sie nach Armut riecht," setzte Aurora mit der langen Taille hinzu. „Meine Mama sagt, das ist der ärgste Geruch. Böhmische Spitzen riechen manchmal so."

Die Kleine verstand sie nicht. Seelenvergnügt blieb sie regungslos wie ein hypnotisiertes Hühnchen, bewunderte weiter und bemerkte nicht, daß sie ausgelacht und verachtet wurde.

Der Auftritt hatte außer Brand noch einen Beobachter gehabt, einen sehr jugendlichen. Ein braunes, ungemein feinknochiges Bübchen verließ eine Gruppe Spielgenossen und kam auf die Verspottete zu mit einer herzigen und komischen Gebärde. Er verschränkte die Finger so fest er konnte und streckte die gerungenen Hände einmal ums andere mit heftigem Rucke von sich. So trat er, kämpfend mit Empörung und Rührung, vor das arme Kind hin und sagte im durchdrungendsten Tone:

„Wenn sie nur zu mir käme, in mein Haus, ich würd ihr geben, was ich nur hab."

Sie sah ihn eine Weile überrascht und zweifelnd an, steckte zuerst ihr Zeigefingerchen in den Mund, zog es dann heraus und deutete schüchtern auf seine hundsledernen Handschuhe: „Die gib mir."

Sogleich fing er an, hastig an ihnen zu zerren, brachte sie auch herunter; als er sie aber der Kleinen reichte und sie danach griff, kam ihr Bruder ihr zuvor.

„Wir dürfen nichts annehmen. Du weißt, Annerl, die Mutter will's nicht," sagte er sehr sanft und sehr entschieden, und es war ein merkwürdig trauriger Klang in seiner Stimme. „Wir danken Ihnen vielmals, junger Herr; komm Annerl," er zog seine Schwester mit sich fort.

Der abgewiesene Wohltäter sah ihnen verdutzt und bestürzt nach. Dietrich stand auf und half ihm seine Handschuhe wieder anziehen, allein wäre er damit kaum fertig geworden.

„Wie alt bist du?" fragte Brand, als die für sie beide sehr schwierige Arbeit zustande gebracht war.

„Fünf Jahre."

„Wie heißest du?"

Der Taufname des Bübleins war Fritz, sein Familienname der eines österreichischen Grafen- und Fürstengeschlechts.

„Fritz," sagte der Rittmeister, „du hast einen schönen Namen,

weißt du, was das heißt? Weißt du auch, was es heißt seinem Namen Ehre machen?"

Der Kleine hob seine prachtvollen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen zu Brand empor und erwiderte ohne Zögern: „O ja."

Dietrich verbiß ein Lächeln: „Nun, wenn du das jetzt schon weißt, dann salutiere — das heißt," verbesserte er sich, „dann grüße ich dich."

Er lüftete den Hut, und der Kleine riß den seinen förmlich herunter, holte weit aus mit der Rechten und machte eine tiefe, respektvolle Verbeugung.

„Der verspricht, der verspricht," dachte Brand: „so jung er ist, kennt er schon das Mitleid und die Ehrfurcht. Beim Mitleid und bei der Ehrfurcht fängt der Mensch an, sehr früh also bei diesem Fritzchen."

Er verließ den Garten und folgte den Kindern, die „nach Armut rochen."

VII.

Er hatte die kleinen Gestalten bald entdeckt, und bald auch hatte er sie eingeholt. Was war es doch, was ihn unwiderstehlich zu ihnen hinzog? Nicht Teilnahme, nicht sein immer reger Helfedrang allein. Es war mehr; ein tieferes, ein ganz eigenes Interesse, das besonders der Anblick des Knaben in ihm erweckt hatte. Er fragte sich, an wen er ihn mahne, mit seinen aschblonden Haaren, seiner durchsichtigen Haut, seiner Sprechweise, seiner Haltung, in der zwei Gegensätze sich so anmutig vereinten: Stolz und Schüchternheit.

Die Kinder gingen über die beiden Burgplätze und verschwanden auf dem Kohlmarkt im Torweg eines alten, statt-

lichen Hauses, einst das Eigentum eines großen Herrn, jetzt das eines Pferdehändlers, und vermietet an allerlei Parteien. Ein Schild mit der Aufschrift: „Madame Amélie" war unter dem Mittelfenster des ersten Stockes angebracht, und hinter den großen, blanken Spiegelscheiben blühte ein Garten von Hüten und Hauben, quollen aus halb geöffneten Kartons Bäche von Spitzen, Ströme von Gaze und Seidenstoffen hervor.

So wenig Dietrich Brand sich auch um die Berühmtheiten der Damenmodenwelt kümmerte, der Name Amélie Vernon war bis zu ihm gedrungen. Seine Cousinen sagten in einem Tone: „O Madame Vernon! Ja, Madame Vernon!" der so viel hieß wie: Erhaben über alle Kritik.

Eine solche Großmacht schickt ihre Waren gewiß nicht durch Kinder aus. Was hatten die armen beiden hier zu holen oder hierher zu bringen.

Er wollte es wissen und entschloß sich, auf ihre Rückkehr zu warten. Nach einer Viertelstunde erschien klein Annerl wieder und trug ein Weißbrot in der einen und einen Apfel in der anderen Hand. Blaß und müde kam ihr Bruder nach. Brand hielt ihn an und fragte auf gut Glück in geschäftsmäßigem Tone, ob Madame Vernon zu Hause sei? Jawohl, die Kinder kamen von ihr, hatten sie eben gesprochen.

„Und das hat sie mir geschenkt," sagte Annerl, und hob ihr Weißbrot und ihren Apfel triumphierend in die Höhe.

„Und das darfst du auch annehmen, die Mutter erlaubt es dir, Annerl?"

„Ja, das erlaubt die Mutter, und auch Georg erlaubt's."

„Georg," wiederholte Brand. „Dein Bruder, nicht wahr?" Er legte die Hand auf den kleinen, blauen Capuchon und sagte ziemlich unüberlegt: „Ich wäre froh, wenn ich dir auch etwas schenken dürfte, Annerl."

„Nein, nein, dank, wir danken," stieß Georg rasch hervor. Er war bei den Worten Dietrichs rot geworden über das ganze

Gesicht bis unter die Haare, und seine Augen leuchteten plötzlich auf.

Jetzt wußte Brand, an wen ihn das Kind vom ersten Moment an erinnert hatte. Vergessene Unvergessene — arme Sophie! Dieses Erröten, dieses Aufleuchten im Blicke hatten oft ein stilles Entzücken ausgemacht. Die ganze Reinheit, aller Stolz des Mädchens, das er liebte, sprachen aus ihnen. Was ihr das Blut in die Wangen und in die Stirne trieb, war nicht Verwirrung, nicht Beschämung, es war ein schmerzliches Staunen, eine leidvolle Entrüstung: „Ich erröte, ja, aber für euch!" — Brand sah sie vor sich, wie damals in der peinlichen Stunde, in der der Riß zwischen ihnen entstanden war...

„Du heißest Georg Müller, mein lieber Junge," sagte er zu dem Knaben.

Der erschrak und sah ihn voll Mißtrauen an. Wie kam der fremde Mann dazu, nach seinem Namen zu fragen? Er suchte seine Angst hinter einer trotzig abwehrenden Miene zu verbergen, ergriff die Hand seiner Schwester und hastete mit ihr davon.

Brand blickte ihnen nach: Ihre Kinder! ja gewiß — auch das Mädchen hatte Ähnlichkeit mit ihr in den Bewegungen, dem Gang, in der Art und Weise, den Kopf zu tragen. Im Forteilen noch wendete Annerl sich mehrmals um und lächelte den ernsten, alten Herrn an, vor dem davonzulaufen ihr Bruder sie zwang, und der ihr gar keine Furcht einflößte, o nein, nicht die mindeste!

Ihre Kinder — das waren sie, so hatte er sie gefunden. Die Wirklichkeit übertraf seine traurigsten Befürchtungen. Das scheue Wesen des Knaben, seine Beschäftigung, die Kleidung, das Aussehen der Kleinen. Alles, alles an ihnen erzählte von Dürftigkeit, von Entbehrung, von einem harten Kampfe um das tägliche Brot.

Dietrich blieb noch eine Weile unter dem Tore stehen. Mit mächtiger Selbstüberwindung rang er die tiefe Gemütsbewegung nieder, die ihn ergriffen hatte; kein äußeres Zeichen durfte verraten, was in ihm vorging.

Als ein sehr gelassener, fast übertrieben höflicher Mann betrat er den Modesalon und wurde von Fräulein Julie, einer gut erhaltenen Schönheit „comme il faut“ bis an die Spitzen ihrer langen, lanzenförmig zugeschnittenen Nägel, würdevoll empfangen. Sie schien befremdet, als er sie bat, fragen zu wollen, ob er die Ehre haben könne, mit Madame Vernon selbst und zwar privatim zu sprechen. Das Fräulein übernahm seine Karte, warf einen Blick darauf — und war elektrisiert.

„Dietrich Brand! Herr Rittmeister Brand ...“

„Nein, mein Fräulein, Brand kurzweg; ich habe meinen Militärcharakter abgelegt.“

Aber das wußte Fräulein Julie besser. Ablegen, einen solchen Charakter? Als ob man das könnte! Nie! O, sie hatte die Gnade, den Herrn Rittmeister zu kennen, hatte so viel von ihm gehört. O, und wer nicht? Und einige ihrer Verwandten hatten die Gnade gehabt, unter ihm zu dienen. Und nun wollte sie die Gnade haben, ihn der gnädigen Frau zu melden. Einen solchen Besuch werde sie sicherlich empfangen, wenn auch sonst keinen andern, denn die gnädige Frau sei heute nervos.

Sie enteilte, und Brand ließ ein mißbilligendes: „Hm, hm, nervos“ vernehmen, worauf ihn einige der Magazinsdamen verstohlen anguckten. Andere kicherten vor sich hin, und ein lustiges Ding von einer Modistin, das eben einer ältlichen Kundin einen sehr jugendlichen Hut anprobierte, rang mit einem Lachkrampfe.

Nach kurzer Zeit war Fräulein Julie wieder da und ersuchte den Herrn Rittmeister, die Gnade zu haben, ihr zu Madame Vernon zu folgen. Sie geleitete ihn durch eine Reihe von Ateliers und Salons und verabschiedete sich mit einem wunder-

vollen Knix, in den sie ihre ganze Seele legte, an der Tür des Boudoirs der Gebieterin.

VIII.

Das war ein Schmuckkästchen. Die Wände mit hellblauem Seidenstoff verkleidet, die Möbel ebenso überzogen, Tische, Tischchen, Etageren von den verschiedensten Formen, mit teils sehr kostbaren Nippesgegenständen besetzt, ein großer Ankleidespiegel in vergoldetem Gestell, und mitten in all der Pracht die berühmte, geniale, viel umworbene Madame Amélie. Sie war schön und geschmackvoll angetan in einem spitzenbesetzten Schlafrock aus Atlas, der wie die Abendröte schimmerte und eine zwei Meter lange Schleppe hatte. Der Anzug war ein Kunstwerk und machte so schlank als möglich; aber auch den höchsten Toilettekünsten sind die Wege gewiesen; Anmut konnten sie der vierschrötigen Gestalt nicht verleihen, die sich beim Eintreten Brands von dem Ruhebette erhob. Der Kopf Madame Amélies saß auf kräftigem Nacken und trug eine Fülle stark angegrauter Haare. Die gewellte, gelockte Frisur erinnerte in ihrem künstlichen architektonischen Aufbau an die der römischen Kaiserinnen. Das Gesicht hatte einen ausgesprochenen Negertypus, aber die Augen waren schön und intelligent. Leider befanden sie und auch die Nase sich eben in einem Zustande, der nicht gleich erraten ließ, ob die Dame geweint hatte oder an Schnupfen litt.

Als Dietrich eintrat, rieb sie sich eben die Schläfen mit weißer Matteischer Elektrizität. Auf einem Tischchen neben ihr befanden sich allerlei Riechmittel; in einer mit heißem Wasser gefüllten Achatschale verdampften einige Tropfen Fichtennadelextrakt.

Brand dankte in seiner ritterlichen Weise für die Gunst, die Madame Vernon ihm erwies, ihn trotz ihres Unwohlseins

zu empfangen. Er wollte ihre Güte nicht mißbrauchen, sie nicht lang in Anspruch nehmen; er kam nur, um sich von ihr Auskunft zu erbitten über die beiden Kinder, die eben bei ihr gewesen waren. Nicht Neugier leite ihn, sondern ein ernstes Interesse, dessen Grund er ihr, wenn sie es gestatte, ein nächstes Mal darlegen werde.

Madame Amélie versicherte ihn, daß sie bei einem Manne „de sa trempe" nur die edelsten Absichten voraussetze, zögerte aber doch mit der Antwort, als er nach dem Familiennamen der Kleinen fragte.

„Fürchten Sie nicht, ein Geheimnis zu verraten," sagte er und faßte sie scharf ins Auge. „Es sind die Kinder des Majors von Müller."

Sie widersprach nicht.

„Eines meiner besten Freunde und einstigen Kameraden," fuhr er fort, „der vor drei Jahren in seiner Vaterstadt Klausenburg gestorben ist. Ein nur zu edler und großmütiger Mensch."

„Certainement", fiel die Französin ein, „so großmütig für andere, daß die Seinen in der gêne zurückblieben."

„Gêne?" wiederholte Brand mit qualvoll gepreßter Stimme. „Was ich eben gesehen habe, ist schlimmer als gêne. Diese Kinder sind schlecht genährt, schlecht gekleidet, sie darben."

„Nun, jetzt eigentlich nicht mehr," meinte Madame Vernon und widerstand nicht länger der Versuchung, Monsieur Brand, der ein so „noble cœur" war und so tiefe Teilnahme für die Hinterbliebenen seines Freundes hatte, die ganze Wahrheit zu sagen, und bei dieser Gelegenheit sich selbst in schönem Lichte zu zeigen.

Dietrich erfuhr nun alles.

In der langen Krankheit des Majors waren die Reste des Vermögens aufgebraucht und leider sogar einige Schulden gemacht worden. Sophie mußte ihre Pension auf Jahre hinaus verpfänden, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Sie

wäre dem Elend preisgegeben gewesen ohne ihr außergewöhnliches, dem der großen Wiener Modistin kongeniales Talent. Mit ihren „doigts de fée“ gewann sie den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder. Kärglich, wie sich von selbst versteht, „mon Dieu, en province!“ bis eine Verwandte Madame Amélies und Gattin eines österreichischen Oberstleutnants nach Klausenburg kam, dort erst die Werke Frau von Müllers, dann sie selbst kennen lernte und eine begeisterte Freundschaft und Bewunderung für sie faßte.

„Unglück und Talent, quels titres auf unsere Teilnahme, Monsieur,“ sprach die Modistin mit einer pathetischen Gebärde.

Die Frau Oberstleutnant brauchte nur einige Proben der Kunstfertigkeit Sophie Müllers an Madame Vernon zu schicken, um ihr Mitgefühl für die arme Witwe zu erwecken. Amélie hatte ihr sogleich geschrieben und sie eingeladen, nach Wien zu kommen. Seit einem halben Jahr war sie da, stellte ihre Begabung und ihren Fleiß ausschließlich in den Dienst des Hauses Vernon und dürfte keinen Grund haben, es zu bereuen. Sie wurde besoldet wie keine zweite. Ihre Verhältnisse müssen sich jetzt schon gebessert haben.

„Müssen sich? Sie wissen nichts Genaues darüber?“ fragte Brand.

„Das nicht. Frau von Müller spricht nie von sich. Sie ist sehr stolz, sehr zurückhaltend.“

„Jawohl, sehr stolz.“ Er beugte sich vor auf dem niederen Fauteuil, den Madame Amélie ihm angewiesen hatte, und wieder mußte sie den forschenden Blick seiner ernsten, grundehrlichen Augen eine ganze Weile hindurch aushalten und tat es mit der Unbefangenheit eines vortrefflichen Gewissens. Plötzlich gab sie ihrem Kopfe einen kleinen Ruck, ein mutwilliges Lächeln glitt verschönernd über ihr derbes Gesicht, und sie sprach:

„Ja, ja, Monsieur, ich bin eine gute und brave personne, man kann auf mich zählen.“

Brand verneigte sich: „Gut und brav, ich bin überzeugt. Aber außerdem auch Gedankenleserin. Ich bewundere. Eine echte Künstlerin freilich hat immer etwas Divinatorisches."

„O Monsieur!" Ihre Augen glänzten vor Freude über diese Schmeichelei: „Vous êtes aussi aimable que célèbre."

Er lehnte ab; „loben Sie mich nicht. Ich habe große Schwächen."

„Zum Beispiel?"

„Unter anderm eine gewisse Schwäche für Damen-Modeartikel," erwiderte er scherzend. „Ich wäre zum Beispiel neugierig, die Putzgegenstände zu sehen, die Frau Major Sophie von Müller Ihnen eben geschickt hat. Ich möchte diese Putzgegenstände sogar an mich bringen."

Amélie war erstaunt: „Sind Sie verheiratet?"

„Nicht im geringsten. Aber ich habe Cousinen und sogar Nichten" ...

„Die Brand heißen?" Beinahe wäre der Zusatz: „Brand tout court?" ihr entwischt, doch verschluckte sie ihn noch rechtzeitig.

„Brand und anders," erwiderte Dietrich.

„Anders?" Sie war auf einmal merkwürdig kühl geworden, sie bedauerte, auch nicht über ein Stück im Magazin verfügen zu können, der Bedarf war so groß, der Vorrat so klein, man mußte doch einige Auswahl haben für die älteren, werten Kunden.

„Ich würde höhere Preise bezahlen als Ihre ältesten, wertesten Kunden," sagte Dietrich langsam, nachdrücklich, aber auffallend sanft und fast liebreich.

„Bedaure. Ich habe eine große Verehrung für Herrn Rittmeister Brand, aber seine Nichten müssen warten."

Da ergriff er ihre kleine, harte, bräunliche Hand und führte sie rasch an seine Lippen: „Respekt vor Ihnen, Madame!" Ihr Verdacht ist ganz unbegründet — Ihre brave Gesinnung

steht wie ein Fels. Ich sehe voraus, daß sich eine gute Freundschaft zwischen uns bilden wird."

Entzückt über seinen Handkuß, aber doch noch etwas unsicher, bat Amélie, ihr zu verzeihen, wenn sie ihm Unrecht getan habe.

„Ich verzeihe jeder Frau jeden, auch den schnödesten Verdacht gegen jeden Mann in dem einen Punkte," entgegnete er. „Wir verdienen es nicht besser — im allgemeinen."

Seine Worte wirkten wie ein Petroleumguß in ersterbendes Feuer. Sie richtete sich auf, sie rückte näher zu ihm und brach flammend und hochatmend in einen Hymnus des Lobes aus. Rittmeister Brand war mehr als liebenswürdig und berühmt, er war einzig. Er kannte sein Geschlecht. O, und sie ebenfalls, wenn auch nur in einem Exemplar, in dem freilich die Fehlerhaftigkeit de tout le genre masculin vertreten war. O, wenn er ahnen könnte! wenn er wüßte ...

Ein diskretes Klopfen an der Tür unterbrach sie.

Fräulein Julie zeigte sich, sie trug einen Karton unter dem Arme und meldete, die Fürstin A. habe sich ansagen lassen, und da mußte Madame doch bestimmen, ob die heutige Sendung Sophie Müllers sogleich oder erst zuletzt vorgezeigt werden solle. Mit zierlichst gerundeten Handbewegungen entnahm sie dem eleganten Behältnisse nacheinander vier Hüte und stellte sie auf Haubenstöckchen vor die Gebieterin hin:

Nein, das waren wieder Sachen! Sachen! Nicht eines dieser „Huterln" würde auch nur einen Tag alt werden im Salon. Die Fürstin A. würde gewiß zwei Stück nehmen und Prinzessin B. die andern zwei; sie waren wie geboren für die beiden Damen, und nur auf ihren Häuptern wollte Fräulein Julie sie sehen. Der Baronin C. dürften sie gar nicht vor Augen kommen, die kauft sonst den wirklichen Damen alle vier auf einmal weg.

Amélie prüfte jeden einzelnen Hut genau: „Ja, Madame Müller ist erstaunlich, sie übertrifft sich bei jeder neuen Leistung.

Was für Ideen sie hat! Sehen Sie nur, Mr. Brand, wie die Aigrette auf diesem Spitzenhut plaziert ist. Welche Grazie und welcher Geschmack in der Wahl der Farben, eine hebt die andere, und keine schlägt die andere. Den Hut verkaufen wir als Modell."

„So schön! so schön!" fiel Julie ein, „und diese Nettigkeit! Alles wie aus dem Ei geschält."

Brand blieb stumm und betrachtete die Hüte mit tief innerlichster Rührung. Dieses schimmernde, phantastische kostbare Zeug hat der Mangel geschaffen, die Armut hat es gemacht für den übermütigsten Luxus. Die Schönheit dieses Zeuges ist wie Hauch, einige Regentropfen vernichten sie. Und dafür den Schlaf der Nächte, das Licht der Augen ... Dafür!

Wieder wurde geklopft und angezeigt, daß der Wagen der Fürstin vorgefahren sei. Fräulein Julie raffte hastig ihre Waren zusammen und eilte in den Salon.

Madame Amélie und Brand waren zugleich aufgestanden. Er verabschiedete sich sehr bewegt und sagte: „Der Witwe meines Freundes muß geholfen werden. Helfen Sie mir helfen. Über das Wie müssen wir uns beraten. Wann darf ich wiederkommen?"

„Kommen Sie morgen," sprach sie huldvoll.

IX.

Am selben Nachmittag lief Peter zu seiner Magdalena hinüber. Er hatte es sehr eilig, blieb aber doch einen Augenblick in Bewunderung vor dem breiten „hauchrein" geputzten Auslagefenster des Ladens stehen. Wie köstlich sah der heute wieder aus, in seinem Reisig- und Blumenschmuck! Ein zierliches Gärtlein, in dem Schinken, geräucherte Zungen und

Fische und allerhand Pasteten wuchsen. Auf der Marmorplatte im Fenster erhoben sich zwischen üppigen Hortensienstöcken die appetitlichsten Wurstpyramiden, schimmerten rote und gelbe Aspikrotunden. Hinter der frischlackierten Tafel neben der großen Wage, deren Schüsseln wie Gold glänzten, prangte sie, die Herrin, in ihrem unverwüstlich jugendlichen Flor. Ihr Häubchen schien mit Schneeflocken garniert, ihr kurzärmeliges Kleid und ihre Wangen hatten dieselbe Zentrifolienrosenfarbe. Der Latz der weißen, mit einem Spitzenstreifen besetzten Schürze bedeckte die mächtige Brust, warf nicht eine Falte, hatte nicht das kleinste Flecklein. Frau Magdalena zerlegte eben mit spielender Meisterschaft ein junges, fettes Huhn.

Ein Herr, der vorüberging, warf einen Blick in den Laden, lächelte und sagte: „Zum Hineinbeißen!"

Peter sah ihn unwirsch an; er wußte nicht, ob das Huhn gemeint sei oder die Frau. Rasch trat er ein und befahl ihr, verdrießlich wie einer, der gerade einen kleinen Anfall von Eifersucht gehabt hat, das Huhn auf einem Teller anzurichten.

„Das tu ich ohnehin," sagte sie, „es gehört für den Hofrat im zweiten Stock."

Peter schüttelte den Kopf: „Wird nicht gehen; dem Hofrat gibst ein anderes, das da nehm' ich gleich mit für meinen Herrn Rittmeister, der heute vergessen hat, ins Gasthaus zu gehen."

„Was? Vergessen! Der was vergessen, das ist ja, wie wenn die Uhr am Stephansturm stehn geblieben wär'." Sie hatte das Huhn schon auf ein Schüsselchen gelegt, umgab es mit Rauten aus Aspik, verzierte es geschmackvoll mit kleinen Bukketts aus Petersilie, stellte das Ganze auf eine vor Neuheit schimmernde Serviette und hielt ihrem Manne die zusammengefalteten Enden hin. Statt diese zu ergreifen, trat Peter hinter die Pudel, gab der Gemahlin einen nachdrücklichen Kuß auf die Lippen, einen zweiten mitten in die blonden Löckchen hinein, die

sich ihr übermütig im Nacken kräuselten, und dachte: Teufel, Teufel, ich hab' das Frauenzimmer alle Tage lieber!

„Wieso hat er denn vergessen ins Gasthaus zu gehen?"

Ja, Peter würde es sagen, wenn er's wüßte. Der Herr kam nach Hause um eine halbe Stunde früher als sonst und: „Ich seh' ihm's gleich an, daß er noch nicht gespeist hat."

„Was du ihm nicht alles ansiehst!"

„Natürlich, was ich ihm nicht alles anseh'. Auch gleich, daß er nicht zugeben will, daß er vergessen hat, und wie ich sag': „Haben denn gespeist?" sagt er: „Esse heute nicht; bring Tee und Zigaretten. Den Speisezettel kenn' ich von damals, wo er verliebt gewesen ist. Ich hab' aber immer etwas dazu gegeben, und er hat's hinuntergeschlungen in der Zerstreutheit.

Peter lief davon, und seine Frau rief ihm nach: „Du, zum Hinunterschlucken hätt's ein mageres Hendel auch getan. Verliebt, der alte Brand?" Es kam ihr unglaublich lächerlich vor. Aber, dachte sie, so übel wär's am End nicht, vielleicht tät er sich dann weniger hineinmischen in die Erziehung von meinem Peterl.

Und wirklich kümmerte sich Brand in den nächsten Tagen ein bißchen weniger um Peterls physisches und moralisches Wohlergehen. Seine Gedanken waren augenscheinlich von etwas Bezwingendem erfüllt, das ihn manchmal erheiternd, manchmal betrübend, immer aber völlig in Anspruch nahm. Er machte auch sehr oft Besuche, zu denen er sich aufs feinste kleidete. Peter war nicht der Mann, der seinem Herrn nachspürte; zur Spionage erniedrigte er sich nicht, aber seines Verstandes, seines Scharfsinns konnte er sich nicht entäußern, die Fähigkeit, richtige Schlüsse zu ziehen, konnte er nicht plötzlich los werden. An dem Tage, an dem er mit einem prachtvollen Bukett zu Madame Amélie geschickt wurde, wußte er alles.

Daß es eine marchande de modes war, kränkte ihn tief, das sagte er nicht einmal seiner Magdalena.

Der Verdacht Peter Peters war nicht unbegründet; sein Herr ging wirklich auf Eroberung aus. Aber nicht Liebe wollte er gewinnen, sondern Vertrauen, und errang es auch in einem Maße, das seine Erwartungen und sogar seine Wünsche überstieg. Madame Amélie machte ihn mit ihrem Lebenslauf bekannt und schüttelte ihr ganzes übervolles Herz ihm aus.

Sie stammte aus einer guten Pariser Familie, hatte in früher Jugend ihre Eltern und später dann durch die Unredlichkeit eines Verwandten ihr Vermögen verloren. Eine alte, alleinstehende Tante, Madame Justine Vernon, die in Wien ein einträgliches Modengeschäft führte, erbarmte sich ihrer Verlassenheit und nahm sie zu sich. Und nun kam das Talent zur Entfaltung, dem Amélie ihre späteren Erfolge verdanken sollte. Ein Talent, das sie, genau wie diese liebe Madame Müller, ahnungslos besessen hatte, bis äußere Verhältnisse die schlummernde Gottesgabe in ihr weckten. Sehr bald zeigte sich, daß die Tätigkeit, die ihr aufgezwungen worden, eine ihren Anlagen und Fähigkeiten völlig zusagende war. Sie ging aber auch in ihr auf. Sie trat nach dem Tode Madame Vernons an die Spitze des Hauses, erweiterte das Geschäft zu einer Putzwaren- und Konfektionshandlung, erwarb einen Wohlstand, der an Reichtum grenzt, und nahm eine Stellung ein, wie noch nie eine Modistin vor ihr. An Bewerbern hatte es ihr natürlich nicht gefehlt: „Die Männer sind so geldgierig und immer bereit, sich zu verkaufen."

„Auf den Sklavenmarkt mit dieser Männer-Ausschußware!" murmelte Brand.

Aber Amélie Vernon dachte nicht daran, ihre Freiheit aufzugeben; sie war stolz auf ihre jungfräuliche Unabhängigkeit und bewahrte sie bis zu ihrem vierzigsten Jahre. Dann war das Verhängnis hereingebrochen mit dem Tode des alten und mit der Aufnahme des neuen Buchhalters, eines glänzend empfohlenen, jungen Menschen. Tüchtig in seinem Fache, verläßlich

in Geldsachen, solid und rangiert, hieß es und das glaubte Madame Amélie; aber auch hübsch, liebenswürdig, bezaubernd, und das sah Madame Amélie. Ach! der schöne Buchhalter spielte sich auf den schmachtenden Troubadour, und sie gab seinen Schwüren, seinem Flehen, seinen Tränen nach und erhob ihn zum Chef des Hauses und zu ihrem Gatten.

„Vor zwei Jahren, Monsieur. Ja! die Monate, die Wochen und Tage, die seitdem vergangen sind, kann ich zählen — die infidélités, die Édouard an mir begangen hat, nicht. Er betrügt mich wie ein Franzose, Ihr biederer Österreicher!" rief sie und sah Dietrich so feindselig an, als ob er ein Mitschuldiger ihres Ungetreuen wäre. O der Quäler! Wie sie ihn liebte, ihn haßte, ihm fluchen und ihn verteidigen mußte in einem Atem, denn — war er schlecht, die Frauen waren schlechter. Sie stellten ihm nach, er konnte sich nicht retten vor ihnen. Damen, „de vraies dames" schickten ihm Buketts. „Pauvre chéri!" aber ein — „fier misérable!" Heuchlerisch, gewissenlos und von einer Eitelkeit!... Wenn eine Frau gleichgültig an ihm vorbeigeht, fühlt er sich von ihr insultiert und nimmt sie en grippe. So z. B. Madame Müller.

„Frau Major von Müller?" Brand mußte sich fest anklammern an die Lehnen seines Fauteuils, um nicht in die Höhe zu fahren: „Dieser... Herr wird doch nicht wagen"... Er hielt inne, vollbrachte ein Meisterstück der Selbstbeherrschung und fragte gelassen und kühl: „Sie kommt zu Ihnen? Wann? Wie oft?"

Nun, früher, als sie ihrer Sache noch nicht ganz sicher war, kam sie allwöchentlich. Sie hatte die Bestellungen selbst abgeliefert und das Urteil und die Ratschläge der Meisterin erbeten. Derer bedurfte sie jetzt nicht mehr und fand sich nur noch an jedem Letzten des Monats zur Abrechnung bei der Prinzipalin ein; zwischen elf und zwölf, die Stunde, in der der Chef im Bureau festgehalten ist. Höchst seltsam, aber — sie hat für ihn

etwas Abstoßendes: „Was für eine steifleinene Person hast du da aufgegabelt?" fragte er schon mehrmals. Die Majorin scheint bemerkt zu haben, daß sie ihm mißfällt, sie vermeidet, ihm zu begegnen, betritt die Ateliers nicht mehr, sondern kommt über die Steintreppe direkt in den Privatsalon Amélies.

„So — weil sie ihm mißfällt? Das ist merkwürdig. Sie muß sich sehr geändert haben, wenn sie irgend jemand mißfallen kann."

„Mir nicht, o mir nicht," versicherte Amélie, „für mich hat sie etwas sehr Anziehendes, einen außerordentlichen charme. Und ihre Kinder sind entzückend, besonders der kleine Junge. Ich lasse ihn immer rufen, wenn er die Arbeiten seiner Mutter abliefern und Material zu neuen Arbeiten holen kommt. Er hat so touchante Augen. Um diesen Schatz beneide ich Madame Müllér. O, wenn der Himmel mir Kinderchen mit so touchanten Augen schenken wollte!"

Brand wartete ihr mit einer guten Lehre auf: „Den besten Trost für den Mangel an eigenen Kindern findet man in der Liebe zu denen der anderen. Schließen Sie fremde Kinder ans Herz, Madame. Was mich betrifft, ich beabsichtige, mich der Kinder meines verstorbenen Freundes anzunehmen. Zu dem Ende will ich sie aufsuchen, muß demnach wissen, wo sie wohnen, und bitte Sie, mir ihre Adresse mitzuteilen."

Die war: VII. Bezirk, Berggasse Nr. 19, erster Stock, Tür $6^1/_2$. Aber hingehen? Amélie widerriet es ihm. Sie hatte schon mehrmals bemerkt, wie vorsichtig Frau von Müller jedem Zusammentreffen mit Bekannten aus früheren besseren Tagen auswich. Sehr begreiflich das, wenn man soviel Charakter hat, so viel Stolz. Weder die Neugier noch das Mitleid sollen Einblick nehmen in ihre traurigen Verhältnisse. „Etwas gebessert haben sie sich übrigens schon. Madame Müllér verrichtet nicht mehr alle Hausarbeit selbst, ihre Zeit ist kostbar ge-

worden, ihre kunstreichen Hände brauchen Schonung; sie hat eine Magd aufgenommen."

„Etwas gebessert haben sich die Verhältnisse der Frau Major, sagen Sie, Madame. Das ist zu wenig," versetzte Brand, „sie müssen gut werden. Wir wollen dafür sorgen, wir Zwei. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, Sie werden das meine nicht täuschen. Ich rechne auf Ihren Takt, Ihre Feinfühligkeit."

„Feinfühligkeit? das ist Delikatesse? O, Sie können auf die meine zählen."

Dietrich nahm ein Kuvert aus seiner Tasche und legte es auf das Tischchen, auf dem heute eine blaue Matteische Elektrizität stand. „Erweisen Sie eine Wohltat, Madame, unter dem Scheine eines entrichteten Honorars. Wenn Sie sagen ‚ich habe alle Hüte, die Sie mir neulich geschickt haben, als Pariser Modelle verkauft und beteilige Sie mit fünfzig Prozent am Reingewinne,' das müßte doch eine hübsche Summe ausmachen. Nicht?"

Amélie zog die Augenbrauen in die Höhe. „O, Monsieur, so viel wie allgemein angenommen wird, kommt bei unserm Geschäfte nicht heraus. Doch will ich Mittel finden, Madame Müller, glauben zu machen daß wir eben jetzt, die Saison ist ja sehr günstig, ungewöhnlich hohe Preise für unsere Arbeiten fordern konnten."

„Tun Sie das, Madame," sprach Brand mit großer Wärme. „Geben Sie mir meine Seelenruhe wieder; der Gedanke an die Kinder meines verstorbenen Kameraden läßt mich nicht schlafen."

X.

Brand ging in gedrückter Stimmung und mit sich selbst unzufrieden heim. Es mißfiel ihm, daß er eine Freundschaft für

den seligen Major von Müller heuchelte, von der sein Herz nie etwas gewußt. Warum? Weil ihm der brave Mann, der genau das getan hatte, was Dietrich hätte tun sollen, ein lebender Vorwurf war.

„Verzeih mir, Major," sagte Brand unwillkürlich laut und trat in seiner Benommenheit einem dürftig gekleideten, schmalen, schüchternen Herrn, der bescheiden an ihm vorüberhuschte, auf den Fuß. Der Herr grüßte und — entschuldigte sich. Für einen Major gehalten zu werden, schmeichelte ihm; denn er war nur ein ganz kleiner Beamter.

„Verzeihung," wiederholte Dietrich, zog den Hut und dachte: Demütiges Menschlein, wenn du wüßtest, wie klein ich mich fühle!

Sein Elend und seine Qual mußten ein Ende nehmen; er faßte einen großen Entschluß. Wenn er auch nicht wagen durfte, Frau von Müller zu besuchen, sehen mußte er sie. Morgen ist der letzte April, da tritt sie ihre Wanderung zu der Brotgeberin an, da will er sie erwarten vor ihrem Hause, will ihr folgen, vorerst unbemerkt. Wer weiß, vielleicht zeigt der Zufall sich günstig und bietet Brand Gelegenheit, sich ihr vorzustellen.

Er schlief wenig in dieser Nacht, verfiel erst gegen Morgen in einen unerquicklichen, durch wirre Träume gestörten Schlummer. Als er erwachte, war es fünf Uhr, und aus grauen Wolken, die den ganzen Himmel bedeckten, strömte dichter Regen nieder. Nach dem Frühstück ging Dietrich in die Wohnung hinüber, die er für das Ehepaar Peters im dritten Stock des Hauses gemietet hatte, in dem das Geschäft Magdalenas sich befand. Er kam gerade zurecht zum Bade seines Täuflings, und Frau Peters erschrak nicht wenig, als sie ihn erblickte; denn das war die Gelegenheit, bei der Dietrich mit Ermahnungen am wenigsten sparte und so oft gesagt hatte, daß es ihr schon „auf die Nerven" ging:

„Ja, meine Liebe, das Baden eines kleinen Kindes ist keine

leichte Sache. Ich habe darüber in ganz vortrefflichen Büchern gelesen und auch gesprochen mit Widerhofer, Auchenthaler und Monti."

Heute kein Wort, nicht einmal ein recht aufmerksames Zusehen, und als die Uhr neun schlug, nahm er seinen Hut (seinen schönsten Zylinder — bei dem Wetter) und ging und vergaß den Regenschirm. Zum Glück bemerkte Frau Peters es gleich und schickte ihm den Unentbehrlichen nach und dachte bei sich mit aufrichtigem Bedauern: „Der ist wirklich verliebt, und fest, der arme Alte!"

Es hatte ihn auf einmal gepackt: Vielleicht kommt sie heute früher als gewöhnlich zu Madame Vernon. Warum sie das tun sollte, da sie doch einen bestimmten Grund hat, zu keiner anderen Stunde als zwischen elf und zwölf zu kommen, wußte Brand nicht und konnte es nicht wissen. Aber möglich war's ja doch, und wenn ein vernünftiger Mensch eine Möglichkeit einmal angenommen hat, dann richtet er sich auch nach ihr ein.

Er war ein guter Geher und erreichte in erstaunlich kurzer Zeit sein Ziel, die lange Berggasse. Sie machte ihrem Namen Ehre und stieg ziemlich steil in die Höhe. Zwischen ihren alten, niedrigen Häusern ragten hie und da neue turmartige Zinskasernen in den Himmel und raubten seinen Anblick ihrem armen Gegenüber und waren trotz ihres unverschämt protzigen Aussehens doch nur Wohnstätten der Armut und der Not.

Auch Nummer 19 hatte solch ein lichtraubendes vis-à-vis und schien aus Ehrfurcht vor ihm halb in die Knie gesunken. Brand trat durch das schiefe Tor in einen elend gepflasterten Hof, der ein schmales, unregelmäßiges Viereck bildete. Rings um die zwei Geschosse liefen offene Gänge mit Geländern aus verbogenen Eisenstäben. Die Fenster waren klein und in defektem Zustande. Im Hofe, unter einem Vordach des Eingangs, der zu der Hausmeisterwohnung führte, beschäftigte sich ein derbes Weib mit dem Reinigen des Küchengerätes und wurde

dabei von einer Schar von Hühnern umgackert und von zwei Katzen umschmeichelt. Auf einem leeren Fasse saß ein schwarzer Kater; und ein kleines, steinaltes, kaffeebraunes Tierchen, mit weißen Pfoten und langen, flatternden Ohren, das beim Anblicke Brands eine Art Gebell erhob, mußte man erst eine Weile betrachten, um zu erkennen, daß es zum Hundegeschlecht gehörte.

Die Hausmeisterin musterte den durch das Hündlein Angekündigten vom Kopf bis zu den Füßen und fragte unfreundlich: „Was wünschen's denn?"

Auf einem Gang des ersten Geschosses war eine alte Frau mit zerzausten Haaren und mit einer Brille auf der Nase, in einen fettigen Schlafrock gekleidet, erschienen, hatte sich ängstlich umgesehen, einen kleinen zerfetzten Teppich auf das Geländer gelegt, und angefangen, ihn so leise als möglich auszuklopfen.

Aber die Hausmeisterin bemerkte die geplante Untat sogleich und hemmte ihre Fortsetzung durch energische, mit Schimpfworten reichlich gespickte Einsprache. Die erschrockene Alte raffte ihren Teppich zusammen und verschwand in der Tür, aus der sie getreten war.

Diesen Zwischenfall benutzte Brand, um sich aus dem Hause und aus der Nähe seiner groben Beherrscherin zu stehlen. Diese Person nach Sophie Müller zu fragen, widerte ihn an. Diese Person schien ihm so recht fähig, alle möglichen infamen Schlüsse aus der einfachen Erkundigung zu ziehen: „Wohnt hier Frau Major von Müller, und ist sie zu Hause?"

Nein, er wollte nicht fragen, er wollte warten; geduldig, mehr als geduldig, mit dem Wunsche sogar, sie möge noch nicht kommen. Ihr Anblick wird ihm eine große Gemütsbewegung verursachen. Er hatte sich das kaum eingestanden, als er sich auch sofort ins Gebet nahm. Und was weiter? Hat er eine feige Scheu vor Gemütsbewegungen? Ist es so weit mit ihm gekommen in dem Schlaraffenleben, das er führt, und vergißt er vor lauter Erziehen an andern die Erziehung seiner selbst? Ge-

mütsbewegung, ja — es wird eine sein, und er wird sie aushalten.

Nach langem Auf- und Abgehen blieb er in der Nähe des Tores stehen. Unaufhörlich strömte der Regen nieder, Brand nahm sich unter den acht Wasserfäden, die von seinem Schirm herunterliefen, wie ein steinerner Wassergott aus. Es wurde halb elf. Sie kommt nicht, das Wetter ist zu schlecht, dachte er und — wartete weiter, obwohl er recht gut merkte, daß er schon die Aufmerksamkeit einiger Schuhmacher erregt hatte, die an einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses arbeiteten.

Zu jeder andern Zeit würde er hingegangen sein und die jungen Leute gefragt haben, was sie zu gaffen und zu kichern hätten? Ob die Beobachtung der Passanten oder das Verfertigen von Schuhen ihre Pflicht und ihr Geschäft sei? Jetzt aber ließ er die Tröpfe ungehindert in dem Pfuhl ihrer Nichtsnutzigkeit versinken und blieb auf seinem Posten, bis die Uhr des nächsten Kirchturms elf schlug und der letzte Schein von Hoffnung, der noch in ihm glimmte, erlosch.

Und gerade in dem Augenblicke, in dem er jede Hoffnung aufgegeben hatte, wurde sie erfüllt. Er war noch einige Schritte hinauf bis an das Tor von Nummer 21 gegangen, da war ihm, als ob er zurückgezogen würde an unsichtbaren, aber starken Fäden. Etwas Geheimnisvolles, nie Empfundenes zwang, ja zwang ihn, sich umzuwenden.

Da trat sie aus dem Hause. Er erkannte sie sogleich. Wie zögernd blieb sie ein paar Sekunden vor dem kleinen Wasserreservoir stehen, das sich zwischen der Schwelle und dem Trottoir gebildet hatte, sah zum trostlos grauen Himmel hinauf, öffnete rasch ihren Schirm, hob sich auf die Fußspitzen und schritt eilig und entschlossen des Weges.

Brand folgte ihr anfangs aus einiger Entfernung, dann wagte er sich näher heran, ging auf die andere Seite der Gasse, ging ihr vor, sah ihr ins Gesicht. Sie trug einen kleinen, schwarzen

Schleier, hielt die Augen aufmerksam auf das Pflaster gerichtet und suchte die Steine aus, auf die sie ihre schlanken, schmalen Füße setzte. Sie hatte ihren leichten und entschlossenen Gang, die anmutig aufrechte Haltung behalten, die ihm so deutlich in der Erinnerung geblieben waren. Sie sah wie ein junges Mädchen aus, und fein und elegant in ihren alten Kleidern. O wie alt, wie abgetragen!

Brand verlangsamte seine Schritte und ging wieder hinter ihr her; und als ein Lümmel, der ihr entgegen kam, sie beinahe vom Trottoir gestoßen hätte, schob er ihn zur Seite mit solchem Nachdruck und so aggressiver Miene, daß der Mensch ein „Pardon" stammelte und sich davon machte.

Sie waren am Ziele. Frau von Müller lief mehr als sie ging ins Haus, und Brand dachte daran, heimzugehen. Aber er tat es nicht, er brachte sich nicht fort. Er hatte ja die Möglichkeit, sie noch einmal zu sehen, ihr noch einmal zu folgen, sie vielleicht noch einmal in Schutz zu nehmen vor irgend einem Lümmel und sich dann ein Wort des Dankes von ihr zu verdienen ... Daß sie doch in eine große Gefahr geraten möchte, daß er ihr Leben um den Preis seines eigenen retten und ihr sterbend sagen könnte: „Frau von Müller, jetzt sind wir quitt!"

Sie war nicht die breite Treppe zum ersten Stockwerk hinaufgestiegen, die links in die Salons führte, sondern die Seitentreppe rechts, über die man zur Privatwohnung Madame Amélies gelangte. Brand hatte sich in den Hof zurückgezogen und beobachtete von dort aus, was unter dem Torwege vorging. Nach kaum zehn Minuten kam Sophie die kleine Treppe wieder herab. Ihre Wangen waren leicht gerötet, ein heller Ausdruck von Freude verklärte ihr Gesicht. Die angenehme Überraschung, die Brand ihr zugedacht, war gelungen; Madame Amélie hatte ihre Sache gut gemacht.

Mit großer Raschheit eilte Frau von Müller vorwärts und wäre beinahe an einen großen, breiten, nach der neuesten Mode

gekleideten Herrn angepralt der plötzlich und ebenfalls sehr rasch aus der Tür der gegenüberliegenden Treppe getreten war. Brand erkannte in ihm das Urbild der vielen Porträts, die das Zimmer seiner Gattin schmückten, den Chef des Hauses, Herrn Eduard Weiß. Das waren seine impertinent blauen, vorstehenden Augen, seine üppigen Backenbärte, die schwellenden Lippen, die — um mit Amélie zu sprechen — unter dem blonden Schnurrbart hervorblinkten, wie roter Mohn aus dem Weizenfelde.

Er lachte laut auf über den Schrecken, mit dem Sophie vor ihm zurückgefahren war, und sprach, ohne den Hut zu rücken: „Sehn Sie, da haben Sie's. Zur Strafe, daß Sie immer vor mir davonlaufen, wirft Sie der Zufall in meine Arme."

Sie wendete sich und eilte dem Ausgang zu; Eduard vertrat ihr den Weg:

„Nein, nein, Sie bleiben! Warum so scheu? Hab' ich Sie beleidigt, oder fürchten Sie, daß ich Ihnen gefährlich werden könnte? Wenn das wäre, schöne Frau, wenn ich das hoffen dürfte"...

Zärtlich, mit elegischer Gebärde streckte er die fein behandschuhte Rechte aus, um ihren Arm zu fassen; aber im selben Augenblick legte sich eine nervige Faust auf den seinen, und eine gebieterische Stimme befahl:

„Platz da, Herr!"

Betroffen sah Eduard sich um und maß den kleinen, unscheinbaren Mann, der ihn angerufen hatte, mit einem häßlichen verächtlichen Blicke. Dieser Mann lüftete jetzt vor Frau von Müller den Hut wie vor einer Königin und fragte ehrfurchtsvoll:

„Darf ein alter Bekannter Ihnen sein Geleit anbieten, gnädige Frau?"

Sie war zurückgewichen. Ein leises Beben durchrieselte ihren ganzen Körper, mit groß geöffneten Augen starrte sie ihn an, ihre Oberlippe zog sich ein wenig in die Höhe, man sah, wie ihre weißen Zähne sich fest aufeinander klemmten.

„Herr Rittmeister Brand," sprach sie zagend, fast unhörbar.

„Brand?" wiederholte Herr Eduard eingeschüchtert. Rittmeister Brand, von dem Amélie in den letzten Tagen so oft und mit so herausforderndem Entzücken sprach? Derselbe Brand, von dem man wußte, daß er den Dienst aufgegeben hatte, um sich mit seinem Obersten duellieren zu können. War er's? war er's nicht? Für alle Fälle fand Herr Weiß es geraten, die Augen zu senken.

Sophie hatte ihre Fassung bald wieder gewonnen. Ruhig, höflich, aber unwiderruflich entschieden sprach sie, als Brand seinen Antrag wiederholte: „Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister, nein, nein."

Dietrich trat schweigend zur Seite, und sie schritt an ihm vorbei und hinaus in den strömenden Regen, in den Sturm, der sich erhoben hatte und die Straßen durchfegte.

Eduard machte einen zaghaften Versuch, ihr zu folgen. Aber Brand sah zu ihm hinauf (er reichte ihm genau bis zum Ohrläppchen) und sprach:

„Ich bitte Sie um eine kurze Unterredung. Ich begleite Sie auf Ihr Kontor."

„Ich komme von dort," versetzte der schöne Mann und wußte nicht recht, ob er mehr Grund zur Entrüstung oder zur Bestürzung habe. „Ich gehe jetzt aus. Ich habe zu tun."

„Auch ich habe zu tun, und zwar mit Ihnen," sagte Dietrich bestimmt, aber gar nicht aggressiv. Dem Chef lief es trotzdem eiskalt über den Rücken, und er fragte sich, ob das vielleicht die Art der Herren vom Militär sei, einen Zivilisten zum Duell herauszufordern. Zum Duell! Diesem Unsinn, diesem Verbrechen, das jeder vernünftige und rechtgläubige Mensch verabscheut. Aber Gottlob, beschwichtigte er sich, wir haben ein Gesetz, und dieses hat einen Paragraphen, der Schutz gewährt gegen Bedrohung am Leben. Diese Erwägung gab ihm einige Sicherheit und den Mut zu sagen:

„Eigentlich weiß ich nicht ... Mit wem hab' ich denn eigentlich die Ehre?"

„Eine ganz berechtigte Frage, Herr Eduard Weiß. Ich habe versäumt, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Dietrich Brand."

„Also wirklich ... Meine Frau hat schon öfter das Vergnügen gehabt, Herr Rittmeister" ...

„Nicht mehr. Ich habe meinen Militärcharakter abgelegt."

„Ja so, also richtig, also — bitte."

Wenn du nur nicht so verflucht martialisch aussähest, du alte Tugendpolizei, dachte Eduard.

Er hatte den Gast in das ebenso elegant wie gediegen eingerichtete Kontor geführt, wies ihm dort einen bequemen Fauteuil an und setzte sich ihm gegenüber an den Schreibtisch. Da hatte er die Taster der elektrischen Glocken in der Nähe. Ihr Anblick und der des Telephons an der Wand war ihm erfreulich. Es berührte ihn auch angenehm, als er aus dem zweiten Zimmer die süße Stimme Fräulein Juliens, die mit dem Zuschneider konferierte, herüberflöten hörte.

Brand nahm von dem ihm angebotenen Platz nur so viel in Anspruch, als seine schmächtige Gestalt durchaus brauchte. Er saß kerzengerade, mit fest geschlossenen Beinen, und als Eduard ihm den Hut, den er in der Hand behalten hatte, abnehmen wollte, lehnte er kurz ab: „Nicht nötig. Ich habe Ihnen nur mitzuteilen, daß der verstorbene Major von Müller ein Kamerad von mir gewesen ist. Erst neulich habe ich erfahren, daß seine Witwe hier lebt. In wie traurigen Verhältnissen, teilte Ihre Frau Gemahlin mir mit. Ich bin nun entschlossen, Frau von Müller und ihre Kinder in meine Obhut zu nehmen. Soeben war ich Zeuge des Benehmens, das Sie sich gegen diese Dame erlauben; wohl nur, weil sie von Ihnen für schutzlos gehalten wird. Sie ist es nicht mehr. Wer sie beleidigt mit einem einzigen Worte, einem einzigen Blicke, beleidigt

mich. Ich aber versichere Ihnen, daß ich Beleidigungen nicht dulde. Das lassen Sie sich gesagt sein."

Er stand auf, und Eduard folgte seinem Beispiel. Er sprach nicht, er verbeugte sich nur, über sein wohlgenährtes Gesicht flog ein Ausdruck ... alles zugleich, zynisch, frech, feige.

Brand nahm sich zusammen; er wollte seinen Zorn nicht überwallen lassen. Das kostete ihn einen schweren Kampf. Unbegreiflich! Seinen Soldaten gegenüber war seine Ruhe unerschütterlich, seine Geduld unerschöpflich gewesen. Wie kam dieser Bengel zu der Ehre, ihn dergestalt in Aufregung zu bringen?

IX.

Diese Frage war nicht die einzige, die ihn bedrängte. Das erste Wiedersehen zwischen Sophie und ihm war für sie ein mit Schrecken verbundenes, für ihn ein glückliches gewesen, denn er hatte ihr einen Dienst leisten dürfen. Was aber nun? Ihr gleich, ihr heute noch einen Besuch abstatten, ginge nicht an. Es sähe gar zu hungrig aus nach Lob und Dank, und wahrlich dadurch, daß man einen Zudringlichen fern gehalten hat, erwirbt man doch zu allerletzt das Recht, selbst zudringlich zu sein. Andererseits wieder — verfluchtes Dilemma! — möchte er doch um keinen Preis gleichgültig und teilnahmslos erscheinen.

Vierundzwanzig Stunden lang ertrug Brand die Zweifelsqualen. Länger nicht.

Am nächsten Tag war das Wetter schön, er hatte Klein-Peterl im Park besucht und wie gewöhnlich unter der fröhlich spielenden Jugend lehr- und segensreich gewaltet. Als es elf schlug, als die Zeit wiederkehrte, zu der die tapfere Frau gestern ausgewandert war, um den Ertrag ihrer Arbeit heimzuholen,

als sie vor seinem Geiste stand, wie er sie mit Augen gesehen hatte, in ihrer lieblichen Verwirrung beim unerwarteten Wiedersehen — da war's beschlossen: „Um drei bin ich bei ihr."

Die Stunde schien ihm die passendste für einen ersten Besuch. Es ist eine so hübsche Stunde, diese dritte — nach der Mittagshöhe. Sie lastet nicht mehr drückend schwül und ist doch kräftig von Sonnenlicht durchtränkt. Die dritte Nachmittagsstunde hat manche Analogie mit gewissen gesetzten Jahren im Leben ...

Brand ging ins Restaurant, rascher als notwendig gewesen wäre, und hatte, nach Hause zurückgekehrt, schon um halb zwei Uhr seine Zigarre fertig geraucht. Dann wurde Toilette gemacht. Zylinder Nr. 2, dunkelgrauer Straßenanzug Nr. 2. Alles sehr einfach, aber bürsten mußte Peter den Hut, den Anzug, die Stiefel, daß ihm das Herz weh tat um den Filz, das Tuch und das Leder. Brand warf sogar einen Blick in den Spiegel, schüttelte den Kopf und sah unzufrieden aus. Ist auch an seinem Lebenstage früher Nachmittag ... oder naht schon der Abend?

Es muß heute eine andere sein, dachte Peter. Zu den Besuchen bei der „Marchand Mod" wird nur Garderobe Nr. 1 angelegt. Nun ja, von so einer Putzgredl will man sich nicht spotten lassen.

„Jetzt geh ich," sagte Brand, und hinter den armseligen Worten schwoll es empor wie komprimierter Jubel, dem man ein bißchen Luft macht. „Wohin glaubst du wohl?" setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu und sah den guten Peter, und wußte selbst nicht warum, streng an: „Zur Frau Major von Müller."

Peter war verblüfft; er gestand sich ungern, daß er nicht wußte, was er denken sollte von seinem Rittmeister. So stieß er denn einen Seufzer aus und sprach: „Die Frau Major von Müller, ja. Belieben jetzt in Klausenburg zu sein, die Frau Major."

„Sie war dort, ist jetzt in Wien."

„Da muß sie g'rad hergereist sein, Herr Rittmeister," stotterte Peter, und ein Licht ging ihm auf, sonnenhell, sonnengroß, und er platzte aufleuchtenden Blickes heraus: „Die Frau Major sind jetzt auch eine Witib."

„Was — auch? Wer — auch?" Ein solcher Esel! setzte er im stillen hinzu, ob man mit einem solchen Esel ein Wort reden darf, das nicht absolut zum Dienst gehört.

Die kleine Verstimmung Brands verflog im Augenblick, in dem er aus dem Hause trat. So schlecht das Wetter gestern gewesen, so wunderschön war es heute. In strahlender Herrlichkeit stand die Sonne am lichtblauen Himmel; ein verklärender, wie von Millionen winziger Fünkchen durchschimmerter Dunst lag über den Prachtbauten der Ringstraße und über den fernen Bergen. Das alte, ewig junge Wien prangte im Frühlingsschmuck seiner Alleen, Rasenplätze und Gärten; aber noch lag ein winterlicher Hauch in der Luft und gab ihr etwas Kerniges, Stärkendes. Jeder Blick trank Schönheit, jeder Atemzug Kraft, und mit jedem Schritte, den Brand vorwärts machte, steigerte sich sein Glücksgefühl, und sein Unternehmungsgeist wirbelte, wirbelte empor, bis er ins Übermütige umschlug.

Dietrich trat in einen äußerst eleganten Spielereiladen und kaufte dort den gediegensten Malkasten, der sich auf Lager fand, und die größte Pariser Puppe; ein Wickelkind, von einem lebendigen nur dadurch zu unterscheiden, daß es im zartesten Alter schon beim leisesten Drucke „Papa" und „Mama" quietschte.

Da Brand durchaus nicht wünschte, beladen wie er war, einem Bekannten zu begegnen, nahm er einen Wagen und fuhr bis an die Ecke der Berggasse. Indessen fühlte er sich auch hier nicht ganz behaglich; die Puppe war schlecht verpackt, aus einem Spalt des Papiers kam eine ihrer blonden Locken zum Vorschein, und aus einem anderen ihre rosenfarbige Hand, und mit der schlug sie einem seiner Grundsätze ins Ge-

sicht. Wie oft hatte er Mütter und Gouvernanten gewarnt: „Von dem Tragen großer Puppen werden die Kinder schief.“ Und was wird Frau von Müller sagen, wird sie es nicht taktlos finden, daß er gleich beim ersten Besuche mit Geschenken angerückt kommt?

Er verwünschte den Ankauf, zu dem ihn der berauschende Einfluß der Frühlingsluft verleitet hatte und würde seine Übereilung gar zu gern ungeschehen gemacht haben. Die Gasse war ziemlich öde, die wenigen Menschen, die er traf, schenkten ihm keine Aufmerksamkeit; er glaubte etwas wagen zu dürfen, er unternahm den Versuch, sein Paket hinter ein Haustor zu legen. Aber das unselige Puppenzeug quietschte, und ein angetrunkener Maurer, der plötzlich, wie aus einer Versenkung, auftauchte (es dürfte die Kellerstiege gewesen sein, erklärte Brand sich später), schrie ihn an, das Haus sei kein Findelhaus, er möge sein Kind wo anders weglegen.

In der Entrüstung über diese stupide Verdächtigung fand Dietrich seine Seelenstärke wieder. Mit dem Bewußtsein, daß er Frau von Müller gegenüber nur eine Ungeschicklichkeit, nicht aber ein Unrecht begehe, verfolgte er seinen Weg, erreichte sein Ziel und stieg die schmale Wendeltreppe des alten Hauses mit ihren gefährlich ausgetretenen Stufen empor. Auf dem Gange wendete er sich nach rechts. Dicht neben der Tür $6^1/_2$ befand sich ein Fenster, das ein weißer Vorhang von innen verhüllte. Brand zog an dem Glockenstrang, und dabei durchzuckte es ihn vom Wirbel bis zur Sohle wie ein elektrischer Schlag.

Alter Mann! alter Mann, was sind das für Gefühle? So war dir ja zumute, als du, ein zwanzigjähriger Leutnant, der unvergeßlich schönen Frau Bürgermeisterin von Wilna zum Geburtstag gratulieren gingst, mit einem Rosenbukett.

Die Glocke tönte, wie sie zu tönen pflegt in den Wohnungen der Armen: „Bring was, bring was!“ sagte sie. Ein Zipfel

des Vorhangs wurde in die Höhe gehoben, und hinter der sehr sauber geputzten Fensterscheibe erschien ein ältliches, gutmütiges Frauengesicht. Brand wurde mit prüfendem Blick gemustert und schien einen Vertrauen einflößenden Eindruck zu machen; der Vorhang sank wieder, die Tür öffnete sich.

Auf die Frage, was er wünsche, gab er zur Antwort:

„Ich heiße Brand, ich möchte Frau Major von Müller sprechen, wollen Sie mich gefälligst bei der gnädigen Frau melden."

Die Küche, in die er eingelassen worden war, bildete den Zugang zum Wohnzimmer. Von dorther ließ eine fröhliche Kinderstimme sich vernehmen, kleine Schritte trippelten, kleine Hände zerrten ungeduldig und ungeschickt an der Klinke der Tür. Sie ging auf. Aus einem Fenster ihr gegenüber strömte eine breite Lichtwelle herein, er sah ins Freie, und von leuchtendem Grunde hoben sich die Gestalten Sophiens und Annerls, die auf der Schwelle erschienen.

Brand grüßte mit einem tiefen Neigen des Hauptes: „Frau Major, gnädige Frau! entschuldigen, verzeihen Sie, daß ich es wage ..."

„Verzeihen?" wiederholte Sophie — „ich habe Sie erwartet, Herr Rittmeister."

Erwartet? ja dann! ... dann waren alle seine Skrupel tot, dann war er von allem Bangen erlöst. „Brand, kurzweg, gnädige Frau, ich habe meinen Militärcharakter" ... Er hielt inne. Was Teufel kümmerte sie sein Militärcharakter und in diesem Augenblick ihn selbst? Sie stand vor ihm, ihre Augen sahen ihn freundlich, gütig an, sie hatte ihn erwartet ... „Gnädige Frau," begann er von neuem und — hörte auch damit auf. Wer zu viel zu sagen hätte, zu viel des Innigen, Warmen, Liebevollen, sagt lieber nichts.

Annerl zupfte die Mutter am Kleide: „Du Mama, das ist der Herr, der mir so gern etwas schenken möcht'."

Sophie runzelte ein wenig die Stirn, und Brand wurde sich erst jetzt wieder bewußt, daß er seine Darbringungen noch immer unter dem Arme hielt.

„Können Sie mir verzeihen, gnädige Frau, daß ich mir den indiskreten Wunsch erfüllen wollte, daß ich einer übermütigen Regung nachgebend ... ich bin beschämt, wirklich ... besann mich zu spät, hätte unterwegs gern alles weggeworfen, wenn ich nur gewußt hätte, wohin?"

Seine Verlegenheit entwaffnete sie, und sie lächelte sogar, als er die Puppe aus ihrer Umhüllung befreite, in beide Hände nahm und der Kleinen entgegenhielt.

Annerl war wie geblendet, sie betrachtete das kostbare Spielzeug mit scheuer Ehrfurcht, legte die Ärmchen auf den Rücken und wich Schritt für Schritt langsam zurück. Brand machte sich so klein er konnte und nahm die feinste Stimme an und den bittendsten Ton und zirpte:

„Nimm mich! ich bin eine gute Puppe, ich bin eine arme Puppe, ich habe keine Mama."

Bewunderung und Zärtlichkeit drückten sich in den schönen Augen Annerls aus, aber sie setzte ihren Rückzug ununterbrochen fort. Brand folgte, und hinter ihm ging Sophie, und hinter Sophie die Dienerin, die den Malkasten trug.

So gelangte die Gesellschaft in das Wohnzimmer. Es war niedrig, ärmlich und reinlich, hatte zwei Fenster und zwei Türen und die Aussicht in einen ziemlich großen und gut gehaltenen Garten. Ein Arbeitstisch, über dem eine Petroleumlampe an der Decke hing, ein paar Schränke, vier Strohsessel bildeten die Einrichtung des graugetünchten Gelasses.

Georg, der, eifrig mit Zeichnen beschäftigt, am Tische gesessen hatte, war beim Einzug der kleinen Karawane aufgestanden, rückte einen Stuhl für Brand herbei und ersuchte ihn, Platz zu nehmen, mit einer hausväterlichen Art, die komisch gewesen wäre bei jedem anderen Kinde, bei diesem frühreifen, mit den

Sorgen des Lebens schon vertrauten Knäblein jedoch wehmütig berührte.

Sophie nahm Brand die Puppe ab und stellte ihm ihren Jungen vor: „Er hat mir gebeichtet, daß er unartig gegen Sie gewesen ist, er meinte — er fürchtete ... Verzeihen Sie ihm. So einen kleinen Warenausträger muß man leider Mißtrauen ins Herz pflanzen, und er ist dumm und unerfahren und wendet es am unrechten Orte an."

Brand erwiderte, daran läge nichts, aber Georg soll jetzt beweisen, daß er sein Mißtrauen gegen ihn aufgegeben hat, indem er diesen Malkasten von ihm annimmt: „Willst du, mein lieber Junge?"

Ob er wollte! Lautere Seligkeit strahlte aus seinem armen Gesichtchen, und er machte sich sogleich daran, die Geheimnisse des Wunderschrankes zu erforschen. „Nein, aber — aber!" murmelte er, bei jeder neuen Entdeckung von neuem entzückt, vor sich hin, und Brand staunte über die Geschicklichkeit, mit der das Kind die kleinen Werkzeuge in die Hand nahm, prüfte, und zu benützen begann.

„Sie hätten ihn nicht glücklicher machen können," sagte Sophie; „und sehen Sie einmal die Kleine an."

Annerl hatte sich endlich an das schöne Wickelkind, das auf dem Schoß der Mutter lag, herangewagt, ihren Kopf an den seinen gelegt und streichelte ihm voll wonniger Zärtlichkeit die blonden Locken.

Sophie nickte ihr, dann aber auch Brand freundlich zu. „Die ist im Himmel. Und der Kunstjünger dort ... Machen Sie sich gefaßt, jetzt bekommen wir ein wohlgetroffenes Bild von Ihnen," sie deutete mit einem Augenwink nach Georg, der mit unendlichen Ernst daran gegangen war, Brand zu porträtieren.

Alles, was nicht zu seiner Beschäftigung gehörte, schien für den Kleinen versunken; der Eifer rötete seine Wangen,

furchte seine kluge, überkluge Stirn. Er schob die Unterlippe ein wenig vor, hob die Augen zu Dietrich hinauf und senkte sie dann auf die Arbeit, nach einem so merkwürdig forschenden, in die Tiefe dringenden Blick, daß Brand sich auf dem lächerlichen Verdacht ertappte, daß diesem Kinde mehr darum zu tun sei, ihm auf den Grund der Seele zu schauen, als sein Gesicht abzukonterfeien.

„Die Mutter hat heute viel zu tun," sagte Georg plötzlich ganz laut, aber in sein Buch hinein.

Dietrich blickte Sophie fragend an. Ja wohl, es waren noch einige Nachbestellungen gekommen, die morgen abgeliefert werden mußten.

„Da kostet Sie die Zeit, die ich hier zubringe, etwas von Ihrem Schlafe?"

„Und was weiter?"

„Was weiter!" rief er bekümmert aus. Er war aufgesprungen. „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, und nicht wahr? dieser Besuch gilt nicht; haben Sie die Großmut, ihn zu vergessen."

Sie reichte ihm die Hand: „Gut denn, Sie waren nicht da."

„Und wenn ich komme, dann sagen Sie wieder: Ich habe Sie erwartet."

XII.

Bei seinem nächsten Besuche fand er sie allein. Sie hatte die Dienerin mit den Kindern ausgeschickt und gönnte sich nach den Anstrengungen der letzten Tage einige Stunden Ruhe. Sie lud ihn ein, am offenen Fenster Platz zu nehmen, und machte ihn aufmerksam auf die Schönheit eines jungen Kastanienbaumes, der über und über mit Blüten bedeckt war.

An dem Garten hatte sie ihre Freude, und nur sie und ihre Kinder durften ihn den Sommer über benützen, mit Erlaubnis des Hausherrn, der sich jetzt auf dem Lande befand. Der Garten wurde vortrefflich gehalten von guten und höflichen Leuten, und man konnte sich in ihm so frei bewegen wie im Zimmer, denn er war nur von Feuermauern umgeben.

Das alles erzählte sie ihm ein bißchen unsicher und hastig, wie jemand, der sich fragt, während er zu einem andern spricht: Interessiert es dich auch?

Und er wieder war froh, daß sie es übernommen hatte, die Konversation einzuleiten; er hätte nicht gewußt, wie das anfangen.

Sophie fuhr fort: „Sehen Sie, daran, daß ich so dasitzen kann mit den Händen im Schoß und hinaussehen auf dieses kleine Stückchen Natur, und davon einen Genuß habe, daran erkenne ich das Herannahen des Alters. In meiner Jugend war ich viel zu fleißig und auch viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um mich in müßige Bewunderung der Außenwelt versenken zu können, und dazu hätte es in unserm schönen, alten Garten doch mehr Gelegenheit gegeben als hier."

Brand blickte sie gerührt an, erwiderte einiges herzlich Unbedeutende und fing jeden Satz mit einem so durchdrungenen: „Verzeihen Sie" an, daß sie sich eines Lächelns nicht zu erwehren vermochte und endlich mit munterer Entschlossenheit sprach:

„Lieber Herr Rittmeister, Sie haben ein Schuldgefühl gegen mich, und davon will ich Sie befreien und zugestehen, daß ich Ihnen gegenüber im gleichen Falle bin. Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen."

„Wirklich!" rief er freudig, „wenn ich ... wenn Sie ... Wie sieht das Unrecht aus?"

„Sie sind gut und teilnehmend gewesen, haben mir Hilfe bringen wollen und ich — nicht, daß ich ablehnte, das würde

ich wieder tun, aber die Art, in der ich's tat, reut mich, und nicht erst jetzt, sie hat mich sogleich gereut, und ich bitte ..."

„Bitten Sie nicht," rief er aus, „beschämen Sie mich nicht zu tief. Erweisen Sie mir lieber eine Gnade, würdigen Sie mich Ihres Vertrauens. Sagen Sie mir, ob Sie in diesem Augenblick doch so ziemlich, doch halbwegs sorgenfrei ..."

„Meine drückendste Sorge," erwiderte sie rasch, „ist jetzt die um Georg. Was soll aus ihm werden? Er ist zu schwächlich, um die Schule regelmäßig besuchen zu können; seine wohlwollendsten Lehrer raten mir, ihn zu Hause unterrichten zu lassen. Ich habe das bisher selbst besorgt, und er hat es mir leicht gemacht. Aber wie lange werden meine Kenntnisse ausreichen, um einen Knaben zu unterrichten? Und den Umgang mit andern Kindern völlig entbehren müssen — wie nachteilig ist das für ihn, er wird immer mehr in sich gekehrt und weltfremd."

„Gnädige Frau," sprach Brand nach kurzem Besinnen, „Sie werden sich vielleicht noch erinnern, daß Erziehen von jeher mein Beruf war. Ich habe ihn nicht aufgegeben, ich übe ihn wieder aus in etwas veränderter Form. Ich habe mich der Kindererziehung gewidmet und finde darin eine hohe Befriedigung. Ich erlaubte mir, Sie um Ihr Vertrauen zu bitten ..."

„Lieber Herr Rittmeister, Sie bitten um etwas, das Sie haben."

„Dann, gnädige Frau, überlassen Sie mir die Erziehung Ihres Sohnes," sagte Brand resolut, und dabei war seine Miene so ernst, so inständig bittend, und aus seiner Stimme klang ein so warmer Herzenston, daß Sophie trotz der peinlichen Überraschung, in die sein unerwartetes Anerbieten sie versetzte, nur Dankbarkeit empfand.

„Ich werde Ihr braves Kind zu einem braven Mann heranbilden," fuhr Brand fort. „Übergeben Sie ihn mir; er ist in dem Alter, in dem ein Junge nicht mehr ausschließlich unter weiblicher Zucht stehen soll."

„Unmöglich, unmöglich," sagte Sophie. „Ein Kind in Ihrem Hause, bei Ihrer Ordnungsliebe!" Sie hielt inne, der schmerzliche Ausdruck, den seine Züge angenommen hatten, tat ihr weh.

Er glaubte einen Anflug von Ironie in ihren Worten zu entdecken. Seine Ordnungsliebe war es ja im Grunde gewesen, die den Sieg davon getragen hatte über seine Liebe zu ihr; wollte sie ihn daran mahnen?

„Ich dränge Sie nicht zur Entscheidung," begann er von neuem, „ich bitte nur, erwägen Sie meinen Vorschlag, erweisen Sie mir diese Gnade." Wieder blickte er sie lange und gerührt an, seufzte tief und sagte plötzlich: „Ja, ja, ich bin einst ganz dicht am Glück vorbeigegangen."

„An dem, was uns damals als Glück erschien," berichtigte sie. „Wir wollen offenherzig miteinander reden — offenherzig ist mehr als aufrichtig —, einmal und nicht wieder, da sich's ja um Unwiderrufliches, Unwiederbringliches handelt. Ich habe in jener fernen Zeit sehr gelitten, Sie auch bitter angeklagt, später jedoch mich gefreut für Sie, daß alles gekommen ist, wie es kam, und daß Sie nicht hereingezogen wurden in unser Elend. Es handelte sich bald nicht mehr um Armut und Not, sondern um Schande, um öffentliche Schande. Im geheimen war sie längst da, trotz allem, was Müller tat, trotz der übergroßen Opfer, die er brachte, hoffnungsfreudig im Anfang — in der Folge hoffnungslos. Ich täuschte ihn nie, aber er ließ sich nicht entmutigen. Bei ganz edlen Menschen dachte er wohl, verwandelt sich die Dankbarkeit endlich in Liebe. Ich war so edel nicht — er mußte es zuletzt einsehen, erwartete nichts mehr, und verließ uns doch nicht, gab alles für uns hin. Daß uns das Ärgste erspart blieb, daß die Schmach vom Sterbebette meines Vaters ferngehalten wurde, war sein Werk. Als er sich dann anschickte, Abschied zu nehmen, ohne einen Lohn, ja ohne Dank zu erwarten, da entschloß ich mich, ihn nicht allein

ziehen zu lassen, für den verarmten, kränklichen Mann zu arbeiten, ihm eine treue Pflegerin und Frau zu sein."

„Sie haben Ihren Entschluß redlich ausgeführt," sprach Brand nach einer langen Pause, „und nichts, nicht das geringste zu bereuen. Wohl Ihnen."

Er empfahl sich und ging heim und hatte ein sehr schweres Herz.

XIII.

Zu Hause fand er ein nach Veilchen duftendes Billett von Madame Amélie. Sie bat ihn für denselben Abend zum Tee, im „tête à trois" mit ihr und ihrem Gatten. Es handle sich um eine wichtige, Frau von Müller betreffende Angelegenheit, die sie mit ihm besprechen wollten.

Die Eheleute empfingen Brand in einer traulichen Ecke des Salons, an einem elegant gedeckten Tischchen. Das beste Einvernehmen herrschte heute zwischen ihnen; sie waren wie Liebende, die nach kurzem Zerwürfnis ein großartiges Versöhnungsfest gefeiert haben. Amélie strahlte vor Hingebung, Wonne, Zärtlichkeit; Eduard neigte sich ihr gütig und milde zu. Er hatte Unrecht erfahren und verschmerzt, und ließ nun das Licht seiner Huld leuchten über der reuigen, wieder in Gnaden aufgenommenen Sünderin.

„Meine Frau und ich," begann er nach dem ersten Austausch von Höflichkeiten, „kennen das väterliche Interesse, das Sie an Frau von Müller nehmen, Herr Rittmeister ..."

„Ich bin nicht mehr Rittmeister."

„Das Sie, Herr von Brand ..."

„Ich bin nicht Herr von und kann Ihnen das Recht nicht zugestehen, mich zu adeln."

Ein Ausdruck des Unmuts verzog die schönen Lippen Eduards; er war aber entschlossen, sich dieses Mal durch den bärbeißigen Pedanten nicht aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen. „Herr Brand also," fuhr er mit erhöhter Patzigkeit fort, „wir zweifeln auch nicht, daß Sie, als der beste Freund des verstorbenen Majors, Einfluß auf seine Witwe haben, und wollen Sie ersuchen, ihn zugunsten der Propositionen anzuwenden, die wir dieser Dame . . ." Er wollte sagen: „machen wollen," das schien ihm aber zu gewöhnlich, und so sagte er „proponieren wollen".

Er hatte aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß das Haus Bauer, das sich schon seit längerer Zeit bemühte, Madame Amélie Konkurrenz zu machen — „Konkurrenz dieser Frau, dieser genialen Frau, lächerlich, nicht wahr?" — Frau von Müller durch glänzende Anerbietungen für sich zu gewinnen suche. „Diese Dame ist natürlich viel zu fein, um uns gegenüber ein Wort darüber zu verlieren. Wir aber wollen ihre Noblesse nicht mißbrauchen. Wir gedenken vielmehr sie so zu stellen, daß sie sich zu ihrem eigenen Vorteil für immer an uns fesseln lasse."

„Propositionen proponieren — sie so zu stellen, daß sie sich fesseln lasse? Merkwürdig," murmelte Brand und war voll Mißtrauen. Wenn die Unbildung Phrasen drechselte, war sie ihm vollends ein Greuel.

Amélie nickte ihrem Manne beifällig zu, und er sprach ihr durch einen Blick seine Anerkennung ihrer Anerkennung aus.

Dann entwickelte das Ehepaar den Plan, den es gemeinsam „verfaßt" hatte, wie Eduard sich gewählt ausdrückte. Das Geschäft sollte in zwei Ressorts geteilt werden, Konfektion und Putzwaren. An der Spitze des ersten blieb Fräulein Julie, an die Spitze des zweiten sollte Frau von Müller treten. Von eigentlicher Arbeit wurde sie entlastet, sie hatte die der anderen zu überwachen und nur hier und da „un coup de main" zu

geben. Ihre Erfindungsgabe, ihr Geschmack können sich in viel höherem Maße betätigen, indem sie ihren Glanz über das große Ganze verbreiten, statt zur Herstellung einzelner „bijoux“ zu dienen. Als Besoldung wurden zweitausend Gulden geboten, bei außerordentlichen Gelegenheiten, zu Beginn der Herbst- und Frühjahrssaison zum Beispiel, wenn die Bestellungen sich häufen, auch außerordentliche Remunerationen. Die Atelierstunden waren die zwischen acht Uhr morgens und acht Uhr abends mit entsprechenden Ruhepausen für die Mahlzeiten. Nur wenn es, wie schon gesagt, ungewöhnlich viel zu tun gab, wurden die Damen bis Mitternacht, wohl auch bis ein Uhr im Atelier festgehalten.

„Und dann können die Damen nach Hause laufen bei Nacht?“ fragte Brand mit Schärfe.

„Ja, Monsieur,“ erwiderte Madame Amélie, die von ihm ein ganz anderes Entgegenkommen erwartet hatte, „Equipagen kann ich ihnen nicht halten.“

„Nun, gnädige Frau, aufrichtig gestanden, ich werde Frau von Müller abraten, auf den von Ihnen gewiß sehr gut gemeinten Antrag einzugehen.“

„Warum?“ Amélie wechselte einen verständnisinnigen Blick mit ihrem Manne. Er hatte die Augen zum Kronleuchter erhoben, als ob er von dort Stärkung seiner hartgeprüften Langmut erflehen wollte, und dabei einen leisen Seufzer ausgestoßen.

„Ah — ich errate alles — ich weiß.“ Sie lachte und zeigte dabei ihre gesunden noch ganz kompletten Zähne: „Eduard hat mir erzählt. Sie waren neulich Zeuge eines Scherzes, den er sich mit Madame Müller erlaubte, um sie ein wenig zu quälen. O die Männer sind immer grausam, am grausamsten aber doch, wenn sie lieben,“ setzte sie hinzu und sah dabei ihrem Mann jämmerlich kokett in die Augen.

Der abgefeimte Racker hat das Prävenire gespielt, dachte

Brand und benahm sich so borstig, daß er an diesem Abend das Wohlwollen Madame Vernons beinahe eingebüßt hätte.

Als er fortgegangen war, brach Eduard in Lachen aus:

„Wir haben ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht."

„Wieso?"

„Du fragst, kannst fragen? O, was habe ich für eine liebe, geniale, blinde Frau! ... Er will nicht, daß jemand anderer dieser Müller ein „Sort" mache, er will selbst ihr „Sort" sein ... O, er hat die gediegensten Absichten, er will sie heiraten."

„Was dir einfällt — der alte Herr."

„Ist nicht so alt, kommt nur dir so vor, bist halt verwöhnt durch den Anblick deines Mannes," schäkerte er. „Aber weißt du was? wir spielen ihm einen Streich."

„Warum denn? er hat uns ja nichts getan."

„Ich, ich bin eifersüchtig auf ihn," rief Eduard in bezaubberndem Übermute.

Madame Amélie war denn auch bezaubert.

„Wenn wir ihr nicht helfen von ihrer Armut, entschließt sie sich am Ende und nimmt ihn und geht an seiner Seite in die ewige Langeweile. Mir könnte das zwar sehr gleichgültig sein, denn, wie du weißt, ich mag sie nicht, aber ein Schaden fürs Geschäft wär's, wenn wir sie verlieren würden. Deshalb, Schatz, wollen wir die Müller so stellen, daß sie seine Wohltaten nicht braucht. Ich bitte dich, schicke ihr morgen in aller Frühe einen Boten. Jetzt wär's zu spät, jetzt schläft schon alles bei ihr im Hause. Sie gehen ja dort zur Ruhe zugleich mit den Hühnern in ihrem Hofe."

„Woher weißt du, daß es Hühner gibt in ihrem Hof?" fragte Amélie rasch in einer Anwandlung von Mißtrauen. Eduard aber erwiderte ganz unbefangen:

„Ich bin einmal dort vorbeigekommen. Also schreibe heute noch und bescheide sie für morgen mittag zu dir. Sei vielleicht ganz besonders liebenswürdig und lade sie ein, die Kinder

mitzunehmen. Denen machen wir einen guten Tag und schicken sie mit Fräulein Julie zu Wagen in den Prater. Bist du dafür, mein Herz, mein geliebtes?"

Wenn er sagte: „Mein Herz, mein geliebtes," war sie verloren und hatte keinen Willen mehr als den seinen. Ja, ja, alles, was er bestimmte, sollte geschehen. Ihn ergriff eine tolle Lustigkeit, er nahm seine dicke Frau in die Arme und tanzte mit ihr im Zimmer herum.

XIV.

Der nächste Vormittag traf Dietrich auf dem Wege zu Frau von Müller. Er wollte sie in Kenntnis des Anerbietens setzen, das Madame Vernon ihr machen werde, und sie bitten, es abzuweisen.

Minutenlang ließ man ihn heute vor der Tür warten. Er läutete mehrere Male diskret und geduldig nach entsprechenden Zwischenräumen. Ihm kam vor, als ob er in der Küche flüstern, leise Schritte über die Steinplatten gleiten hörte, als ob eine Tür möglichst geräuschlos geöffnet und wieder geschlossen würde.

Endlich hob sich der Zipfel des weißen Vorhanges. Die Dienerin erschien am Fenster und fuhr beim Anblick Brands erschrocken zurück.

„Was ist? was gibt's? Machen Sie doch auf!" rief er laut und beunruhigt.

Noch eine Weile zögerte sie, öffnete aber endlich doch und stand vor dem Eintretenden, sie, die brave, in Ehren ergraute Magd, verwirrt, mit unstet flackernden Blicken, mit glühenden Wangen, ein Bild des schlechten Gewissens. „Niemand zu

Hause," stotterte sie und sah dabei schief und verstört nach einem Gegenstande hinüber, der auf dem Küchenbrette lag neben einem kleinen Krater aus Mehl, in den sie ein Eigelb eingebettet hatte. Dieser Gegenstand war eine Zehnguldennote.

„Sie lügen schlecht," sprach Brand. „Ja, was Hänschen nicht lernt, meine liebe ... Darf ich um Ihren werten Namen bitten?"

„Pauline, zu dienen."

„Meine liebe Pauline. Die gnädige Frau mag nicht zu Hause sein, aber jemand anderer ist da bei Ihnen. O, Pauline, in Ihrem — ich will sagen in unserem Alter — in Abwesenheit der gnädigen Frau, und mitten im Kochen!"

„Herr Rittmeister, Jesus Maria, was glauben Sie von mir? Ich weiß nicht, was ich tun soll, ich weiß nicht, was ich sagen soll ..."

„Die Wahrheit, Pauline. Wer ist da, wen verstecken Sie?"

„Ich verstecke ihn nicht, er versteckt sich selbst. Ich weiß nicht, warum. Er hat mir befohlen, zu sagen, daß niemand zu Hause ist, wenn wer anderer kommt, als die gnädige Frau, und er muß auf sie warten und muß mit ihr sprechen in Geschäften."

„Er hat befohlen? Wer hat Ihnen etwas zu befehlen?"

„Der Herr Chef, Herr Jesus! Er ist der Chef. Der gnädige Herr Chef wird doch etwas zu befehlen haben. Er kann uns alle brotlos machen, sagt er."

„Brotlos machen, so? Nun, meine Liebe, ich habe Ihnen zwar nichts zu befehlen, aber raten möchte ich Ihnen ..."

Herr Jesus! dieser Rat war in einer Manier gegeben, viel fürchterlicher als die des Chefs, Befehle zu erteilen. Fast hätte die arme Pauline aufgeschrien.

„Seien Sie still und kochen Sie ruhig weiter, das ist mein Rat. Und dieses Geld" — Brand wies auf die Banknote — „dieses Sündengeld ..."

„Sündengeld?" — Jetzt war ihr Gekreische nicht mehr zu unterdrücken: „Ich mag's nicht, ich hab's nicht angerührt. Nehmen Sie's, gnädiger Herr, geben Sie's zurück."

„Gut, vortrefflich." Brand steckte das Geld zu sich und trat ins Atelier. Aber da war niemand.

Der Elende hatte sich weiter zurückgezogen, ins Zimmer nebenan — Gnade ihm Gott! — ins Schlafzimmer Sophiens. Dietrich ging auf die Tür zu, eine niedere Tür ohne Schloß, drückte die Klinke und stand in dem Zimmer, in dem die Geliebte, ja, ja, die Vielgeliebte! ausruhte von den Mühen des Tages.

Ein armes, schmales, grau getünchtes Stübchen. An der kurzen Wand, dem geöffneten Fenster gegenüber, stand ein mit einem roten Kotzen zugedecktes eisernes Bett, ziemlich dicht daneben ein alter, kleiner Ofen, und zwischen diesem und dem Bett war Herr Weiß eingeklemmt und machte verzweifelte Anstrengungen, sich, immer tiefer niederkauernd, zu verstecken. Ein lächerliches Unternehmen, von dem nur einer, der vor Angst den Kopf verloren hat, glücklichen Erfolg erwarten konnte.

Brand betrachtete ihn mit durchbohrender Verachtung. „Kommen Sie doch hervor," sagte er, „Sie demolieren noch den Ofen."

Der Rittmeister spaßte. Unerwartetes Glück! da konnte ja auch Herr Weiß spaßen. Er richtete sich auf, glättete seinen Rock, seine Weste, lachte gequält und stotterte mit unverfälschtem Galgenhumor: „Ha, ha, Überraschung über Überraschung — Sie verderben mir meine Überraschung ... Ich wollte — ja, wollte im Auftrage meiner Frau ..."

Brand hatte den Blick von ihm ab und auf einen eleganten Zylinder gewendet, der auf dem Bette lag: „Sie haben Ihren Hut in unpassender Art abgelegt, nehmen Sie ihn wieder auf!" sprach er gebieterisch, und Eduard brachte nur ein: „O Pardon!" heraus und gehorchte.

Brand stellte einen Sessel, den einzigen, der da war, vor die geschlossene Tür, setzte sich und kreuzte die Arme.

Weiß sah ihm mit bangen Gefühlen zu. „Was beliebt Ihnen eigentlich?" fragte er, Schlimmes ahnend, aber bemüht einen „legeren Ton" anzunehmen. „Sollen wir Frau von Müller hier erwarten?"

„Wir nicht. Sie gehen gleich, das heißt, Sie springen — da hinaus."

Verwirrte die Furcht Eduards Sinne oder streckte der entsetzliche Brand jetzt wirklich den Arm aus, gegen das Fenster?

Er war ganz Kraft, ganz Wille, dieser ehemalige Rittmeister. Unerbittliche Entschlossenheit funkelte aus den tiefliegenden Augen, und um den Mund mit den fest aufeinander gepreßten Lippen hatte ein Zug sich gebildet — dieselben scharfen Furchen mochten sich, wie mit dem Grabstichel in Erz gezeichnet, von den Mundwinkeln herab gezogen haben, damals, als er die Pistole hob, um den Obersten durch und durch zu schießen. ... In Eduard stieg ein einziger, heißer Wunsch auf, der alle anderen Wünsche verschlang, der Wunsch, aus der Nähe dieses gefährlichen Menschen zu kommen.

„Ich empfehle mich," sagte er, „bitte nur, mir Platz zu machen."

„Dort ist Platz genug," versetzte Brand. Und wieder die entsetzliche Gebärde. „Frau von Müller kann jeden Augenblick nach Hause kommen, und ich will ihr das Mißvergnügen, Ihnen zu begegnen, ersparen. Deshalb gehen Sie nicht über die Stiege, sondern springen aus dem Fenster, wenn Sie es nicht vorziehen, hinausgeworfen zu werden. Sie nehmen auch Ihr Eintrittsgeld mit ..." Er hielt ihm die Banknote hin, die Eduard in ratloser Bestürzung einsteckte. „Wenn ich bedenke, daß Sie sich erfrecht haben, Eintrittsgeld zu zahlen ..."

„Herr Rittmeister, Sie verkennen meine Absichten, ich versichere Ihnen auf Ehre ..."

„Reden Sie nicht von Ehre!“ rief Brand. „Ich habe auch Nerven, ich kann manche Worte von manchen Leuten nicht aussprechen hören. — Springen Sie!“ Wieder streckte er den Arm aus, und Eduard überlief's.

Was tun? Sich mit dem Fürchterlichen in einen Ringkampf einlassen — der wahnsinnige Gedanke kam ihm, doch verwarf er ihn sogleich und stotterte: „Es gibt eine Polizei —“

„Nicht in der Nähe. Wenn Sie rufen, kommt höchstens die Hausmeisterin.“

„Die nicht! die nicht!“ Vor der graute ihm offenbar — was mochte es gegeben haben zwischen ihr und ihm?

Helle Tropfen perlten auf seiner Stirn. Er näherte sich dem Fenster. Ein Blick, den er in den Garten hinabwarf, beruhigte ihn einigermaßen; es war ein geringes Wagnis, das von ihm gefordert wurde. Nur eine abscheuliche Verletzung der Eitelkeit, niederträchtig beschämend. Aber da kam Hilfe in der Not, da hatte er einen rettenden Einfall. Der Spieß ließ sich umdrehen und dem Beschützer Sophiens ins väterliche Herz stoßen.

„Wenn ich's tu, tu ich's, weil ich's will, weil's mir einen Jux macht,“ sprach er munter, „weil's flott ist, weil's fesch ist. Mich braucht's nicht zu tangieren, wenn man mich aus dem Schlafzimmerfenster der Frau von Müller springen sieht.“

„Keine Gefahr. Die unteren Fenster sind blind, und der zweite Stock ist unbewohnt. Man läutet. Nun, wird's?“

„Aus Jux tu ich's — merken Sie sich das ...“ Er hatte sich auf das Fensterbrett gesetzt und die Füße hinaufgezogen; er sah, daß Brand aufstand und auf ihn zukam. Nein, nein! das verbat er sich — Nachhilfe war überflüssig. Hastig erhob er die Hände zur Abwehr, verlor das Gleichgewicht, fuchtelte, einen Stützpunkt suchend, in der Luft herum, und plumpste kopfüber hinaus.

Brand trat ans Fenster und sah ihn auf dem Boden liegen

und gar nicht „fesch", gar nicht „flott", mit blöd aufgerissenen Augen zum blauen Himmel emporstarren. Er war tief eingesunken in ein frisch rigoltes Beet, das zur Aufnahme schöner Blumen und nicht zu der eines solchen Klotzes bestimmt war. Dietrich warf ihm seinen Zylinder nach, den er vergessen hatte, und konnte nicht umhin, einen neuen Mangel in der Erziehung dieses Herrn zu rügen:

„Wenn er voltigieren gelernt hätte, wie ganz anders wäre er da unten angekommen."

XV.

Sophie kehrte in freudiger Stimmung heim. Sie war nicht erstaunt, Brand da zu finden. Madame Amélie hatte ihr gesagt, daß er ihr abraten werde, das Anerbieten des Herrn Weiß anzunehmen, und:

„Einen einmal gefaßten Entschluß lang hinauszuschieben, liegt nicht in ihrer Art ... Aber denken Sie, jährlich zweitausend Gulden!"

Daß ihr Talent, ihre Tätigkeit so hoch angeschlagen wurde, erfüllte sie mit einem wahren Glücksgefühl. Wenn sie auf den Vorschlag, den Amélie ihr gemacht hatte, einging, war sie sorgenfrei, hatte die Möglichkeit, ihre Kinder gut zu nähren und zu kleiden. „Erwägen Sie, was das heißt," rief sie aus.

„Es heißt viel," versetzte Brand. „Sich aber täglich für zwölf Stunden von ihnen trennen und sie der Obsorge der Dienerin überlassen, heißt mehr."

„Pauline ist brav, und meine Kinder sind gehorsam. Georg hält sein Wort wie ein Mann; ich weiß, was ich mir von ihm versprechen lasse, geschieht. Die Trennung an jedem Morgen wird mir freilich schwer werden, aber was erträgt man nicht,

wenn man weiß, in zwei Jahren wird alles besser. Und das wird sein, denn ich darf jetzt hoffen, in zwei Jahren meine verpfändete Pension eingelöst zu haben."

„So haben Sie angenommen ..."

„Noch nicht. Ich habe mir eine achttägige Bedenkzeit ausgebeten, obwohl Madame Amélie anfänglich auf sofortiger Entscheidung bestand und den Grund meines Zögerns durchaus kennen wollte. Ich konnte ihr ihn nicht sagen, diesen einzigen Grund ... es ist unmöglich — und auch vielleicht höchst lächerlich ... In meinen Jahren sollte ich doch die Furcht vor der Zudringlichkeit eines Frechlings überwinden können, der seine albernen Späße gewiß einstellen würde, wenn ich den Mut fände, ihn einmal derb abzuweisen."

„Fragen Sie Pauline, welchen Spaß der Frechling sich eben erst machen wollte," sagte Brand und schilderte ihr kurz und lebhaft, was zwischen ihm und Eduard vorgefallen war.

Sophie schüttelte den Kopf. Sie war mit seiner Handlungsweise nicht einverstanden; ihr schien, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, eine Übereilung! Er und eine Übereilung! Wie kann man seinem Charakter so untreu werden?

Dietrich suchte sich zu rechtfertigen. Er war mit den Gepflogenheiten des Hauses schon bekannt genug, um zu wissen, daß um diese Stunde höchstens der schwarze Kater sich im Hofe aufhielt. Pauline ist die einzige, meinte er, der man zu erklären braucht, wieso der Herr Chef zwar durch die Tür herein, aber nicht mehr durch die Tür hinaus spazierte.

Sophie nahm den Hut ab und die altmodische Mantille, die sie sorgfältig zusammenfaltete, damit das vielfach geflickte Futter nicht zum Vorschein komme. Dann setzte sie sich an den Werktisch und fing an, eine Haube zu montieren.

Sie saß am Fenster im vollen Licht des sonnigen Tages und Dietrich ihr gegenüber, den Blick unverwandt auf sie gerichtet. Ihre Wangen waren leicht eingefallen, ein Zug von Schwer-

mut spielte um den Mund mit seinen etwas zu blassen Lippen. Sie sah in diesem Augenblick nicht jünger aus als ihren Jahren entsprach. Nur ihre schönen, kunstfertigen Hände waren ganz unverändert geblieben und lösten mit bewunderungswürdigem Geschick und erstaunlicher Leichtigkeit ihre heikle Aufgabe. Der kleine Finger der Rechten, der selbst am wenigsten leistete, schien der geistige Urheber all des Geleisteten zu sein, schien zu prüfen, zu leiten, sanft geründet Beifall zu spenden, jäh ausgestreckt Bedenken zu erheben. Brand betrachtete ihn und hätte ihn küssen mögen, bezwang sich aber und blieb regungslos: ein stiller Beobachter, aus dem allmählich ein gekränkter wurde. Etwas von dem, was in ihm vorging, hätte Sophie doch erraten müssen. War's möglich, daß der Kampf, den er mit seinem übervollen Herzen kämpfte, von ihr unbemerkt blieb? Nur absolute Gleichgültigkeit kann eine scharfsichtige und gütige Frau so blind und grausam machen. Sophie war sich seiner Anwesenheit wohl gar nicht mehr bewußt, sie hatte ihn vergessen über den Spitzen und Bändern, aus denen sich immer deutlicher ein wunderhübsches, kopfputzartiges Ding gestaltete, das sie nun in die Höhe hielt und aus einiger Entfernung prüfend ansah.

„Nein, das könnt' ich nicht," rief Dietrich plötzlich aus. Sie lachte.

„Das glaub' ich, daß Sie das nicht können."

Er hatte aber etwas ganz anderes gemeint. Er hatte gemeint: Ich könnte einen Menschen, der mich liebt, der blutig bereut, mich nicht schon einst geliebt zu haben wie jetzt, dem sein ganzes Leben und alles was er hat, erst dann etwas wert würde, wenn er es mir darbringen dürfte, nicht so neben mir sitzen lassen, ohne ihm ein Zeichen der Teilnahme zu geben.

Die Kinder waren zurückgekehrt. Man hörte sie in der Küche laut und eifrig sprechen; Annerl lief herein und mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu.

„Wir sind gefahren, so weit, so geschwind, in einem zuge-

machten Wagen. Und Fräulein Julie sagt, wenn wir andere Kleider haben werden, werden wir in einem offenen Wagen fahren. Und jetzt sind wir wieder da."

Georg folgte der Schwester bald nach. Sein melancholisches Gesichtchen war freudig bewegt, aber der ihm ungewohnte Ausdruck erlosch plötzlich, er richtete die dunkeln Augen finster auf Brand, zögerte einen Augenblick und kehrte auf der Schwelle wieder um.

„Sehen Sie nun," sprach Sophie, „so ist er. Daß er nicht alles findet, wie er sich's wahrscheinlich vorher ausgemalt hat, daß Sie da sind, daß Annerl ihm zuvorgekommen ist mit ihrer Begrüßung, macht ihn unglücklich, verdirbt ihm die Laune für den Rest des Tages. Ein anderes Kind würde man strafen. Ich hab es ja auch bei ihm mit Strenge versucht, aber immer bereut. Er leidet zu viel darunter, die Strafe steht außer Verhältnis zu dem Vergehen."

Sie hatte die Kleine auf ihren Schoß gehoben, und das Kind umschlang den Hals der Mutter mit beiden Armchen und war glückselig.

Brand hatte sich kerzengerade auf seinem Sessel aufgerichtet. „Gnädige Frau," sagte er, „ich wiederhole meine schon neulich gestellte Bitte: Vertrauen Sie Ihren Sohn meiner Leitung an, überlassen Sie mir seine Erziehung."

Sophie erhob die Augen zu ihm, sah ihn dankbar an, aber sie schwieg.

„Tun Sie's," fuhr Dietrich fort. „Georg soll es gut haben bei mir, es soll ihm an nichts fehlen, auch nicht an weiblicher Pflege. Diese ließe ihm eine höchst anständige Person zuteil werden, Frau Magdalena Peters, die Mutter meines Täuflings, Dietrich Peter Peters."

„Sie haben alles erwogen, ich seh's," versetzte Sophie freundlich, ja herzlich, und dennoch klang eine leise Ironie aus ihrem Tone. „Aber man mag sich etwas Unbekanntes noch so deutlich

vorstellen, wenn es in Wirklichkeit an uns herantritt, überrascht es doch immer. Sie wissen nicht, was Sie sich aufbürden wollen... Ich habe es schon einmal gesagt — ein Kind, in Ihrem gewiß schönen, musterhaft geführten Haushalt..."

„Ein Kind?" fiel er ihr ins Wort. Zwanzig Kinder tummeln sich wöchentlich einmal bei mir herum. Ich gebe Soireen, Erziehungs-Unterhaltungen... Ihr Sohn ist feierlich geladen. Gestatten Sie mir, meinen Beruf auch an ihm zu erfüllen; es würde vielleicht nicht ohne Nutzen für ihn sein. Für mich — was freilich kaum in die Wagschale fällt — wäre es ganz gewiß ein Glück. Lassen wir's auf eine Probe ankommen, gnädige Frau. Natürlich müßte ich vor allem trachten, Georg an mich zu gewöhnen, seine Neigung zu erringen. Ich würde am liebsten morgen schon den ersten Versuch machen und ihn abholen kommen zu einem Spaziergang, wenn Sie es erlauben."

„Gern, wie gern, und ich danke Ihnen." Sie war verlegen und gerührt und sprach mühsam. „Ich danke, und in einem Atem bitte ich auch... Was die Antwort betrifft, die Madame Vernon in acht Tagen von mir erwartet — Herr Rittmeister, da lassen Sie mich allein entscheiden. Raten Sie nicht ab, suchen Sie nicht, mich zu beeinflussen. Ich muß in dieser Sache ganz frei, ganz nach eigener Einsicht handeln."

„Wenn ich nicht abraten darf," erwiderte Brand schmerzlich, „darf ich Sie während der Bedenkzeit, die Sie sich bedungen haben, nicht sehen, nicht sprechen, denn sonst..."

Er wurde durch das Eintreten Paulinens unterbrochen, die den Tisch zu decken kam.

„Warten Sie," rief Sophie ihr hastig entgegen und errötete über und über; sie wollte keinen Zeugen haben bei ihrer ärmlichen Mahlzeit.

Brand empfahl sich, und es tat ihm bitter weh, daß ihr Abschiedswort lautete:

„Auf Wiedersehen also, in acht Tagen."

Unter dem Tore wurde er von der Hausmeisterin erwartet. Sie schlich auf ihn zu, eine lächelnde Hyäne, warf einen spähenden Blick in die Runde, konnte nirgends einen Lauscher entdecken und sprach:

„Hob'n e'n beim Fenster 'nausge'schmiß'n! Recht is ihm g'scheg'n. Nur schod, daß mer kein' dritt'n Stock hob'n."

„Ich habe niemand zum Fenster hinausgeworfen," erwiderte Brand.

„No, versteht si!" Sie lächelte verschmitzt, und jetzt erinnerte sie an ein Krokodil. „Ton hoben's es nit, aber hundertmol verdient hätt's der Schuft, der miserabliche. Schon weg'n den jung'n Ding von do drib'n. So an arm's jung's Ding. Die Eltern sein Schneidersleit, brave Leit und 's Mädl war a brav ... Bis der Schuft — ober dös steht ihm no ins Haus, dös wird sei Gnädige erfohren, ob s'es g'freit oder nit ... Jetzt'n hot er's satt, dös arme Ding, und handlet gern an mit uns'rer Frau von Miller. No jo, so an einschichtiges Frauenzimmer wär ihm holt kommod, 's is a Glück, daß der gnä' Herr zum Recht'n seg'n und ihn 'nauspfeffern."

„Frau Hausbesorgerin, ich habe ihn nicht hinaus ‚gepfeffert,' ich habe ihn ersucht, sich selbst an die frische Luft zu setzen," sprach Brand ernst und nachdrücklich.

„Wenn er nur g'setzt ist, wenn's 'n nur obg'schofft hob'n. Wie S'n obg'schofft hob'n" — sie fuhr mit dem Arme durch die Luft, als ob sie etwas Schweres beiseite bringen und für immer begraben wollte, und legte dann beteuernd ihre Rechte auf die Brust: „Dös bleibt bei mir!"

XVI.

Die ganze folgende Woche hindurch kam Brand regelmäßig, um Georg abzuholen. Er übernahm ihn am Morgen an der

Tür und gab ihn abends an der Tür wieder ab. Der Kleine kehrte täglich mit einem größeren Wiesen- und Waldblumenstrauß heim, und auch täglich munterer, mit frischeren Augen, rosig angehauchten Wangen.

Das Porträt, das er an jenem Tage, an dem die Anwesenheit Brands seinen Unmut erregt, in die tiefste Tiefe des Malkastens verbannt hatte, kam wieder zum Vorschein; Georg strichelte so lange daran, bis der Kopf und der geheimnisvolle Hintergrund, von dem man nicht wußte, ob er einen Gewitterhimmel mit Geisterschlacht, oder ganz einfach die Zimmerwand vorstellen sollte, ganz schwarz wurden. Aber Ähnlichkeit mit einem ins Mohrenhafte übersetzten Dietrich Brand war da, und nach einiger Zeit befestigte der Knabe das Bild an der Wand neben seinem Bette und schlief unter den rabendunkeln Augen des neuen Freundes ein. Freilich nur, um bald wieder zu erwachen. Ruhiger, gesunder Schlaf wollte sich weniger als je einfinden. In seinen Träumen setzte Georg die Wanderungen mit dem „Herrn Rittmeister" fort, lachte laut über die tollen Sprünge eines aufgescheuchten Häsleins, fuhr auf mit einem gellenden Schrei, weil er eine Schlange heranschleichen und sich ringeln sah auf seiner Bettdecke. Kaum beschwichtigt und wieder eingeschlummert, übte er im Schlafe seine neueste Kunst, ahmte den Schlag der Nachtigall nach, den Sang der Drossel, das zierliche Gezwitscher der Meise. Es klang eigen, lieblich und unheimlich zugleich, und Sophie fragte sich, ob ihrem armen Kinde auch die Freude, die es jetzt genoß, zum Unsegen werden sollte.

Die Bedenkzeit war um; am achten Tage kam Sophie selbst, den Touristen die Tür zu öffnen, und Brand fragte:

„Was werden Sie beschließen?"

„Ich habe schon beschlossen, ich habe heute mein Amt angetreten."

Dietrich fuhr zusammen. Ihm war, als stände er nicht mehr vor ihr an ihrer Schwelle, als sei sie ihm in weite Ferne

gerückt, als hätte eine Kluft sich plötzlich zwischen ihnen aufgetan. Und in der war versunken, was ihm, mehr als er selbst es gewußt, die letzte Zeit hindurch das Leben erhellt hatte — eine leise und hold schimmernde Hoffnung auf zukünftiges Glück.

„So?" sprach er. „So? ... Ganz recht, Sie sind Ihr eigener Herr."

Sie war's und wollte es bleiben; hätte sie ihm das deutlicher beweisen können? Sein Rat, sein Wunsch, seine Bitten galten ihr nichts. Nun ja, wenn einem ein Mensch gleichgültig ist! Denke den Gedanken nur aus — eine erloschene Neigung läßt sich nicht wieder anfachen, nie. Dietrich verbarg seine schmerzvolle Enttäuschung; er lächelte nur sehr traurig, als Frau von Müller sagte:

„Sie sind im Begriff, meinem Kind zu Liebe Ihr Behagen aufzugeben, Ihre Freiheit, und ich sollte dieses große Opfer annehmen und selbst nicht das kleinste bringen? Es ist unmöglich. O, Herr Rittmeister, Sie an meiner Stelle würden das auch finden, Sie würden genau so fühlen und handeln wie ich."

Brand erwiderte, daß er nicht imstande sei, sich in die Empfindungsweise einer Dame hinein zu versetzen. Übrigens verstehe es sich von selbst, daß Sophie nichts anderes tun könne und dürfe als das, was sie für das Rechte halte.

Er nahm Abschied und war ein wenig erbittert, und fest entschlossen, mit sich fertig zu werden. Es mußte ihm gelingen, es gelingt jedem tüchtigen Menschen, dem eine schöne Aufgabe gestellt ist, an deren Erfüllung er mit ganzer Liebe geht, die ihn abzieht von der Grübelei über das eigene Wohl und Weh und dem törichten Hangen und Bangen nach Unerreichbarem. Diese Aufgabe war zunächst: Georg an sich zu gewöhnen und die Eiswand ein- für allemal zum Schmelzen zu bringen, die immer noch von Zeit zu Zeit wie ein Zauberwort aus dem Boden stieg und sich zwischen ihm und dem Kinde aufstellte.

Dietrich warb um seine Zuneigung mit großer Kunst, mit

stets bewährter Geduld, und mußte lange werben und durfte sich's nie merken lassen, daß er warb. Er mußte ihn selbst herankommen lassen, den scheuen kleinen Menschen, der so viel Liebe brauchte und sich immer wieder in plötzlichen Anwandlungen des Mißtrauens von dem abwendete, der ihm die reichste entgegentrug.

Der berühmte Kinderarzt, mit dem sich Brand seit der Geburt seines Täuflings befreundet hatte und dem er nun auch seinen Pflegesohn vorführte, empfahl die äußerste Sorgfalt. Gute Nahrung, gute Luft, Bewegung, aber keine Ermüdung, Beschäftigung, aber keine Anstrengung. So ein geschicktes Lotsen zwischen allen möglichen Klippen, schwer, schwer! — „Nun," setzte er tröstend hinzu, als er den tieftraurigen Eindruck sah, den seine Worte auf Brand machten, „Sie bringen ihn vielleicht durch. Ein Erziehungskünstler sind Sie schon, jetzt müssen Sie noch das Krankenwarten erlernen. Schwächlich bleibt Ihnen der Bursch übrigens sein Lebtag."

Schwächlich und einsam, dachte Brand. Georg paßte nicht in die Gesellschaft anderer Kinder; hilflos und fremd stand er bei den Samstag-Versammlungen, beteiligte sich nicht an den Spielen der Kinder, sah ihnen nur aufmerksam zu, und dabei verklärte gar oft ein Aufleuchten der Freude, der Liebe, der Bewunderung sein stilles Gesichtchen. Die Kinder wußten diese platonische Teilnahme nicht zu schätzen. Die Mädchen lachten ihn aus, die Buben neckten ihn, vor denen mußte ihn Brand fortwährend retten.

„Wehr dich!" rief er ihm einmal zu, als ein übermütiger Junge sich vor ihn hinstellte, ihn zum Kampf herausforderte und ihm statt aller anderen Präliminarien einen Faustschlag versetzte.

„Wehr dich!" wiederholte Brand.

Georg richtete einen seltsam fragenden, überlegenden Blick auf ihn, schüttelte den Kopf und sprach: „Nein, laß ihn, den Armen."

Was ging in ihm vor? Verstand er, was er da sagte? Woher kam ihm die Offenbarung, daß Unrecht tun mehr Qual in sich birgt als Unrecht erfahren, und bedauerte er deshalb den Knaben, der ihn schlug?

Ein solcher Mitleidskünstler sollte dieser kleine Georg sein, dem jede sentimentale Weichlichkeit fern lag, der, wie manches von Geburt an kränkliche Kind, körperliche Schmerzen mit klaglosem Heldenmut ertrug? Er hatte kaum gezuckt, als die Faust des Angreifers auf ihn niederfiel, er hätte sich als Mann nicht anders benehmen können, wenn die schwere Hand des Schicksals ihn getroffen hätte.

Die Zeit, zu der Dietrich in den vergangenen Jahren seine Sommerreise angetreten hatte, war vorbei, und noch immer traf er nicht die geringste Vorbereitung, die Stadt zu verlassen. Frau Peters und ihr pausbäckiger Junge residierten schon seit einigen Wochen im Hochparterre der Villa in Neuwaldegg, die seit dem Tode der Eltern Brands leer gestanden hatte. Magdalena kam wöchentlich zweimal, um „im Geschäft" nachzusehen, das in ihrer Abwesenheit von der „Cousin" geführt wurde, und versäumte nie, Dietrich zu besuchen und zu ermahnen.

„Kommen's doch hinaus, Herr Rittmeister, 's is ja Sünd und Schad', so ein schönes Haus, und niemand drin als ich und mein kleiner Bub. So ein schöner Garten, und wenn ich abends da sitz', allein unter den Buchen, da mein' ich ordentlich, ich hör' sie lamentieren um ihren Herrn."

„Glauben Sie das, Frau Peters?" erwiderte Brand. „Sie hören die Buchen um jemand ganz anderen lamentieren als um mich."

Magdalena errötete und sprach resolut: „Daß ich nix dagegen hätt', wenn mein Mann da wär', das ist natürlich, aber auch Sie, Herr Rittmeister, gehören zu uns. Wenn einem der liebe Gott so was Schönes beschert, will er auch, daß man was davon hat. Auf so einen Besitz, so einen prächtigen, g'hören mehr Leut hin als wir zwei, mein Peterl und ich."

Brand wußte wohl, wer seiner Meinung nach „hingehörte," wen er am liebsten durch die Zimmer schreiten sähe, die ihm so traut belebt wurden durch die Erinnerung an seine Eltern. Er wußte, wem er am liebsten gesagt hätte: Tritt ein, nicht als Gast, nein, als Gebieterin, und verwandle mir mein verödetes Eigentum in ein trautes Zuhause. Sophie hielt ihn aber viel zu kurz, als daß er eine Anspielung auf einen so kühnen Wunsch wagen durfte. Er getraute sich nicht einmal, von seinen peinigenden Sorgen um sie zu sprechen und sah doch, daß ihre Kräfte in demselben Maße sanken, in dem ihr Eifer, die übernommene Aufgabe gut zu erfüllen, stieg. Daß diese Aufgabe keine leichte sein werde, darüber hatte sie sich nicht getäuscht, hatte im voraus gewußt, daß sie sich die Stellung, die man ihr gab, erst machen müsse. Es war eben ein Kampfplatz in Miniatur, auf dem sie stand. Sie hatte den passiven Widerstand der älteren Fräulein gegen eine „plötzlich hereingeschneite" Autorität zu erdulden und die Unbotmäßigkeit der jungen Fräulein zu besiegen.

„Und — was mir am schwersten fällt," sagte sie, „ich muß mich gewöhnen, die Arbeit, die ich immer mit Ernst und Sorgfalt getan habe, von anderen mit empörender Nachlässigkeit tun zu sehen, ohne sie ihnen aus der Hand nehmen und kurz und gut selbst fertig machen zu dürfen. Ich werde für etwas ganz anderes bezahlt; ich soll lehren, leiten, heranbilden."

„Lehren, leiten, heranbilden — unmöglich, wenn man Ihnen keine Macht einräumt," erwiderte Brand nach einigem Nachdenken. „Ich staune nur, daß ein großes Etablissement wie das von Madame Vernon überhaupt bestehen kann ohne militärische Organisation."

Sie lachte: „Schlecht und recht geht's doch weiter, und was mich betrifft, ich muß und ich werde mich zurecht finden. Es ist Feigheit von mir, daß ich klage. Eines, die Hauptsache, hat sich von Anfang an so gut gemacht, wie ich's besser gar nicht wünschen

kann — der Chef ignoriert mich. Das verdanke ich Ihnen, auch das ..."

„Wann werden Sie sich eine Erholung gönnen?" fiel Brand rasch und beinahe aggressiv ein. „Wann gedenken Sie Urlaub zu nehmen?"

„In diesem Jahre doch nicht, im ersten Jahre doch nicht. Am wenigsten doch jetzt, da in sechs Wochen der Schluß des Ateliers für fast zwei Monate während der saison morte bevorsteht."

Mit dieser Antwort mußte er sich bescheiden und war in nicht eben rosiger Laune, als Madame Amélie nach langer Zeit einmal wieder einen Hilferuf ertönen und Brand zu sich bitten ließ.

Er traf sie in einem bejammernswerten Zustand. Sie lag auf dem Ruhebette, über dessen Lehne ihre langen, dichten Haare, in Strähne aufgelöst, hingen; sie stöhnte und hielt dem Eintretenden mit krampfhaft zuckenden Fingern einige zerknitterte, tränengetränkte Briefe entgegen: „Eh bien — voilà!"

Sie wußte alles. Ein Armenadvokat hatte sie in Kenntnis gesetzt von der neuen Schlechtigkeit ihres Gatten, der die jüngste und hübscheste unter den jungen Arbeiterinnen verführt, verlassen und, als sie ausblieb aus dem Atelier, schändlich verleumdet hatte bei seiner Frau. O, ihr graute, ihr ekelte vor ihm. Er war kein pauvre chéri mehr, er war Monsieur Weiß, der fripon, den sie verachtete, und von dem sie sich trennen wollte, auch wenn ihr Herz darüber in Stücke ginge.

„In Stücke, darüber? da müßte es doch ein recht zerbrechliches Ding sein. Ich aber halte es für ein stolzes und standhaftes Herz, das sich aus erniedrigenden Banden befreien wird. Gehört Heldenmut dazu? Sie haben ihn, Sie sind gewiß nicht umsonst die Tochter des Landes, das so viele Heroinen geboren hat."

Amélie richtete sich auf, der Schmeichelei war sie noch am Rande der Verzweiflung zugänglich.

Dietrich fuhr eine Weile im gleichen Tone fort, warf sich dann aber auf das Praktische: „Wenn Sie diesen Menschen noch eine Zeitlang als Chef walten lassen, führt er eine Paschawirtschaft ein, verwandelt Ihre Ateliers in Harems. Die Achtung, in der Ihr Haus steht, geht verloren. Ihr sauer erworbenes Geld, das Sie guldenweise hereingebracht haben, fliegt zu Tausenden hinaus. Wofür, Allgerechter! Ihre Schande, die Sünden, die man an Ihnen begeht, werden damit bezahlt."

Madame Amélie hörte ihm zu, rieb sich die Schläfen mit Migränestift, errötete und erbleichte. Niemals hatte die Beredsamkeit Brands eine solche Wirkung auf sie ausgeübt, wie im Augenblick, in dem er gegen Herrn Eduard für ihr Geld plädierte. Sie gab ihm in allem recht. Ja, es war aus und mußte aus sein! Elend hatte der fripon sie gemacht, zur Bettlerin sollte er sie nicht machen. Sie trennte sich von ihm, sie tat's, wenn es auch — von dieser Befürchtung kam sie nicht los — ihren Tod herbeiführen oder doch beschleunigen werde.

„Im Gegenteil!" rief Brand. „Die Kraft haben, eine nichtsnutzige Neigung auszurotten aus unserem Innersten, heißt den besten Beweis liefern, daß wir recht lebendig sind. Rotten Sie aus, Madame. Es wäre doch des Teufels, wenn Sie etwas Unwürdiges nicht ausrotten könnten!"

Amélie geriet in Ekstase: „Helfen Sie mir, Monsieur Rittmeister Brand, nobles, großes Herz! Verlangen Sie von mir einen heiligen Eid, daß ich werde unerbittlich bleiben ..." Sie erhob die Schwurfinger: „Je jure ..."

Dietrich ließ sie nicht weiter reden: „Ein fester Vorsatz ist ein Eid und darum nicht weniger heilig, weil wir ihn nur uns selbst geleistet haben."

Sie dankte ihm für dieses schöne Wort, sie war es wert, daß man ein so schönes Wort zu ihr sprach, denn sie hatte volles Verständnis für alles Schöne und überhaupt ein sehr feines Gefühl. Jetzt war aber nicht le moment, Gefühle zu haben,

jetzt regierte kühle raison allein das Tun und Lassen Madame Vernons. In raschen Zügen entwarf sie ihren Zukunftsplan. Heute noch wollte sie ihren Geschäftsfreund beauftragen, die vorbereitenden Schritte zur Scheidung einzuleiten, morgen bestellte sie ihr Haus, setzte eine Regentschaft mit Fräulein Julie an der Spitze ein, übermorgen reiste sie. O seliger Tag! Tag der Befreiung aus entehrendem Joche! Übermorgen fuhr sie nach ihrem „Paris bien-aimé", zu ihren Verwandten, von denen sie bei ihren alljährlichen Künstlerfahrten nach der Metropole der Intelligenz, der Erfindungsgabe, des Geschmacks immer mit offenen Armen empfangen, von denen sie verwöhnt! choyiert, adoriert wurde.

„Einen letzten Freundschaftsdienst erweisen Sie mir," schloß sie. „Gehen Sie zu ihm —"

„Zu wem? —"

Sie senkte die Augen: „Zu Monsieur Weiß. Sagen Sie ihm, daß ich ihn verachte und lieber sterben, als ihn auch nur einmal wiedersehen will. Sie aber, mon bon ami, Sie kommen, übermorgen Lebewohl sagen der armen Amélie."

Er versprach, sich gewiß noch vor ihrer Abfahrt einzufinden, und ging hinüber ins Bureau.

Der Chef stand vor dem Pulte, auf dem das Hauptbuch aufgeschlagen war und beschäftigte sich damit, seine Ringe von einem Finger auf den andern zu stecken und gründlich zu erwägen, auf welchem sie den schönsten Effekt machten.

Brand kam mit sozusagen knirschenden Schritten auf ihn zu, bestellte die Botschaft Madame Amélies und gab die Erklärung ab: „Auch wenn Ihre Frau Gemahlin mich nicht dazu aufgefordert hätte, wäre ich gekommen, um Ihnen zu sagen: Was ich tun konnte, um Sie in das Nichts zurückzustoßen, aus dem eine Ihnen tausendfach überlegene Frau Sie in unbegreiflicher Verblendung gerissen hat, das habe ich getan."

Weiß war anfangs äußerst betroffen und ratlos gewesen,

sammelte sich aber allmählich und suchte dem unerwarteten Angriff zu begegnen: „Zu gütig, zu viel Ehre für uns. Inkommodieren sich ... mischen sich in unsere kleinen ehelichen Zwistigkeiten."

„Sie haben mich mißverstanden," versetzte Brand. „Von kleinen Zwistigkeiten ist nicht die Rede. Ihre Frau trennt sich von Ihnen, sie reist, sie begibt sich nach Paris, in den Schutz ihrer Familie."

„So, sie reist? Allein, die Arme?" Eduard steckte seine Ringe definitiv auf den kleinen Finger der linken Hand. Er war in den Wiederbesitz seiner ganzen Dreistigkeit gelangt, hatte die Rolle gefunden, die er heute dem „alten Hofmeister Brand" gegenüber spielen wollte, die des vielerfahrenen Weltmanns. „Wird eine traurige Reise sein," sagte er und stieß einen leichten Seufzer durch die Nase aus.

„Und ein trauriges Zurückbleiben für Sie."

„Vielleicht auch nicht. Wenn aber — kann ich ja nachreisen. Kenne Paris noch nicht, sehe mir's vielleicht an — zur Abwechslung. Wir Männer lieben die Abwechslung, sind einmal auf den Wechsel gestellt ... nicht alle. Es gibt auch Ausnahmen, zum Beispiel Sie. Sie sind für die Tugend, für das Väterliche."

Er bebte zurück vor dem Blick, den Brand auf ihn richtete; er wich aus, als dieser sich ihm um einen Schritt näherte, aber seine aufgestachelte Frechheit errang doch den Sieg über seine Feigheit: „Seien Sie, wofür Sie wollen und tun Sie nach Ihrem Belieben, Herr Rittmeister, ich tu nach dem meinen." Seine Stimme wurde immer sicherer, die Finger der ausgestreckten Hand spielten nachlässig mit dem Drücker der elektrischen Glocke, die auf dem Schreibtisch stand — eine Bewegung, und Hilfe war da. Herr Weiß durfte viel wagen, er war in guter Hut.

So fuhr er denn, sein Worte manchmal gewaltsam hervorstoßend, fort: „Jedes Tierel hat sein Manierel, heißt's im

Sprichwort. Das vergessen Sie immer. Sie möchten den Katzen Flügel und den Vögeln Pfoten anerziehen. Lassen Sie das bleiben, Herr Rittmeister, Sie plagen sich und ändern doch nichts; lassen Sie die Katzen ungeschoren laufen und die Vögel ungeschoren fliegen."

„Herr," erwiderte Brand, „die beklagenswerte Tatsache, daß es unverbesserliche Halunken gibt, erschüttert mir nicht den Glauben an die Macht der Erziehung."

Er sprach die Worte ganz ruhig, er wunderte sich selbst, wie ruhig er geworden war und jetzt seiner Wege ging.

Da hatte er wieder eine Lektion bekommen. „Laß ihn, den Armen," sagte sein kleiner, lieber Junge. „Lassen Sie mich ungeschoren, Sie ändern doch nichts an mir," sagte Herr Eduard. Kam das nicht auf eins heraus? War es nicht das selbe?

Das selbe und nicht das selbe, es ist ein Unterschied in der Qualität, wie ein Unterschied ist zwischen dem Nichtwissen des Philosophen und der Unwissenheit des Laffen, zwischen dem in ringender Qual geborenen Unglauben des Denkers, und dem frechen Annichtsglauben des Galgenstricks.

XVII.

Die Zeit, in der geschienen hatte, daß die Gesundheit Georgs sich stärke, kindliche Lebenslust in ihm erwache, war vorbei. Er sank wieder zurück in die frühere, stille, wehmütige Niedergeschlagenheit. Schlaf- und ruhelos bei Nacht, stand er nach kurzem Morgenschlummer auf, um bald in ein traumseliges Hindämmern zu geraten, das ihm wohl tat, aus dem er sich aber oft gewaltsam aufraffte oder aufzuraffen suchte. Er litt nicht, er sprach nie einen Wunsch aus, er lächelte, wenn jemand

sagte, er sei krank. Ach nein, er war nicht krank, ihm fehlte nichts, er war auch ganz glücklich, er war nur müd, sehr müd.

Einige Male hatte Brand den Nachmittag mit ihm in Neuwaldegg zugebracht, zum Entzücken des kleinen Dietrich Peters. Wenn der hörte: Der Herr Rittmeister kommt, war er vom Gartentor nicht fortzubringen, preßte sein Gesichtchen an die Eisenstäbe und schien durch die Kraft, mit der er's tat, die Kraft seiner Sehnsucht ausdrücken zu wollen. Sobald er Brand von weitem erblickte, schrie er auf und rief in allen Tönen der Zärtlichkeit — jauchzend, jubelnd, in Rührung hinschmelzend: „Mein Jittmeiste! Mein He Jittmeiste!"

Und dem einsamen Manne, der eine unerwiderte Liebe im Herzen trug, tat die anbetende und äußerungsbedürftige Liebe dieses Kindes wohl.

Auch der immer freundliche, immer nachgiebige Georg wurde von Peter Peters' warmfühlendem Sprößling angebetet. Der große Georg war so gut mit ihm, tat alles, was er wollte, verwies ihm kaum je einen Ungehorsam, eine Unart, räumte ihm aber die Gelegenheit und die Versuchung zu Ungehorsam und Unart sorglich und unauffällig aus dem Wege.

„Hören Sie, Frau Peters," sagte Brand zu Magdalena, „der Umgang mit meinem Pflegesohn dürfte für meinen Täufling sehr ersprießlich werden. Mein Georg, der ist ein Erzieher!"

Magdalena empfand dies Lob als Tadel ihrer Erziehungskunst, was ihr nicht angenehm war und ihr den Gepriesenen nicht angenehm machte. Sie hatte für ihn viel Mitleid und wenig Zuneigung. Daß er stundenlang zeichnend, malend auf einem Flecke sitzen konnte, oder auch stundenlang nichts anderes tun, als Ameisen oder Vögel, oder die Wolken am Himmel beobachten, das ging ihr wider den Strich, war der rührigen Frau unbegreiflich und deshalb unsympathisch.

„Und die Sanftmut von dem Buben, Herr Rittmeister! Diese ewigen Rücksichten auf andere Leut', und wie er so g'scheit spricht...

's is unnatürlich, Herr Rittmeister. Eine solche Bravheit, eine solche G'scheitheit kann gar nicht g'sund sein für einen Buben."

„Für einen Buben, so? Ein Mädchen dürfte natürlich, ohne Gefahr, daß ihr Wohlbefinden darunter leide, nach Belieben brav und gescheit sein," erwiderte Dietrich. „Beim Manne, der sich ja doch nur zum zukünftigen Höllenbraten auswächst, kann es nicht zeitig genug ‚brandeln', meinen Sie. Das sind Irrtümer, meine liebe Frau Peters, sehr gefährliche Irrtümer, die ihr Scherflein beitragen können zu dem schändlichen Kampfe der Geschlechter, den die Weibmänner und die Mannweiber der ‚Moderne' in die Welt gesetzt haben."

Frau Peters war verdutzt: „Kampf der Geschlechter?" „Die Moderne?" Sie ahnte nicht, was das zu bedeuten hatte, und wollte doch den Herrn Rittmeister nicht fragen, aus Furcht, ungebildet zu erscheinen. So beschloß sie, zu warten und von ihrem Manne Aufklärung über die Sache zu erlangen.

Brand hatte seinen Besuch bei Madame Amélie bis zur letzten Stunde vor ihrer Abreise verschoben. Da bedurfte die Scheidende am notwendigsten seines stärkenden Zuspruches. Er wollte noch einmal an ihren Stolz appellieren und die Hoffnung aussprechen, daß sie im Bewußtsein ihrer geretteten Würde Ersatz finden werde für ihr zweifelhaftes und immer bedrohtes Glück.

Als er sich um halb acht Uhr morgens dem Hause näherte, sah er einen mit Koffern beladenen Landauer davor stehen. Sollte das der für Madame Vernon bestellte Wagen sein? Nicht zu denken! Der Pariser Zug geht erst wenige Minuten vor Neun ab, sie wird doch nicht eine geschlagene Stunde im Wartezimmer sitzen wollen. Indessen erschien aber ihr Stubenmädchen und reichte dem Kutscher eine umfängliche Hutschachtel auf den Bock hinauf. Kein Zweifel mehr — die seelenstarke Frau

hatte Eile, ihren heroischen Entschluß auszuführen und ihr häusliches Domizil, diese Brutstätte des Unheils für andere, des moralischen Unterganges für sie selbst, zu verlassen.

Brand trat unter das Haustor, und im selben Augenblick kam die große Modistin ihm aus dem Treppenhause entgegen. Sechs ihrer Damen geleiteten sie, einige vergossen Tränen, andere schienen mühsam, aber heldenmütig einen großen Schmerz niederzukämpfen. Amélie blieb stehen, ihr Gefolge umdrängte sie, ihre Hände wurden ehrfurchtsvoll gepreßt, stürmisch geküßt. Sie dankte mit Rührung und Grandezza für jedes Liebeszeichen.

Ein Gymnasiast, der eben vorüberging, weidete sich ein Weilchen an dem Anblick und rief: „Die reine Maria Stuart vom Burgtheater."

Brand schob den kecken Jüngling zur Seite, näherte sich Madame Amélie mit erhobenem Hute und beglückwünschte sie: „Sie sind Ihrem Entschlusse treu geblieben, Madame, sehen Sie, es geht auch ohne Eid. Meine Hochachtung, Madame."

Sie war merkwürdig verlegen, ja bestürzt: „Ach, oh — diese Liebenswürdigkeit! diese Güte!... Ich hätte wirklich nicht erwartet... daß Sie so früh..."

„Nicht erwartet? — Da ich Ihnen doch versprochen hatte... Ich glaube fast, ich komme Ihnen ungelegen," scherzte er.

Sie protestierte, und er ergriff ihren Arm und half ihr in den Wagen steigen. Dabei tat er einen Blick in das Innere des Gefährts... Alle Teufel! eine Ecke war schon besetzt, sehr dick und breit durch einen schönen Mann mit weiß und rotem Gesicht mit schwellenden Lippen. Brand kannte das Lächeln, das höhnische und ängstliche Lächeln, zu dem sie sich in diesem Augenblicke verzogen. Entrüstet warf er den Wagenschlag zu. Amélie, schamrot und verwirrt, beugte den Kopf und machte eine um Verzeihung flehende Gebärde. Der Kutscher trieb die Pferde an.

Glückliche Reise, Unglückliche! Sie nimmt den Elenden mit — auf die Flucht vor ihm. O die Weiber, die Weiber!

Fast hätte Dietrich es laut ausgerufen. Die Damen unter dem Tor waren indessen von toller Lustigkeit ergriffen worden, schnatterten und lachten, daß es ein Vergnügen gewesen wäre, ihnen zuzuhören, wenn die Immoralität dieses Gelächters ein Vergnügen hätte aufkommen lassen. Unter der Anführung Fräulein Juliens, die im Bewußtsein ihrer Regentschaftswürde um zwei Zoll gewachsen schien, hüpften und tanzten die Frauenzimmer die Stiege wieder hinauf. Mißbilligend sah Brand ihnen nach.

Beim Abschied und nach dem Abschied muß man euch sehen, ihr falschen Kröten! dachte er. Alsbald aber regte sich sein Gerechtigkeitsbedürfnis und veranlaßte ihn zu allerlei Erwägungen. und zu der Frage: „Machen wir Soldaten es nicht im Grunde ebenso? Mit Trauerklängen begleiten wir den entschlafenen Kameraden zur letzten Ruhestätte — mit klingendem Spiele marschieren wir hinweg von seinem Grabe."

Der Vergleich hinkt freilich wie jeder Vergleich. Übrigens, sei es wie es wolle — mit Weibererziehung gedachte Brand sich vorläufig wenigstens nicht mehr zu befassen.

Sophie war bei dem theatralischen Abschied der Prinzipalin nicht erschienen; Dietrich traf sie unterwegs, und sogleich fiel ihre Blässe und ihre sorgenvolle Miene ihm auf. „Was ist Ihnen, sprach er sie an. „Sie sehen bekümmert aus."

„Das bin ich auch. Georg ist in der Nacht von heftigem Fieber ergriffen worden, und ich habe den Arzt rufen lassen, ihn aber nicht erwarten können."

„Ich will ihn erwarten und Ihnen Botschaft ins Atelier bringen," sagte Dietrich.

„Nicht selbst," erwiderte sie rasch, „schicken Sie mir Nachricht. Ich bitte." Sie machte eine flehende Gebärde, nickte ihm zu und eilte davon.

In der Wohnung angelangt, wurde Dietrich von Klein-Annerl begrüßt.

„Weißt du was?" rief sie, „nimm heute mich mit auf die Reise. Georg bleibt da, er ist eingeschlafen."

Und so war's. Auf einem Sessel in der Fensterecke, mit seinem Hütchen auf dem Schoße, zum Ausgehen bereit, war er in Schlaf gesunken. Sein Kopf hing tief herab auf die Brust, sein Atem ging unhörbar leise. Er war sehr gewachsen in der letzten Zeit, die Ärmel seiner Jacke reichten kaum noch bis zu den schmalen Handgelenken. Wie glichen seine Hände denen seiner Mutter, wie farblos aber und wie abgezehrt waren sie!

Dietrich stand lange vor ihm, ehe er erwachte, plötzlich auffuhr und in das Gesicht des Freundes blickte.

„Lieber Herr Rittmeister, guter Herr Rittmeister," sagte er freudig, und seine Augen leuchteten.

Das war die erste Liebeserklärung, die Brand von dem Kinde zu hören bekam. Sie erhellte ihm die Seele bis auf den tiefsten Grund, doch tat er, als ob er nichts Neues und Merkwürdiges an ihr fände, und fragte: „Wie geht's? Wie fühlst du dich? Wollen wir heute in die Berge?"

„In die Berge, ja, ja, in die Berge," wiederholte das Kind, erhob sich, wankte und fiel besinnungslos in Dietrichs Arme.

Er und Pauline brachten ihn zu Bette und labten ihn. Der Arzt, der bald darauf erschien, fand ihn noch in halber Betäubung, sprach sich nicht aus, wollte am Abend wiederkommen. Da war Sophie schon zu Hause, und für sie hatte er nur Worte des Trostes und der Beruhigung. Zu Brand sagte er aber schon am nächsten Tage im Vertrauen:

„Wir schwanken auf einem schmalen Brette über dem Abgrund."

Und es wurde ein langes, langes Schwanken, eine schwere, schleichende Krankheit. Sie fraß allmählich die physischen Kräfte des Kindes auf, konnte aber seiner Intelligenz, seiner Phantasie, seiner Güte, allen liebenswürdigen Eigenschaften, die ihn beseelten, nichts anhaben. Sie kamen vielmehr erst recht zutage,

jetzt, da seine Scheu, zu äußern was er fühlte, gewichen war.

„Nur nicht aufregen," warnte der Arzt, „dämpfen! Zerstreuung braucht er jetzt nicht, langweilen soll er sich."

Aber leider langweilte Georg sich nie; alles interessierte ihn, ein Schatten, der an der Mauer hinglitt, ein Baumblatt, das durchs offene Fenster hereinflog, gaben seinem Geiste überreichen Stoff zu rastlosem Denken und Sinnen.

Einmal erfuhr er einen großen Schmerz. Der Arzt hatte den Rat gegeben, Annerl fortzubringen aus der Nähe des Kranken, und es wurde beschlossen, sie der treuen Obhut der Frau Peters anzuvertrauen. Als diese kam, um ihre Schutzbefohlene in Empfang zu nehmen, brach Annerl beim Abschiede von ihrem Bruder in heiße Tränen aus. Sie war aber kaum in die Küche getreten, wo Dietrich Peters von seiner Mutter deponiert worden war, als man sie auch schon fröhlich lachen und ihn begrüßen hörte.

Georg richtete sich im Bette auf bei diesem Freudenausrufe: „Jetzt ist sie glücklich; wenn sie nur glücklich ist, die Kleine," sagte er, kehrte sich mit dem Gesichte gegen die Wand — und weinte ganz leise.

Bei einem Haar hätte Brand mitgeweint, so nahe ging ihm das Leid, das seinem lieben Jungen widerfuhr. Aber zwischen dem, was sich an weichen Empfindungen in einem Manne regt und dem, was von ihnen zutage kommt, liegt eine Welt des Unausgesprochenen. Brand hielt sich immer im Zaume, verriet nie eine Schwäche und pflegte eifrigst das Talent zur erzieherischen Krankenwartung, das er in sich entdeckte. Dazu gehörte unter anderm auch eine ganz vortreffliche, originelle Erzählungsgabe, von der Dietrich bisher nichts geahnt hatte. Kein brutales Vorbringen all dessen, was einem eingefallen ist, nein ein Erfinden während des Erzählens, und dabei ein fortwährendes Beobachten des Eindrucks, den dieses hygienische Fabulieren

hervorbringt. Der Eindruck, den es macht, ist seine Muse, sein Stachel und Zügel; er lehrt: jetzt darfst du steigern, spannen, und jetzt mußt du nachlassen, wohltuend und sanft, und jeden Mißton auflösen und verklingen lassen in Frieden und Harmonie.

Das konnte Brand, das hatte er gelernt, das hatte die Liebe zu seinem lieben Jungen ihn gelehrt. Und was nicht alles noch! Die Anordnungen des Doktors befolgte er gewissenhaft, aber gegen seine Diagnose erhob er Einwendungen:

„Es ist eine Entwicklungskrankheit, glauben Sie mir, aus der Georg sich neu gestärkt erheben wird, um dann erst recht kräftig an Leib und Seele zu gedeihen. Er wird seine kleinen Absonderlichkeiten und Empfindlichkeiten abstreifen, und Einer wie Tausende werden in allem Geringfügigen und Nebensächlichen; Einer wie Wenige aber in allem Großen, Ernsten, Wichtigen. Machen Sie ihn nur zu einem gesunden Menschen, Herr Doktor, zu einem tüchtigen, einem ausgezeichneten Menschen wird er sich machen ohne Sie und ohne mich, denn — ich sehe das schon — er gehört zu denen, die sich selbst und gelegentlich ganz unbewußt den Erzieher erziehen."

XVIII.

Die Stellung Sophiens im Hause Vernon war seit der Abreise ihrer Gönnerin ungemein schwierig geworden. Die Untergebenen legten offene Feindseligkeit an den Tag. Fräulein Julie veränderte den Ton. Kein Entgegenkommen mehr, nicht die geringste Freundlichkeit. Ja, sie trug nun einmal die Verantwortung für das strengste Aufrechterhalten der Disziplin im Geschäfte. Sie bedauerte sehr, daß Frau von Müller ein krankes

Kind zu Hause hatte, schlug aber ihre Bitte, durch wenige Tage nur etwas später als sonst ins Atelier kommen zu dürfen, rund ab. Nicht sie hatte Gnaden auszuteilen, dieses Vorrecht genoß einzig die Prinzipalin. Etwas anderes ist es, wenn Frau von Müller Urlaub nehmen will; den kann sie jede Stunde haben, selbstverständlich mit Verzicht auf ihre hohe, sehr hohe Besoldung.

Dietrich nannte das Vorgehen Fräulein Juliens ganz korrekt, als ihm Sophie, so gelassen es ihr möglich war, von ihrem Mißerfolg berichtete.

„Aber," meinte sie, „man kann noch etwas mehr als korrekt, man kann barmherzig, man kann sein — wie Sie. Was tun Sie für uns! Nie vermag ich Ihnen zu danken ..."

Er blickte sie vorwurfsvoll an: „Danken! Sie werden doch mir nicht danken ... Wenn Sie wüßten, wie mir vor aller Dankbarkeit graut ..."

„Seitdem Sie aus Dankbarkeit den Major von Müller geheiratet haben," hätte er hinzufügen müssen, wenn Sophie den Grund seines Abscheus gegen eine so schöne Tugend hätte erfahren wollen. Aber sie fragte nicht, und er schwieg.

Sehr bald darauf erfüllte sie ihm den sehnlichen Wunsch, den auszusprechen er nicht gewagt hatte: sie nahm Urlaub.

„Ich bringe alles wieder ein, was ich jetzt versäume," sagte sie, „ich werde doppelt fleißig sein, sobald Georg nur wiederhergestellt ist."

An der Überzeugung, daß er genesen werde, hielten Brand und sie unerschütterlich fest, diese Hoffnung ließen sie sich nicht rauben.

Zwei Nächte hatte Sophie, aufrecht auf einem hölzernen Sessel sitzend, neben dem Bette des Kranken gewacht. Am nächsten Abend stand auf einmal ein großer, bequemer Fauteuil da. Peter Peters hatte ihn gebracht mit tausend dringenden Entschuldigungen seines Herrn, und an das Fußende von Georgs Lager gestellt. Und dann war Brand gekommen mit neuen und noch dringenderen Entschuldigungen.

„Lassen Sie das Ding nicht hinauswerfen, haben Sie die einzige Gnade; es ist ein Rekonvaleszenten-Fauteuil, dulden Sie ihn hier eine Zeitlang, wenigstens dem Kinde zuliebe."

Sie staunte, daß er so flehentlich bat. Er fürchtete, ihren Stolz zu verletzen, und sie hatte dem Wohltäter ihres Kindes gegenüber keinen mehr.

„Aber Herr Rittmeister," sagte sie, „wie können Sie noch daran zweifeln, daß ich Ihr Geschenk freudig annehme? Ich nehme ja so viel von Ihnen an, das Opfer Ihrer Zeit, Ihres ..."

Er unterbrach sie: „Opfer? — Sie betrüben mich. Wissen Sie denn nicht, daß, was Sie mein Opfer nennen, mein Glück ist? Vor kurzem noch war ich ein ganz armer Teufel, ein alter, vergrämter Mann, der nichts mehr vor sich sah als eine Reihe eintönig, einförmig hinschleichender Jahre; jetzt bin ich reich ..." Er suchte ein allzu warmes Wort zu ermeiden: „Durch meine Teilnahme für Sie, und meine Liebe zu Ihren Kindern."

Sophiens Augen hatten sich ein wenig verschleiert, aber sie sprach in munterem Tone: „Und zu Dietrich Peters."

„Gott segne den Kleinen, die erste Aufrichtung verdanke ich ihm. Aber er hat ein robustes Elternpaar ... es ist doch etwas anderes, etwas ..." Seine Stimme geriet in Gefahr umzukippen, alle moralischen Rippenstöße, die er sich zur Stärkung versetzte, blieben wirkungslos. Der Grimm, den er darüber empfand, spiegelte sich in seinem Gesichte wider und gab ihm ein so bärbeißiges Aussehen, daß Sophie, die schon einen Schritt auf ihn zugemacht hatte, sich ganz erschrocken abwendete, und die Hand, die sie ihm hatte reichen wollen, liebkosend auf das Haupt ihres Kindes legte.

Als es Abend wurde, sprach sie nicht wie sonst: „Herr Rittmeister, Sie müssen heim." Sie saß in dem bequemen Lehnstuhl, ihre Füße ruhten auf einem Schemel, ihr Kopf sank in die Kissen zurück.

„Die Mutter schläft," flüsterte Georg, „lassen wir sie schlafen, und du erzähl' mir eine schöne Geschichte."

„Eine schöne Geschichte. Ja, mein Junge, was für eine denn?"

„Etwas von Feen, das habe ich am liebsten." Das Kind richtete seine fieberglänzenden Augen voll Erwartung auf ihn.

Er besann sich. Der Kopf war ihm so seltsam wüst. „Von Feen, gut, von alten, uralten — ein Kind kann sich's nicht vorstellen, wie alt sie sind."

„Aber du, Herr Rittmeister, kannst dir's vorstellen, du kannst alles, Herr Rittmeister," sprach Georg aus tiefster Überzeugung.

„Glaub' doch das nicht, ich kann nur erzählen von uralten Feen," versetzte Brand in einschläferndem Tone. „Sie haben graue Kleider an, mit Schleppen und schweben hin und her. Denk dir wie das Pendel einer großen Uhr — ein langes, langweiliges Pendel, so schweben die grauen Feen hin und her.

„Es kommen aber auch rote, und die tanzen."

Richtig! Brand sah richtig rote Feen tanzen, wie Funken unter Bäumen mit klingenden Blättern, und im Hintergrunde zogen Landschaften vorbei von wundersamer Schönheit, und ein Licht lag über ihnen, milder als Sonnen-, anders als Mondlicht, ein Licht, wie es auf Erden keines gibt und von dem sich einen Begriff nur machen kann, wer es geschaut hat, denn schauen muß man's, nicht sehen .... Er unterbrach sich. Was er da alles zusammenredete ...

„Sag nur weiter," bat Georg, „ich weiß, was das heißt. — Ich sehe dich und schaue die Feen." —

Dietrich war unglücklich; statt das Kind sanft einzulullen, regte er es zum Denken an. Voll Zärtlichkeit und Reue strich er ihm über den Scheitel: „Weißt du was? Denk nicht, schlafe. Lieber Junge, wenn du einschlafen könntest, das wäre so gescheit und so gut!"

Georg seufzte tief auf, preßte die Wange an das Kissen, schloß die Augen und regte sich nicht mehr. Sophie schlief sanft und fest. Es war so still, daß Dietrich das Ticken seiner Taschenuhr hörte, die er auf den Tisch gelegt hatte neben das Nachtlämpchen und die Arzneiflasche. Merkwürdig hell drang der leise, gleichmäßige Schall durch ein seltsames Brausen in seinem Kopf hindurch.

Seine Adern klopften, eisige Schauer schüttelten ihn, und im Nacken fühlte er sich gepackt von einer Riesenlast, die ihm den Kopf zusammenpreßte.

Teufel, Teufel, was soll das heißen? In der vorigen Nacht schon wollten ähnliche Sinnestäuschungen ihn narren; aber er hatte sich ihrer erwehrt, war aufgestanden wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich in die Berggasse gegangen.

Allerdings hatte der Doktor, den er dort traf, ihm auf die Schulter getippt und gesagt:

„Es gibt heute einen glühend heißen Tag, fahren Sie zeitig nach Hause, Herr Rittmeister, Sie haben Fieber."

Fieber? In seinem ganzen Leben hatte Dietrich nie Fieber gehabt, außer damals nach seiner Verwundung. Fieber! Wenn man wissen will, ob jemand Fieber hat, greift man ihm an den Puls. Sich aber hinstellen vor ihn, ihm nur einen Blick zuwerfen und gleich wissen: Der fiebert — das kann man auch dann kaum, wenn man Seheraugen hat wie dieser Doktor.

Dietrich stand leise auf — ihm war, als zöge er an jedem Fuße einen Zentner mit — und sah nach der Uhr. Bald zwei; die Stunde, zu der Pauline kommen sollte, um die Gebieterin am Krankenbette abzulösen. Als Brand zu seinem Platze zurückkehrte, war Sophie eben erwacht.

„Um Gottes willen, wieviel Uhr? ... Das Medikament ... Ich habe versäumt ...."

„Nichts, nichts," beruhigte Brand. „Sehen Sie, da ist Pauline. Verlassen Sie sich nur auf uns zwei."

Die erschöpfte Frau gab seinen und den Bitten ihrer Dienerin nach und ging in ihr Zimmer, um noch ein paar Stunden zu ruhen vor der Ankunft des Arztes.

Als dieser Schlag sechs eintrat, war sie wieder auf ihrem Posten. Sehr blaß, sehr müde, aber vollkommen angekleidet, anmutig — rührend anmutig! — in ihrer Ärmlichkeit, und bereit, ihr Tagewerk tapfer anzutreten.

Der Arzt war heute zufrieden mit seinem Patienten, fand ihn frischer als seit langem. „Aber Ihnen," sagte er zu Brand, „Ihnen geht's elend. Sie müssen zu Bette. Nein, nein, in vollem Ernst. Kommen Sie mit, ich bringe Sie in meinem Wagen nach Hause."

XIX.

So also ist einem, der ganz unmotiviert, ohne jeden vernünftigen Grund, aufs Krankenlager geworfen wird. Aufs Krankenlager in der Zeit, da er sich zum ersten Male der Vielgeliebten und Vielverehrten wirklich nützlich machen könnte!

Peter war zu Tod erschrocken, als er seinen Herrn erblickte, der, vom Doktor begleitet, die Stiege heraufkam, wankend, erdfahl, mit tief eingefallenen Augen, sich ins Bett kommandieren und sich sogar helfen ließ beim Auskleiden, er, der Rittmeister Brand! Kein Wunder, daß Peter den Kopf verlor, stille Tränen vergoß, an seine Frau telegraphierte und sie in die Stadt berief, zur Pflege des Herrn und zu seinem eigenen Troste.

Frau Peters eilte herbei, wurde aber schlecht empfangen. Dietrich geriet in Zorn über das eigenmächtige Vorgehen seines Dieners. Dieser Peter! Kannte dieser Peter ihn noch nicht, glaubte er wirklich, daß Dietrich Brand einer Frau er-

lauben werde, sein Krankenzimmer zu betreten, wenn es denn, hol's der Teufel, ein Krankenzimmer gab? Magdalena wurde nicht vorgelassen, sondern beordert, allsogleich nach Neuwaldegg zurückzukehren, wo sie ein Feld für ihre Tätigkeit hatte und wohin ihre Pflicht sie rief.

Brand aber verlebte einen schlimmen Tag und eine noch schlimmere Nacht. Nie, niemals hätte er es für möglich gehalten, daß eine Krankheit — pah! nicht einmal eine Krankheit, nur ein armseliges Unwohlsein — einen Mann so packen und niederwerfen könnte! Machtlos, sich machtlos fühlen dem eigenen Körper gegenüber, dem Sklaven! Gibt es eine tiefere Beschämung? Er verfluchte sich selbst. In seinem Kopfe ging es zu wie in einem Hammerwerk, in seiner Kehle schnitt es wie mit Messern, der ganze Mensch glühte wie eine Kohle.

Trotz alledem fand ihn der Arzt, der morgens kam, rasiert, gebadet, sorgfältig angekleidet in einem Lehnstuhl am Fenster des Schlafzimmers sitzen.

„Wie geht es bei Frau Major von Müller?" war Dietrichs erste, mit bedenklich kurzem Atem vorgebrachte Frage.

„Ganz leidlich," erwiderte der Arzt und vermied dabei, den forschend auf ihn gerichteten Augen des Kranken zu begegnen. „Frau Sophie ist aber sehr besorgt um Sie."

„Sehr besorgt um mich?" wiederholte Brand mit leisem Zweifel, mit wehmütiger Wonne.

„Sie läßt Sie dringend bitten, sich zu schonen, einmal auch an sich zu denken."

„Was soll ich tun?"

„Zu Bette gehen, gewissenhaft Arznei nehmen. Sie sind dann wahrscheinlich in einigen Tagen hergestellt und das wäre gut, denn Frau Sophie wird Ihrer Stütze recht sehr bedürfen."

Dietrich erschrak: „Was ist mit ihr? Ist sie krank?"

„Nein, nein," darüber beruhigte ihn der Doktor, aber mit sehr wenig Worten; er hatte Brand nur einen Augenblick sehen

wollen, setzte sich nicht einmal, griff wieder nicht nach dem Pulse des Patienten, legte bloß die schmale, blasse Hand auf dessen Schulter und sprach mit sanfter Bitte: „Bleiben Sie wenigstens zu Hause."

„Zu Befehl," erwiderte Brand, worauf ihn der Arzt ein wenig spöttisch und unbeschreiblich gütig ansah und sich mit einem kurzen „Adieu!" empfahl.

Warum in aller Welt hatte er spöttisch dreingesehen? Aus niederträchtiger ärztlicher Schadenfreude? Oder machte es ihm Spaß, daß ein alter Soldat sich seinen Anordnungen so ängstlich unterwarf wie ein maroder Pfründner? Ja, das war's, und darüber gedachte ihn Brand eines Besseren zu belehren. Plötzlich entschlossen, streckte er die Rechte aus und drückte den Tasterknopf der elektrischen Glocke an der Wand anhaltend und energisch nieder.

Peter eilte herbei.

„Meinen Paletot, meinen Hut," befahl Dietrich, „ich gehe — oder vielmehr ich fahre — zu Frau Major von Müller."

Nicht ein Wort des Widerspruchs kam über Peters Lippen, doch betrachtete er den Gebieter mit der hoffnungslosen und liebevollen Traurigkeit, mit der eine Mutter ihr starrsinniges Kind betrachtet. Brand fühlte die Empfindung seines Dieners nach, und auch er blieb stumm. Man sagt nicht, man beweist, was man kann.

Peter sah ihn eine so gewaltige Anstrengung machen, als ob er sich aus einem Sumpfe, in dem er halb versunken war, emporarbeiten wollte, sah ihn aufschnellen — und fast zugleich besinnungslos zu Boden sinken.

Es war so schnell geschehen, daß Peter den Sturz nicht verhindern konnte. Jetzt kniete er bei seinem Herrn, hob ihn auf, trug ihn in seinen Armen (welches Glück, daß Brand davon nichts wußte) auf das Bett, labte ihn und brachte ihn bald wieder zu sich. Als der Rittmeister die Augen aufschlug,

stand Peter aber schon abgewendet und ordnete die Kleider im Schranke.

„Ich will heute doch lieber zu Hause bleiben," sagte Dietrich nach einer Weile, „ich hab etwas Schwindel, das kommt von den verfluchten Medikamenten."

„Von nichts anderem, Herr Rittmeister," versetzte Peter.

„Du brauchst dem Doktor nichts davon zu sagen," nahm Brand nach einer abermaligen Pause wieder das Wort, „es würde ihn kränken, und am Ende bildet er sich noch ein, daß ich ohnmächtig geworden bin wie ein bleichsüchtiger Backfisch."

„Natürlich, Herr Rittmeister, denn wer kann wissen, was ein Zivilist sich einbildet."

Zweimal im Laufe des Vormittags mußte Peter einen Kommissionär in die Berggasse schicken, um Nachrichten zu holen. Nur bei Pauline; die gnädige Frau durfte nicht belästigt werden mit den vielen Anfragen. Pauline ließ den Rittmeister beschwören, sich keine Sorgen zu machen. Er fand die Antwort ungenügend und sendete Peter in Person nach einer Botschaft aus, und der kehrte mit der Meldung zurück:

„Die gnädige Frau läßt sich empfehlen, den kleinen Georg geht's gut."

„Wirklich, wirklich? Hast du ihn gesehen?"

„Ihn nicht, aber die Frau Majorin ist selbst herausgekommen, sie selbst ..." Eine unbesiegbare Rührung packte und würgte ihn.

„Jetzt weint er wieder, der Waschlappen," murmelte Brand und dankte Gott im stillen, daß er der armen Mutter ihr Kind wieder geschenkt und auch ihm, der es freilich nicht anders erwartet hatte, seinen lieben Jungen.

Es duldete ihn nicht länger im Bette; er ließ sich ankleiden, konnte aber nur, auf den Arm seines Dieners gestützt, bis zum Lehnsessel gelangen.

Gegen die siebente Abendstunde wurde geläutet, und un-

mittelbar darauf läutete auch Dietrich und befahl Peter, der hereinstürzte, hochrot im Gesicht und mit verklärter Miene:

„Niemand vorlassen, keinen Menschen!"

„Herr Rittmeister, es ist die Frau Majorin von Müller."

Mit ihm zugleich erhob sich aber auch der Fußboden und rollte Wellen, die Decke flatterte wie ein Segel. Dietrich war froh, bei dem allgemeinen Aufruhr wieder in die Arme seines Fauteuils zurückkehren zu können:

„Wer kommt? Wer? ..."

Da stand sie schon auf der Schwelle.

„Gnädige Frau ... Mein höchster Wunsch — Sie bei mir!"

Sie konnte nicht gleich sprechen, sie ging langsam auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

„Verzeihen Sie," sagte er. „Nein, daß ich Sie so empfangen muß. Invalid, nicht einmal entgegen gehen, nicht einmal aufstehen... Nein, daß Sie zu mir kommen ... Es geht also besser. Mein lieber, kleiner Freund — wie hab' ich mich nach ihm gesehnt!"

„Er sich auch nach Ihnen." Sanft entzog sie ihm ihre Hände, setzte sich ihm gegenüber und schlug den Schleier zurück: „Auch Sie sind sehr leidend."

„Gewesen!" rief er aus.

Nie, niemals hatte ihr Anblick ihn so bewegt in allen Herzenstiefen. Nie war sie ihm so erhaben hold erschienen, Majestät und Lieblichkeit in einer Gestalt.

Brand ließ sie nicht aus den Augen: „Aufrichtig, gnädige Frau," sprach er, und seine Stimme zitterte, „wie steht's mit ihm?"

„Gut," antwortete sie, „ganz gut."

Er atmete auf, er wurde heiter und gesprächig. Er hatte viel nachgedacht in diesen Tagen der Einsamkeit. Was denkt man nicht alles zusammen in zweimal vierundzwanzig Stunden! Seine ganze Vergangenheit war vor ihm lebendig geworden, und die leuchtende Überzeugung hatte ihn durchdrungen, daß er nur zu danken habe.

„Gnädig hat mein Herr und Gott sich mir immer erwiesen, zweimal in meinem Dasein aber allgütig. An dem Tage," Brand senkte nachdenklich den Kopf, „an dem ich im Begriff war, ein Licht auszulöschen, das er angefacht hatte, und er mich in seiner Huld davor beschützte, den Frevel zu begehen. Ein zweites Mal — da er mich Sie, verehrte Frau, wiederfinden ließ, die ich durch eigene Torheit verloren hatte und jetzt lieben darf — in ihren Kindern."

Sie hatte ihm still und teilnehmend zugehört, nun stand sie rasch auf, sagte ihm Lebewohl und wünschte ihm eine recht gute Nacht.

Peter erhielt den Auftrag, einen Wagen zu nehmen und die gnädige Frau nach Hause zu bringen. So geschah's, und er kam zurück mit einem Gruß von ihr, und Dietrich ging zur Ruhe und schlief wie ein Gesunder. Er erwachte gestärkt, glücklich, und obwohl es regnete, war für ihn die Welt voll Sonnenschein.

Im Laufe des Vormittags brachte ein Dienstmann einen Brief.

„Von der Frau Majorin," sagte Peter und überreichte ihn ängstlich und zögernd.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Lieber, gütiger Herr Rittmeister!

Seien Sie stark, machen Sie sich auf das Traurigste gefaßt. Ihr kleiner Freund ist tot, gestern gestorben, als die Kirchenglocken zum Ave läuteten. Selig entschlafen — ich weiß jetzt, was das heißt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um es Ihnen zu sagen, und konnte nicht, Sie haben mir zu leid getan ..."

Brand las nicht weiter. Das Blatt entsank seiner Hand. Sie war gekommen, um ihm zu sagen: Das Kind ist tot, und hatte es nicht vermocht; sie wußte, wie weh es ihm tun würde, und hatte es ihm nicht sagen können. Aus Mitleid, aus himmlischem Erbarmen — — — Nein, das war mehr als Mitleid und Erbarmen — unendlich mehr.

Prinzessin Leiladin

Ein Märchen

Es war einmal eine wunderschöne Prinzessin. Sie hieß Leiladin und hatte die weißeste Haut, die rosenfarbigsten Wangen und eine Fülle lichtblonder Haare, fein und weich wie Seide. Bis zu den Fersen wallten sie ihr nieder und umhüllten sie gleich einem goldenen Mantel. Sieben Friseure zogen immer hinter ihr her, um ihr prachtvolles Gelock in Ordnung zu halten. Sie kämmten es mit Kämmen aus der veilchenduftenden Schale der Königsschildkröte und bürsteten es mit kleinen in Edelsteine gefaßten Besen aus den Borsten des Edelschweines, das alle hundert Jahre einmal am Kap der Träume geboren wird. Und wenn eines der Haare der Prinzessin beim Frisieren ausging, wurden allen sieben Friseuren die Köpfe abgeschlagen.

Die Prinzessin aß und trank und schlief, sie lachte und lächelte hold, machte nette Gedichte, schrieb nette Briefe, sang und tanzte sehr zierlich; sie verstand sich vortrefflich darauf, die Gesandten fremder Höfe zu empfangen und den Vorsitz im Kronrate zu führen.

Von ihrer Schönheit, ihrer Wohlerzogenheit, von ihren Talenten und Tugenden wußte die halbe Welt, von einer Eigentümlichkeit, die sie hatte, nur der Leibmedizinalrat, der Präsident des obersten Kronrates und der alte getreue Hofnarr, sonst niemand. Am wenigsten sie selbst, denn es wurde als Staatsgeheimnis betrachtet: Die Prinzessin war nämlich inwendig aus Pappendeckel.

Der Präsident und der Leibmedizinalrat freuten sich darüber und sagten: „Dieser Pappendeckelhaftigkeit verdankt sie ihren

bewunderungswürdigen, der exzeptionellen Stellung, die sie einnimmt, so außerordentlich angemessenen Gleichmut." Der Hofnarr jedoch schüttelte den Kopf: „Wo aber," fragte er, „bleibt das Temperament, das ich meines Teils höher schätze als irgend etwas Hohes?"

Die Zeit kam heran, in der die Kronräte die Prinzessin aufmerksam machten, daß es nun für sie schicklich wäre, sich zu verheiraten. Sie nahm das zur Kenntnis und erwiderte:

„Meine Kronräte wissen, daß ich immer alles tue, was sich schickt. So verheiraten wir mich denn."

Bewerber um die Hand einer schönen, reichen Prinzessin braucht man nicht lange zu suchen. Dutzendweise zogen sie heran und bemühten sich, jeder in seiner Art, das goldgefiederte Vöglein zu locken, mit dessen Besitz derjenige eines Krönleins verbunden war. Die Herren überboten einander in der glorreichen Ausübung ritterlicher Künste oder suchten durch geistige Vorzüge zu bezaubern. Wer Verstand hatte, entfaltete ihn wie der Pfau sein Rad; wer Gemüt hatte, erschloß dessen Tiefen und ließ ihre Unermeßlichkeit ahnen.

Manche Woche schon dauerte das Wettbewerben, und keiner von den Freiern durfte sich der geringsten Bevorzugung rühmen. Die Kronräte begannen die Geduld zu verlieren: „Entschließe dich, erwähle einen und gib den übrigen den Laufpaß," beschworen sie ihre Gebieterin. Aber diese antwortete:

„Was würden die verabschiedeten Herren von meiner Wohlerzogenheit denken? Man soll gegen alle seine Gäste gleich liebenswürdig sein. Ich mag nicht einer Person zu Gefallen für unhöflich gehalten werden von einer ganzen Gesellschaft."

Der Präsident und der Leibmedizinalrat gestanden einander, daß sich in dieser Äußerung eine Eitelkeit kundgebe, deren sie die Prinzessin unfähig gehalten hätten. Da lachte der Hofnarr sie aus und sagte:

„Wozu habt ihr euern Verstand, wenn ihr nicht unter an-

derem auch wißt, daß Pappendeckelhaftigkeit und Eitelkeit unzertrennlich sind?"

Endlich entschlossen sich die Räte, die Wahl selbst zu treffen. Sie sollte auf den fallen, der die Prinzessin am uneigennützigsten liebte, und die Würdenträger griffen, um darüber ins reine zu kommen, zu einem altbewährten Mittel. Sie luden die Freier zu einer vertraulichen Sitzung ein, und der Redner sprach zu ihnen:

„Es ist ein Nebensächliches, was wir euch zu eröffnen haben, Hohe und Edle, und wird wirkungslos an euch abprallen, und dennoch geziemt sich's, daß wir es euch mitteilen. Wisset denn, unser die Archive unermüdlich durchforschender Rechtsgelehrter ist auf einen Paragraphen im Gesetz gestoßen, der unsere Prinzessin ihres Reiches und ihrer Reichtümer verlustig macht, sobald sie sich vermählt. In diesem Falle soll die Hochzeit mit königlichem Gepränge ausgerichtet, die Neuvermählte bis an die Grenze gebracht und dort entlassen werden auf Nimmerwiederkehr, und ohne anderes Heiratsgut als ihre Bettlade, ein Kissen und eine Decke."

Die Gesichter sämtlicher Bewerber verlängerten sich sehr während dieser Rede, nur das eines jungen Helden, eines hübschen, blondhaarigen Burschen mit schwärmerischen Augen und kräftigen Fäusten wurde immer runder und strahlte vor stiller Hoffnungsfreudigkeit wie der helle Vollmond.

Eine finstere Wolke glitt darüber hin, so oft einer der anderen Freier das Wort ergriff. Der eine wollte sich als der wahrste Freund der Prinzessin aufspielen und riet: „Sie lasse das Heiraten sein und regiere nach dem Muster anderer großer unvermählt gebliebener Herrscherinnen."

„Schlechte Gesetze soll man aufheben," erklärte ein anderer; ein dritter meinte: „Oder umgehen," und ein vierter wußte schon, wie das zu machen sei.

Da sprang der junge Held auf und rief: „Das Gesetz soll

unangetastet bleiben, es ist weise und liebevoll; es sorgt dafür, daß die himmlische Prinzessin nur von einem heimgeführt wird, dem sie, dem ihr eigenes, holdes, hohes Selbst als Inbegriff aller Erdengüter gilt. Daß sie doch mir zuteil würde! Ich schenkte euch gern die Mitgift, die euer Paragraph ihr auswirft. Behaltet euer Bett, eure Decke, euer Kissen. Mein Schild soll ihr Bett sein, mein Mantel ihre Decke, mein Arm ihr Kissen, bis ich ihr die Welt erobere und zu Füßen lege, was gewiß geschieht, denn der Glücklichste unter der Sonne muß auch unüberwindlich sein."

Als die Freier ihn so reden hörten, dachten sie: „Der verdirbt uns den Markt," und erklärten in heller Empörung, um Absurditäten anzuhören, wären sie hier nicht versammelt, wurden aber bald überschrien. Die Räte hatten sich auf den Balkon begeben, schwenkten ihre Taschentücher und riefen: „Heil! dreimal Heil! Es lebe der Bräutigam!"

Grenzenloser Jubel erschallte, die Türen öffneten sich vor den hereinströmenden Hofleuten, Bürgern, Soldaten, Männern aus dem Volke. Eine brausende Verwirrung herrschte, bis es gelang, den allgemeinen Enthusiasmus auf den richtigen Gegenstand zu lenken.

Am verwirrtesten war der Held selbst und geriet in Entrüstung, als er hörte, daß man ihn auf die Probe gestellt und ein bißchen an der Nase herumgeführt hatte. Doch sah er sich auf diese Art zu einem so schönen und herrlichen Ziel gebracht, daß sein Ingrimm nicht lange anhielt, sondern im Glutmeer des Glückes, das in seiner Seele wogte, zerschmolz wie ein Stückchen Blei in einem Hochofen.

Auch Leiladin, die Schöne, strahlte vor Vergnügen. Die uneigennützige Liebe, die ihr der Held bewiesen hatte, schmeichelte ihr außerordentlich und versetzte sie in rosige Laune. Sie ließ über tausend ihrer Photographien unter die Leute verteilen, die sich glückwünschend nahten, Geschenke brachten oder (auch das

kam vor) solche zu erhalten wünschten. Sie trieb Verschwendung mit ihrem huldreichsten Lächeln und bezauberte die leer ausgegangenen Freier durch verstohlene Blicke aller Gattungen: sentimentale, herausfordernde, verständnisinnige und — was weiß ich! — Jeder der Herren bildete sich schon nach wenig Stunden ein: „Mich liebt sie, mich. Der vierschrötige Held wurde ihr nur von ihren Räten aufgehalst. Ich habe im Grunde nicht nötig, jede Hoffnung aufzugeben."

So befanden sich denn alle in Festesstimmung — mit Ausnahme des Narren. Der erschien beim Galadiner ganz verweint; die Schellen an seiner Kappe waren mit schwarzem Trauerflor überzogen; er ächzte und stöhnte, als er sich auf seinem gewöhnlichen Platz, einem Kissen zu Füßen der Prinzessin, niederließ. Sie ahnte sogleich etwas für sie Schmeichelhaftes, nämlich: „Der arme alte Knecht ist in mich verliebt und unglücklich über meine Verheiratung."

„Was ist dem Narren?" fragte sie.

„Laß deine Räte peitschen," sprach er.

„Warum?"

„Sie haben sich geirrt und den Unrechten erwischt. Einen Feuerbrand für mein Wachspüppchen! Mein Wachspüppchen soll einen Schneemann haben, weg von meinem Wachspüppchen mit dem brennenden Span! Deine Räte verdienen die Peitsche! Laß die Räte peitschen!" rief er so lange, bis er selbst gepeitscht wurde.

Die Prinzessin hatte Eile, sich ihrem von Seligkeit und Bewunderung trunkenen Bräutigam im besten Lichte zu zeigen, als Regentin inmitten des Kronrates, als Musikerin, Reiterin, Tänzerin. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie noch keine Probe ihrer Belesenheit gegeben hatte, und sie beschloß, das Versäumte nachzuholen.

Eines Morgens traf er sie, bereits köstlich gekleidet, im Garten, lief ihr fröhlich entgegen und sprach: „So früh schon

draußen? und schon so schön frisiert! Sie müssen ja aufgestanden sein, ehe noch der Tag gegraut."

„Gegraut?" versetzte sie, „Heinrich, mir graut's vor dir. Goethe, Sie wissen."

Beim Frühstück, als sie ihm einen Teller voll Brezeln präsentierte, geschah's mit der Aufforderung:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben ... Vorspiel zu Faust. Sie wissen." Als sie aus ihrer Teetasse den letzten Schluck getan, widmete sie ihm den Nachruf:

„Der ist besorgt und aufgehoben ... Schiller. Sie wissen."

Ganz verblüfft sah der Held sie an, und sie freute sich dessen, denn Verblüfftheit ist ja die moderne Form der Bewunderung, und blieb den ganzen Tag über der verkörperte Zitatenschatz.

Sie spazierten unter hohen Bäumen; ein Vöglein fiel aus dem Neste gerade vor sie hin. Der Held hob es auf, zeigte es der Prinzessin und sagte: „Es ist tot; gestorben ..."

„Auch Patroklus ist gestorben. Homer, Sie wissen," unterbrach sie ihn.

„Zu ihren Füßen," fuhr er fort; und sie schnitt ihm wieder das Wort ab:

„Zu Ihren süßen Füßen, Heine, Sie wissen."

Ungeduld wollte ihn erfassen — ein Blick auf ihre sieghafte Schönheit entwaffnete ihn. Eine wahre Lichtgestalt, schritt sie neben ihm hin in ihrem weißen, purpurumsäumten Gewande, die jungfräulich schlanke Gestalt, von den schimmernden Wellen der unvergleichlichen Haare umflossen, die die Friseure eben wieder geordnet hatten.

Er betrachtete sie mit innigster Bewunderung und sagte bewegt: „Prinzessin, ich habe schon viele Prinzessinnen gesehen, eine so herrliche wie Sie sind, aber noch nie!"

Sie senkte beschämt die Augen; dieses allerdings etwas matte Lob erschien ihr empörend unzulänglich: „Il y a fagots

et fagots. Molière. Sie wissen, hoffe ich," entgegnete sie, und ihn überkam ein unerträglich maßleidiges Gefühl:

„Ja wohl, ich weiß," rief er aus. „Ist in der Haude- und Spenerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und kostet sechs Mark fünfzig. O Leiladin, teure Holdheit, sagen Sie ‚Mäh' — aber es komme aus Ihrem eigenen Kopfe!"

Da war sie beleidigt, wie die Pappendeckelnen beleidigt sind, bis auf den Kleister, und als der verliebte Held sah, daß sie den reizenden Mund verzog und daß ihre Stirn sich umdüsterte, ergriff ihn ein heftiger Schmerz. Die ganze Nacht hielt bittere Reue ihn wach; sein Benehmen gegen seine angebetete Braut erschien ihm roh, und er hatte keinen heißeren Wunsch, als das begangene Unrecht gut zu machen.

Am nächsten Tage bat er um Verzeihung mit der Demut und Inbrunst eines Kindes, und die Prinzessin hatte ein zierliches, aber sehr sparsames Lächeln und ermahnte ihn:

„Beleidigen Sie mich nur nie wieder."

Sie waren auf einen Altan des Palastes getreten und sahen auf den Marktplatz hinunter. Über diesen bewegte sich schweigend und langsam eine dichte Menschenmenge, die einem kleinen traurigen Zuge das Geleite gab. Er bestand aus sieben Männern in den verschiedensten Lebensaltern; ein flaumbärtiger Jüngling eröffnete, ein Greis in weißen Haaren schloß ihn. Die sieben waren barhäuptig und barfüßig, trugen Armesünderhemden und Stricke um den Hals geknüpft. Hinter ihnen schritten der Scharfrichter und seine Gesellen, neben ihnen die geharnischte, sehr betrübt dreinschauende Scharwache.

Ganz zuletzt kam der Narr.

Er balancierte auf den Spitzen der Daumen und der Zeigefinger seiner hocherhobenen Hände ein Schränkchen aus Kristall, in dem auf blauseidenem Kissen eine goldene, edelsteinbesetzte Spule lag. Sie war umwunden mit etwas Feinem, Köstlichem, das sich vom Balkon aus nicht genau unterscheiden ließ, das

aber glänzte wie Sonnenlicht. Ein Fähnlein mit der Inschrift: „Corpus delicti" war auf dem Kasten befestigt.

„Was bedeutet dieser Aufzug? Wer sind diese Menschen?" fragte der Held, und die Prinzessin antwortete:

„Es sind meine Friseure, die man zum Blocke führt."

„Zum Blocke? Was haben sie getan?"

„Das ärgste, was Friseure tun können. Sie haben mir ein Haar ausgerissen."

„Eines, alle zusammen?"

„Doch nicht. Nur einer wird es getan haben."

„Nur einer, und sieben müssen sterben?"

Die Prinzessin zuckte die Achseln: „So gebietet ein neues Gesetz."

„Ein wahnwitziges Gesetz ..."

„Entschuldigen Sie, ein vernünftiges Gesetz. Es bezweckt, daß jeder Friseur sich nicht nur selbst in acht nimmt, mich ja nicht zu rupfen, sondern auch sehr acht gibt, daß die andern es nicht tun. Und dann, wie vereinfacht es den sonst oft labyrinthisch verschlungenen Rechtsweg. Kein langes Forschen nach dem eigentlichen Täter. Kein Verhör, keine Zeugenvernehmung, keine Indizienbeweise, nichts. Links das Corpus delicti, rechts der Block, Punktum."

Der Held lächelte wehmütig. „O Prinzessin," sprach er, „Ihnen dürfte nicht einmal der Heiland der Antimitleids-Apostel vorwerfen, daß Sie „verchristelt" sind!"

Sie hatte keine Ahnung von dem, was er damit meinte, denn sie wußte nichts von moderner Moral, sondern war der naivste Pappendeckel der Welt.

„Was doch die Erziehung macht!" dachte der Held. „Die der Prinzessin scheint den Plan verfolgt zu haben, gegen jedes der gesunden Menschennatur angeborene gute Gefühl Dämme aufzurichten. Ich aber will sie niederreißen, einen nach dem andern."

Er sprang vor, lehnte sich über die Brüstung des Balkons und rief hinunter: „Halt, im Namen der Prinzessin, halt!"

Der Zug stand still, und der Verstand Leiladins gleichfalls, ob der Vermessenheit ihres Bräutigams. Dieser ließ jenem aber nicht Zeit, sich wieder in Bewegung zu setzen; er beschwor die Räte, den Hofstaat und sogar die abgewiesenen, aber noch hoffenden Freier, ihm bitten zu helfen, um Begnadigung der Friseure. Seine Wärme, die Innigkeit, mit welcher er flehte, riß viele hin. Sie unterbrachen ihn oft mit lauten Äußerungen ihres Beifalls, während er zu der Prinzessin sprach:

„Sehen Sie empor, der Himmel umdüstert sich, der Sturm beginnt zu heulen; bald wird diese wundernette Stadt und ihre blühende Umgebung von grauen Regenvorhängen verhüllt, alle ihre Farbenpracht ausgelöscht sein, und graue Eintönigkeit uns anstarren aus leeren Augenhöhlen. Es dürfte sich scheußlich machen. Und trotzdem werden wir der unfreundlich trüben Welt hie und da noch einen Lichtschimmer und einige Annehmlichkeiten abzugewinnen wissen, und mit Liebe und Treue an ihr hangen. So auch unsere Friseure an ihrer, weiß der Teufel keineswegs erquicklichen Existenz. Sie sterben ungern, man sieht's; sie teilen den, vielleicht irrtümlichen, aber weit verbreiteten Glauben, daß Atmen ein Glück und das Leben ein hohes Gut sei. Nehmen Sie es ihnen nicht; lassen Sie die Bedauernswürdigen noch eine Zeit lang ihre irdische Mühsal genießen."

„Mühsal genießen?" rief einer der Freier spöttisch. Es war der patzigste von allen, der Fürst aus Leimsiedeland, und mit seinem schwarzbraunen Gesicht und dem üblen Geruch, den er verbreitete, dem Helden äußerst zuwider. Der nahm von seinem Einwand nicht mehr Notiz, als wenn ein Frosch gequakt hätte, und fuhr fort, die Prinzessin anzuflehen:

„Junge Herrscherin! In Ihrer Macht steht es, den heutigen Tag zu dem ruhm- und segensreichsten Ihrer bisherigen Re-

gierung zu machen. Versäumen Sie die Gelegenheit nicht. Begnadigen Sie diese Unglücklichen und heben Sie sogar das Gesetz für immer auf, das den Haarkünstlerberuf an Ihrem Hofe zu einem so entsetzlich gefährlichen macht."

„Wohin denken Sie?" antwortete die Prinzessin, und stand im Geiste bereits auf den Hinterfüßen. „Ein Gesetz aufheben — das gehört sich nicht."

„Kürzlich erst," mischte der Herr von Leimsiedeland sich ein, „meinte er das selbst und eiferte gegen die Aufhebung eines Gesetzes. Jetzt ist er Feuer und Flamme für eine diesfallsige solche."

Der Held geriet in Zorn über dieses albern bösartige Gerede im Geschäftsstil und war sehr bereit, es nach Heldenart zu widerlegen:

„Leimsieder!" rief er aus, „ich werde Ihnen feuern und flammen!" und stürzte auf ihn zu, und würde ihn übel zugerichtet haben, wenn die Kronräte ihn nicht durch ihre geschickte Dazwischenkunft daran verhindert hätten.

Doch taten sie's und — taten noch mehr. Der Gedanke des Helden war ihnen zu Kopfe gestiegen und begeisterte sie, wie wenn sie selbst ihn gehabt hätten. Die klugen Staatsmänner ergriffen auch gleich das richtige Mittel, um ihn zur Ausführung zu bringen. Sie warfen sich der Prinzessin zu Füßen und brachen in frenetische Jubelrufe aus. Der Gnadenakt, den auszuüben ihr nicht einfiel, wurde als bereits vollzogen angenommen, und die Räte und der ganze Hofstaat erhoben einen Lobgesang auf das Genie, die Hochherzigkeit, den Edelmut der Prinzessin, ernannten sie zur größten und ruhmreichsten Fürstin, die je einen Thron geschmückt und beschlossen, ihr sofort ein Standbild zu errichten, gegen welches die Jupiterstatue des Phidias, von der damals einiges Aufhebens gemacht wurde, sich als unbedeutende Dilettantenarbeit herausstellen solle.

Das war die Sprache, in der man der Prinzessin kommen mußte! Wohlgefällig lauschte sie ihren Klängen wie einer angenehmen Musik und sagte zu dem Herrn vom Leimsiedeland: „Ja, so ist es und nicht anders, ich kann nur handeln, wie meine königliche Langmut es mir gebietet und schenke hiermit sieben Friseuren das Leben.“ Sie hatte diese Worte laut gesprochen, und ihre Umgebung intonierte Hymnen zu ihrem Preise; die Verurteilten aber und ihre Angehörigen blieben stumm. Wenn man das Unerhörte noch so deutlich hört, ohne weiteres glauben kann man's nicht. Es dauerte eine Weile, bevor die Verurteilten, deren Fesseln eiligst gelöst wurden, begriffen, daß sie begnadigt waren. Dann äußerte sich ihre Freude in ergreifender Weise.

Der junge Bursche schrie plötzlich so laut und wonnig auf, daß man meinte, zehntausend Nachtigallen schlagen zu hören und rief fortwährend den Namen seiner Geliebten. Sie stand vor ihm und starrte ihn regungslos und glückstrahlend an. Auf einmal riß er sie an sich, hob sie in die Höhe, stellte sie wieder hin und jauchzte: „Tanzen wir!“ und sie tanzten, tanzten die Wonne aus, die ihnen sonst die Brust gesprengt hätte.

Ein paar alte Eheleute waren einander ans Herz gesunken, der Mann hielt seine Frau fest umschlungen mit beiden Armen. Als er diese öffnete, glitt sie an ihm zu Boden, tot, überwältigt von der Größe ihres Glückes.

Mitten auf dem Markte hatte sich die Mutter eines kürzlich hingerichteten Friseurs auf beide Knie niedergelassen. Ihrer Sinne nicht mehr recht mächtig, glaubte sie, als rings um sie her lauter Jubel erschallte, er könne nur der Rückkehr ihres Sohnes gelten, der nun heimkommen werde, ihr wieder geschenkt sei durch die Huld der allgepriesenen, allmächtigen Herrscherin. Da kniete sie denn hin, sah völlig verzückt zu der schönen Wundertäterin empor und — dankte, dankte ihr.

Sobald die Friseure sich nur ein bißchen von ihrer Gemütsbewegung erholt hatten, versammelten sie sich um den Narren,

öffneten das Kristallschränkchen, wickelten das lange, goldene Haar an der Spule ab und flochten daraus ein mit einer Königskrone gekröntes L. Ein Juwelier brachte das kostbarste Medaillon, ein anderer die schwerste Kette aus seiner Werkstatt herbei. Das L wurde in das Medaillon gelegt, dieses an die Kette befestigt, und das Ganze dem Bräutigam der Prinzessin in feierlicher Weise überreicht.

Und Leiladin, die Schöne, geschmeichelt durch diese auf einem Umwege doch nur ihr dargebrachte Huldigung, erteilte ihrem Zukünftigen die Erlaubnis, die Dekoration annehmen und tragen zu dürfen.

Sodann ließ sie sich von ihm in den Park führen, zu seinem Lieblingsplatz, einer Marmorbank am Waldesrande, neben der eine klare Quelle aus dem Felsen hervorsprudelte und als munteres Bächlein im reinlichen Kiesbette zwischen moosüberwachsenen Steinblöcken zu Tale rauschte. Der Held war heiterer als er noch je gewesen, seitdem er der meist beneidete Mann im Lande geworden war. Er ergriff die Hand Leiladins, küßte und streichelte sie, und die Prinzessin ließ sich's gnädig eine Weile gefallen; dann fragte sie:

„Wie finden Sie meine Hand?"

Am Horizont hatten die Wolken sich immer dräuender getürmt und die Form eines ungeheuren Fächers angenommen, der den Himmel verfinsterte. Plötzlich durchzuckte ein feuriger Blitz das Dunkel des großartigen Gebildes, und bald darauf ertönte das majestätische, lang nachhallende Rollen des Donners.

„Das ist doch herrlich!" rief der Held, und die Prinzessin sehr betroffen, daß er den Blitz bewunderte und nicht ihre Hand, sagte mit gespitzten Lippen:

„Ja, ja, entzückend!"

Wenn sie „entzückend" sagte, bekam er regelmäßig eine Gänsehaut, denn es klang leer und oberflächlich und kalt zum Erfrieren.

Er kreuzte die Arme über der Brust, rückte von ihr weg bis ans äußerste Ende der Bank und sprach leider recht bärbeißig: „Sie haben heute ein gutes Werk getan. Ich war von der Wirkung, die es hervorbrachte, gerührt; mir sind die Tränen in die Augen getreten, und ich sah mit Erstaunen, daß die Ihren trocken blieben."

„Aggressiv, Sie sind immer aggressiv," schmollte Leiladin. „Weinen verdirbt die Augen; man hat mich gelehrt, meine schönen Augen zu schonen."

„Deshalb also?" sprach er laut, und zu sich selbst im stillen: „auch die Fähigkeit zu weinen haben sie ihr wegerzogen."

„Überdies," fuhr sie eigensinnig fort, „Sie selbst sagen, daß ich ein gutes Werk getan, und gleich darauf wundern Sie sich, daß ich nicht geweint habe. Worüber denn? Viel eher sollte ich mich freuen und lachen."

„Lachen?" Er wurde immer nachdenklicher; ihm fiel ein, daß er sie noch nie so recht hingegeben und aus vollem Herzen hatte lachen gehört ... Nein, stets nur mit Herablassung, karg und stoßweise, als ob sie fürchte, sich etwas zu vergeben, oder höchstens, um ihre allerliebsten blanken Zähne zu zeigen.

„Ach," setzte er nach einer unerquicklichen Pause mit gesteigerter Bärbeißigkeit hinzu, „wenn Sie nur lachen könnten! Aber Sie lachen nicht, Sie weinen nicht, Sie fühlen nicht Mitleid noch Mitfreude, Sie haben wahrscheinlich gar kein Herz."

„Ich?" beinahe hätte sie unartig aufgeschrien. Eine förmliche Revolution entstand in ihrem faserigen Innern. Die beleidigte Eitelkeit wand sich und zischte wie eine gereizte Schlange.

Zum ersten Male im Leben vom kräftigen Flügel der Wahrheit gestreift, empfand sie diese Berührung als widersinnig rohe Ungerechtigkeit. „Kein Herz? Woher kämen denn die hehren Gesinnungen, die mich unermeßlich hoch über jeden mir Nahenden stellen, mag er dem niederen Volke oder dem hohen Adel angehören, wenn nicht aus meinem großen Herzen?"

Sie geriet in Zorn und förderte boshafte Sticheleien und ausschweifende Selbstverherrlichungen zutage.

„Sie hat auch keinen Verstand," dachte der Held. „Natürlich, woher denn Verstand nehmen, wenn man kein Herz hat? Und ihr ewiges Selbstlob ist eine große Schamlosigkeit. Ich bin ein unglücklicher Mensch; ich habe mich in ein Bild ohne Gnaden, in eine seelenlose Hülle verliebt!"

In leidenschaftlichem Schmerze warf er sich auf die Erde nieder, tobte und schluchzte, und die Prinzessin trat mit tadelnder Gebärde von ihm hinweg:

„Ihr Benehmen mißfällt mir sehr," sagte sie; „wie habe ich mich geirrt, da ich Sie für wohlerzogen und für eine vornehme Natur gehalten."

Diese Worte brachten ihn völlig außer sich: „Ich will nicht wohlerzogen, ich will nicht vornehm sein! Was liegt mir an diesen Läppereien. Rasen will ich!" Er biß die Zähne zusammen und trommelte mit der Faust auf dem Boden. „Rasen wie ein Bulle, wie ein angeschossener Tiger über das vermaledeite Schicksal, das mich zwingt, ein Wesen, das nicht lachen, nicht weinen, nicht teilnehmen kann, mit brennendem Herzleid zu lieben!"

Die Prinzessin verstand ihn weniger denn je, fühlte sich aber beleidigt; empört und ratlos blickte sie um sich und war erfreut, als sie ihren Hofstaat in der Ferne auftauchen sah. Sogleich machte der zürnende Ausdruck ihres Gesichts einem freundlichen Platz. Sie eilte ihren Herren und Damen entgegen, wandte im Vorwärtsschreiten den Kopf zurück und sprach mit dem holdesten Lächeln:

„Ich speise heute allein. Adieu, mein Held."

Der sprang auf und sah ihr finster nach. Eine Zeit lang verharrte er in düsterem Sinnen, dann ging er raschen Schrittes dem Palaste zu.

Er hatte einen Entschluß gefaßt.

Im Gefolge eines der Freier, eines indischen Prinzen befand sich dessen Leibspiritist, Herr von Gelsensprung, der die ziemlich eintönigen Abendunterhaltungen im Schlosse schon öfters durch Proben seiner Zaubermacht belebt hatte.

Zu diesem begab sich unser Held.

Er fand ihn an seinem chemischen Herde stehend, über eine Retorte gebeugt, die er beim Erscheinen des Besuchers eilends mit einem seidenen Taschentuche bedeckte. Ohne lange Einleitung brachte der Prinz sein Anliegen folgendermaßen vor:

„Herr von Gelsensprung, Sie ergötzten uns neulich sehr. Sie ließen im verdunkelten Zimmer Kasserollen herumfliegen; eine davon traf mich an der Stirn und hat mir, sehen Sie, einen blauen Fleck geschlagen. Diese Kunst, und noch manche andere, welche Sie uns zum besten gaben, schien mir ziemlich zwecklos. Könnten Sie nicht einmal eine Kunst machen, die einen Zweck hätte, einen vortrefflichen?"

„Es gibt keine Zwecke, es gibt nur Gesetze," erwiderte Herr von Gelsensprung. „Aber womit kann ich dienen?"

„— Mit einem Herzen. Ja! ... Meine Braut hat nämlich kein Herz. Ich befürchtete das schon lange; nach und nach ist es mir zur Gewißheit geworden. O Herr von Gelsensprung, Sie sind ein Wundermann, tun Sie ein Wunder, verschaffen Sie meiner Braut ein Herz!"

Der Zauberer schlug die Hände zusammen und rief: „Ugh! ... Dear me, o dear! dear! Ein Herz wünschen Sie? ... Wie sich das fügt! Welch ein Gesetz, einen Zweck im Gesetze! ... Ei, ei! Ih, ih!"

Er hüpfte ganz gespenstisch im Zimmer umher, schleuderte seine spinnenartigen Arme und Beine von sich und fing sie wieder auf — wuchs auf einmal bis zur Decke empor, kroch durch den Türspalt zum Zimmer hinaus und durch ein Mausloch wieder herein und rieb sich dabei sehr geschwind und ohne

einen Augenblick auszusetzen, die gewaltige Adlernase mit beiden Zeigefingern.

„Machen Sie keine Dummheiten; zur Sache!" fuhr der Held, dem diese Callotschen Manieren zuwider waren, ihn an.

„Zur Sache, ja," sprach der Herr von Gelsensprung, setzte sich ruhig und sittsam hin und legte die Hände auf die Knie. „J'ai votre affaire. Dort, sehen Sie, ein Herz, mit dem ich, mein Seel, nicht weiß, was anfangen. Es ist mir neulich bei einer großartigen Zitierung — ich vergaß meine Ärmel aufzustreifen — am Ellbogen hängen geblieben.

„Wenn es nur gut ist," sagte der Held beunruhigt. „Ich habe keine große Meinung von den Herzen, die einem am Ellbogen hängen bleiben."

„Exquisit ist es! Prima Sorte. Ich füttere und tränke es seit acht Tagen mit den edelsten Empfindungen, und es schluckt sie, wie nur adäquateste Nahrung geschluckt wird."

„Wohlan denn. Ich lege also die Hand darauf, es ist mein."

„Zuerst," versetzte Herr von Gelsensprung, „muß es das Eigentum der Prinzessin werden, in deren hohles Innere ich's hineinzaubern will."

„Schmerzlos," hoffe ich.

„Ja wohl, im Schlafe. Ob es jedoch gedeiht, das hängt von zwei Bedingungen ab: Geheimnis und Sympathie."

„Was heißt das?"

„Daß Sie, obwohl Sie ein Held sind, wie Ehren-Simson, Siegfried und so weiter, nicht schwatzen dürfen. Ein einziges Wort zu irgendwem über unser Experiment, und es fällt ins Wasser."

„Ich werde schweigen. Und was ist's mit der Sympathie?"

„Das könnten Sie sich an den Fingern abzählen," erwiderte Herr von Gelsensprung, unwirsch über das viele Fragen. „Ich setze einen guten Herzenskeim ein. Findet er absolut keine Nahrung, geht er zugrunde innerhalb weniger Tage; findet

er nur die geringste, ihm entsprechend sympathische, wird er leben und prosperieren."

„Er wird sie finden!" rief der Held voll Begeisterung und Zuversicht. „Lassen Sie uns nicht länger säumen. Meine angebetete Prinzessin dürfte sich jetzt in ihr Boudoir zurückgezogen haben, zum Nachmittagsschläfchen, und — im Schlafe, sagten Sie ... O Olympos! ... das wäre der richtige Augenblick — Mensch, Apotheker, Hampel, Magier,

Die große Stunde naht,
Greifen Sie nach Ihrem Apparat."

Dieser hübsche Vers ist der einzige geblieben, den der Held im Laufe eines ruhmreichen Lebens gemacht hat, und er setzte in Prosa hinzu: „Es wird zwar jetzt niemand vorgelassen, aber für mich als Bräutigam und für meine Begleitung muß eine Ausnahme gemacht werden."

„O Lieber, wie naiv Sie sind! Wenn man mit mir eintritt, geschieht das nicht in so umständlicher Weise," sprach Herr von Gelsensprung. „Ich mache uns unsichtbar, da ersparen wir das Antichambrieren."

Er zog drei Nachtmützen aus seinem Wäscheschrank, setzte eine dem Helden, die andere der Retorte und die dritte sich selbst auf, und sie eilten, durch diese einfache Vorrichtung vor allen indiskreten Blicken geschützt, über Treppen und Gänge. Sie eilten an traumseligen Wachtposten, kosenden Liebespärchen, in wichtige Besprechungen vertieften Räten vorbei, unbemerkt bis an die Pforten der prinzeßlichen Gemächer. Vor der Tür des Zimmers, in dem sechs besonders ausdauernde Hofdamen immerwährenden Dienst hatten, fuhr der Held plötzlich zusammen, wie wenn eine Hornis ihn gestochen hätte.

„Herr von Gelsensprung," rief er; „mir kommt ein Skrupel, Herr von Gelsensprung!"

„Vor allem," bemerkte dieser, „reden Sie nicht so laut, denn ich habe nur unsere Schritte und nicht unsere Stimmen

unhörbar gemacht; dann nehmen Sie zur Kenntnis, daß Ihr Skrupel jedenfalls zu spät kommt. Es ist höchste Zeit, das Herz einzusetzen; es schwillt und glüht bedrohlich, könnte seine vorläufige Behausung sprengen, entweichen und, herren- und konduitelos herumvagierend, viel Unglück anrichten."

„Die Sache derer, die es trifft," sprach der Held mit der ihm zustehenden Rücksichtslosigkeit. „Was mich quält, ist mein Skrupel. O, Herr von Gelsensprung, wenn die Prinzessin doch schon ein Herz hätte! ... ein noch unentwickeltes, noch nicht zur Sprache gekommenes, aber vorhandenes — und Sie zauberten ihr noch eines ein ... Was dann?"

„Was? — können Sie nicht zählen? Eins und eins sind eben zwei."

„Entsetzlich!"

„Warum? das kommt oft vor." Der Hexenmeister grinste abscheulich: „Eines für Sie, eines für den Herrn von Leimsiedeland."

„Ungeheuer!" schrie der Held und wollte ihn erwürgen, erwischte ihn aber nicht gleich, weil er ja unsichtbar war. Im nächsten Augenblick besann er sich, schluckte seinen Zorn hinunter und sagte nach einiger Überlegung: „Geschehe denn, was mag; vorwärts, vorwärts im Namen aller guten Geister!"

Sie gingen durch das Gemach, in dem die sechs Hofdamen kerzensteif und lautlos saßen, den Schlaf der Gebieterin bewachend, geraden Wegs ins Boudoir.

Die Prinzessin hatte es in die täuschend nachgeahmte blaue Grotte verwandeln lassen, und beim Betreten dieses magischen Raumes verlegte die Bewunderung sowohl dem Helden wie Herrn von Gelsensprung den Atem. Ganz natürlich. Den Anblick der blauen Grotte hat schon mancher Italienreisende — wer aber hat den der Prinzessin Leiladin in der blauen Grotte gehabt?

Sie lag auf einer weich ausgepolsterten, mit braunem

Sammet überzogenen Chaiselongue, welche die Form eines Nachens hatte, und leise und sanft auf künstlichen Wellen schaukelte. — Zwei Seiten voll Punkte und Gedankenstriche würden nicht schildern, was der Held empfand, als er die schönheitsberauschten Augen auf dem in der Zauberbläue der Beleuchtung ersilbernden, rhythmisch abgetönten Angesicht der Geliebten ruhen ließ. Näher tretend, kniete er neben ihrem Lager nieder und wurde von der heißen Versuchung ergriffen, einen Kuß auf ihren Mund zu drücken; doch bemeisterte er sie mit heldenhafter Selbstüberwindung und — sie kam nicht wieder.

Je tiefer er sich in den Anblick seiner schlafenden Braut versenkte, je mehr nahm seine Hingerissenheit ab. Ihrem schönen Angesicht fehlte alles, was seine Liebe hineinzugeheimnissen und zu phantasieren pflegte, wenn es sich in wachem Zustande befand. Den lieblichen Lippen entströmte ein milder, frischer Hauch, aber vergeblich wartete der Held, daß ein Ausdruck von Freude, Leid, Sehnsucht oder Trotz sie umspielen und Zeugnis geben würde von irgend welchem seelischen Vorgange. Es kam nichts und wieder nichts. Die rätselhafte Jungfrau atmete, lebte, und war doch leblos.

„Die Ruhe einer Wachspuppe," sagte sich der Held. „Der Narr hat Recht gehabt, als er sie eine Wachspuppe nannte. Nicht einmal dem Schlafe vermag sie sich hinzugeben."

„Nein, nicht einmal dem Schlafe," wiederholte der alles, und folglich auch diese Gedanken erratende Herr von Gelsensprung. „Dafür rächt er sich aber auch und plaudert aus, und zwar hier — daß nichts auszuplaudern ist. Ja, mein Lieber, der Schlaf, der Rausch, der Zorn sind gewaltige Verräter. Nun bitte ich aber, Platz zu nehmen, Ihre melodramatische Stellung dürfte Ihnen auf die Dauer unbequem werden."

Er rückte ein Versetzstück hin, ein Taburett, das eine abgestumpfte Tropfsteinsäule vorstellte, der Held setzte sich darauf und ergriff auf Befehl des Magisters die Hand der Prinzessin

Ein kühler Strom quoll aus ihr in die seine über, stieg langsam durch seinen Arm ins Herz, in die Brust und in die glühende Stirn.

Herr von Gelsensprung hatte die Retorte auf ein Tischchen gestellt vor das Fenster, das durch allerlei Feinheiten der Glasschleiferkunst und der Glasmalerei so behandelt worden, daß es den Eingang der Grotte höchst glaubwürdig nachbildete. Das Licht, das von dort her drang, schien in immer weitere Entfernung zu rücken. Ein feiner heller Klang schlug an des Helden Ohr — die Retorte war gesprungen und ihr entqualmten mächtig wallende aromatische Dünste, die im Nu den ganzen Raum erfüllten. Alles drehte sich und wirbelte durcheinander, form- und schattenlos, bis plötzlich in dem Chaos eine Flamme aufleuchtete, feuriger als der Sonnenball im Mittagsglanze.

„Augen zu! wollen Sie blind werden?" rief der Magier den Helden an.

Der hatte schon die freie Hand über seine geblendeten Augen gelegt, blickte nur durch einen schmalen Spalt zwischen seinen Fingern und sah noch unermeßlich viel. Die weißen drehenden Dünste hatten sich geballt, loderten in Purpurpracht und strömten eine rauchende, funkensprühende Atmosphäre aus. Kleine Sonnen kreisten um größere und Sternchen mit ihren Monden um die kleinen Sonnen, und eine kleine Milchstraße wurde sichtbar. Dieses winzige All schwebte nicht im Leeren, es befand sich in einem seltsamen, herzförmigen Etwas. Und nun geschah das Wunder der Wunder — der Weltfrühling brach an. — „Ich träume, ich weiß es," dachte der Held ... „O des lieblichen Traumes!... Von einem werdenden Mikrokosmos, von Erwachen, Keimen, von Erblühen und Verwelken, von Kampf und von Frieden. — Gegrüßt, du kleine, alles Glück und Leid der großen einschließende Welt! — Gegrüßt wonniges, schmerzensreiches geliebtes Leben!"

Nun meinte er zu fühlen, daß die Hand, die er immer noch

festhielt, sich erwärmte, daß ein kräftiger Puls sich in ihr regte, und zugleich — Olympos! was war das? ... wurde sie aus der seinen gerissen? entriß sie sich ihm selbst? ...

Die Frage blieb vorläufig unbeantwortet, und er wiederholte sie nicht. Ein greuliches Unbehaben ergriff ihn, der Boden unter ihm wankte, und das bißchen Bewußtsein, das ihm noch geblieben war, schwand.

Als er nach kurzer Zeit zu sich kam, sah er Herrn von Gelsensprung am Fenster, das er weit geöffnet hatte, stehen. In der Linken hielt er die mitten entzwei geborstene Retorte, seine Schlafmütze und seine Schuhe, in der Rechten eine zum Fächer gefaltete Nummer der „Sphinx," mit der er ein letztes Rauchwölkchen zum Fenster hinaustrieb.

Der Held trat zu ihm und fragte: „Ist's gelungen?"

„Sitzt schon," sagte Herr von Gelsensprung. „Das Kunststück ist fertig. Bleiben Sie unsichtbar und erwarten Sie die Wirkung. Was mich betrifft, ich habe die Ehre." Er sprang mit beiden Füßen zugleich auf das Fensterbrett und schwang sich hinaus. Auf einem an der Mauer klebenden Schwalbennest stehend, schloß er von außen das Fenster, warf sich in einen Baumwipfel und war verschwunden.

Beklommen blieb der Held in der Fensterecke stehen. Die Prinzessin hatte schwer aufgeseufzt, sich emporgerichtet, und begann heftig zu läuten.

Die Hofdamen stürzten herein. „Meine Damen," klagte die Prinzessin, und ihre Stimme klang ganz verändert, „warum verlassen Sie mich? Kommen Sie, mir ist etwas —"

Die Damen stellten sechs Bilder der Betroffenheit dar.

„Was ist unserer unvergleichlichen Königlichen Prinzessin?" riefen sie.

„Ich weiß nicht," begann sie in weinerlichem Tone; „als ich einschlief, war mir nichts, und jetzt beim Erwachen ist mir etwas —"

„Da müssen wir gleich den Leibmedizinalrat rufen lassen," sprachen die Damen und wollten alle auf einmal enteilen.

Aber die Prinzessin winselte kläglich: „Verlassen Sie mich nicht, meine einzigen Freundinnen ... Ach, ich habe nur Sie!"

Die Hofdamen brachen in Tränen der Rührung aus, und die Prinzessin legte die Hand aufs Herz und sprach:

„Mein Herz macht sich bemerkbar. Wenn ein Organ sich bemerkbar macht, ist es krank. Ich bin herzkrank und werde sterben. O wie schade um mich! Begrabt mich unter Blumen."

Sie weinte, und die Hofdamen küßten schluchzend den Saum ihres Kleides, und sie fiel einer nach der andern um den Hals.

Die jüngste der Damen, die einzige, die noch einige Individualität bewahrt hatte, riß sich los und eilte davon, um den Leibmedizinalrat zu holen.

Zufälligerweise kam er ihr schon im Korridor entgegen, sehr behäbig, Arm in Arm mit seinem Freunde, dem Narren. Als er hörte, daß die Prinzessin über Herzweh klagte, lachte er, nahm ein Hörrohr aus seinem Talar, wischte es sorgfältig ab und sagte:

„Diesem Übel werden wir gleich abhelfen; aber der Narr muß mit, denn ich werde der Patientin wahrscheinlich Zerstreuung verschreiben."

Groß war seine Verwunderung, als er zu auskultieren begann. Er horchte, staunte, horchte wieder: „Nein," rief er aus, „was heutzutage die Bazillen treiben!"

Die Prinzessin mußte genau berichten, mit wem sie geredet, was sie gegessen, und besonders, ob sie nicht während ihres Mittagschläfchens geträumt habe?

Sie antwortete, nein, geträumt habe sie nicht, aber beim Erwachen eine ihr bisher fremde abscheuliche Empfindung gehabt, und sich sogar eingebildet, daß etwas Widerwärtiges sie an der Hand halte.

„Bravo," dachte der Held, „das war ich."

„Gewiß hat der Tod mich berührt, und ich muß sterben," jammerte Leiladin. „So jung, so schön — und sterben!"

Der Narr zog ein ungeheures Taschentuch hervor, und seine holde Gebieterin lispelte:

„O, mein Narr, du hast mich auch geliebt! Weine, lieber Narr, weinet alle, und begrabt mich unter Blumen."

„Na, na," sagte der Leibmedizinalrat, „mit dem Begraben hat's noch Zeit."

Der Narr aber rief: „Doch, mein Herzchen, wir wollen dich unter Blumen begraben, aber lebendig sollst du dabei bleiben. Ein Rosenfest wollen wir veranstalten, und du wirst die Rosenkönigin sein und uns mit deinen Dörnchen angenehm verwunden und wonnig betäuben mit deinem Duft."

„Rosenkönigin!" dahlten die Hofdamen. „Welch ein reizend sinniger Gedanke! Heil, sechsmal Heil unserer Rosenkönigin!"

Sie bildeten eine Gruppe, führten den Freudenschaltanz aus, und die Prinzessin lächelte unter Tränen.

Der Doktor griff noch einmal nach ihrem Puls und sagte: „Vorübergehende Erscheinung. Sie sind nicht krank, mein Töchterchen."

„Nein, kerngesund; eigentlich fehlt meinem Zuckerherzchen weniger als ihm bisher gefehlt hat," fiel der Narr ein, und wieder nahm der Leibmedizinalrat seinen Arm, und die Freunde gingen, Anstalten zum Rosenfeste zu treffen.

Von neuem warf sich die Prinzessin in die Arme der Hofdamen: „Denkt mir eine berückende Toilette aus," sprach sie, „ich möchte heute ganz besonders unwiderstehlich sein."

„Und den hehren Helden noch mehr bezaubern, als er ohnehin bezaubert ist?"

„Ach den!" Leiladin machte eine verächtliche Gebärde. „O, meine Vertrauten, wenn ihr wüßtet, was der ist — ein Grobian ist er — und wie er mich behandelt!"

Die Damen hatten einen Anfall der Entrüstung: „Er behandelt — er wagt es, unsere Göttliche zu behandeln!"

„Alle Augenblicke hat er etwas an mir auszusetzen, ich kann tun, was ich will, nichts ist ihm recht, immer wird genörgelt und getadelt."

„Genörgelt, getadelt?" — Der Unwillen der Hofdamen überstieg alle Grenzen: „Der Mörder — man stelle ihn vor Gericht, man verurteile ihn!

„Den Laufpaß bekommt er auf alle Fälle," versetzte Leiladin. „Ein anderer hingegen," ihr weinerliches Grollen verwandelte sich in ein affektiertes Gesäusel, „o meine Vertrauten ... Ich weiß einen anderen — der übt auf mich eine anziehende Kraft. Seit einer Stunde denke ich nur an ihn, sehe nur ihn. — O, mein Prinz von Leimsiedeland!"

Sie wurde rot und blaß und seufzte zum Erbarmen.

Den Helden ergriff eine rasende Lust, sich dem Zorn, der in ihm brodelte, zu überlassen. Schon streckte er seine gewaltigen Arme aus, seine Fäuste griffen ins dekorierte Gebälke, und er war drauf und dran, die Grotte zu demolieren und die Prinzessin, statt unter Blumen, unter Schutt und Trümmern zu begraben, und die Hofdamen und sich dazu.

Aber Rache nehmen an Weibern, ging ihm wider die Natur, und an der guten scheiterte sein böser Wille. Die gräßliche Tat blieb ungetan; der Held suchte ein anderes Opfer für seine Wut und rannte zu Herrn von Gelsensprung.

Der stand schon wieder an seinem Herde und experimentierte und verzog keine Miene, als der Eintretende ihm zurief:

„Da haben Sie eine schöne Geschichte angerichtet! ... Ausgezeichnet haben Sie sich mit Ihrem Herzen. Ein so miserabler Muskel ist mir noch nie vorgekommen."

„Der Muskel ist gut," sprach Herr von Gelsensprung mit hoch überlegener Ruhe, „oder war gut; daß er so bleiben wird, habe ich Ihnen nicht versprochen. Sie wußten, daß er Nahrung

braucht, und zwar nicht zeitweilig wie der Magen, sondern unausgesetzt, und daß er einschrumpft bei kärglicher Kost."

„Das nennt man doch Welken vor dem Erblühen. Welch ein klägliches Schauspiel!" grollte der Held. „Nicht ein gesundes, natürliches Gefühl in diesem frisch eingesetzten Herzen, lauter vertrackte Sentimentalität. Und der Anziehende, das ist Leimsieder, und ich bin der Widerwärtige!" Er begann von neuem zu knirschen, und Herr von Gelsensprung verwies es ihm:

„Auf eine solche Eventualität hatten Sie sich gefaßt zu machen. Wo Herz, da Anziehung und Abstoßung, Liebe und Haß."

„Ein sauberer Haß," fiel der Held ein. „Ich sage Ihnen, vor einem ehrlichen, tüchtigen hätte ich Respekt, aber der ihre ist kleinlich, hinterlistig und aus beleidigter Eitelkeit geboren."

„Hören Sie, die Sorte hält fest. Übrigens Freundchen, von Eitelkeit schweigen Sie lieber. Warum waren denn Sie gar so überzeugt, der schönen Leiladin brauche man nur ein Herz einzuimpfen, damit es sogleich für Sie erglühe?"

Der Held schwieg und wanderte nach seinen Gemächern, wo er sich seinen Gedanken und seinem Schmerze überließ. Er sah mit leuchtender Klarheit ein, daß diejenige, die er liebte, einer tiefen Neigung völlig unwürdig war; aber diese Einsicht brachte ihn zur Verzweiflung, ohne ihn zu heilen. Das alte Lied aller unglücklich Verliebten: „Wenn nicht mein, soll sie doch keines andern werden," sang natürlich auch er sich vor, und dabei beobachtete er von seinen Fenstern aus, wie die Festsäle im gegenüberliegenden Flügel in bengalischem Lichte erstrahlten, und die Wände von oben bis unten mit Rosen verkleidet wurden. Rosen bedeckten den Boden, Rosengirlanden umwanden die Ketten der Kronleuchter, die Lehnen und Füße des Gestühls und überzogen sogar dessen Sitze.

„Olympos!" murmelte er, „wenn sie nicht ordentlich ventilieren, nehmen wir alle das Ende des armen Mädchens in: ‚Der Blumen Rache'. Aber um so besser!"

Mehrere Hofschneider erschienen, brachten eine Theatergarderobe mit und baten ihn, sich ein Kostüm auszusuchen. Er wählte eines, in dem er einem feurigen Dornbusch glich. Es war aus rindenartig gepreßtem Sammet und bestand aus einem Stamm, der hinten zugeknöpft wurde und aus vier Riesenästen, in die er Arme und Beine steckte. An jenen waren unzählige Zweige mit noch viel unzähligeren Stacheln befestigt, und an der Spitze jedes Stachels brannte ein Glühlicht. Auf den Kopf setzte der Held eine umfangreiche Blätterkrone, unter deren Dunkel seine Augen zornfunkelnd hervorsprühten.

So betrat er den Ballsaal. Die Rosenkönigin tanzte schon mit dem als Klebrose verkleideten von Leimsiedeland; ihre fein satinierte Hand lag in seiner klebrigen Rechten, und sie machte wieder ihre koketten, um allgemeine Bewunderung buhlenden Augen. Ihr Kavalier umwob und umspann sie mit seinen langen Ranken und ließ sie gar nicht mehr los; sie hüpfte und er hüpfte, und der Held dachte: „Hüpft nur zu! Ihr werdet bald ausgehüpft haben."

Um ihn hatte eine große Leere sich gebildet. Durch die Hofdamen war die Kunde von seinem Sturz in die prinzeßliche Ungnade zur allgemeinen Kenntnis gekommen. Alle Welt floh ihn, er ragte gleich einem Dornbusch in der Wüste, zürnte und funkelte weiter und hielt den Griff seines Schwertes fest, das er unter dem Kostüm umgeschnallt hatte.

Ungeduldig erwartete er das Ende des Tanzes, um vorzuspringen, und Herrn von Leimsiedeland ritterlich zu grüßen und zum Zweikampf herauszufordern, an Ort und Stelle und auf Leben und Tod.

Schon war die Musik im Begriff zu verstummen, schon setzten die Geiger ihre Bogen zum letzten Striche an — schon hob der Held seinen Fuß zum verhängnisvollen Schritte — da fühlte er sich an der Schulter gefaßt, und eine wohlbekannte Stimme, die des Narren, flüsterte ihm ins Ohr:

„Was braut in dir, mein Sohn? — Mache keine Dummheit. So viel Narrheiten du willst, aber keine Dummheit!"

„Alter Frechling," erwiderte der Held, „mit wem redest du? ... Ich lasse mir meine Braut nicht wegschnappen."

„Schnappen? Von Leimsiedeland braucht nicht erst zu schnappen. Sieh nur hin! Hat unser Prinzeßchen dich je so angeschmachtet wie den?"

„Höll und Teufel!" fluchte der Held.

„Und dabei sieht sie recht stumpfsinnig aus, unsere goldene Hoheit. Nichts drin in dem hübschen Futteral!"

„Futteral?" wiederholte der Held und stutzte gewaltig über diesen Ausdruck. „Eine solche Huldgestalt, ein Futteral?"

„Gib deinen Segen, Kamerad, glaube mir, jubiliere, daß zusammenkommt, was zusammengehört." Er machte eine Pause, steckte den Kopf vor und blickte den Helden von unten herauf pfiffig an.

„Was meinst du damit," fragte der, „du spannst mich auf die Folter, sprich!"

Der Narr zögerte: „Es verraten, heißt Hals und Kragen riskieren."

„Ich bin da; fürchte nichts."

„Es ist ein Geheimnis."

„Sag es dennoch."

„Sag es! Sag es! ... ob denn so einem Helden gar nichts von selbst einfallen kann!"

„Du: Spiele nicht mit mir. Heraus mit der Sprache! Was gehört zusammen?"

Es blitzte so bedrohlich über sein Gesicht, daß der zu Tod erschrockene Alte herausplatzte:

„Nun doch — Pappendeckel und Leim — Leim und Pappendeckel."

„Pappendeckel!" — — hätte der Held bald aufgeschrien. Aber zum Glück raubte seine Bestürzung ihm die Stimme.

Sie brachte überhaupt eine heilsame Wirkung hervor. — So gewaltig schüttelte er sich, wie Skanderbeg, als er die Pfeile, mit denen die Feinde ihn gespickt hatten, gegen sie zurückgeschleudert, und — der Zauber, der ihn in seinem Banne gehalten, war gelöst. Dem kürzlich noch Verliebten gingen die Augen, ging eine Welt des Verständnisses auf. Dahin waren, versunken wie in einem Abgrund, Liebe und Zorn. An ihrer Stelle machte sich eine entsetzliche Beschämung breit. „Und ich," stieß er heraus, „und ich habe ihr übel genommen, daß sie nicht Funken sprüht!"

Er wandte sich auf dem Absatz herum und ging in den Speisesaal, wo schon das Souper serviert war. Unterwegs hatte er eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche gezogen und darauf geschrieben: „p. p. c." Diese legte er neben den Teller der Prinzessin und dachte: Ein pappendeckelner Abschied genügt. Dann eilte er nach seinen Zimmern, legte sein Maskenkleid ab, putzte und packte seine Waffen. Doch unterbrach er seine Beschäftigung oft, um mit der Faust gegen seine Stirn zu schlagen und auszurufen: „Esel — solange nichts zu merken!"

Es war zwei Uhr Morgens, als er nach dem Stalle wanderte, wo er Menschen und Pferde in tiefen Schlaf versenkt fand.

Nur seine dicke Fuchsstute Lisa war wach, hatte wieder die Hälfte ihrer Streu aufgefressen und schaute übersatt und sehnsüchtig nach der Tür, als die sich öffnete. Schauer der Freude liefen ihr über das glänzende Fell beim Anblick ihres Herrn; aber sie wieherte nicht, denn sie merkte gleich, daß es sich keineswegs um einen lärmenden Aufbruch, sondern um einen stillen Abzug handle. Gegen ihre Gewohnheit ließ sie sich ruhig satteln und am Zaume aus dem Stalle führen. Sie schlichen durch den Hof, am Schlosse vorbei, durch den Park und gelangten endlich zur Umfassungsmauer, die anderthalbmal so hoch war wie die Lisa. Aber als sich der Held seinem guten Roß auf den Rücken schwang und ihm zurief: „Hinüber!" machte es einen

gewaltigen Satz und — draußen waren sie. Ein Genesener atmete unsagbar wonnig auf.

Eine Stunde mochte er geritten sein, da hörte er hinter sich rufen:

„Holla ho! Wart ein wenig, Kamerad, ich begleite dich.“ Es war der Narr, der einhergetrabt kam auf einem munteren Rößchen. Er hatte sein Ränzlein umgeschnallt, sah alt und trübselig aus, klapperte vor Kälte und hüllte sich in seinen dünnen Mantelkragen.

Schweigend ritten sie neben einander dahin im Nebelgrau, in der unerquicklichen Kühle. Endlich begann der Horizont sich im Osten zu lichten, der Tag brach an, und der Held warf einen letzten Blick nach der weißen, reinlichen Stadt, der er für immer den Rücken gekehrt hatte.

„Ob sie dort wohl schon Verlobung feiern?“ sagte er.

„Ohne Zweifel,“ antwortete der Narr, „sie werden sich verloben, werden heiraten und viele Kinder bekommen, die wieder eine große Nachkommenschaft in die Welt setzen werden, und des geleimten Pappendeckels wird kein Ende sein. Nun, er kommt ja nicht in eine fremde Welt.“

„Ach, geh!“ erwiderte der Held, und der verbitterte Alte brummte:

„Du hast dich nicht recht umgesehen gestern im Saale. In der ganzen bunten Menge gab es nur zwei durch und durch Lebendige — dich und mich. Alle übrigen waren von Pappendeckelhaftigkeit zum mindesten gestreift. Unser großer Gelehrter, der Kunst gegenüber — Pappendeckel. Die zärtliche Familienmutter, die in Affenliebe für ihr Fleisch und Blut hinschmilzt, dem Nebenmenschen gegenüber — Pappendeckel. Der sentimentale Armenvater ...“

„Klatsche nicht!“ unterbrach ihn der Held; der Narr aber nahm gleich wieder das Wort:

„Ich sag dir, jetzt kommt der Pappendeckel dran, der mit

Händen zu greifende, mit Haut und Haar vor uns ausgebreitete lumpige Pappendeckel. Kein Anklang an etwas Unendliches mehr. Ich wette, sie putzen noch das unendlich Große und Kleine aus der positiven Wissenschaft heraus ... Alles muß gesagt und beschrieben werden können, alles Geschilderte in der Schilderung aufgehen, Null für Null ..."

Während er so deklamierte, kamen Landleute des Weges, die mit ihren Weibern und Kindern zur Arbeit auf das Feld gingen. Ein Knäblein jauchzte beim Anblick der Schellenkappe des Narren.

„Schildere mir einmal dieses Jauchzen," sprach der Held; „aber genau, mit seinem vollen kindlichen Jubel."

„Ich kann das nicht," versetzte der Narr. „Mich haben sie aber auch hinausgeworfen. Ließen mich schon lange merken, daß sie einen modernen Narren brauchen. Ich bin der überwundene Standpunkt."

„Nicht für alle Leute," suchte sein Gefährte ihn zu beschwichtigen. Umsonst; der Tiefgekränkte seufzte schwer und entgegnete:

„Aber für die Jugend, also für die Zukunft."

„Getrost! — hinter der Zukunft gibt's noch die Unsterblichkeit."

„Was wir Sterblichen so nennen. Sei es wie es sei; ich als alter Spaßmacher muß mir ein neues Publikum suchen gehen."

„Und ich mir ein neues Glück," sagte der Held.

Einer sah den andern an, und jeder dachte: „Armer Narr!"

Sie ritten weiter, der in ferner Ferne, hinter dunkeln Wolkenmassen aufsteigenden Sonne zu.

Plötzlich streckte der Held seinem Reisegefährten die Hand entgegen und sprach: „Bleibe bei mir und seien wir Freunde."

Der Alte schlug wacker ein. „Wir sind's," sagte er, „und nicht erst von heute, wir sind's seitdem es ehrliche Helden und weise Narren gibt."

Hirzepinzchen

Ein Märchen

Es war einmal ein Prinzchen,
Das hieß Hirzepinzchen
Und war kein übles Prinzchen.
Es hatte nur zwei Fehler,
War ein Krakeeler
Und bildete sich ein,
Etwas zu sein.
Indes, von außen groß,
Von innen klein nur bloß
Blieb er, den Eltern war schon bang,
Eine Zeitlang.
Wenn die Königin sagte,
Weil beständig er fragte
„Wie? Was? Warum?":
„Sei nicht so dumm!"
Gleich zürnt er und grollt er
Und die Äuglein rollt er.
Bei Tische da saß er
So breit wie ein Ratsherr,
Tät sich servieren
Und gar nicht genieren,
Nahm das Schönste, das Beste,
Die andern erhielten die Reste,
Und die Herren und Damen,
Die nach ihm kamen,
Waren des froh

Und sagten: „So!
Die Schüssel, die leere,
Ist uns eine Ehre,
Wenn nur satt und übersatt
Sich gegessen hat
Unser Prinzchen
Hirzepinzchen!“
Als die erste Person
Führt er auch die Konversation,
Sprach meist mit dem Hund.
Schweigen ist gesund, dachten die Alten
Und fuhren fort den Mund zu halten.
Eines Nachmittags gingen spazieren,
Zu vieren
(Es war schon ziemlich spät)
Des Königs und der Königin Majestät
Und der Prinz im Bund
Mit seinem Hund.
Der hieß Gehorch,
Hatt' Beine wie ein Storch,
Überholte, wenn er lief,
Jedes Lokomotiv. Heute wieder
Fuhr's ihm in die Glieder,
Er rannte querfeldein
Über Stock und Stein
Und Hirzepinzchen hinterdrein.
Mitten im Wald
Waren sie bald.
Das Prinzlein dachte,
Und das Herz ihm lachte:
Die Eltern sind fern,
Das hab' ich gern!
Sie werden mich suchen

Unter den Buchen,
Unter den Fichten,
Den dichten,
Indes ich mich verſtecke
Hinter der Hecke.
Der Vater wird greinen,
Die Mutter weinen
Und alle die Diener, die magern und die dicken,
Wird man nach mir ausſchicken.
Die Zeit vergeht,
Er aber ſteht
Ganz ſtill und ſtumm,
Sieht oft ſich um
In der Rund
Nach ſeinem Hund.
Ein bißchen einſam wär' es hier
Ohne dieſes treue Tier,
Das bei ihm bleibt
Und Aufwand treibt
Mit Winſeln, Gähnen, Recken
Und oftmals kommt die Hand ihm lecken,
Sich auch vor ihn plazieren
Und zum Aufbruch engagieren.
Das Prinzchen ſagt, das gute:
„Mir iſt nicht wohl zumute.
Die dummen Leute,
Was nur heute
Haben die?
Schlafen ſie?
Finden mich nie.
Das Spiel iſt aus,
Ich geh nach Haus,
Und beſſer noch: ich renne."

Und wirklich stob er dahin, als ob der Boden brenne,
Plötzlich von Heimweh erfaßt,
Ohne Rast
Und in der Hast
Und auch von der Angst gequält,
Den Weg verfehlt.
Immer
Wird's schlimmer,
Der Hunger meldet sich
Ganz fürchterlich
Seit einer langen Stunde
Beim Herrn sowie beim Hunde,
Und nagt grausam sehr;
Man schleicht nur noch, man läuft nicht mehr.
Beide sind todmüde,
Das Prinzchen und sein Rüde.
Auf einmal durch die Zweige bricht
Ein Licht.
Kleine Fenster funkeln
Auf im Dunkeln,
Ein Schornstein,
Auch sehr klein,
Qualmt und raucht;
Nur schnüffeln braucht der Prinz, um zu wissen,
Da gibt's Bissen
Fein gekocht.
Sein Herz pocht,
Er trägt's, mit Respekt zu sagen,
Noch im Magen.
Durchs Dickicht schlüpft er
Und vorwärts hüpft er,
Atmet Wohlgerüche
Und guckt in eine Küche —

Das ist ein Raum! Mein Kind, nur im Traum,
Und das kaum,
Sind die besten Hausfrauen
So glücklich ihn zu schauen.
Die Küche wölbte sich fast
Wie ein Palast.
Im Herde brannte das Feuer
Hell ungeheuer,
Und blitz und blank
Und breit und schlank
In allen Formen,
Nach allen Normen
Hing und stand
An der Wand
Allerhand
Kochgerät und schimmerte hold
Wie Gold,
Die Model waren aus Silber fein,
Der Mörser war aus Edelstein.
Am Spieß so lustig sich drehte,
Wie beim Tanz die Grete
Auf der Tenne,
Eine junge Fasanenhenne.
Ins Wasser, das schon im Kochen,
Die Krebse krochen,
Legten sich auf den Rücken
Und wurden rot vor Entzücken.
Mit Eingesottenem sich zu schmücken,
Beschäftigt war ein Törtelein,
Ein Rebhuhn machte selbst sich ein,
Drei Lachse täten probieren,
Drei andre zu marinieren.
Das Prinzchen lacht:

„O welche Pracht!
Ganz sicherlich ward alles das zurecht gemacht
Von einer guten Fee für mich
Und auch, mein Hund, für dich.
Mit Speisen, ganz aparten,
Wird sie uns aufwarten;
Wir wollen uns bequemen
Die Gastfreundschaft anzunehmen.
Komm nur, wir treten ein."
Der Hund erwischt ihn noch am Bein
Und bellt: „Geh nicht hinein,
Mir schwant
Und ahnt
So was von einer Falle
In dieser Küchenhalle."
Er jammert, stöhnt, zieht ein den Schwanz,
Stürzt um und um im Kranz
Und scheut vorm Küchenfenster,
Als dräuten dort Gespenster.
Das Prinzchen achtet's nicht
Und spricht:
„Winsel,
Du Pinsel!
Hab deinen Willen,
Tu nicht mit,
Ich geh' stillen
Meinen Appetit."
Und unverweilt
Zum Herd er eilt,
Hat von der Kunst
Keinen Dunst,
Spielt sich aber doch
Auf den Koch,

Rührt herum in den vollen
Kasserollen
Mit seinen Fingern,
Den schmutzigen Dingern.
Er klaubt sich zum Schmaus
Eine Hühnerleber heraus,
Wie man weiß,
Seine Leibspeis,
Denkt, die wird schmecken,
Und will in den Mund sie stecken.
Da, — welch ein Schrecken,
Im Schlote prasselt's
Und rasselt's,
Das Feuer zischt
Und erlischt,
Und mitten in der Asche
Sitzt eine alte Tasche,
Ein Weibelein
Mit einem Häubelein
Und einer weißen Schürze;
Sieht grimmig drein
Und spricht in aller Kürze:
„Was will der Fratz?
Hinaus, du Ratz!
Sonst komm' ich mit der Rute."
Der Prinz, wie's schon im Blute
Den Prinzen liegt, duldet keine Beleidigung,
Und zur Verteidigung
Seiner mit solcher Schwere
Gekränkten Ehre
Wird er grob.
Das Weiblein, zürnend drob,
Springt vom Herde

Auf die Erde,
Und sagt mit Ernst:
„Ich weiß nicht, was du lernst,
Doch mag's nun viel, mag's wenig sein,
Die Hauptsach' fehlt, mein Schätzelein,
Und das, vernimm's zu dieser Frist,
Das ist:
Dich bezwingen, dich genieren
Und das Alter respektieren."
Da höhnte Prinzchen Hirzepinzchen:
„Am End' gar Sie? das fiel mir ein!
Wer so nur plumpst zum Schlot herein,
Wird doch nichts Respektables sein.
Ich rate Ihr, ändre Sie den Ton,
Sie scheint mir eine gemeine Person;
Ich bin ein Prinz und Königssohn,
Ich bin ein Prinz und hochgeboren,
Schau Sie nur meine großen Ohren!"
Die Köchin (natürlich eine Fee),
Die rief: „O weh!
Ob Kunz, ob Hinz,
Ob Bettler oder Prinz,
Du bist ein Kind
Wie alle sind,
Das heißt eine Plag'
Von jedem Tag
Für Menschen und Tiere,
Im Haus und Reviere
Sie sollen dir dienen,
Du Range du,
Wann denn ihnen
Dienest du?
Dich fördert jeder, wen förderst du?

Dir hilft ein jeder, wem hilfst denn du?
All was du bist und hast, das merk,
Ist einzig nur der Liebe Werk,
Töt' ich die Liebe, die dich hegt
Und sorglich pflegt,
Bist du so gut wie weggefegt.
Du bist, allein auf dich gestellt,
Das ärmste Wesen in der Welt!"
Sie hebt den Stab und schwingt ihn sacht:
„'s ist ausgemacht.
Erfahr, daß Liebe sterben kann.
Bei deinen Eltern fang' ich an,
Dann kommen die Verwandten,
Geschwister und auch Tanten.
Der Lehrer und die Lehrerin,
Ich tilg' hinweg aus ihrem Sinn
Die Huld,
Aus ihrem Gemüte
Die schöne Blüte:
Geduld.
Ich tilg', ich tilg und tilg' aufs neu,
Und tilg' auch Dienertreu.
Herunter nun, mein Söhnchen,
Vom Thrönchen,
Auf das sie dich gesetzt,
An dir ist 's Plumpsen jetzt."
Noch einmal ihren Stab sie hebt
Und winkt,
Der Donner grollt, die Erde bebt,
Das Haus versinkt.
Hirzepinzchen aber liegt im Grase,
Ein Sternlein blinkt
Grad über seiner Nase,

Ist's Nacht?
Ist er aus schwerem Traum erwacht
Am Waldessaum? Ja, ja, daß er verirrt
Herumgeirrt,
Hat ihm geträumt; da zieht ja hin gerad
Der wohlbekannte Pfad,
Der heimwärts führt.
Nun schnell die Füßchen gerührt,
Vorwärts nach Haus, wo die Seinen nach ihm hangen
Und bangen und verlangen,
Und nicht wissen, was anfangen
Ohne ihr Prinzchen
Hirzepinzchen.
Er eilt,
Er ruft den Hund, der sich verweilt:
„Gehorch, zu mir!"
Was fehlt dem Tier?
Ganz anders schier
Als sonst, und recht ein Graus,
So sieht er aus,
Gleicht einer Hyäne,
Fletscht die Zähne,
Sieht an den Herrn voll Hohn und Haß
Ohn' Unterlaß,
Als wollt' er ihn beißen
Oder gar zerreißen. —
Unheimlich der Geselle,
Wär' man nur schon zur Stelle,
Das ist ein böses Wandern:
Der Prinz wünscht's keinem andern.
Sein Hund, sein Freund, sein treuer,
Ist worden sein Bedräuer.
Endlich, vor Schmerz und Hunger krank,

Ist er, Gott sei Dank,
Angelangt beim Schloß,
Und verschwunden sein finsterer Genoß.
Das Haustor blank
Erglänzt im Lampenscheine.
Es schellt
Der Prinz, daß es nur gellt:
„Wach auf, Portier,
Und öffne mir,
Du Faulpelz, auf die Beine! —
So öffne doch,
Was zögerst noch?
Ich bin's,
Dein Prinz!"
„Von vielen einer, nicht meiner."
„O doch,"
Halb böse noch,
Halb weinend schon
Versetzt der Königssohn:
„Immer nanntest du
Dein Prinzchen mich, winktest mir zu,
Und warst so gut mit mir,
Alter Portier.
Ich bin im Walde weit
Gewesen die ganze Zeit,
Laß mich nicht länger lungern
Auf der Schwell' und hungern."
„Klagen hör' ich ungern,"
Der Alte spricht, „aus keinem andern Grund
Lass' ich dich ein zur Stund'."
Er öffnet das Tor ein bißchen,
Und durch das schmale Nißchen
Schlüpft der Prinz herein,

Demütig und klein,
Zieht die Mütze fein
Und dankt voll Seligkeit
Für die Gefälligkeit.
Der Portier murmelt in den Bart:
„Das war sonst nicht deine Art."
— Was Art, was nicht!
Freude licht
Flammt aus des Prinzen Gesicht.
Er ist daheim,
Ein Gefühl wie Honigseim
So süß durchdringet ihn,
Beschwinget ihn:
„Ich grüß', ich grüß'!" ruft er aus,
„Mein Vaterhaus,
Und Eltern und Verwandte
Und Altbekannte,
Und auf jeden Fall
Auch die Diener all!"
Er sieht sie stehn die Trepp' entlang
Und auf dem Gang:
„Ist heut Empfang bei Hofe
Und Souper?" ruft er an eine Zofe.
Die schreit und gafft,
Es gafft die ganze Dienerschaft;
Wie fast aus einem Munde
Ertönt es in der Runde:
„O Jemine! o Jemina!
Das Hauskreuz ist schon wieder da!"
Zuviel!
Und wär's nur Spiel,
Das trägt kein Prinz!
„Gesindel!" schäumet Hirzepinz,

„Bei meinen Eltern,
Den Vergeltern,
Verklag' ich dich.
Vorwärts, Johann, und man bediene mich.
Schmutzig, wie ich bin,
Tret' ich nicht vor die Königin.
Geht Bürsten holen,
Die Klare
Bürste meine Haare,
Der Schneider meine Kleider,
Der Schuster mir die Sohlen.
Und du, Lakai, herbei,
Wach auf aus deiner Ruh'
Und wichse mir die Schuh'!"
Die Leute lachen fürchterlich:
„Wichse sie selber,
Sonst wichsen wir dich."
Der Prinz wird gelb und gelber
Vor Zorn und Gram.
Vergißt, was sich gehört
und stürzet sinnbetört
Die Trepp' empor
Und in den Saal,
Wo sie sitzen beim Gastmahl.
Der König hebt eben
Den Pokal,
Läßt leben
Hoch die Gäste,
Die Königin — das Prinzchen staunt —
Ist gelaunt
Aufs beste.
Der fremde König neben ihr,
Der spricht mit zierlicher Manier:

„Es war einmal ein Prinzchen hier,
Die königlichen Gatten,
Hatten
Sie nicht einen Sohn?"
„Ja, ja, ich glaube schon,
Er ist entflohn,"
Sagt die Mama ganz heiter
Und ißt weiter.
Aufschluchzt der Prinz: „Ich seh', ich seh',
Das ist der Fluch der bösen Fee.
Die Mutter mein hat mich vergessen,
O hätt' mich doch Gehorch
Gefressen
Oder wär' ich noch beim Storch!"
Er weint, er stürzt auf seine Knie ...
„Was soll die Komödie,
Die da vor sich geht?"
Fragt des Königs Majestät. —
„Weil alle Plätz' besetzet sind,
Herunter
Mit dem Kind unter den Tisch,
Es kann dort essen munter
So Fleisch wie Fisch.
Im Speisezimmer
Abfälle gibt es immer."
Der Prinz ward rot und blaß
Und seine Äuglein naß;
Als hätt' er das Ärgste verbrochen,
Ist er untern Tisch gekrochen,
Hat sich versteckt
Und ausgestreckt
Zu Füßen der Mutter, die's gesehen,
Und läßt geschehen,

Sich nichts draus macht,
Scherzt und lacht,
Butter auf eine Trüffel streicht
Und sie dem König reicht.
Hirzepinzchen,
Dem Prinzchen,
Ist vergangen
Alles Verlangen
Nach Speis und Trank.
Die Tränen, die groß und blank
Ihm rinnen
Über die Wangen
Und eilig gewinnen
Den Weg zum Mund
Und in den Schlund,
Stillen Hunger und Durst; den schon gar,
Das ist wahr.
Das Herz ist ihm schwer,
Er wagt nicht sich zu regen mehr,
Und sinkt nach kurzer Zeit
Überwältigt von Müdigkeit
Und Kummer
In Schlummer.
— Am nächsten Morgen
Neue Sorgen.
Diener fegen aus den Saal
Und sagen: „Seht einmal,
Wie wohlgemut
Der Prinz ausruht,
Schläft in den Tag hinein,
Wir aber müssen fleißig sein,
Sind schon längst gewesen
Beschäftigt mit dem Besen.

Der König schreitet auch umher
Und trauert schwer,
Weil krank geworden ist
Sein Hund Lapiste,
Der ihm, das sagt er ehrlich,
Beim Jagen unentbehrlich."
Hirzepinzchen, der die Worte hört,
Springt auf empört:
„Unentbehrlich
Selbst ein Hund! und ich,
Was bin denn ich?
O daß ich's fühlen muß,
Der reine Überfluß!
Meiner
Bedarf keiner.
Das ändert sich,
Gelobe ich
Beim Himmel, bei der Erde,
Nach Königsart
Auch bei dem Bart,
Den einst ich haben werde."
Er kniet, er fleht
Zu Gott im heißen Gebet.
Dann auf er steht,
Ist mit Schritten, mit raschen,
Zum Brunnen gegangen,
Hat Wasser aufgefangen;
Sich gewaschen
Und angezogen allein
Und sich geschämt in die Haut hinein.
Ein Kindel
In der Windel
War ja bisher

Abhängiger nicht als er
Von der Kammerjungfer.
Das ist vorbei!
Er fühlt sich frei,
Wird er andern nun helfen und nützen,
Statt immer sich auf sie zu stützen.
Als den Entschluß er fest gefaßt,
Ward ihm keine Last
Mehr zu schwer, keine Arbeit, die an er fing,
Zu gering.
Fort zog er aus dem Schlosse stolz,
Wohnt im Schupfen hinterm Holz,
Trug eine Kutte
Aus vielen Stücken
Zusammengeflickt und auf dem Rücken
Eine Butte.
Mit dieser ging er holen
Im Winter die Kohlen
Zum Heizen der Stuben,
Im Sommer das Eis aus den Gruben.
Er trug auch darin
Zu denen hin,
Die noch ärmer waren
Als er, was er konnt' aufbewahren
Und sich absparen
Von seinem Essen, das recht arg
War und karg.
So hat er in seiner Verkleidung unerkannt
Und allen unbekannt
Gedient als Knecht.
Oft ging's ihm schlecht,
Hat oft geschwitzt und oft gefroren,
Ward oft gerissen an den Ohren,

Hat aber nicht den Mut verloren
Und ist, ob lang auch die Prüfung gedauert,
Nicht verbauert.
War die schwere Arbeit verricht,
Schritt er hin,
Sucht' auf mit klugem Sinn
Den Lehrer und die Lehrerin
Und bat um Unterricht.
Sie wollten anfangs nichts hören davon:
„O Himmel — eine Lektion!
O Qual
Und Mühsal,
Kindern stopfen
Bildung in die Kopfen!"
Doch bat er fromm
Bis sie sagten: — „So komm!"
Da lernt er äußerst fleißig
Für zweie, — nein, für dreißig —
Und dachte hochgemut:
Eher sterben
Als nicht mehr sein der Eltern bestes Gut,
Nicht ihre Lieb' erwerben.
Und eines Morgens wunderschön
Ging auf die Sonn' über den Höhn,
Im Hühnerhof begann zu krähn
Der Hahn.
„Aufstehn, aufstehn!"
Der Prinz erwacht und schaut und traut den Augen nicht.
Welch ein heller Schein
Flutet herein
In sein Kämmerlein,
Welch rosiges Licht?
Auf seinem Angesicht

Welch eines süßen Atems Fächeln?
Eine Huldgestalt
Kam die Fee gewallt
Und sprach mit Lächeln:
„Vorbei ist nun die Prüfungszeit.
Durch deine Bravheit angefacht,
Die tote Lieb' erwacht
Aufs neue
In Kraft und Treue.
Erhebe dich
Und folge mir."
Er fuhr empor, um sich
Vor ihr
In Ehrfurcht zu verneigen,
Und rief nach kurzem Schweigen:
„Ich seh', ich seh',
Du bist die größte Fee,
Gibst mir zurück
Vom alten Glück
Und Heil
Den besten Teil,
(Ich will und wünsch' sonst keinen)
Die Liebe mir der Meinen!"
Da sprach die Fee zum Kleinen:
„So wären wir im reinen;
Schlupf in deine Kutte,
Schupf auf dir deine Butte,
Gesenkten Hauptes folge mir, wag nicht den Blick zu heben
Von meiner Schleppe Saum.
Das würde dir vergeben
In diesem Leben kaum."
So gingen sie zum Schloß.
Begleitet von dem Troß

Der Fee,
Der wogte wie die wilde See.
Da waren Reiter auf Riesenpfauen
Mit goldenen Klauen,
Greifen und Drachen,
Die Rosen spieen aus dem Rachen,
Schmetterlinge, schön wie der Tag,
Wiegten sich in den Lüften,
Die sie bei jedem Flügelschlag
Erfüllten mit Veilchendüften
Dem Prinzen vor die Füße rollten
Kleine Gnomen ungestalt,
Und wollten
Zu Fall ihn bringen mit Gewalt.
Sie zupften an seiner Kutte,
Krochen in Scharen
Ihm in die Butte
Und rupften ihn an den Haaren.
Er litt es stumm,
Sah sich nicht um.
Im Hof die Diener standen Mann für Mann
Und bildeten Spalier,
Die Fee schritt feierlich voran,
Das Prinzlein hinter ihr
Und dachte: „Was halten sie von mir
Im Hause hier?"
Und schämte sich
Und grämte sich.
Seine Schuhe waren geplatzt,
Seine Hände waren zerkratzt
Und gänzlich ungewaschen;
Er barg sie in den Taschen
Und wünschte heiß: „O wüßte niemand wer ich bin,

Am wenigsten die Königin,
O hielten frühere Verehrer
Mich für den Rauchfangkehrer!"
Ihm schien, er höre bellen
Seinen guten Gesellen,
Als spräng'
Durchs Gedräng'
Gehorch heran
Und ihn an,
Als frage dann der alte Gauch:
„Bist du's auch?"
Was gäbe Hirzepinzchen drum,
Dürft' er sich sehen um!
Doch soll's nicht sein,
Und so blickt er einzig und allein
Auf die Schleppe,
Die nun schon glitt über die Treppe,
Und endlich — wie sein Herz pochte,
Alles in ihm kochte! —
In den Thronsaal hinein.
Trotz der frühen Stunde
Hatte sich bei der Kunde
Des Erscheinens der Fee
Dort versammelt der Hof und die Kammer
In großem Weh
Und Jammer.
Tag und Nacht schon klagten
Die Majestäten um ihren Sohn,
Und die Großen sagten:
„Wir sind in steten Sorgen
Um einen Erben für den Thron,
Suchen am Abend, suchen am Morgen
Und finden keinen,

Der uns würdig will scheinen,
Als künftigen Herrn ihn zu achten
Und als König zu betrachten."
Die Herrscher bezeigten
Ehrfurcht der Göttin, sie beugten
Die Knie,
Dann sprachen sie:
„Du weißt alles,
Weißt jeden Falles
Von dem Leide,
Das heimgesucht uns beide
Und unser Land.
Hirzepinzchen verschwand.
Zuerst — wir fassen's kaum mehr —
Betrübt es uns nicht sehr,
Nun aber sind wir grambeschwert
Und ganz verzehrt
Vor Leid, und weinen uns blind
Um unser Kind."
Mit einem Blick, hochüberlegen
Und doch voll Segen
Und Erbarmen,
Erwiderte die Fee: „Ihr Armen
Kommt zur Ruh',
Das alles ging natürlich zu.
Öffnet die Augen heiter,
Seht den Begleiter
In Bettlertracht,
Den ich mitgebracht,
Und sagt an:
Kennt ihr den kleinen Mann?"
Was nun geschah, ein Wunder war,
Das unvergeßlich immerdar

Blieb jedem, der's erlebt' fürwahr.
„Hirzepinzchen!" rief das Elternpaar.
„Unser Prinzchen!" der Hofleute Schar.
In seiner Armut stand er da,
Seinen Lumpen, seinen Flicken,
Und dennoch mußte, wer ihn sah,
Ein Kind des Lichts in ihm erblicken.
Auf seiner Stirne war geschrieben:
Ich bin gekommen, euch zu lieben,
Zu nützen jedem, der mir naht,
Zu helfen, zu trösten mit Wort und Tat
Und freudig ihnen,
Die darben und leiden,
Zu dienen.
O welch ein Jauchzen nun erscholl
Aus tausend Kehlen freudenvoll,
In den Seelen der Eltern sprudelt ein Bronnen
Unaussprechlicher Wonnen.
Ein Jubeln gab's und Freudentränen,
Man konnte sich im Himmel wähnen.
Die gute Fee hat tief gerührt
Dem Vater und der Mutter zugeführt
Ihr liebes Kind und gesprochen mit Würde:
„Der Fürstenkrone Bürde
Wird in künftigen Tagen
Zum Segen der Menschen er tragen.
Ein Herrscher soll dereinst er sein,
So mächtig wie nur wenig sind,
Ein Schutz und Hort für groß und klein
In dieser Erde Last und Schmerzen:
Ein König über alle Herzen."
Damit wäre
Aus die Märe.

Nur noch etwas sagen
Muß ich und nachtragen.
Gar nie mehr grollte
Gehorch, und als geplagt von Alter und Gicht
Er sich hinlegen und sterben wollte,
Erlaubte nicht die Fee,
Daß es geschäh',
Machte wieder jung und gesund
Den braven Hund.
Die treuen Eltern aber, sie
Wurden alt gar nie,
Blieben jung bis an das Grab.
Das zu bringen
Zum Gelingen
War die Macht, die Liebe gab
Dem Prinzchen Hirzepinzchen.

Parabeln und Märchen

Die Mußmenschen.

Ein zum Tode verurteilter Verbrecher entsprang seiner Haft kurz vor dem Tage, an welchem er hingerichtet werden sollte, und gelangte auf der Flucht in ein wildes Bergland, dessen Geklüfte ihm Schutz vor den verfolgenden Häschern bot. Als der Hunger ihn zwang, seinen Schlupfwinkel zu verlassen und einen wirtlicheren Aufenthalt zu suchen, führte ihn sein Weg zu der Hütte eines alten Ziegenhirten, der dem halb Verschmachteten Gastfreundschaft gewährte. Der Alte wurde gesprächig, und erzählte unter anderem von einem merkwürdigen Lande, in welchem er viele Jahre seines Lebens zugebracht hatte. — In diesem Lande, sagte er, herrsche der Glaube an die Unfreiheit des menschlichen Willens. Dort maße sich keiner das Recht an, seinen Nächsten zur Verantwortung zu ziehen; niemand schreibe sich ein Verdienst zu; niemand zeihe sich einer Schuld; den Begriff von Gut und Böse gebe es nicht; es gebe kein Tun, sondern nur ein Geschehen; die Handlungen der Menschen werden genau so betrachtet wir Naturereignisse, als die notwendigen Folgen unabsehbarer, von Ewigkeit her wirkender Ursachen.

„So gibt es in dem Lande weder Gesetz noch Richter?" fragte der Verbrecher.

„Weder Gesetz noch Richter," antwortete der Hirt.

„Und Mord und Raub, wie werden sie beurteilt?"

„Nicht anders, als wie man Sturm und Wetterschlag beurteilt."

Da hatte der Verbrecher eine große Freude und rief: „Das ist ein Land für mich, in dem hätte ich geboren werden sollen. Dahin will ich gehen."

Sofort erkundigte er sich nach dem Weg, den er einzuschlagen habe, trat die Wanderung an und erreichte nach vielen Abenteuern und Fährlichkeiten eines schönen Sommermorgens glücklich sein Ziel.

Er betrat ein blühendes, sorgfältig bebautes Land. In der Nähe eines freundlichen Dorfes waren viele Leute mit dem Mähen einer herrlichen Wiese beschäftigt. Die Männer führten die Sense, die Frauen den Rechen, alle arbeiteten eifrig und mit sichtbarem Vergnügen.

Wie merkwürdig! dachte der Verbrecher, und fragte einen der Mäher: „Freund, warum plagst du dich?"

„Weil ich muß," antwortete jener.

„So? und wer zwingt dich?"

„Wer? Du meinst wohl, was mich zwingt. Mich zwingt das angeerbte Bedürfnis des Fleißes, mich zwingt die Einsicht, daß ich arbeiten muß, da ich leben muß."

„Habt ihr denn hierzulande keine reichen Leute, denen ihr wegnehmen könntet, was ihr braucht um zu leben, und noch etwas darüber?"

„Da würden wir," erhielt er zur Antwort, „dem Toren gleichen, der seiner goldene Eier legenden Henne den Hals abschnitt. So unvernünftig müssen nur Halbwilde handeln; wir sind ein uraltes Kulturvolk und müssen das Vernünftige tun."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich plötzlich ein Geschrei erhob, das durchaus nichts Kultiviertes hatte. Eine kleine hübsche Frau war mit ihrem Manne in Streit geraten und drosch mit den Fäusten, so stark und so schnell sie konnte, auf ihn los. Er wehrte sich nicht.

„Alle Wetter," sagte der Verbrecher, „diese Frau hagelt ja."

„Zu Zeiten. Die Motive, von denen sie veranlaßt wurde, als immerwährender Sonnenschein an unserem Ehehimmel zu prangen, wirken leider noch nicht permanent," entschuldigte der Geprügelte und machte ein sehr trauriges Gesicht, als jetzt ein hochgewachsenes Weib auf die kleine Frau zutrat, ihr trotz ihres Sträubens die Hände auf den Rücken band und sie wegführte.

Der Verbrecher allein hatte diesem Vorgang mit Neugier und Schadenfreude zugesehen; alle übrigen schenkten ihm nur geringe und unlustige Aufmerksamkeit.

Die Raststunde war gekommen; die Mäher ließen sich ins Gras nieder und begannen das Mittagessen, das Frauen und Kinder aus dem Dorfe herbeigebracht hatten, gemeinsam zu verzehren. Der Verbrecher setzte sich zu dem betrübten Ehemann, der nicht aufhören konnte, von seiner Gattin zu sprechen.

„Sie hat ihre Mutter früh verloren," erzählte er, „und ist vom Vater aus schwer belastet mit ererbtem moralischen Siechtum. Der Einfluß unserer Schule, dieses herrlichen Gartens, in welchem junge Menschenblumen unter der Leitung großer Künstler und Denker zur Entfaltung des schönsten Müssens herangebildet werden, hat sich als unzureichend zur Besiegung des Übels meiner armen kleinen Frau erwiesen."

„Deine männliche Oberherrlichkeit desgleichen," spottete der Verbrecher. „O du Starker, du Langmütiger! wie geduldig hast du dich mißhandeln lassen von einem schwachen Weiblein! Welchen Lohn gibt es bei euch für solche Tugend?"

„Lohn? Tugend?" erwiderte man ihm; „haben die Bewohner deines Landes nichts gelernt in der Flucht der Jahrtausende? Klebt man bei euch noch an so kindischen Begriffen? Wir sind ein uraltes Kulturvolk und wissen von ihnen längst nichts mehr."

Diese Entgegnung ergötzte den Verbrecher, und er sprach nun den Wunsch aus, zu erfahren, wohin die kleine Frau, die

so hübsch hageln konnte, geführt, und wer diejenige gewesen, von der sie abgeholt worden.

„Eine Krankenwärterin," antwortete der Mann, „und sie hat meine Frau ins Spital bringen müssen."

„Ist sie denn krank?"

„Gewiß. Hast du nicht gesehen, daß sie eine Krankheit hat, durch die sie gezwungen wird, mich zu schlagen?"

„Krankheit nennt ihr das?" rief der Verbrecher; „nun, wenn sie eine Krankheit hat, die sie zwingt, zu schlagen, habe ich eine Gesundheit, die mich zwingt, zu essen. So nehm' ich denn ungeladen an eurem Mahle teil."

Damit griff er in die Schüsseln, langte nach den Gläsern und aß und trank für Zehn.

Die Mußmenschen schienen erstaunt, ließen ihn jedoch gewähren. Als die Raststunde zu Ende war, gaben sie ihm eine Sense in die Hand und sagten: „Du hast gegessen, jetzt arbeite!"

Aber davon wollte er nichts hören. Er behauptete, sich fortwährend ausruhen zu müssen, bis zu dem Augenblick, in dem eine zusagende Tätigkeit sich ihm eröffne.

Die Arbeiter gingen wieder an ihre Beschäftigung; er blieb bei den Mädchen und Frauen zurück, die das Ordnen des Eßzeuges besorgten, fing an mit ihnen zu schäkern, machte einem jungen Weibe Liebesanträge und wollte, als dieselben abgewiesen wurden, sofort Gewalt brauchen.

Die Frauen riefen nach Hilfe; einige Männer stürzten herbei und entrissen dem Verbrecher sein Opfer. Da geriet er in Wut, zog sein Messer und konnte erst nach heftigem Kampf niedergeworfen und gebändigt werden.

Je wilder er gerast hatte, desto schonender war man mit ihm umgegangen. Alle bedauerten ihn: „Glücklich, die eines heilsamen Müssens sind," sprachen sie. „Du bist es nicht; dein Benehmen ist gemeinschädlich und macht dich reif für das große Spital."

Und wirklich wurde er nicht in das kleine Dorfspital, sondern nach dem Hauptspital in die Stadt gebracht.

Dort übernahm ihn ein Krankenwärter und führte ihn eine breite Treppe empor durch einen langen Gang, auf den viele Türen mündeten. An jeder Tür hing ein Rähmchen, und in jedem Rähmchen stak ein Rezept. Hinter den Türen hörte man jämmerlich klagen und stöhnen.

Dem Verbrecher wurde unheimlich zumute, und kleinlaut erkundigte er sich, was denn da geschehe?

„Es werden Erinnerungszeichen gepflanzt, lies nur die Rezepte."

Und er las: Dreimal täglich fünf Rutenstreiche. — Allabendlich zwölf Stockprügel. — Vierzehn Tage bei Wasser und Brot ... usw.

„Wie nennt ihr das?" rief er, „Erinnerungszeichen pflanzen? ... Hol' euch der Teufel!"

„Ich kenne die Wurzel nicht, aus der ihm ein zureichender Grund dazu erwüchse," versetzte der Wärter. „Die Erinnerungszeichen, die hier gepflanzt werden, verfehlen ihre Wirkung selten. Sie treiben so zwingende gesunde Motive, daß dieselben fast regelmäßig genügen, die ungesunden, die etwa in dem Rekonvaleszenten wieder auftauchen müßten, zu überwinden."

„Wenn sie aber nicht genügen?"

„Dann wird die Kur wiederholt, so oft wiederholt, bis der Eintritt der gesunden Motive das Selbstverständliche wird und die ungesunden, immer weiter zurückgedrängten, sich endlich gar nicht mehr melden."

„Wenn sie sich aber durchaus nicht zurückdrängen lassen?"

„Dann geht der Kranke den Weg der Unheilbaren."

„Was ist das für ein Weg?"

„Das ist der Weg zum Richtplatz."

„Pfui!" sagte der Verbrecher, „pfui! einen Richtplatz habt ihr auch?" Er sprach seinen Abscheu gegen dieses letzte Mittel

und gegen die ganze Motiv treibende Behandlung aus; der Wärter jedoch zuckte die Achseln und versetzte:

„Was ist zu tun? Wir Menschen sind einmal angewiesen, in Gesellschaft zu leben, und da wir es sind, müssen wir suchen, dieses Zusammenleben möglichst gedeihlich zu gestalten. Nun hat die Erfahrung uns gelehrt, das geschähe am besten, wenn Frieden, gegenseitige Rücksicht und Hilfbereitheit unter uns herrschen. So haben wir denn die ganze Kraft unseres Müssens auf die Erfüllung jener Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt gestellt. Gibt sich bei einzelnen ein ihr widerstrebendes Müssen kund, können wir es nur als ein krankhaftes ansehen, und müssen suchen, es zu kurieren."

„Durch Prügel und Fasten?" rief der Verbrecher.

Der Wärter bemühte sich, ihn zu beruhigen. „Wir befinden uns in der Abteilung der Schwerkranken," sprach er. „So scharfe Mittel wie hier werden nur ausnahmsweise angewandt. Bei unserer weit vorgeschrittenen Kultur genügt meistens eine leichte Behandlung zum Aufpflanzen eines dauernden Erinnerungszeichens und zur Heilung eines ungesunden Müssens."

„Ach, sprächst du wahr!" fiel ihm ein Mann ins Wort, der sich genähert und den letzten Satz seiner Rede mit angehört hatte. „An mir ist eure Kunst gescheitert. Ihr habt mich vor einem Jahr als geheilt von meiner Hochmutskrankheit entlassen, und heute schon habe ich in einem Zeitungsartikel mein eigenes philosophisches System auf Kosten aller bisher aufgestellten gelobt, und jene schmählich heruntergemacht. Gebt mir mein Geld zurück, oder nehmt mich von neuem in die Kur."

Der Wärter lud ihn ein, ihm ins Ordinationszimmer zu folgen, wohin er eben einen Fremden, der sehr krank sei, führen müsse. — Da brach der Verbrecher jedoch in helle Empörung aus. „Geht ohne mich!" schrie er, „ich habe des Spaßes genug." Er wandte sich und wollte entfliehen. Der Wärter lief ihm nach, hielt ihn fest; ein furchtbares Ringen entstand, und ehe die, aus

allen Zellen heraneilenden Kranken es hindern konnten, hatte der Verbrecher den Wärter erdrosselt.

Das war die letzte seiner Taten.

Nachdem die Spittler ihr wärmstes Mitleid mit seinem hochgefährlichen Zustand geäußert hatten, überwältigten sie ihn und schleppten ihn vor die Doktoren.

Einen Augenblick war dem Verbrecher seine Frechheit abhanden gekommen; angesichts der Sanftmut und Ruhe, mit welcher die Ärzte sich gegen ihn benahmen, kehrte sie wieder zurück, und er beantwortete voll Hohn alle an ihn gestellten Fragen.

Die Doktoren erklärten seinen Fall als einen unerhört schweren und diktierten eine allerdings schreckliche Behandlung. Er ließ sie ausreden, und schlug dann ein tolles Gelächter auf.

„Ihr habt euch umsonst bemüht," spottete er; „ich lasse mir eure Behandlung nicht gefallen, weil ich euren Anordnungen nicht unterstehe, weil ich ein freier Mensch bin."

Die Doktoren sahen einander erstaunt an: „Ein freier Mensch? was heißt das?" fragten sie.

„Das heißt, ihr Automaten, daß ihr eure Traktierungen an mir nicht versuchen dürft, weil ich nichts gemein mit euch habe, weil ich kein Mußmensch bin. Was ich getan habe, habe ich tun wollen und hätte noch ganz anders handeln können."

Bei diesen Worten bemächtigte sich der Versammlung ein maßloses Entsetzen.

„Weh über dich!" riefen die Doktoren; „du hättest das Ungesunde und Gemeinschädliche nicht tun müssen, und hast es dennoch getan? Ungeheuer! scheußliche Ausnahme des allweisen, allherrschenden Gesetzes!... Für dich haben wir keine Behandlung, du mußt den Weg der Unheilbaren gehen."

Der Verbrecher geriet außer sich, als dieses Verdikt über ihn gefällt wurde. „Da bin ich schön angekommen," sprach er. „Vermaledeites Mußpack! Tut man bei euch, was man muß,

wird man geprügelt; tut man, was man will, wird man gerichtet."

Noch vor dem Blocke schimpfte er fort.

„Hochmütige Kulturaffen, ihr seid ebenso dumm, wie bei uns die Leute sind. Euer Müssen und unser Wollen, eure Rezeptenschreiber und unsere Richter, es kommt auf eins heraus."

„Ja," erwiderte der Henker, „es kommt eigentlich auf eins heraus," und waltete seines Amtes.

Ein Vergleich.

Der Maulwurfshügel sprach zum Vulkan: „Du Weichling! Was tobst du und machst die Welt zum Zeugen deiner inneren Kämpfe? Auch ich habe die meinen, — wer aber hat mich jemals Feuer speien sehen?"

Zwei Gräber.

In ein Massengrab, das eben geschlossen werden sollte, wurde ganz zuletzt noch ein schmales Särglein gesenkt, und Leute, die der Arbeit zusahen, fragten: „Wer war der, der so wenig Platz beansprucht in der Mutter Erde?"

„Ja," antwortete ein Handlanger, „das war der Zeisi. Tagelöhner seines Zeichens, haben ihn aber nirgends behalten. Ist dann herumgezogen mit der Gitarre und hat in den Höfen der Häuser gesungen, um ein Stück Brot, um ein Paar Stiefel, sehr oft umsonst."

Wie der Mann so erzählte, trat eine verhüllte Gestalt heran, warf Blumen auf den schmalen Sarg und blickte lange wehmütig zu ihm nieder.

In ehrfurchtsvoller Scheu wichen die anderen zurück; ein überirdisches Wesen erschien sie ihnen; niemand wagte sie anzureden. Sie selbst aber sprach: „Hier ward ein Poet begraben."

Eine Stunde später kam, von einer unabsehbaren Menge begleitet, ein prachtvoller Leichenzug auf dem Friedhofe an. Der kostbare Sarg, ganz bedeckt mit Lorbeerkränzen, barg einen gefeierten Schriftsteller. Er wurde in die Gruft gesenkt, und der berühmteste Redner der Stadt weihte dem Dahingeschiedenen einen Nachruf voll dithyrambischen Schwungs.

Plötzlich hielt er inne ... Er hatte die Herrliche erblickt, die noch immer an der Ruhestätte der Armen stand.

„Gebt Raum," rief er ins Gedränge. „Die hohe Göttin, deren Gunst unseren großen Toten beglückte, naht heran, mit uns um ihn zu trauern. Gebt Raum der hohen Göttin!"

Die Anwesenden gehorchten, und sofort öffnete sich für die nächste, die edelste Leidtragende ein Weg zur Gruft.

Sie betrat ihn nicht — sie schüttelte das Haupt; über ihr schimmerndes Antlitz flog ein Lächeln himmlischer Verachtung, und sie sprach: „Der Tote war mir fremd; ihr habt einen Tagelöhner begraben."

Prometheus.

Als Prometheus nach langer Qual entfesselt vor den Beherrscher der Welten trat, nahm dieser ihn gnädig auf und hieß ihn fortan mit den Göttern hausen. Weil aber der Eid, den Zeus einst geschworen: Ewig solle der Titane an den Kaukasus geschmiedet bleiben, nicht gebrochen werden durfte, mußte Prometheus einen Fingerreif tragen, in welchem ein Steinchen aus dem Felsen gefaßt war, an dem er sein Märtyrertum erduldet hatte.

Lächelnd nahm er die leichte Bürde hin, — kein Leid mehr, nur noch des Leidens Symbol. Aber schwerer von Tag zu Tag wurde die anfangs kaum spürbare Last, und drückte endlich so schwer, wie Vulkans eherne Spangen getan.

Prometheus saß im Rate der Götter, und sie lauschten den

Sprüchen der Weisheit, die von seinen Lippen kamen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn; mit den Unsterblichen wohnte er im Reiche der Freiheit, des Lichtes, der Schönheit. Aber ein Blick auf den Ring an seiner Hand, und wieder lag er an den Felsen geschmiedet, und über seinem Haupte rauschte ein grauser Flügelschlag, und er fühlte den Griff der Geierklauen und das grausame Hacken des Geierschnabels in seinem Fleische.

Und aufschrie der Titane zum Weltenbeherrscher: „Ohnmächtiger Gott, der nur begnadigen und nicht entsühnen kann! Die Erinnerung an meine Schmach und Buße spottet deiner Huld!"

Eine Begegnung.

Der Hochmut ging eines schönen Tages spazieren. Er trug eine Krone aus Seifenblasen auf dem Kopf, und sie schillerten bunt und prächtig im Sonnenschein. An seinem purpurfarbigen Gewand hingen zahllose vergoldete Glaskugeln; die Plattfüße hatte er in Schuhe mit ungeheuren Haken gesteckt, und schritt auf ihnen so majestätisch einher, wie ein hölzerner König in der Puppenkomödie. Sein breites Gesicht strahlte von Selbstzufriedenheit, seine roten, fingerdicken Lippen waren verächtlich verzogen; aus halbgeschlossenen Lidern blickte er um sich, als ob nichts da wäre, der Mühe wert, ihm einen ganzen Blick zu gönnen.

Da kam ein Wesen ihm entgegen, bei dessen Erscheinen er stutzte. Ein Wesen von schlichtem Aussehen; bescheiden sein Gang, seine Haltung, seine Gebärde; schön sein Angesicht, auf dem ein edler Ernst und tiefinnerlichster Frieden sich malten.

„Weiche mir aus!" rief der Hochmut ihm zu.

„Gern," erwiderte der andere lächelnd, und gab Raum.

Dennoch fühlte der Hochmut sich verletzt: „Du lächelst? wie darfst du es wagen, zu lächeln in meiner Gegenwart?" schnaubte er und warf sich wütend auf den Beleidiger.

Dieser wehrte ihn nicht ab, regte sich nicht einmal, stand nur ruhig und fest. Der Hochmut aber stürzte zur Erde, und alle seine Seifenblasen zerplatzten, und alle seine Glaskugeln lagen in Scherben — er war an das Verdienst angerannt.

Die Fremde.

Durch die Straßen einer großen Stadt wallte eine majestätische, dicht verhüllte Gestalt. Sie war zum ersten Male zur Erde gekommen, sah zum ersten Male eine Ansiedlung der Menschen und irrte planlos auf der unbekannten Stätte umher. Plötzlich machte sie Halt vor einem Palaste, über dessen mächtigem Portal eine marmorne Statue sich erhob. Das Bildwerk stellte eine Frau in griechischer Gewandung vor. Ihre Augen waren verbunden, in der Rechten hielt sie eine Wage. Eine Inschrift auf dem Sockel der Statue hatte die Aufmerksamkeit der Fremden erweckt. Sie sah abwechselnd deren goldene Lettern und das steinerne Gebilde an, und je länger sie es tat, je mehr wuchs ihr Staunen.

Ein Mann, der atemlos daher gerannt kam, riß sie aus ihren Betrachtungen. Es war ein Beamter, der sich verspätet hatte, und der nun die Stufen zum Palaste schleunigst hinaneilen wollte.

Die Fremde hielt ihn zurück. „Wessen Bildnis ist dieses?" fragte sie und deutete nach der Statue auf dem Portal.

Den Beamten durchfröstelte es. Die Stimme, mit welcher die Verhüllte gesprochen, klang unsagbar hart und schauerlich und war mit keiner Stimme zu vergleichen, die jemals an sein Ohr getönt hatte. Er vergaß die vorgerückte Stunde; seine Angst vor der Strenge seines Hofrats war verschwunden. Stehenbleibend starrte er die Geheimnisvolle an und antwortete: „Es ist das Bildnis der Gerechtigkeit."

Ein Lachen erscholl, das ihm das Blut in den Adern gefrieren machte; doch fuhr er fort: „Unter ihrem Zeichen wird hier gewaltet."

„Von wem? — Wohnen Götter in diesem Hause?"

Der Beamte dachte an seine Vorgesetzten und an seine Kollegen, und mußte lächeln: „Nur Menschen," erwiderte er.

„Wie?" rief die Fremde, „Menschen walten im Namen Einer, die auf Erden nie war und nie sein wird? Menschen, blinde, irrende, üben das Amt der Allsehenden und Unfehlbaren?"

Wieder erklang das gräßliche Lachen. Durch den Schleier der Verhüllten hindurch drang der Strahl eines Feuerauges, vor dem der arme Beamte wie vom Blitz getroffen niederstürzte.

Als er zur Besinnung kam, war die Erscheinung verschwunden, und ein Wunder war geschehen. Die Statue über dem Portal hatte ihre Form verändert. Sie stellte nicht mehr die Gerechtigkeit dar; aber was denn? — Die Beamten zerbrachen sich vergeblich die Köpfe darüber. Endlich wurden Gelehrte befragt. Sie hielten eine lange Beratung und erklärten sodann einstimmig, die Statue sei nichts anderes als eine symbolische Darstellung der Notwehr, umgeben mit einer wunderlichen Mischung von Emblemen der Grausamkeit und der Barmherzigkeit.

Das Blatt.

Vom Winde getrieben flog ein welkes Blatt neben einem Vogel durch die Luft.

„Sieh," raschelte es triumphierend, „ich kann fliegen wie du."

„Wenn du fliegen kannst, so mache mir das nach!" antwortete der Vogel, wandte sich und steuerte mit kräftigem Flügel gegen den Wind.

Das Blatt aber wirbelte ohnmächtig dahin, bis sein Träger plötzlich den Atem anhielt und es in ein Bächlein fallen ließ,

das klar und munter durch den Wiesengrund jagte. Nun segelte das Blatt auf den Wellen und gluckste den Fischen zu: „Seht mich an, ich kann schwimmen, wie ihr!"

Die stummen Fische widersprachen ihm nicht; da blähte es sich auf und meinte: „Das sind anständige Kreaturen, die lassen einen doch gelten!"

Weiter glitt es, und merkte nicht, wie es dabei aufquoll und schon faul war durch und durch.

Die Siegerin.

Es kam einst zu einem ungeheuren, einem echten Titanenkampf. Alle Tugenden und alle Laster rangen miteinander auf Leben und Tod. Furchtbare Wunden klafften, in Strömen floß das Blut. Hinterlist und Tücke hatten die Gerechtigkeit überwältigt und ihr den Arm gelähmt. Zerfleischt von den Zähnen und Klauen des Hasses und der Eifersucht erstarb die Liebe; die Großmut röchelte unter den würgenden Händen der Habgier. Vielen Tugenden erging es schlecht an dem Tage, aber auch viele Laster meinten den Rest bekommen zu haben.

In der ganzen großen Heerschar blieb nur eine unversehrt; es war eine der Tugenden; es war die Güte.

Mit Steinen beworfen, von den Pfeilen des Undanks durchbohrt, hundertmal niedergezwungen, erhob sie sich immer wieder unverwundbar, unüberwindlich, und trat von neuem in den wütenden Kampf.

Es wurde Abend und Nacht; der Streit blieb unentschieden, die Streiter lagen erschöpft. Die Güte allein wandelte über die Walstatt, munter wie ein sprudelnder Quell, lieblich wie das Morgenrot und labte die Leidenden, und in dem Augenblick ließen sogar ihre Feinde es gelten: Die Stärkste bist du!

Verlorene Zuversicht.

Vor Jahren lebte in einer großen Handelsstadt ein Mann, dem alles, was er unternahm, gelang, den niemals ein Mißgeschick traf, der von Jugend an bis ins reife Alter nur Freude und Erfolg erlebte, und nur Dankbarkeit und Treue erfuhr. Plötzlich verwandelte sich sein Los; er sank ins Elend; er lernte den Undank und die Bosheit kennen, und allem, was er liebte, drohte Gefahr. Ebenso rasch jedoch, als er sich von ihm gekehrt, kam das Glück ihm zurück, ersetzte ihm alles zehnfach, was er verloren, überschüttete ihn und diejenigen die ihm teuer waren, von neuem mit seinen reichsten Gaben.

„Nun," fragte jemand, „bist du zufrieden? Du hast es wieder, dein Glück."

„Ach," antwortete er, „wo ist meine Zuversicht! Ich habe ein Glück wieder, das mich schon einmal verlassen hat."

Am Ziel.

Es war einmal ein reicher Mann, der am Wohltun eine so große Freude fand, daß er ihretwegen jede andere Freude, ja sogar jedes eigene Behagen aufgab. Er wohnte in einer Dachstube, nährte und kleidete sich ärmlich, und galt infolgedessen bei allen seinen Bekannten für einen abscheulichen Geizhals. Obwohl er das wußte, brachte er es doch nicht über sich, irgend jemandem einen Einblick in seine Vermögensverwaltung zu gestatten. Sich selbst gab er von derselben genaue Rechenschaft in einem Buche, das er sorgfältig führte, und das er denjenigen zu hinterlassen gedachte, deren Tadel ihn am meisten verdrossen hatte.

Er wurde alt, und am Ende seiner Tage und seines Reichtums angelangt, blieb das Buch sein Glück, seine Erquickung. Wenn er darin las, stiegen beseligende Erinnerungen vor ihm

empor; er sah Verzweifelte wieder hoffen, sah gebrochene Menschen sich aufrichten an seiner Hand. Und die toten Buchstaben belebten sich, und aus den stummen Blättern klang es wie leises Jauchzen heraus, wie hold geflüsterter Segen.

Die Sterbestunde des Greises kam; zum letzten Male griff er nach seinem Buche und dachte: ich gehe, aber du bleibst und wirst von mir erzählen. —

Da durchblitzte ihn plötzlich die Frage: und was? — daß mir unrecht geschehen ... den einen gleichgültig, den andern ein ewiger Stachel? Wem zum Nutzen? Keinem. Nur mir zum Nachruhm ...

Beschämt senkte er sein Haupt. Angesichts der großen Stunde, wie klein erschien ihm, womit er sich vertröstet hatte, viele Jahre hindurch! Wie klein, wie eitel!

Und nun verbrannte er das Buch, und freute sich, daß seine erlahmenden Hände noch die Kraft dazu fanden; und mit den verglimmenden Blättern zugleich erloschen seine Augen.

Eine dumme Geschichte.

I.

Vor langer Zeit lebte in einem deutschen Gau ein gewaltiger Ritter. Er hatte eine herrliche Burg; er hatte kühne und wehrhafte Knechte; er hatte weite Ländereien, die er alle selbst erobert, und große Reichtümer, die er alle selbst zusammengeraubt. Er hatte auch eine schöne und tugendsame Frau. Sie hieß Dina, die Erhabene, hätte aber eigentlich die Demütige heißen sollen. Still und fleißig waltete sie tagsüber am Herde und am Webstuhl, und wenn der Abend einbrach, stieg sie zum Söller empor und lugte aus nach ihrem reisigen Herrn.

Sobald sie ihn erblickte, ließ sie ihr goldgesticktes Taschenfähnlein wehen und eilte ihm entgegen in den Burghof. Dann

geleiteten sie und ihr Page den Ritter in sein Gemach, wo er sich auf das mit einem Bärenfell bedeckte Lager warf, seinem holden Weibe die Beine entgegenstreckte und sprach: „Stiefel!"

Und sie nahte in liebevoller Dienstbeflissenheit und zog ihrem Gemahl die, je nach der Jahreszeit, mit Staub, Kot oder Schnee bedeckten Stiefel aus.

Müßig (bis auf einiges Zähneknirschen) stand der Page, ein Jüngling, voll zarter Empfindung daneben und dachte: des sollt' sie sich doch nicht unterwinden, trotz aller Weibesgüte und Tugend, des doch nicht! Und mehrmals, hingerissen von seinen Gefühlen, wagte er's und erhob seine Stimme zu wohlgesetzter Rede:

„Überlasse mir, o Herrin, hochgemute, des Stiefel-Ausziehens unrühmlich Bemühen."

Aber sein Flehen verhallte unbeachtet, und was er darüber empfand, war ein tiefer Gram. Seine Heiterkeit verschwand; er wandelte dahin, wie er nie geahnt hatte, daß man wandeln könne — in Gedanken.

Und sein Sinnen war kein totes, vielmehr ein mit reichen Keimen belebtes, die nach Entfaltung rangen, wuchsen und endlich aus ihrem Schattenreiche hinaus in die wirkliche Welt gelangten, als die gereifte Frucht eines erfinderischen Geistes, als ein Werk!

Man hatte ihn gesehen, kleine Klötze zuhauen und in den sogenannten Pagenturm hinauftragen, und hatte ihn die Nächte hindurch bis zum frühen Morgen sägen, hobeln, raspeln gehört. Sein Tun blieb ein geheimnisvolles; er verweigerte jeglich Auskunft darüber, wurde sehr mager, und aus seinen Augen leuchtete jene Seligkeit, die durch das Bewußtsein eines von Erfolg gekrönten Strebens hervorgerufen wird.

Ein schöner Sommertag ging zur Neige; schon brach der Abend herein, als Hörnerklang ertönte; der Herr an der Spitze seiner Mannen kehrte heim. Er hatte sich erkältet, war ganz

heiser und sprach, vom Pferde springend, zu der ihm Willkomm bietenden Gattin: „Würzwein!“

Sie eilte, das Verlangte zu bereiten; er, von dem Pagen allein gefolgt, ging auf sein Zimmer. Als er sich dem Lager näherte, fiel ein seltsames Ding ihm auf, das vor demselben stand. Wie eine kleine Bucht zwischen vorgestreckten Landzungen war es gestaltet und ruhte schräg, aber fest, auf kurzen Füßen.

„Wer hat mir das gebracht, was ist das?“ fragte er.

„Ich habe es gebracht und gemacht,“ erwiderte der Page, und seine Wangen erglühten in freudigem Schöpferstolz: „O Herr, es ist ein Stiefelknecht.“

Er unterwies den Ritter im Gebrauche des neuen Hausgerätes, und der Ritter freute sich sehr darüber und zog zum puren Vergnügen die Stiefel gleich zweimal nach einander aus und an.

Er war eben im Begriff, die Vortrefflichkeit der Erfindung zum dritten Male zu erproben, als seine Hausfrau eintrat, den Würzwein in goldenem Becher auf silberner Platte tragend. Beinahe wär ihr beides entsunken.

„Was tut mein Herr?“ fragte sie, und ihre schönen Augen füllten sich mit Tränen, „sind meine Dienste meinem Herrn entbehrlich geworden? Vermag ein Stück Holz mich bei meinem Herrn zu ersetzen?“

Der Ritter entgegnete: „Nicht alleweil, nur in dem einen Fall.“

Aber dieser Trost tröstete sie keineswegs. „Wer hat die frevelige Erfindung ausgeheckt, die mich in irgendeinem Falle meinem Herrn entbehrlich macht?“ forschte sie mit Bangen.

„Der treueste Diener dein, — ich!“ stammelte der Page und warf sich ihr zu Füßen. Er bat um Gnade und Verzeihung und beteuerte die Lauterkeit seiner Absicht. Habe sie ihren Zweck verfehlt, so trage daran einzig und allein der Begriff schuld, den er von Frauenwürde hege.

Half alles nichts. Die Herrin blieb dabei, er habe sie um die Ausübung eines ihr werten Rechtes betrügen wollen und befahl ihm, das Werkzeug, welches arglistig dazu hatte dienen sollen, ins Feuer zu werfen.

Dieser Befehl war von einem Blick begleitet, der dem armen Jüngling das Herz zerschnitt und ihm verkündete, daß er die Huld seiner Herrin unwiederbringlich verloren hatte. Der bittere Schmerz, von dem nur die grausam Verkannten wissen, ergriff ihn, zugleich aber auch eine mächtige Liebe für sein Werk. Er trug es empor in seine Turmkammer, schrieb dem guten Stiefelknecht eine genaue Gebrauchs-Anweisung auf den Rücken und verbarg ihn in einer Vertiefung der Mauer, die er mit Steinen verlegte. Dann weihte er ihn tiefbewegt dem Verständnis kommender Geschlechter und entfloh beim ersten Morgengrauen.

Nie wieder hat man von ihm gehört; er ist vergessen und verschollen, ein Märtyrer seiner Erfindung.

II.

Hundert Jahre später hauste der Urenkel des gewaltigen Ritters auf der Burg. Er war ein friedfertiger Herr, der sich der Gelehrsamkeit befliß, und besaß eine kleine lebhafte Frau und zwei schöne Kinder. Diese spielten dereinst Verstecken im halb verfallenen Pagenturm, fanden dort im Schutte den Stiefelknecht und brachten ihn ihrer Mutter.

Die kleine Frau wunderte sich über das seltsame Ding, und da sie vor lauter Neugier lesen gelernt hatte, machte sie sich gleich daran, die Schriftzüge, mit denen es bedeckt war, zu entziffern. Dabei wurde ihr Gesicht immer freundlicher; plötzlich lachte sie laut auf, und ihre Kinder lachten mit; sie hüpfte und tanzte mit dem Stiefelknecht im Zimmer herum, und die Kinder tanzten und sprangen wie Böcklein und jubelten über den Jubel ihrer Mutter.

Der Freudentaumel hatte seinen höchsten Grad erreicht, da kam der Herr Vater von der Gesundheits-Promenade, die er täglich zu unternehmen pflegte, nach Hause. Er steckte den Kopf zur Tür herein und sagte:

„Unziemlich ist es zu jubeln und zu tanzen am Wochentage. Weichet hinweg zur Schulstube, ihr Kinder, und du, Thusnelda, Geliebte, zieh' mir die Stiefel aus."

„Schwerlich, schwerlich," sprach die kleine Frau und machte dazu einen komplizierten mittelalterlichen Knix, „für die Stiefel meines Herrn hat sich ein Knecht gefunden, die Magd kündigt den Dienst," und sie stellte den Stiefelknecht dem Gatten vor die Füße.

„Thuschen, wonnevoll," war alles, was er im ersten Augenblick hervorbrachte.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen, denn ihm schwindelte.

Vor seinem ahnungsvollen Geiste stieg ein neues Kapitel der damals noch völlig unbekannten Kulturgeschichte auf. Er sah alle Frauen dem Beispiel der seinen folgen, und alle Männer darauf angewiesen, sich ihrer Stiefel von einem fühllosen Instrumente entledigen zu lassen statt von liebender Hand.

„Mein armer Sproß," sprach er nach einer langen Pause und legte die Rechte auf seines siebenjährigen Söhnleins Haupt. „Die gefüge Magd kündigt den Dienst. Hast du's gehört und wird dir schlimm wie mir? Unfroher Zukunft reift mein Sproß entgegen; verschoben zwischen Mann und Frau ist das Verhältnis."

„Nur ein wenig zurechtgerückt," versetzte Thusnelda und streichelte ihres Töchterchens Locken.

„Mich jammert deines Irrwahns," klagte der Gatte, „hinweggetilgt mit der minniglichen Frauen Demut wird des Hauses Eintracht sein."

„Ja, ja," erwiderte sie, „die Eintracht zwischen Unterwürfigkeit und Gewalthaberei wird wohl hinweggetilgt sein."

Er sah sie mit großen, runden, bestürzten Augen an.

„Sollen wir hinkünftig auch die Kindlein in die Welt setzen und ihrer warten?" fragte er.

Die Frau schlug die Hände zusammen: „Gott steh mir bei! von den Lippen meines Hochgelahrten entfleucht Unsinn."

Und er wurde böse und sprach: „Wer hat dir solche Rede zu mir erlaubet? Meine Zornwut weckst du. Törichte Weiber! Preis zu erjagen gedenket ihr, und werdet sinken im Preise und sitzen bleiben alle! Kein mannlicher Mann wird werben um ein Gespons, das sein nicht magdlich pflegen will. Unweise und untergeordnet in allen Stücken dem Manne seid ihr Weiber. Was an euch ehren soll er, wenn nicht die Ehre, so ihr ihm bietet; was lieben an euch, wenn nicht die Liebe, so ihr zu ihm traget? ..."

Er wollte noch weiter reden, aber Thusnelda unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Schön Dank für dieses Geständnis, o du mein trauter, aufrichtiger Geselle!" sagte sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Die Ehegatten umarmten einander, während ihre Kinder sich in der entgegengesetzten Ecke des Gemaches prügelten, weil das Bübchen gesagt hatte, es werde nie eine Frau nehmen, die sich weigere, ihm die Stiefel auszuziehen, und das Schwesterchen ihm dafür eine Ohrfeige versetzt hatte.

„Laßt ab vom Kampfe, ihr Kinder," befahl der Vater. „Vernunft angenommen hat die reine Süße, Eure Mutter."

„O weh!" jammerte sie, ihr hübsches Köpfchen zur Achsel neigend. „Wie tut das Herz mir weh, daß ich eine Frau nur bin, und demnach unweise, demnach unfähig, Vernunft anzunehmen. So hat mein gelahrter Herr gesagt, und seinem Worte darf ich nicht zuwider handeln."

„Nicht zuwider handeln," murmelte der Gatte und versank in tiefes Sinnen. „O liebe Frau, die Folgen sind unabsehbar," sprach er endlich, seufzte und — bediente sich des Stiefelknechts.

Der junge Fürst.

Ein junger Fürst, der Liebling vieler Götter, übernahm, nach Jahren der Vorbereitung zu dem wichtigen Amte, die Regierung seines Reiches.

Von den Göttern geladen, fanden viele herrliche Gäste sich bei der Krönungsfeier ein, nur eine der Gerufenen blieb aus — die alte, gute Mutter Erfahrung. Sie behauptete, erst später kommen zu können.

Nachdem die Festlichkeiten vorüber waren, versprachen die Götter dem Fürsten noch die Gewährung der drei ersten Wünsche, die er zu ihnen emporsenden werde, und nahmen Abschied von ihm.

Er aber, wohl erkennend, worin seine Aufgabe bestand, ging an die Erfüllung derselben. Besser wollte er die Menschen machen und infolgedessen glücklicher. Zur Liebe wollte er sie erziehen, zum Mitleid; er wollte in jedem einzelnen einen Feuereifer für fremdes Wohl, eine freudige Achtung für fremdes Verdienst erwecken. Ein edles Beispiel alles Vortrefflichen leuchtete er seinem Volke voran und suchte es zu bewegen, ihm nachzufolgen. — Umsonst! Außer der kleinen Schar, die ihn von allem Anfang an begleitet hatte, schlug niemand seine Pfade ein.

Nach einem Jahr nutzlosen Strebens rief er zu den Göttern:

„Unüberwindlich böse Mächte vergiften mir mein Volk und lassen es nicht genesen von Unrecht und Leid. Nehmt die unheilbare Krankheit hinweg, die an ihm zehrt. Nehmt die Unverbesserlichen hinweg, nehmt jeden, der keiner einzigen guten Regung fähig, jeden, dessen Dasein nur Unheil und Übel für seinen Nebenmenschen ist."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er sie bereute, meinend, ein Todesurteil über viele Hunderte gefällt zu haben. Er lag bis zum Morgen auf den Knien und weinte vor den

Bildern seiner Götter. Dann begab er sich auf die Reise und fragte angstvoll in den Städten und Dörfern umher: „Sind heute nacht viele Leute gestorben?"

Und allenthalben hieß es: „Nicht mehr als gewöhnlich," und er wußte nicht, was er davon denken sollte.

Erst bei der Heimkehr in seinen Palast wurde er mit der Nachricht empfangen, daß einer seiner vertrautesten Räte plötzlich dahingeschieden sei.

Zwei Jahre verflossen; so fern wie je stand der König von seinen Zielen.

Und abermals betete er zu den Göttern:

„Ich seh' es ein, nicht an den ganz Verderbten scheitert der Fortschritt im Guten, dazu gibt es ihrer zu wenige. Seine wahrhaft unüberwindlichen Feinde sind die Lauen, die Gleichgültigen, die Selbstsüchtigen, diese tilgt hinweg, ihr Allmächtigen!"

Am nächsten Morgen begab er sich wieder auf die Reise und nahm seinen jüngeren Bruder mit, der ihm das Teuerste auf Erden war.

Das goldgeschirrte königliche Gespann flog schimmernd durch die Gefilde des reichsten und schönsten Landes, und auf allen Wegen und Straßen kamen lange Leichenzüge ihm entgegen und alle Totenglocken schallten, und kein Kirchhof, noch so groß, war groß genug, um alle Särge zu fassen, die ihm zugeführt wurden.

Wo der König sich zeigte, allerorten rief man ihm entgegen:

„O Herr, dein Reich ist entvölkert!"

„Es ist gereinigt!" dachte er, „das Unkraut ist ausgerottet, nun sollen goldene Saaten reifen ..."

„Eines nur noch, das letzte, gewährt mir, ihr Götter! Gleichen Sinnes mit mir laßt die Überlebenden sein, ein Streben beseele sie und mich ... Hab' ich noch einen Widersacher unter ihnen, gibt es einen, der mir je den Tod gewünscht — er sterbe!"

Laut sprach's der König, und wie vom Blitze des Himmels getroffen stürzte der blühende Jüngling an seiner Seite zusammen. Ein gräßlicher Schrei ertönte: „Du? — mein Bruder — du?"

Der Wagenlenker wandte sich entsetzt — Wahnsinn dräute ihm entgegen aus dem Antlitz seines Herrn, und wahnsinnig war, was sein Herr beging. Die Zügel riß er an sich und schleuderte sie über die feurigen, mühsam nur gebändigten Rosse hin und rief: „Lenkt ihr! lenkt euch selbst und mich!"

„Ins Verderben!" jammerte sein Diener in bleicher Todesangst, und den König ergriff ein Erbarmen, er hob den Zitternden empor und warf ihn hinaus aus dem Gefährt, ins hohe Wiesengras.

Er selbst jedoch, der Willkür der jagenden Rosse überlassen, stürmte dahin mit fliegenden Locken, den Fuß auf die Leiche des Bruders gesetzt. Stürmte vorbei an den Wohnungen der Menschen, über rasselnde Brücken, über Niederungen und Höhen, durch wogende Felder, durch die schweigende Öde. Endlich sausten die Rosse einen jähen, breiten Waldweg hinab und brachen in der Tiefe nieder, ein wilder, lebendiger Knäuel. Neben ihnen, besinnungslos, lag der König.

Als er zum Bewußtsein erwachte, war es Nacht, der Mond schien hell und leuchtend in den Talkessel hinein. Im Scheine seines weißen Lichtes entwirrte der König die Zügel und Stränge, in denen die Pferde sich verwickelt hatten, half ihnen auf und gab ihnen die Freiheit. Dann begrub er seinen Bruder unter den hohen Bäumen und wanderte fort; wanderte bei Nacht, verbarg sich bei Tag und gelangte bis an die äußerste Grenze seines Landes. In einem Dorfe tauschte er seine Kleider mit denen eines Hirten und lebte jahrelang unerkannt bald da, bald dort — pflegte die Kranken, betreute die Greise und die Kinder und wunderte sich, wenn er bei diesen Kindern Fehler wiederfand, die er meinte aus der Welt geschafft zu haben. Und er verwies sie ihnen teils mit Strenge, teils mit Sanft-

mut und stand ihnen liebreich bei im Kampfe menschlicher Schwäche mit menschlichem Vervollkommnungstrieb.

Er war ein reifer Mann geworden und ruhte eines Abends nach angestrengtem Tagewerk vor der Hütte, die er bewohnte, aus. Da näherte sich ihm ein Weib, steinalt aber rüstig, mit ernsten, klaren Augen, und wollte bei ihm bleiben und ihm dienen.

Und er, statt ihr zu danken, sprach vorwurfsvoll:

„Erfahrung, verläßlichste, unentbehrlichste Führerin, warum hast du dich fern von mir gehalten in den Tagen meiner Macht? — jetzt kommst du zu spät!"

Seufzend antwortete die alte Mutter:

„Das ist mein schweres, mein gewohntes Los!"

Kosmogonie.

I.

Im Urwalde tief verborgen befand sich ein großartiger Ameisenbau. Das Völkchen, das ihn bewohnte, war fleißig und weise, es hatte sich im Laufe der Jahrhunderte eine vortreffliche Verfassung und ebensolche Gesetze gegeben. Die Wissenschaften wurden in Ehren gehalten, die Künste gepflegt; so blühten sie denn auch und trieben reiche Früchte. Fortwährend entdeckten die Gelehrten ewige Wahrheiten, und die Künstler hörten nicht auf, unsterbliche Werke zu schaffen. „Eine Zivilisation wie die unsere," sagten die Ameisen, „kann nicht mehr untergehen. Künftige Geschlechter werden das Erbe antreten, es vermehren und im unaufhaltsamen Fortschritt zu einer Vollendung gelangen, von der sogar das ameisliche Ahnungsvermögen sich keinen Begriff machen kann."

In diesem Hochgefühle schwelgte die Nation, und es begeisterte sie zu immer neuen und edleren Bestrebungen.

Da ereignete es sich, daß eines Tages ein Löwe des Weges kam. Er bemerkte den Ameisenhaufen nicht und schritt gemächlich mit breiten Tatzen über ihn hinweg. Dabei wedelte er mit dem Schwanze, denn ihm war heiß, und wedelte den ganzen Bau samt seiner Kultur und den ewigen Wahrheiten und den unsterblichen Kunstwerken so gründlich fort, daß keine Spur von ihnen übrig blieb.

II.

„Schau," sagte ein Kolibri zu seinem Weibchen, das neben ihm auf einer Lianenblüte saß, „da hat ein großer Erdentreter eine Menge kleiner Erdentreter vernichtet."

Das Weibchen zwitscherte: „Schade! Diese kleinen Klümpchen sind so nett hin und her gerollt um ihren großen Klumpen; es schien fast, als ob sie es wären, die ihn wachsen machten. Ich habe mich manchmal gefragt," setzte sie nach einer Pause hinzu und bemühte sich, geistreich auszusehen, „ob sie sich nicht am Ende doch absichtlich bewegen und einen Willen und sogar einen Ansatz von Seele haben."

„Gerade soviel als die Blätter der Bäume. Die rühren sich auch zeitweise; sind deshalb sie die Ursache seines Wachstums?" spöttelte das Männchen. „Nein, geliebte Einfalt, schreibe ihnen nicht zu, was das alleinige Erbteil der ersten unter den geflügelten Lebewesen ist — der Vögel, und ganz besonders der Kolibri, weil sie die Feinsten, die Schönsten sind, und weil die Geschwindigkeit ihres Fluges mit der Geschwindigkeit des Schalles wetteifern kann. Für uns scheint die Sonne, für uns bringt die Scholle, das Wasser, die Luft Nahrung in tausendfältiger Gestalt hervor. Wir sind der Mittelpunkt alles Seienden, vollendete Vögel, angefangene Engel; denn als solche schweben die seligen Geister unserer Vorfahren um das Nest des höchsten Engels, nach dessen Vorbild wir geschaffen sind, der Himmel und Erde und das Schicksal jedes einzelnen Kolibris in seinen mächtigen Fängen hält."

Das Weibchen verstand ihn zwar nicht, bewunderte ihn aber doch sehr, beeilte sich auch, ihm Recht zu geben, denn sie befanden sich noch in den Flitterwochen.

Brautwahl.

I.

Es war einmal ein Märchenprinz, der edelste, schönste, liebenswerteste von allen, die es je gegeben hat. Als er sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ließ die Königin, seine Mutter, ihn rufen und sprach zu ihm:

„Die Zeit ist gekommen, in welcher du eine Lebensgefährtin wählen und einen Hausstand gründen sollst. Bekanntermaßen findet man die besten Frauen, die es heutzutage gibt, auf dem Planeten Erde. Dort lebt auch die holde, dir bestimmte Braut, ein Wesen, lieber Sohn, dir gleich an Seelenadel."

Der Prinz errötete aus Bescheidenheit, und die Königin fuhr fort:

„Aber nicht ohne weiteres kann ein so köstliches Gut dir zuteil werden, du mußt es dir verdienen."

„Wodurch, o Mutter?"

„Durch rastloses Suchen, o Sohn."

„In welcher Gegend der Erde?"

„In Europa."

„Auf dem Lande; in den Städten?"

„In einer Hauptstadt, unter den Töchtern des höchsten Adels. Du weißt genug, nun gehe, mein Sohn."

Aber dieser rief: „Und das Erkennungszeichen? ... Nur das noch sage mir; woran erkenn' ich sie?"

Die Königin stieg von ihrem Throne nieder und flüsterte ihrem Sohne einige Worte ins Ohr.

II.

In den vornehmsten Gesellschaftskreisen einer großen Stadt war plötzlich ein junger Mann aufgetaucht, der allenthalben Liebe und Bewunderung erweckte. Alle historischen Namen wurden von dem seinen, der dem Mythus angehörte, verdunkelt. Sein Stammbaum war so lang, daß er nicht einmal in der längsten Straße der Stadt ganz aufgerollt werden konnte; sein Reichtum schien unermeßlich, seine Großmut war es. Hochgeboren, edel und reich, was brauchte er außerdem noch zu sein, um die Herzen der Töchter und die Zustimmung der Eltern im Sturme zu erobern? So ritterlich und so bescheiden wie er hatte noch nie ein Mann den jungen Damen den Hof gemacht. Was sie aber am meisten an ihm entzückte, das war seine Heiterkeit und sein Witz. Daß er den letzteren stets auf Kosten des lieben Nächsten übte, daß der himmlische Prinz ein Spötter war, hatten sie bald entdeckt und bemühten sich aus vollen Kräften, diesen fadendünnen Spalt an dem Panzer seiner Vollkommenheit zu erweitern.

Dies geschah aus weiblichem Instinkt.

Jedes Edelfräulein, mit dem er gelacht und gescherzt, war überzeugt, seiner Schwäche am geschicktesten geschmeichelt und damit sein Herz gewonnen zu haben. Doch keine dieser Hoffnungen erfüllte sich, und eines schönen Tages war der Prinz ebenso plötzlich wie er gekommen — verschwunden.

III.

Dasselbe wiederholte sich in vielen anderen Städten. Der Prinz begann seine Freudigkeit einzubüßen, sein Witz wurde immer schonungsloser, er spottete nicht mehr, er lästerte. Sein Erdenwallen, das fühlte er wohl, machte ihn nicht besser, und am meisten kränkte ihn, daß er nur in seinen eigenen Augen an Wert verlor. Die Väter, die Mütter, die Töchter trieben nach wie vor Abgötterei mit ihm und verehrten jedes seiner Worte.

„Ewiges Einerlei!" sagte er oft laut vor seinem ganzen Gefolge. „Ich werde heimkehren zu meiner königlichen Mutter als alter Junggeselle."

Und wirklich begann er zu versauern wie ein solcher.

Endlich ergriff ihn ein ungeheurer Ekel. „Laß satteln! Unsere Wolken vor! Die schwärzeste für mich!" befahl er seinem Oberstallmeister. „Wir reiten!"

„Heute, Euer Hoheit?" versetzte der Würdenträger. „Ist heute nicht Hofball, den Eure Hoheit besuchen müssen?"

Der Prinz gab das zu und ging auf den Ball. Aber er tanzte nicht, schwatzte nicht, lachte nicht. Er stand in einer Ecke, sah den schönen, jungen Damen, die im Takt an ihm vorüber schwebten, traurig nach und seufzte: „Keine, keine einzige!"

IV.

Die Melancholie des Prinzen war aufs Höchste gestiegen, als er plötzlich am anderen Ende des Saales ein liebliches Mädchen erblickte, das ruhig dasaß und, wie er, dem Tanze zusah. Sie jedoch tat es mit heller Zufriedenheit und schien seelenvergnügt.

„O Seele!" dachte der Prinz, „wie schön mußt du sein, um dich so zu vergnügen am Vergnügen der andern!" Sanft aber unwiderstehlich angezogen, trat er vor das liebliche Mädchen hin, verbeugte sich und fragte: „Sie tanzen nicht, mein Fräulein?"

Sie stand auf, erwiderte seine Höflichkeit und, nachdem sie sich wieder gesetzt hatte, auch seine Frage: „Nein, mein Herr."

„Und warum nicht?"

„Weil ich keinen Tänzer bekommen habe," antwortete sie voll heiterer Gleichgültigkeit; und wie sie den Prinzen dabei mit ihren unschuldigen Augen anblickte, wurde ihm wohler, als ihm noch je auf Erden geworden war.

„Keinen Tänzer heute?"

„Heute nicht und nie," und sie lachte so hell, daß er meinte, die goldenen Zauberglöcklein auf dem Turme seines heimatlichen Schlosses den Morgen begrüßen zu hören.

Er sah nieder zu ihren wunderschönen Füßchen und sagte, nachdem er dieselben mit großer Aufmerksamkeit betrachtet: „Sie tanzen gewiß gern und ausgezeichnet?"

„Sehr gern, o ja, und nicht schlechter als eine andere."

„Und dennoch werden Sie nicht aufgefordert? Warum, warum?" rief der Prinz, immer mehr in Feuer geratend, und ergriff ihre Hand.

Die Kleine erschrak, senkte die Augen und murmelte so undeutlich, daß nur einer, der im Begriff ist, sich zu verlieben, es verstehen konnte: „Weil ich langweilig bin."

„Langweilig? ... O, mein Fräulein! ..." Flammende Röte brannte auf seinen Wangen, ein unterdrücktes Jauchzen drang aus seiner Brust: „O, mein Fräulein, dann erlauben Sie mir für den ganzen Abend an Ihrer Seite Platz zu nehmen."

V.

Man ließ sie nicht lange in Ruhe plaudern. Eine junge Dame nach der andern kam heran und verriet auf mehr oder minder feine Weise ihr Erstaunen darüber, daß einer, der die Wahl unter Adler- und Schwanenjungfrauen frei hatte, sich mit einem Gänschen beschäftigen mochte.

Wie auf Verabredung ließen sie ihren Witz sprühen, daß es nur so prasselte. Die Funken stoben, fielen über manchen guten Namen her und vernichteten ihn.

Und der Prinz, ach der Prinz stimmte ein. Er sah die Stirne seiner lieblichen Nachbarin sich verfinstern, aber er stimmte ein. Ja, er fand ein teuflisches Gefallen daran, jede geistreich vorgebrachte Bosheit zu überbieten. Es gelang ihm beispiellos. Der Genius der Verleumdung schien über ihn gekommen, und er brachte dessen grausamste Eingebungen mit unbändigem

Übermute vor. Seine Zuhörerinnen stutzten, kicherten, erröteten. Viele gaben sich Mühe, eine leise Schadenfreude zu verbergen; das waren die Pfiffigen, die Klugen, die hatten längst „so etwas" bemerkt. Einige fühlten Mitleid und Bedauern, andere waren erstaunt.

Ein Zweifel an dem Schlechten, das er aussagte, stieg in keiner auf, in keiner einzigen.

Und doch! — in einer doch — in der Lieblichen, die der Prinz, so lange er sprach, kaum anzusehen gewagt hatte. Sie erhob sich klopfenden Herzens, Tränen des Zornes standen in ihren Augen. —

„Von allem, was Sie da behaupten," sagte sie kühn und laut, „glaube ich nichts!"

„Nichts? ... von allem nichts?" ... Er stieß einen Schrei aus, der an den Wänden des Saales widerhallte wie himmlische Musik, warf sich auf die Kniee vor seiner anmutigen Gegnerin und umfaßte mit beiden Armen ihre zarte Gestalt.

„Du bist es!" rief er. „O Mutter — die ist's — die gab mir das Erkennungszeichen!"

Im selben Augenblick öffnete sich die Decke, und auf ihrem mit Feuervögeln bespannten Sonnenwagen kam die Märchenkönigin herbeigeflogen.

Vor ihrer blendenden Erscheinung senkten sich alle Augen, nur die des Brautpaares nicht. Der Prinz führte seiner Mutter die Erwählte zu, und die Königin küßte sie dreimal und sprach:

„Ich wußte wohl, daß es eine lange Trennung von meinem Sohne galt, als ich ihn zur Erde sandte, eine junge Dame zu suchen, die an Verleumdung nicht glaubt. Sei mir gegrüßt, du holde Seltenheit!"

Die Königin hieß ihre Kinder einsteigen, die Feuervögel entfalteten ihre Schwingen und trugen die Glücklichen in das schöne Feenland, aus dem die Verleumdung verbannt ist, und wo sogar die jungen Damen schweigen, wenn sie von ihrem Nächsten nichts Gutes zu sagen wissen.

Wertbestimmung.

In einen mit Kreuzern gefüllten Sack geriet zufällig einmal ein Dukaten. Nachdem er einige Zeit bei ihnen geweilt hatte, sagten sie: „Wir müssen unserem Gastfreunde einen Rang anweisen; laßt uns denn zuvor seinen Wert bestimmen."

Die Alten, die Patinierten traten zusammen, berieten lange und brachten es endlich zu dem Vorschlage:

„Der gelbe Bursche ist zwar schwächlich, doch beantragen wir, ihn um seines hellen Klanges und seiner feinen Legierung willen ebenso viel gelten zu lassen wie Unsereinen."

„Von meinesgleichen werde ich höher gehalten," wagte der Dukaten einzuwenden, und sogleich brachen die neuen, blanken Kreuzer, die schon über den Vorschlag der alten gemurrt hatten, in einen Sturm des Unwillens aus.

„Was geht uns an, wie deinesgleichen dich schätzen," riefen sie. „Im Kupferlande gilt das Gold ein für allemal — nichts."

Das wurde zum Gesetz erhoben.

Geschieden.

Der Glauben und die Liebe waren einst ein Paar, und führten die glücklichste Ehe. Eines Tages sprach der Glauben: „Ich muß wandern, ich muß mich über die Erde verbreiten," und die Liebe bat: „Nimm mich mit." Er aber erwiderte: „Das kann nicht sein. Ohne dich bin ich stärker; allein ist der Held."

Er ging und verirrte sich unterwegs in Nacht und Finsternis, und als er heimkam, erkannte die Liebe ihn kaum wieder, so sehr hatte er sich verändert — auch gegen sie. Sie hatte ihre Macht über ihn verloren.

Seitdem wendet er sich gar oft von ihr ab. Finden sie sich

flüchtig zusammen, geschieht es nur, um sich bald wieder zu trennen.

Ihr Bund war Segen, ihre Uneinigkeit ist Fluch, und die Menschenkinder fühlen ihn schwer.

Des Kleinen Lob.

Einige Künstler und Kunstfreunde standen vor dem Moses des Michel Angelo. Die einen liehen ihrer Begeisterung Worte, die andern schwiegen von Ehrfurcht übermannt. Es war auch ein Drechsler aus der Vorstadt da, der blinzelte zu dem mächtigen Bildwerk empor, musterte es eine Weile und sprach dann mit Gönnermiene: „Recht nett!"

Besessen.

Ein Jüngling hatte ein schönes, treues Liebchen, strebte aber der Gunst einer Göttin nach. Diese wies ihn ab und sagte: „Wie kannst du glauben, daß ich mich einem Menschen huldreich erweisen werde, dessen Herz ich teilen müßte mit einem irdischen Weibe?"

Da verstieß er seine Geliebte, rief die Göttin wieder an und fragte: „Wirst du mich belohnen für das Opfer, das ich dir gebracht habe?"

„Schon deshalb nicht, weil du Lohn erwartest," erwiderte sie. „Ein Recht auf mich läßt sich nie und durch nichts erwerben."

„Ich spreche auch nicht von Recht," versetzte der Jüngling „ich flehe um deine Gnade."

Die Göttin ließ ihr heiteres Lachen erschallen: „Behilf dich einstweilen ohne sie. Du hast genug andere Güter; du hast teure Eltern, Geschwister, Freunde, ein schmuckes Heim, Reichtum, Jugend, Gesundheit."

Nun verschenkte er alles, was er besaß, nahm auf Nimmerwiedersehen Abschied von den Seinen und folgte der Göttin nach — aus weiter, weiter Entfernung.

Weil er nichts anderes mehr zu opfern hatte, opferte er ihr den Schlaf seiner Nächte und das Rot seiner Wangen, wachte und sang vor den Altären der Unsterblichen, verkündete ihren Ruhm und rief die Welt zum Zeugen seiner Anbetung und seiner ringenden Qual.

Aber seine Lobpreisungen und seine Klagen blieben ohne Widerhall, denn die Göttin hatte die Lippen, denen sie entströmten, nicht geküßt. Das Alter kam, zehrte an seiner Kraft bleichte ihm die Locken, seine Sehnsucht blieb jung und heiß und sie, deren Schrei die Ruhe des Himmels stört, zwang die Unsterbliche einmal wieder zu ihrem treuesten Diener herab.

Er warf sich ihr zu Füßen und flehte:

„Einen freundlichen Blick gewähre mir, ein holdes Lächeln, damit mein Leben nicht ganz verloren sei!"

„Wenn verloren, ist's meine Schuld?" fragte sie. „Warum wandelst du auf meinen Spuren. — Wann rief ich dich? — Laß ab von meinem Dienste, unberufener Knecht!"

Zürnend schritt sie hinweg, und er stand auf und folgte ihr.

Die Nachbarn.

Der Blonde und der Braune waren Nachbarn; jeder von ihnen stand an der Spitze eines gutmütigen Hirtenvolkes. Sie tauschten nach Bedarf die Produkte ihrer Ländereien und blieben einander stets hilfreich in Not und Gefahr.

Niemand hätte bestimmen können, welchem von beiden ihr Bündnis mehr Nutzen brachte.

Eines Tages, im Herbste, begab es sich, daß ein heftiger Sturm großen Schaden anrichtete im Walde des Braunen.

Viele junge Bäume wurden entwurzelt oder gebrochen, viele alte Bäume verloren mächtige Äste.

Der Herr rief seine Knechte; sie sammelten die dürren Reiser und schichteten sie in Bündel.

Aus dem frischen Holze aber wurden Stöcke zugehauen. Im Frühjahr sollten sie verwendet werden zu einem neuen Zaune für den Hühnerhof der braunen Herrin.

Nun wollte der Zufall, daß ein Diener des Blonden die Stöcke in die Scheune bringen sah. Ihre Anzahl schien seinen etwas blöden Augen ungeheuer. Von Angst ergriffen lief er heim und sprach zu seinem Gebieter: „Ein Verräter will ich sein, wenn der Nachbar nicht Böses wider uns im Schilde führt!"

Er und andere ängstliche Leute, — es waren auch Weise darunter, — schürten so lange das Mißtrauen, das sie ihrem Herrn gegen den Freund eingeflößt hatten, bis jener sich entschloß, zu rüsten gegen die vermeintlich Gerüsteten.

Eine Scheune voll von Stöcken hatte der Braune; der Blonde wollte drei Scheunen voll von Stöcken haben.

Holzknechte wurden in den Wald geschickt. Was lag ihnen an seiner hohen Kultur? Ihnen tat es nicht leid, einen jungen Baum zu fällen, ihm die aufstrebende Krone abzuhauen und die lichtsuchenden Äste und die Zweige mit den atmenden Blättern.

Nach kurzer Zeit war der Wald verwüstet, aber der Blonde hatte viele tausend Stöcke.

Wie es ihm ergangen war, erging es nun seinem ehemaligen Freunde. Die Klugen und die Törichten, die Verwegenen und die Zaghaften im Lande, alle schrieen: „Es ist deine Pflicht, Herr, dafür zu sorgen, daß uns der Tag des Kampfes reich an Stöcken finde!"

Und der Braune und der Blonde überboten einander in der Anschaffung von Verteidigungsmitteln, und bedachten nicht, daß sie endlich nichts mehr zu verteidigen hatten, als Armut und Elend. Weit und breit war kein Baum zu erblicken,

die Felder waren unbebaut; nicht Pflug, noch Egge, noch Spaten gab es mehr, alles war in Stöcke verwandelt.

Es kam so weit, daß die größte Menge des Volkes zu Gott betete: „Laß den Kampf ausbrechen, laß den Feind über uns kommen, wir würden leichter zugrunde gehen unter seinen Stöcken, als unter den Qualen des Hungers!" —

Der Blonde und der Braune waren alt und müde geworden, und auch sie sehnten sich im stillen nach dem Tode. Ihre Freude am Leben und Herrschen war abgestorben mit dem Glücke ihrer Untertanen.

Und einmal wieder trieb der Zufall sein Spiel.

Die beiden Nachbarn stiegen zugleich auf einen Berg, der die Grenze zwischen ihren Besitzungen bildete.

Jeder von ihnen dachte: Ich will mein armes, verwüstetes Reich noch einmal überschauen.

Sie kletterten mühsam empor, kamen zugleich auf dem Grate des Berges an, standen plötzlich einander gegenüber und taumelten zurück ... Aber nur einen Augenblick. Ihre abwehrend ausgestreckten Hände sanken herab und ließen die Stöcke fallen, auf welche sie sich gestützt hatten.

Die ein halbes Jahrhundert in Haß verkehrte Liebe trat in ihr altes Recht. Mit schmerzvoller Rührung betrachtete der Freund den Freund aus halb erloschenen Augen. Nicht mehr der Blonde, nicht mehr der Braune! Wie aus einem Munde riefen sie: „O, du Weißer!" und lagen Brust an Brust.

Wer zuerst die Arme ausgebreitet, wußten sie ebensowenig, als sie sich besinnen konnten, wer dereinst die ersten Stöcke aufgestellt wider den anderen. Sie begriffen nicht, wie das Mißtrauen hatte entstehen können, dem alles zum Opfer gefallen war, was ihr Dasein und das der Ihren lebenswert gemacht hatte.

Eines nur stand ihnen fest: die niederdrückende Überzeugung, daß nichts auf Erden ihnen ersetzen konnte, was die Furcht vor dem Verlust ihrer Erdengüter ihnen geraubt hatte.

Der gute Feind.

Der verkörperte Tadel — übrigens ein ehrlicher Bursche — begegnete einem jungen Poeten, erhob sofort seinen Knüttel und bläute den ahnungslos Dahinschreitenden tüchtig durch. Wenn aber der Tadel nichts weniger als ein Höfling war, so war der Poet nichts weniger als ein Weichling. — Jetzt weiß ich, dachte er, wo ich zu treffen bin, und will mir die Lehre zunutze machen.

Er kühlte seine brennenden Striemen an der nächsten frischen Quelle und schritt unverdrossen weiter.

Nach langer Zeit stieß er einmal auf das verkörperte Lob. Das hatte leider seinen unentbehrlichen Halt, den Takt, zu Hause gelassen und ergoß sich so lawinenartig über den Dichter, daß er sein Gleichgewicht verlor. Nicht genug. Immer in der besten Absicht, und beeifert, der Welt zu zeigen, mit welcher Berechtigung sein Hymnus ertönte, nahm das Lob ein Seziermesser und öffnete dem Poeten das Herz.

Der Sterbende aber rief: — „O Tadel, mein guter Feind, singe du meinen Grabgesang!"

Ohne Vorschule.

Ein Töpfer hatte zwei faule Söhne, die das väterliche Handwerk durchaus nicht erlernen wollten. Sein Nachbar, ein Schuster, dem er sein Leid klagte, tröstete ihn: — „Schickt sie mir. Vielleicht haben sie zu meinem Handwerk mehr Lust als zu dem Euren."

Der Töpfer folgte diesem Rate; aber seine faulen Söhne sträubten sich auch gegen den Unterricht, den sie beim Schuster und ebenso bei einem Sattler, einem Schneider, einem Schlosser, einem Glaser nehmen sollten, zu denen sie nach und nach in die Lehre kamen. Sie hielten es nirgends aus; sie blieben

dabei: — „Wir wollen keinen anderen Beruf ergreifen, als einen, zu dem man nichts zu lernen braucht."

Endlich sagte der Vater in seiner Verzweiflung: „Auf dem Dorfe finde ich nimmermehr, was ihnen paßt, ich will mich in der Stadt umsehen."

Er ging mit seinen beiden Söhnen und kam bald darauf allein zurück.

„Habt Ihr sie untergebracht?" fragten die Nachbarn, und er antwortete: „Jawohl." — „Und in welcher Art? Was ist das für ein Beruf, zu dem man nichts zu lernen braucht? Doch wenigstens einer, der Euch ein großes Anlagekapital wird gekostet haben?"

„Je nun," erwiderte der Töpfer, „meinem Peter habe ich Papier, Federn und Tinte kaufen, und meinen Paul einen schwarzen Anzug machen lassen müssen. Der Peter ist nämlich Schriftsteller, und der Paul Landtags-Abgeordneter geworden."

Palemon.

Palemon, der Maler, hatte ein Bild vollendet, welches er „Die Königin des Orients" nannte.

Zenobia war auf demselben dargestellt, wie sie, umringt von ihren Feldherren, Magiern, Wahrsagern, Künstlern und Gelehrten, die Huldigung der ihr unterworfenen Völker empfing. Das Gemälde erweckte Entzücken bei Laien und bei Kennern. Die letzteren lobten besonders die Charakteristik.

„Wenn man," sagten sie, „die ganzen Figuren samt Gewändern und Kopfschmuck verdecken, und nur die Gesichter unverhüllt lassen würde, jeder Kenner der ruhmvollen Vergangenheit unseres Vaterlandes müßte ausrufen: Diese ehernen Züge können nur die des Kriegshauptmanns Phuhl, und jener kann nur Kalassar der Fürst sein, von dessen Taten unsere Ge-

schichte erzählt, und dieser, Divonibar, der unfehlbare Magier. Und dort — o, das ist sie, Zenobia die Große, die Einzige, deren Anblick uns auf die Kniee niederzwingt. An den Stufen ihres Thrones steht Longinus, der Rhetor. Seht um seine Lippen den Genius der Beredsamkeit schweben!"

Palemon lächelte zu diesem Lobe: „Wäret ihr doch in meine Werkstatt gekommen und hättet meine Modelle gesehen," sprach er. „Wisset, jener Kopf, von dem ihr meint, er müsse der des berühmten Redners sein, ist der Kopf meines stummen Pferdelenkers; zum Vorbilde der keuschen Zenobia, vor welcher ihr in Anbetung versinkt, hat mir die Tänzerin Myra gedient; zu dem des Magiers ..."

Die Kritiker fielen ihm ins Wort: „Um so höher preisen wir dich, du Maler des Unsichtbaren. Zweiter Prometheus, der die Gebilde seiner Hand zu beseelen versteht mit Funken himmlischen Feuers. Seht sie leuchten aus der niederen irdischen Form! Seht auf vergänglichen Stirnen unsterbliche Schönheit thronen. Aus den Augen einer Hetäre grüßt uns der Geist der großen reinen Zenobia, der Mund eines stummen Knechtes spricht Worte des Lebens."

Ein fremder Kunsthistoriker, der von weither gekommen war, um das Bild Palemons zu sehen, erhob seine Stimme: „Toren, veraltete Schwärmer!" rief er, „wo bleibt bei dieser Auffassung die Wirklichkeit, die Natur? Glaubt nur: Derjenige, unter dessen Pinsel eine Zenobia zur Hetäre und ein feiner Denker zum rohen Tölpel wird, steht der Wahrheit näher als ihr."

Die einheimischen Kritiker wollten den Fremden sofort steinigen; aber Palemon hielt sie davon ab:

„Das wäre das Rechte — totmachen, den man nicht widerlegen kann. Nicht kann!" donnerte er die Einwendungen seiner Anhänger nieder, „es sei denn, ihr wüßtet, was vorherrscht auf Erden: Licht oder Schatten, Blüte oder Fäulnis, das Gute oder das Böse. Aber ihr und der und ich, wir wissen

es nicht, wir glauben nur, und die Jünger dieses Fremden tun wie die meinen, sie schaffen im Sinne ihres Glaubens. Ihr großer Irrtum jedoch ist es, daß sie sich für die einzigen Vertreter der Wahrheit in der Kunst halten, weil sie malen und bilden, was jeder, auch der Gemeinste, sieht. Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur, wie sie, wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: einen edlen Zug im Angesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen. Unsere alte und das, was sie die neue Kunst nennen, können übrigens nebeneinander bestehen und sind, wie mich dünkt, Schwingungen desselben Pendels.

Das Beste.

Zu dem Erdgeist Gaeus war das Mondwesen Elanuh zu Besuch gekommen. Sie flogen zusammen durch die herrlichsten Gegenden der Erde, und Elanuh, entzückt von dem Anblick der Wiesen, der Wälder, der Flüsse und Seen, rief aus: „Sie haben einen schönen Wohnplatz, die Menschen, es muß sich gut auf ihm leben lassen."

„Ja wohl," erwiderte der Erdgeist mit Stolz, „besonders dann, wenn sie, die atmen in dieser reichen Natur, mit ihrer höchsten Kraft begnadet und fähig sind, das Beste, das es gibt, zu empfinden."

„Was ist das Beste?" fragte Elanuh.

„Die Liebe," entgegnete der Erdgeist.

Während ihres Gespräches schwebten sie über den Dächern einer großen Stadt. Auf einem Hügel, das Häusermeer beherrschend, erhob sich ein fürstlicher Palast. Elanuh flog über das vergoldete Gitter, das denselben umringte, ließ sich an einem der Fenster hingleiten und guckte voll Neugier in ein prunkhaft eingerichtetes Schlafgemach.

Da sah er ein Weib auf dem Boden liegen, ein reizvolles Weib, in der Fülle des Lebens. Sie raufte ihr Haar und rang verzweiflungsvoll die Hände vor einem Christusbilde an der Wand, und betete:

„Gib es nicht zu, o Herr! Errette mich! Laß mich nicht unterliegen in Schmach. Nimm mich zu dir, eh' ich verderbe! ... Denn ich verderbe, Herr — ich bin verloren. Ich war eine treue Frau, eine gute Mutter, und bin nun verloren. — Herr! Herr! ... Der du für uns geblutet hast, sieh meinen Undank ... Lasse deine Blitze auf mich niedersinken — ich frevle, indem ich zu dir bete, denn während des Gebets denk' ich nur Sünde ... Töte mich, retten kannst du mich nicht mehr!"

Sie zerriß ihre prächtigen Gewänder und raste in Verzweiflung gegen sich selbst.

Elanuh wandte sich ab und sprach zu Gaeus: „Die Unselige ringt wie in den Krallen eines wilden Tieres. Was ist die Ursache ihrer Leiden?"

Gaeus, etwas verlegen, antwortete: „Die Liebe."

Er flog weiter mit seinem Gaste, bis dieser vor einer Dachkammer Halt machte, die, trotz der vorgerückten Nachtstunde, noch erleuchtet war. Wieder guckte er durch das Fenster und überblickte einen kleinen Raum, eine Stätte der Armut. Auf einem Bänkchen, an der Wand, saß ein greises Ehepaar Schulter an Schulter, und Elanuh hörte die Alten jammern und wehklagen.

„Sie hat uns verlassen, sie hat uns dem Elend preisgegeben. Was bleibt uns noch übrig, als zu sterben, da sie fort ist, unsere Erhalterin, unsere Trösterin, unsere Einzige!"

„Fluch ihm, der unser Kind verleitet hat," sprach der Greis, und hob die geballte, zitternde Faust gen Himmel. — Und die Greisin, mit dem Aufblitzen des Wahnsinns in ihren trüben Augen, wiederholte: „Fluch ihm!"

„Komm näher, Gaeus," sprach Elanuh, — „sieh diese Armen,

und sage mir, welche Macht konnte eine gute Tochter bewegen, ihre Eltern, die hilflosen, — die sterbenden, in solchem Elend zurückzulassen?"

Gaeus senkte das Haupt und murmelte: „Die Liebe."

Abermals nahmen sie ihren Flug, und plötzlich schoß Elanuh aus seiner Höhe zu einem kleinen, ebenerdigen Hause herab. Er schmiegte sich an das Fenster einer einfachen, weiß getünchten Stube, und erblickte ein liebliches Mädchen, das halb ausgekleidet an ihrem Bette lehnte. Mit dem Ausdruck der Todesangst ruhten ihre Augen auf einem jungen Manne, der vor ihr stand, verstört und bleich.

„Geh," beschwor sie ihn — „der Vater erwacht. — Geh — was willst du von mir?"

„Dich fragen: Ist morgen deine Hochzeit?"

Sie brach in Tränen aus: „Quäle mich nicht — frage nicht, was du weißt."

„So ist deine Hochzeit?" sprach er knirschend.

Das Mädchen schluchzte: „Du weißt es ja, und wem mein Herz gehört, das weißt du auch."

Wild und glühend sah er sie an: „Wenn du nicht lügst, einen Kuß denn! — den ersten, den letzten: Ich will's!"

Verstohlen zog er mit der Rechten ein Messer hervor, riß mit dem linken Arme die Widerstrebende an sich, küßte sie und stieß ihr den Stahl in die Brust.

„Alle guten Geister!... Was hat diesen Mann zum Mörder gemacht?" fragte Elanuh.

Gaeus verhüllte sein Antlitz und antwortete: „Die Liebe."

„Und das ist das beste, was es auf Erden gibt?" rief sein Gastfreund entsetzt. „Der gnädige Schöpfer steh' mir bei. Ich wünsche nichts mehr von eurem besten zu sehen. Lebe wohl."

„Verweile," bat Gaeus. „Ein unglücklicher Zufall hat uns geführt. Ich zeige dir andere Bilder."

„Sei bedankt, du vermagst mir keine zu zeigen, welche mich diese vergessen machen könnten."

Und ehe Gaeus ihn zurückhalten konnte, war Elanuh entflohen nach seiner kühlen Heimat.

Ein Glücklicher.

In einer armseligen Hütte kam ein Knäblein zur Welt. Blaß und schmächtig lag es in den Armen seiner Mutter. Diese fühlte sich sterben und jammerte: „Was wird aus meinem hilflosen Kinde werden?"

Da trat ein Engel an ihr Lager: — „Ein Glücklicher!" sprach er, die Hand auf das Haupt des Neugebornen legend.

„Willst du ihn groß und geehrt machen?" rief die Mutter aufleuchtenden Blickes. „Willst du ihn schmücken mit Schönheit ohne Makel, mit Weisheit ohne Fehl? Willst du ihm den Genuß der Reichtümer dieser Erde schenken, ungetrübt durch die Angriffe der Mißgunst und des Neides?"

Der Engel erwiderte: „Das kann ich nicht; dem Los der Sterblichen kann ich ihn nicht entziehen; wie alle seine Brüder muß er beides erfahren — Gutes und Böses. Aber einen Segen sprech' ich über ihn bei seinem Eintritt ins Leben. Er soll kein blind vertrauender Tor und dennoch ohne Gedächtnis für das Böse sein, das die Menschen ihm antun werden. Die Erinnerung an das Gute jedoch, das er sie vollbringen sehen und selbst durch sie genießen wird, soll sich unauslöschlich in seine Seele prägen. Stirb in Frieden, du hast einen Glücklichen geboren."

Der Gottesleugner.

Ein Gottesleugner starb. Drüben im Jenseits traf er zu seiner entsetzensvollen Überraschung den, dessen Spur ihm auf

Erden unfindbar gewesen, den Schöpfer, den Erhalter, den Urquell alles Lebens.

Da warf er sich auf sein Angesicht nieder und rief: O Herr, du bist, und ich blinder Wurm habe dein Dasein verneint. Nun richte und verdamme mich!"

Aber unendlich mild und gnädig neigte sich ihm der Herr. „Sei getrost," sprach er. „Du hast deinen Nächsten geliebt und ihn gelten lassen; du hast deine eigene Überzeugung nicht für die allein richtige gehalten und die nicht gehaßt, verachtet, verleumdet, die sie nicht teilten. Ob ein armes Menschlein wie du an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz? erfülle ich darum weniger das All? — Die aber, die das Gegenteil von dem tun und unterlassen, was du getan und unterlassen hast, und sich dabei berühmen, in meinem Dienst und zu meiner Ehre zu handeln, die freveln, die versündigen sich an meiner Majestät, sie werde ich zur Rechenschaft ziehen. Dich, du harmloser Tor, nehme ich auf in mein Himmelreich."

Die Verfemte.

Wenn die Freuden Versammlung halten, findet so mancher verlotterte Gesell sich ein. Die hohen, die reinen gehen an ihm vorbei, zürnend, gleichgültig, wohl auch mit einem mitleidigen Lächeln.

Eine Freude nur wird immer hinausgeworfen, weil sie gar so gemein ist — die Schadenfreude.

Die Anhänger.

Ein Schneckenmännchen, voll Ehrgeiz und großen Ideen, — mit gutem Recht der Stolz seiner Nation, — unternahm es, an einer hochpolierten, steinernen Gartenbank emporzuklimmen.

Dort oben, meinte er, müsse ein weiter Ausblick und eine ganz neue Weltanschauung zu gewinnen sein.

Nach langem mühe- und gefahrvollen Ringen gelang es ihm endlich, die Kante der Banklehne zu erreichen.

Behaglich sah er sich um und dachte: Am Ziele seiner Wünsche zu stehen ist doch wunderschön; es gibt der Schnecke ein äußerst wohltuendes Selbstbewußtsein. Übrigens habe ich mich umsonst geplagt, denn die Welt nimmt sich von dieser hohen Warte nicht anders aus, als von meiner alten Wohnung im Felsenspalt.

Das sagte er auch seinen zahlreichen Anhängern, die sich ringsum im Grase versammelt hatten, um ihn zu bewundern. Aber sie erwiderten: „Verzeih', das können wir nicht glauben. Dein Haus badet im Azur, deine Hörner reichen ans Himmelsgewölbe. Bei Tag kannst du schwelgen in Sonnennähe, bei Nacht Fangball spielen mit den Sternen. O, du Großer, sei auch großmütig, gönne deinen treuen Anhängern Anteil an deinem Glücke! Hilf deinem Nebentier, hilf ihm zu dir hinauf!"

Immer hartnäckiger bestürmten sie ihn, und begannen schon, ihm von allen Seiten nachzukriechen. Da er einsah, daß sie Vernunft nicht annehmen wollten, oder vielleicht nicht — konnten, wohl auch geschmeichelt durch ihr Vertrauen, tat er, was sie verlangten. Er kam den Tollkühnen entgegen, beschützte die Zagenden, bugsierte den, schob jenen vorwärts ... alles vergeblich. Die Schnecken waren ungeschickt, und als sich zuletzt gar zu viele von ihnen auf einmal an den Herrn Patron ankletteten, verließ ihn die Kraft, und er plumpste samt seinen Klienten auf die Erde nieder.

Da schämte und grämte er sich sehr und verlor seinen ganzen Anhang. Alle seine ehemaligen Verehrer aber erklärten einstimmig: Die Leute an sich reißen und sie dann ohne weiteres fallen lassen, ist doch gar zu schnöde! —

Die Ausgestoßene.

Eine Köchin wollte Vanille kaufen und trat in einen Laden, den sie seiner Ausstattung nach für einen Gewürzkram hielt. Die Wände desselben waren bis zur Decke mit Schränken verkleidet, und jeder Schrank hatte Abteilungen und Unterabteilungen, und diese wieder hatten Fächer und Fächerchen, Laden und Lädchen, und bis zur kleinsten waren alle etiquettiert und numeriert. In der Mitte des Saales befand sich ein Tisch, an dem viele bebrillte Herren von ernstem und gelehrtem Aussehen saßen. Sie beschäftigten sich damit, Püppchen anzufertigen nach Vorlagen der Bilder berühmter, bekannter, halbbekannter oder auch vergessener Dichter und Schriftsteller.

Wenn die Püppchen vollendet waren, verglich jeder die seine mit denen der anderen, und nun begannen Verhandlungen über die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten dieser Nachbildungen und über den Plan, der ihnen anzuweisen sei. Jeder derselben wurden Buchstaben und Nummern auf den Rücken gemalt, und die Sortierung begann, und jedes Püppchen wurde in das ihm zukommende Fach getan.

— Man erlebt doch alle Tage etwas Neues an Ausstattung der Ware, dachte die Köchin und wollte schon eine Stange Vanille im Goethekostüm verlangen, als die Gesichter der Herren am Tische sich beängstigend verdüsterten.

„Wir müssen endlich zum Beschluß über die Gefangenen kommen," sagten sie, und winkten einem Saaldiener, der eine Hühnersteige vor sie hinstellte, in welcher sich ein halbes Dutzend lebendiger Gestalten, Männlein und Weiblein, befand. Sie trugen teils ländliche, teils städtische Tracht und verbreiteten einen frischen Harz- und Erdgeruch, der den Herren so unangenehm war, daß sie sich die Nasen zuhielten. Dann entnahmen sie dem Käfig eines der zierlichen Wesen nach dem anderen.

Ein Messen begann, ein Wägen, ein Versuchen, sie unterzubringen in das richtige Behältnis.

Aber sie paßten nirgends hin; Fächer und Lädchen, so viele ihrer waren, erwiesen sich als zu groß oder zu klein, als zu breit oder zu schmal für die eigentümlichen Erscheinungen. Die Herren waren ratlos und fragten: „Was soll man anfangen mit solchen Mißgebilden, die sich in gar keine Kategorie einteilen lassen?"

Da trat die Köchin vor, stellte ihren Korb auf den Tisch und sprach: — „Gebt sie mir da herein, ich bringe sie meinen Kindern zum Spielen mit." Gern wurde ihr willfahrt; auf ihre Bemerkung jedoch, sie glaube einen Gewürzladen betreten zu haben, mit Strenge geantwortet: „Würzig sei hier nichts, und sie befände sich in einem Taxierungsbureau."

Sogleich sagte sie, daß sie nicht länger stören wolle und ging hinweg. In ihrem Korbe aber erhob sich plötzlich ein wunderlieblicher Gesang. Von selbst öffnete sich der Deckel, und die Gestalten schwebten heraus. Sie hatten Flügel bekommen, wuchsen und wuchsen in der frischen Luft und schwirrten umher wie Lerchen. Ihre Lieder weckten ein Echo in den nahen Bergen.

Die Köchin glaubte sie für immer entschwunden, fand aber ihre Gesänge wieder auf den Lippen der Kinder, in den Herzen der Menschen und in ihrer eigenen Brust.

Der Verwöhnte.

Die Göttin des Glückes verließ einen ihrer Lieblinge. Weil sie ihm aber noch im Scheiden einen Rest von Huld bewahrte, sprach sie zu ihm: „Einen Schein von mir sollst du behalten. Er sichert dir bis an dein Ende Einfluß, Macht, die Gunst und das Vertrauen der Menschen."

Dabei nahm sie einen Strahl aus ihrem Sonnendiadem und warf ihn dem einst Geliebten zu.

Er wich aus.

„Was tuſt du?“ fragte die Göttin; ein Schein von Glück gilt auch für Glück.“

„Dem nicht, der dich ganz beſeſſen,“ ſprach er, und wandte ſich ab. „Elend ſein und glücklich ſcheinen, iſt die größte Qual.“

Prophetenlos.

Ein Prophet, eine Leuchte der Welt, war fern von ſeiner Heimat hochbetagt geſtorben. Tauſende hatten ihm das letzte Geleite gegeben und ſich dann zerſtreut. Seine Jünger jedoch blieben trauernd an ſeinem Grabe ſtehen, und einer von ihnen ſprach:

„Wie gern wüßte ich, ob ſich auch an dieſem Großen, dieſem Weiſen und Guten, an dieſem Wohltäter der Menſchheit das gewöhnliche Prophetenlos erfüllt! Wie gern wüßte ich, ob auch er daheim nichts gegolten hat!“

„Überzeugen wir uns davon an Ort und Stelle,“ verſetzte ein Zweiter. „Ich ſehne mich ſehr, die heilige Stätte kennen zu lernen, an welcher er geboren ward und ſeine beſten Mannesjahre verlebt hat.“

Die beiden traten die Wanderung an, und feierliche Wehmut ergriff ihre Herzen, als ſie in der Nähe ihres Reiſezieles anlangten, eines hübſchen Städtchens, das zwiſchen grünen Hügeln und wohlbebauten Feldern dalag und in der Morgenſonne ſchimmerte.

Die Jünglinge begaben ſich nach dem Marktplatze, wo das Rathaus ſtand, und wollten eben an die Tür pochen, als ſie ſich öffnete und der Bürgermeiſter, begleitet von einem Dutzend Räten, heraustrat. Er ließ einen flüchtigen Blick über die Fremden gleiten und ſchien unangenehm verwundert, als dieſe es wagten, ihn ohne weiteres anzureden.

Mit halbem Ohre hörte er ihre Mitteilung an, daß ſie die

Überbringer einer erschütternden Botschaft seien, sagte: „Bedaure, bedaure," und wollte vorübergehen. Aber einer der Jünglinge hielt ihn am Ärmel fest, und der andere sagte:

„Der größte Mann, den eure Stadt je hervorgebracht hat, ist in unserer Weltstadt verschieden."

Bei diesen Worten verbreitete sich ein patziges Lächeln über die Züge des Bürgermeisters und über aller die seiner Beamten. Dreizehn Gesichter nahmen plötzlich denselben Ausdruck an, in dreizehn Köpfen stieg ein und derselbe Gedanke auf: Der größte Mann ist nicht gestorben, denn ich lebe!

Nun riefen die Jünglinge der stumpfen Gilde den Namen des Verehrten zu; er brachte nicht den geringsten Eindruck hervor. Die Räte zuckten die Achseln, und der Bürgermeister sprach:

„Von seiner Berühmtheit ist hier nichts bekannt. Übrigens, seht die alte Frau, die daher kommt, die gehört zu seiner Familie, die wird euch bessere Auskunft über ihn geben können, als wir. Sprecht aber laut, denn sie ist halb taub."

Voll Ehrfurcht gingen die Jünglinge der Greisin entgegen, die eines Blutes mit dem geliebten Meister war, meldeten ihr in schonender Weise seinen Tod und beklagten, daß er in seiner Vaterstadt nichts gegolten habe.

„Nichts gegolten?" wiederholte die Alte, die von der ganzen Rede nur die letzten Worte und den Namen des Verewigten verstanden hatte. Und sehr geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, welche die Fremden ihr erwiesen, und durch die Spannung, mit welcher sie ihrer Antwort harrten, setzte sie mit vertraulichem Schmunzeln hinzu: „In seiner Familie hat er wohl für etwas gegolten, nämlich für einen armen Tropf."

Ungelöste Aufgaben.

Eine kluge Prinzessin wurde von einem beschränkten, aber sehr mächtigen König geliebt und schenkte seinen Werbungen

kein Gehör. Als er immer dringender und infolgedessen lästiger wurde, beschloß sie, ihn für immer aus ihrer Nähe zu entfernen. Dies mußte jedoch in Güte geschehen, denn die Feindschaft des starken Nachbarn wollte die Prinzessin ihrem Lande nicht zuziehen.

So sprach sie denn eines Tages zu ihm: „Deine Treue hat mich gerührt, und ich will sie belohnen. Du sollst mein Gemahl werden, wofern es dir gelingt, die Aufgabe zu lösen, welche ich dir stellen will."

Der König rief: „Nenne sie, wenn es im Bereiche menschlicher Kraft liegt, werde ich sie erfüllen."

„Zieh hin," erwiderte die Prinzessin, „und suche mir die folgenden drei Dinge ausfindig zu machen:

„Ein Vorurteil, das durch Vernunft besiegt wurde."

„Eine Torheit, die so groß ist, daß noch kein Mensch sie begangen hat."

„Eine Lästerung, so schamlos, daß sich keine Zunge findet, um sie zu wiederholen."

Der König lachte und gab Befehl, die Hochzeitsfeier zu bereiten, denn er meinte, in wenigen Tagen schon seine Braut heimzuführen. Dann begab er sich auf die Reise.

Dies geschah vor tausend Jahren, und bis heute ist er noch nicht zurückgekommen.

Die Untrennbaren.

Unter den Göttern war ein Streit entstanden, und infolgedessen erschien eines Tages im olympischen Staatsanzeiger die Kundmachung:

„Der Urheber des dichterischen Genies wird gesucht. Wer sich dafür hält, Mann oder Weib, trete hervor. Apollo und die Musen haben beschlossen, ihm eine in ihrer Nähe leer gewordene Wohnung anzuweisen."

Schon am nächsten Morgen kam durch die Lüfte hergeflogen ein unabsehbarer Schwarm. An seiner Spitze schwebte auf mächtigen, kühn ausgebreiteten Flügeln, in taufrischer Schöne, blumenumkränzt, eine reizumflossene Gestalt.

Ein goldenes Füllhorn ruhte ihr im Arme, und mit überströmender Großmut ausgestreute Segensspenden bezeichneten ihren Weg. Ihr Gefolge schloß ganze Welten in sich: Verkörperungen des Herrlichsten und Höchsten, wie des Furchtbarsten und Scheußlichsten; in nicht unterbrochener Reihe alle Abstufungen vom Wunderbaren bis zum Wunderlichen, lebendig gewordene Spiegelbilder aller Taten und Untaten, aller Leidenschaften, Hoffnungen, Enttäuschungen und Träume. Die edelsten unter den unendlich mannigfachen Gebilden erschienen in hehrer Einfachheit, die anderen, unermeßlich reich geschmückt, schimmerten wie der neugeborene Tag. Ihnen auf den Fersen folgte, das Kainszeichen auf der Stirn, Brandfackeln schwingend, eine dunkle Schar. Blitzähnlich schossen diese Dämonen hin und her, und bei jedem Flügelschlage teilte und verdoppelte sich jede der grauenhaften Ausgeburten; eine riesige schwarze, mit furchtbarer Geschwindigkeit wachsende Wetterwolke, rollten sie, Verderben verbreitend, durch den Raum.

Aber sie hatten ihre Meister. Unscheinbare Wesen, still und mild und dennoch heldenhaft, demütig und dennoch unüberwindlich, wiesen die Unholde in ihre Schranken; und ein Schauspiel boten diese Kämpfe, so voll hinreißenden Schwunges, unerschöpflicher Abwechslung und Neuheit, so voll Gefahr und Triumph, so voll Jubel und Leid, daß die Götter ihm zusahen und horchten in atemloser Spannung. Was jedoch ihre größte Neugier erregte, das war eine kleine, bunte Menge, die inmitten des Gewühles auf einem grünen, blühenden Eilande, wie auf einem rettenden Schifflein segelte. Die schärfsten Kontraste prägten sich in diesen Kleinen aus; Anmut beseelte die meisten von ihnen; das zweischneidige Schwert, das einige führten,

traf, ohne zu verwunden. Sie spielten, waren aber nicht blind für die großen Schicksale, die sich um sie her vollzogen; mit Tränen in den Augen lachten sie, und ihr Lachen glich dem fröhlichen Gesang der Drossel und erheiterte den Olymp.

Momus, der zu den Füßen Melpomenes saß, sprach zu ihr: „Wer sind die? Ich sollte sie kennen, ich kenne sie aber nicht."

Die Muse erwiderte: „Ein nachgeborenes Völkchen ist es, — humoristisches Pack."

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Führerin des Schwarmes, die nun vor den Himmlischen stand. Ein Zauber ohnegleichen ging von ihr aus; sie schüttelte ihr seidenweiches, welliges Haar und sagte mit wonniger Zuversicht:

„Mir und den Gaben, die ich verleihe, verdankt der Dichter den Antrieb zu all' seinem Können und Tun. Ich bin die Phantasie."

Die Götter schwiegen, sannen nach und erwogen noch die Berechtigung dieses Anspruches, als ein Mann, ganz in Eisen gepanzert, sich wuchtigen Schrittes näherte, neben die Phantasie hintrat und seine Stimme erhob:

„Diese Dame prahlt. Ohne mich wird aus dem Können, das sie ihrem Liebling in die Wiege legt, nie ein Tun; ohne mich bleiben seine Hervorbringungen eitel Anfänge und vergehen wie Schaum. Ich bin der Fleiß."

Ein heiteres Lachen folgte dieser Erklärung, und alle Augen suchten den, der es ausgestoßen hatte.

Es war ein schlichter, kräftig gebauter Bursche, mit hellen Augen und roten Wangen. „Meine himmlischen Herrschaften," sagte er, „nur ungern wage ich mich in eure wolkenüberragenden Höhen; doch zwingt mich dazu mein gutes Recht, das ich zu wahren habe. Du, Geniemutter," — so wandte er sich ohne Umstände an die Phantasie, die bei seinem Anblick die schönen Lippen kaum merklich verzogen hatte, — „was würde aus deinen Kindern, wenn ich nicht zu Gevatter bei ihnen stände? Elend

müßten sie zugrunde gehen, erdrückt unter den berauschenden Blumen, mit denen du sie überschüttest, irre geführt durch deine webenden Träume, toll gehetzt auf der Jagd nach deinen lockenden Früchten, verzehrt von deinen rastlos keimenden Gedanken. Und du," sprach er noch strenger zum Fleiße, „du setzest den Sorgen, die mir diese gute Mutter und schlechte Erzieherin macht, die Krone auf. Du Maulwurf, du! Der Eifer, den du ihren Kindern in alle Adern spritzest, tausendmal verwünscht hab' ich ihn. Er zwingt mich, auf Tritt und Schritt hinter den von dir besessenen Genies her zu sein, um sie zu leiten, um sie zu hindern, deinem blinden Triebe folgend, sich tot zu arbeiten in einem toten Schachte. Ja, rühmt euch nur, ihr zwei! Ohne mich wird das Beste, das ihr zu spenden habt, euren Auserkorenen zum Unheil und zum Fluch."

Die Phantasie, der Fleiß senkten die Augen und widersprachen nicht. Apollo jedoch fragte:

„Wer bist du, Einfacher und Schlichter, daß du eine so selbstbewußte Sprache führen darfst?"

Die Antwort lautete: „Ich bin der Verstand."

Da blickten die Götter einander an, einige von ihnen erröteten, besonders Venus und ihr Sohn. Sie senkten die olympischen Häupter und zogen sich zu einer Beratung zurück.

Der Beschluß, der in derselben gefaßt und durch Merkur verkündet wurde, war folgender:

„Wir erkennen die Ansprüche eines jeden von euch auf die in unserem Erlasse ausgeschriebene Wohnung an. Doch haben wir nur diese eine zu vergeben und können, da unser Reich ohnehin täglich an Boden verliert, nicht Raum schaffen für euch alle. Einen aber auf Kosten der beiden anderen zu bevorzugen, widerstrebt unserer ewigen Gerechtigkeit. So nehmt unsern Dank für euer Erscheinen und kehrt zur Erde zurück."

Die Phantasie winkte ihrem Gefolge und flog davon; der Fleiß und der Verstand traten zu Fuße den Heimweg an. Der

erstere, ohne sich umzusehen; der andere jedoch warf, am Himmelstor angelangt, mehr zufällig, als mit Absicht, einen Blick zurück nach den Gefilden der Unsterblichen. Da sah er Minerva stehen, kampfbereit in ihrem Frieden, ruhig und gerüstet. Er beugte sich voll Ehrfurcht; und die Göttin der Weisheit, mit freundlicher Gebärde, ein holdes Lächeln um den ernsten Mund, grüßte ihn.

Die Brüder.

Es lebten einst zwei Brüder, denen die Fähigkeit gegeben war, Macht auszuüben über die Gemüter der Menschen.

Der Ältere suchte die Darbenden auf und sprach ihnen von ihrem Rechte auf Genuß. Er ließ die Arbeitenden die Wonnen des Müßigganges kosten und entflammte die Besitzlosen zum Kampfe gegen die Besitzenden. Verherrlichung aller Handlungen der Armen und Elenden, Verhöhnung und Verdächtigung jeder Tat der Kinder des Glückes war das zweischneidige Schwert, das er mit glühender Überzeugung führte und das ihm einen blind ergebenen Anhang erwarb.

Der Jüngere predigte durch Wort und Beispiel nicht einer bestimmten Klasse, sondern allen Menschen. Er pries die Hochgeborenen und Reichen nicht als die besonders Begünstigten und bejammerte die Niedrigen und Armen nicht als die Enterbten des Geschickes. Er forderte von allen gleiche Strenge gegen sich, das gleiche Mitleid mit dem Nächsten, die gleiche Gerechtigkeit gegen den Feind, und von allen Arbeit. Vom Armen, weil sie Brot ist für Weib und Kind, vom Reichen, weil sie die freiwillige Armut ist. Seine Stimme konnte grollen wie der Donner, und seine Augen konnten dräuen wie der Blitz. Schonungslos schwang er die Geißel über die, die er am meisten liebte und heischte von ihnen fast ebensoviel Selbstverleugnung, wie von sich selbst.

Einmal geschah es, daß die getrennten Wege der Brüder sich kreuzten, und sie einander gegenüberstanden.

„Wie viele Anhänger hast du?" fragte der Ältere den Jüngeren.

„Ich habe Zehn gewonnen," lautete die Antwort, und der ältere Bruder versetzte:

„Und ich Zwanzigtausend."

In der folgenden Nacht hatte jeder von ihnen einen Traum, der ihm die Zukunft zeigte. Der Ältere sah sich im Sarge liegen, umtobt von dem Streite derer, die das Erbe seiner Macht antreten wollten. So viel Redegewandte, so viel kleine Scharen, die sich um dieselben sammelten, und ihren Schmeicheleien und Verheißungen und ihren Anklagen der Mitbewerber Glauben schenkten. In Fähnlein zerstückelt, stob das große Heer auseinander.

Der Führer keuchte und stöhnte im Schlafe; sein Lebenswerk, die Partei, die er gegründet, endete mit ihm.

Der Jüngere sah im Traume Wallerzüge durch die Fluren schreiten. Singend, Blumen und Palmen tragend, pilgerten sie zu einem grünen Hügel, der sich außerhalb der Mauer eines Dorfkirchhofs erhob. Sie kamen aus allen Weltgegenden, fremd in der Sprache, im Aussehen, im Gehaben. Aber am gemeinsamen Ziele angelangt, erkannten sie, daß sie Brüder waren. Sie reichten einander die Hände über dem Grabe und riefen in den verschiedensten Sprachen einen ihnen heiligen Namen.

Es war der des Träumenden — er hatte eine Religion gegründet.

DATE DUE / DATE DE RETOUR

JAN 1 5 1997

NOV 1 4 1996

CARR McLEAN

38-297

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0282229 4

H. Fikentscher, Leipzig.